Schnorr v. K. del. *J. C. Böhme sc.*

Eheliche Verhältniſſe

und

Eheliches Leben,

in

Briefen

von

Joh. Ludwig Ewald.

Fortſetzung

von

den beiden Schriften für Mädchen, Gattinnen und Mütter ſowol, als

für

Jünglinge, Gatten und Väter.

Erſter Band. Mit Kupfer.

Leipzig. 1810.
Bei Heinr. Büſchler in Elberfeld.

Ex
Biblioth. Regiæ
Berolinenſi.

All an der Lieb ſucht etwas Anders, denn den ſie liebet; dieſe allein will den Geliebten eigen, ſelb, ganz haben. Sie ſpricht: ich will nicht das Deine, weder Gold noch Silber, weder dies noch das, ich will dich ſelbſt haben! Ich wills ganz oder nichts haben.

Luther.

Vorrede.

Dieſe Schrift ſoll eigentlich eine Fortſezung meiner beiden früheren Schriften für Mädchen, Gattinnen und Mütter ſowol, als für Jünglinge, Gatten und Väter ſeyn. Dort wurden zwar manche Lagen und Verhältniſſe berührt, die im ehelichen Leben vorkommen; aber bei weitem nicht alle, nicht einmal alle, am häufigſten vorkommende, weil der Hauptzweck jener Schriften war, guten Rath zu geben, wie man ſich für eine glückliche Ehe bilden könne. Auch in dieſer Schrift mach' ich keine Anſprüche darauf, in all den verſchiedenen Lagen und Verhältniſſen zu rathen, die ... ehelichen Leben vorkommen. — Wer kennt ſie nur Alle? — Außerdem wag' ich es nicht, in einem Falle, den ich mir auch gar wol

denken kann, bestimmt zu rathen, wenn ich ihn nicht in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, selbst rieth, weil ich rathen sollte, und den guten oder schlechten Erfolg meines Raths sah, aus dem lezten auch schließen konnte, was ich hätte rathen sollen.

Die Schrift ist in Briefen verfaßt, und durch die Briefe sind bestimmte Lagen und Verhältnisse im Ehestand dargestellt. Daß sie darum kein Roman in Briefen seyn solle; daß ich dabei überhaupt keinen Anspruch auf irgend eine Art von Kunstwerk mache, giebt der Augenschein. Die Briefe hätten wenigstens zu diesem Zweck mehr durch einander geworfen, die Entwikelung der ehelichen Melodieen und Mißtöne hätten bis an das Ende verschoben und alle Personen hätten in Verbindung mit einander gebracht werden müssen, was freilich ohne hohen Dichtergeist und Aufwand hätte geschehen können. Zu meinem Zwek

ſchien mir dies überflüßiger Puz, der immer entſtellt. Die Perſonen ſollten nur in den Briefen, ihren Charakter ſelbſt ausſprechen, alſo den Fall genau beſtimmen, in dem der Rath anwendbar ſeyn mögte. Auch die Rathgebenden ſollten nach ihrem, durch die Briefe beſtimmten Charakter und nur nach ihm rathen, um Jedem, der in ähnlichem Falle Rath bedarf, ſogleich die Phyſiognomie des Rathgebers zu zeigen. Er wird dann ſchon merken, ob er Zutrauen zu dem Manne faſſen kann, der ſo redet. Kann er dieß, ſo wird er dem Rathe folgen. Kann er's nicht; ſo paßt ſicher auch der Rath nicht auf ihn. „Der Lehrer iſt die Lehre", ſagt Richter mit Recht, und die Briefe der Mutter, des väterlichen Freundes, des Predigers ſollten eigentlich dieſe Perſonen ſelbſt erſezen; man ſollte ſie lieb gewinnen, Zutrauen zu ihnen faſſen, durch die Briefe, als ob ſie ſelbſt gegenwärtig wären.

In den Briefen finden ſich Urtheile über manche neuere Schriften. Es ſollten nicht gerade meine Urtheile ſeyn, ſondern Urtheile von Aeone, Edelwald, Adelaide, wodurch das Urtheil über ſie ſelbſt, erleichtert und beſtimmt wird.

Die Beſchreibungen von Gegenden und Landpartieen haben den nemlichen Zwek und noch einen andern: gewiſſe Maximen einer allanwendbaren Lebensphiloſophie, — nicht auszuſprechen ſondern darzuſtellen, die für das Leben mehr Werth als alle ſpekulatife hat, und mehr Gewißheit überhaupt. Landſchaftsgemälde und Idyllen wollt' ich alſo nicht geben. Und ſo hab' ich dann überhaupt ehrlich geſagt, was man hier nicht ſuchen darf, was ich nicht geben wollte, wol auch nicht konnte. Was man hier finden kann, wird ja wol das Weib oder der Mann finden, der es bedarf. Wer nichts für ſeine eheliche Lage bedarf, für den iſt die ganze Schrift nicht. Was ſoll

dem Gesunden Arznei? Nur verlach' er darum nicht den gutmütigen, erfahrenen Arzt, weil er Schinken und Rheinwein, statt Arznei genießt. Das zweite Bändchen wird mit diesem, oder sehr bald nach ihm folgen.

Karlsruhe, am Ende August
1809.

Der Verfasser.

Korreſpondirende Perſonen.

Edelwald, Bräutigam von Aeone. Im Grund für ſtilles häusliches Leben gemacht: aber warm, enthuſiaſtiſch für alles Gute und Schöne, und beſonders eitel auf ſeine Braut, die überall und durch Alles glänzen ſoll.

Aeone, Edelwalds Braut, ein munteres, naives Mädchen, voller Wiz und Talent, das ſie aus Liebe zu Edelwald vielſeitig ausbildet, ob ſie gleich über ſeine Eitelkeit ſpottet. Sie hängt übrigens ſchwärmeriſch an Naturſchönheiten und am Landleben.

Hugo, Selanens Gatte; ein edler Mann, mit Sinn für alles Schöne. Fein-äſthetiſch gebildet.

Selane, ſeine Gattin, ein gutes Weib, das ſich aber aus Trägheit vernachläßigt, und nun keinen Muth mehr hat, mit ſeiner geiſtigen Bildung fortgehen zu können. Sie hat viele Prätenſionen ohnerachtet ihrer Muthloſigkeit; aus ihrer Nicht-Befriedigung entſteht Eiferſüchtelei.

Roſalie R. Reizbar, heftig, ſtolz auf ihre Unſchuld. Unglücklich verheirathet an Grambold.

Wandulf, ein väterlicher Freund von Aeone, Edelwald, Hugo und Selane. Ein edler Mann. Von vieler Bildung und Erfahrung. Verehrer des weiblichen Geſchlechts, und der Edlen dieſes Geſchlechts. Großer Freund der Muſik, von der er viel erwartet. Freimütig, gerade, aber ſanft.

Adelaide B. Rosaliens Mutter. Erhaben, idealisirend, und selbst Ideal. Hoch-religiös; Alles in poetischem Lichte sehend, verschönernd. Sie hat einen hohen Begriff von der Würde der menschlichen Natur, und wendet sich hauptsächlich an das Gefül davon.

Innhalt der Briefe, im ersten Bande.

Erster Brief. Aeone an Edelwald. Beschreibung der Gegend von Stralau. Ihre Vorliebe für das Land und Landpartheien. Beschreibung einer solchen, nach einem sogenannten Berge. Ein Wort über politisirende Weiber. Allmähliche Vertraulichkeit der Gesellschaft. Gemeinschaftlicher Gesang. Aussicht von dem Bergelein. Blick auf Land- und Wasserindustrie. Gleichgültigkeit gegen die Hize; woher? Glükliche Genügsamkeit mancher Menschen. Wenig erwarten und Viel finden.

Zweiter Brief. Edelwald an Aeone. Entzüken über Aeonens Beschreibung. Er bewundert ihre Herablassung zu solchen Gegenden und Menschen. Vorschlag, sich von Düsse c, einem italienischen Sing- und einem französischen Tanzmeister ausbilden zu lassen.

Dritter Brief. Aeone an Edelwald. Vorschlag, sich durch die Zeitung für die elegante Welt, zur Bewunderung ausstellen zu lassen.

Vierter Brief. Aeone an Wandulf. Sie klagt, daß Edelwald auf sie eitel sey, daß er verlange, sie solle mit ihren Talenten glänzen. Sie fürchtet, dadurch selbst eitel zu werden, und einst Edelwalds Liebe zu verlieren, wenn sie nicht mehr glänzen könne; fragt ihn deßwegen um Rath, wie sie sich verhalten solle.

Fünfter Brief. Edelwald an Aeone. Klage über ihren ſpöttiſchen Brief. Vorſaz ſich zu rächen. Er hat ihn aufgegeben. Reue über den Gedanken. Vertheidigung der Liebhaberei an dem Aufſehen, das der Geliebte erregt. Die heilige Jungfrau und ihr Puz. Was der Geliebte dem Liebenden iſt. — Patrik Peale und Madame Hendel.

Sechster Brief. Wandulf an Aeone. Ueber Eitelkeit und ihre Richtung. Beurtheilung von Edelwalds Eitelkeit. Er liebt noch etwas Beßeres an Aeone, als ihr glänzendes Talent. Ein Beiſpiel von Edelwalds ſchöner Natur; geheime Beweggründe einer Reiſe nach Deſſau. Was Edelwald eigentlich liebt. Billigung ihres Betragens mit Warnung vor Spott. Ueber den Unterſchied zwiſchen geſagtem und geſchriebenem Spott. Warnung vor Eitelkeit. Die Eitle kann nie holdſeelig ſeyn. Angepuzte Holdſeeligkeit. Mittel gegen Eitelkeit. Wahl guter Muſikſtüke, mit herzerhebendem Texte. Religion, das Hauptverwahrungsmittel. Warum? Mittel, auch unter vielen Zerſtreuungen ſeinen religiöſen Sinn zu nähren. Anna Maria von Schürmann, ein Beiſpiel.

Siebenter Brief. Hugo an Wandulf. Einladung, in der ſchönen Jahrszeit aufs Land zu kommen. Ein Wort, über die hohe Freude, ein Cicerone der Natur zu ſeyn.

Achter Brief. Aeone an Edelwald. Spott über ſeine Eitelkeit auf ſie, und ihre Rechtfertigung. Ueber den Unterſchied der männlichen und weiblichen Liebe. Alle ſeine Wünſche ſollen erfüllt werden. Von den Vortheilen der Deklamationsübungen, beſonders bei

Weibern. Nachricht von einem, auf ſie gemachten Sonnett.

Neunter Brief. Edelwald an Aeone. Weitere Vertheidigung ſeiner Eitelkeit. Das Gute ſoll verborgen bleiben; das Schöne ſoll geſehen werden. Warum er ihr nichts von dem Zwek ſeiner Reiſe geſchrieben hat. Was man an Männern liebt. Sie ſoll über Kotzebues Philibert und den fils naturel von der Frau von Genlis urtheilen.

Zehenter Brief. Aeone an Edelwald. Ueber den Schlußakord ſeines Briefs, der alle Diſſonanzen auflöſete. Sie will recht glänzen, wenn er kommt. (Das war der Schlußakord.) Beſchreibung eines Zugs nach Nekerſteinach. Muſik, Tanz in einem Dorfe. Delikateſſe eines jungen Landmanns, gegen ſeine Frau. Ausſicht auf den Nekar. Ein Paar alte Leute, die in einer Ruine wohnen und doch glüklich ſind, weil ſie ſich Alles zu gefallen thun. Tanz im Ritterſaal. Mittageſſen im Freien. Rükfahrt auf dem Nekar mit Muſik. Fortdauernder Tanz der Landleute am Ufer. Was ſie mit der Erzälung will. Ihr Urtheil über die beiden Bücher, und über die Marien Magdalenen Bilder. Was ein Pfarrer darüber ſagte. Von Baggeſens Parthenäis.

Elfter Brief. Wandulf an Selane. Freundlicher Tadel ihrer Vernachläßigung. Vergleichung ihres iezigen Betragens mit ihrem vorigen. Die Wahl ihrer iezigen Geſellſchaft, ihrer Lektüre, ihrer Beſchäftigungen. Wie weit dadurch ihr Abſtand von ihrem Gatten werden müſte? Was daraus entſtehen könnte. Ueber ihre Eiferſüchteleien. Nur der edle Mann ſchäzt geiſtvolle, grosherzige Wei-

ber, und ſucht ihren Umgang. Rath, wie ſie ihr Betragen ändern könne. Selane muß ſich nach dem Geſchmak ihres Gatten richten und nicht nach dem, ihrer Mutter. Ueber allzupoetiſche und allzuproſaiſche Weiber. Ueber Ordnung und Reinlichkeit im Anzug. Innere Reinlichkeit. Bitte, ihn nicht zu verkennen.

Zwölfter Brief. Selane an Wandulf. Ihre Betrübniß und innere Empörung über Wandulfs Vorwürfe. Gewiſſensſkrupel. Klage, daß Hugo ſie nicht mehr liebe. Urſachen, die ſie dieß glauben machen. Eiferſucht auf Madame S. Zweifel, Muthloſigkeit. Ein Stral von Hoffnung.

Dreizehender Brief. Wandulf an Hugo. Bemerkung, daß Selane ihm das nicht mehr ſey, was ſie ihm ehemals war. Wink auf die Folgen, wenn das Verhältniß ſo bleibe Beſchreibung von Selanens Gemüthszuſtand. Hugo ſoll ihr Muth einflößen, ſich ihr wieder nähern.

Vierzehenter Brief. Hugo an Wandulf. Er findet Wandulfs Bemerkung richtig, bedauert aber, daß es zur Sprache gekommen ſey. Urſache. Wunſch, daß das Verhältniß beſſer werden möge. Wie das Mißverhältniß entſtanden iſt. Was er ſchon dagegen that. Furcht vor einer blos äußerlichen Aenderung Selanens. Beſchreibung ihres jezigen Zuſtands, der ihm einige Hofnung giebt.

Fünfzehenter Brief. Wandulf an Selane. Die Wirkung ſeines Briefs kommt ihm nicht unerwartet. Es lag an ihr, daß ſich Hugo von ihr entfernte. Scharfer Tadel ihrer Eiferſucht auf Madame S. Warum Hugo den Umgang dieſer Frau ſucht. Verſiche-

rung, daß Hugo sie noch liebe. Wodurch sie ihm wieder ganz nahe werden kann.

Sechszehenter Brief. Selane an Wandulf. Ihre Hoffnung wächset, wegen Hugos Betragen gegen sie. Beschreibung eines traulichen Spaziergangs mit ihm. Sein freundliches Betragen dabei und ihre Freude darüber. Sie versucht, Eins seiner Lieblingslieder zu singen. Wenn sie ihm nur schon ihr Herz ergossen hätte.

Siebenzehenter Brief. Hugo an Wandulf. Selanens ganz geändertes Betragen. Wie sie Alles nach seinem Geschmak einzurichten sucht. Er merkt, daß sie noch etwas auf dem Herzen habe. Wandulf soll kommen.

Achtzehenter Brief. Wandulf an Hugo. Er will nicht kommen. Gute Ursachen. Was Hugo thun soll, um Selanens Herz zu öffnen. Tiefe Herzenskenntniß in der Methode Jesus.

Neunzehenter Brief. Hugo an Wandulf. Hoher Jubel über Selanens geändertes Betragen und ihren vollen Herzenserguß. Auffallende und doch natürliche Delikatesse Selanens. Offenenes Bekenntniß, Vorsäze. Das Anerbieten, auch der Madame S. ihre Schwachheit zu bekennen, wird abgelehnt. Blik auf die Christliche Besserungsmethode.

Zwanzigster Brief. Edelwald an Aeone. Bittere Klagen über die ewigen Zerstreuungen in Stralau. Er kann kein traut's Wort mit ihr reden. Anekdote vom Engagement zu einem Tanz. Reue über seine Eitelkeit auf Aeone. Vorausblik auf ihr künftiges Leben. Rükblik auf den Aufenthalt in Homburg vor der Höhe. Frage, ob er eine Amtmannsstelle auf dem

Lande, oder eine Stelle in Caſſel annehmen ſolle. Um Selanens willen iſt er entſchloſſen, die Erſte auszuſchlagen.

Billet. Aeone an Edelwald. Er ſolls noch nicht thun.

Ein und zwanzigſter Brief. Aeone an Wandulf. Freude über Edelwalds Aenderung. Wodurch ſie bewirkt wurde. Er hat die Folgen einer ſo zerſtreuten Lebensart ſelbſt empfunden. Sie fragt um Rath, ob ſie Edelwald für die Stelle auf dem Lande beſtimmen ſolle, was ſie ſehr wünſcht

Zwei und zwanzigſter Brief. Wandulf an Aeone. Warum er Edelwalds geänderten Sinn erwartete. Er freut ſich darüber, daß er durch eigene Erfahrung bewirkt wurde, und räth zur Annehmung der Landſtelle. Urſachen. Bemerkungen und Rathſchläge für eine junge Gattin.

Drei und zwanzigſter Brief. Aeone an Edelwald. Freude über die Wahl der Landſtelle. Warum ſie ihm nicht gleich dazu rieth. Das Stadtleben iſt ihr zuwider. Beſchreibung eines vornehmen Zirkels. Ueber Geldſtolz und Adelſtolz. Erklärung ihrer Luſtigkeit während ſeines Aufenthalts in der Stadt. Ihre Lebensphiloſophie über dieſen Gegenſtand. Spott über Edelwalds Eiferſüchtelei. Gefahr, eine Koketté zu werden. Was ſie für Brautgeſchenke haben will.

Vier und zwanzigſter Brief. Selane an Wandulf. Ueber Bitten und Bitte gewähren. Schönes Verhältniß zwiſchen ihr und ihrem Gatten. Skrupel, ob ſie gegen den Willen ihrer Mutter, Hugos Geſchmak befriedigen dürfe.

Fünf und zwanzigſter Brief. Wandulf an

Selane. Freude über ihr Zutrauen. Es ist ihre erste Pflicht, die Wünsche ihres Gatten zu befriedigen. Wie sie ihre Mutter dafür gewinnen soll.

Sechs und zwanzigster Brief. Selane an Wandulf. Sie hat ihre Mutter gewonnen, nicht durch Gründe, sondern durch ihr Mutterherz.

Sieben und zwanzigster Brief. Adelinde B. an ihre Tochter, Rosalie R. Sie sucht ihre Tochter zu erheben, und zu stärken, zu Ueberwindung ihres Widerwillens gegen ihren Verlobten. Respekt vor dem Vergangenen. Was ihr Verlobter Gutes an sich hat. Sie soll nie dulden, daß man in ihrer Gegenwart Übel von ihm rede; soll selbst mit Achtung reden von ihm. Einfluß des Aeußeren auf das Innere. Was der Ehestand für das Weib ist. Welche Leiden bildend sind. Wie sie Bramholds Liebe nähren soll. Erhebung über die Erde. Stelle aus einem Liede von Jakobi. Schöne Anlage in unserer Natur, die zu lieben, für die wir viel thaten. Ermunterung zum Vertrauen auf den Lenker ihres Schikſals.

Acht und zwanzigster Brief. Aeone an Wandulf. Beschreibung ihrer Verbindungsfeier auf dem Lande. Bemerkung über die gewöhnlichen Hochzeitsfeiern. Wann man eine Verbindung so feiern sollte. Empfang in Werdau, ihrem künftigen Wohnorte. Bauerndelikatesse und Bauernorientalismus. Was sie in ihrer Wohnstube fand. Ihr Erster Kirchgang auf dem Lande. Die Ersten Besuche in Hannover. Aeone glänzt in einem glänzenden Cirkel. Feine Bildung des hannöverischen Adels. Der fein-ästhetische Ton, ist gleich einem Brillanten-Schmuck. Verlegenheit über die kleinen häuslichen Besorgungen.

Neun und zwanzigster Brief. Wandulf an Aeone. Er bezeugt seinen Beifall über ihr Hochzeitsfest und über Edelwalds Brautgeschenke. Sie müssen seyn, was man von der Gattin erwartet; erfreuend für den Augenblik, und angenehm — unterhaltend im ganzen Leben. Ueber das Leben mit Stadtleuten. Man muß Ansprüche aufgeben, um angenehm unter ihnen zu seyn. Rath über Anordnung kleiner häuslichen Besorgungen.

Dreißigster Brief. Edelwald an das liebe Ehepaar in Werdau. Ueber wahre und falsche Mystik.

Ein und dreißigster Brief. Rosalie Gramhold an ihre Mutter. Sie ist empört über ihren Gatten, will aber nicht klagen, sondern nur Billigung ihres Betragens. Erzälung von Gramholds Benehmen gegen sie; seiner Kargheit, seiner Härte gegen Arme und seiner Verschwendung, seiner kalten Bitterkeit, und seines Mißtrauens in ihre Tugend. Probe eines Dialogs, der Kopf und Herzen scheidet. Besiehen auf ihren weiblichen Rechten

Zwei und dreißigster Brief. Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalie Gramhold. Sie mißbilligt ihr Betragen ganz; besonders ihre Heftigkeit, und ihren übelgerichteten Stolz. Erinnerungen über weiblichen Wohlstand und Meidung eines üblen Scheins. Unaustilgbare Folgen der Heftigkeit. Ueber weibliche Rechte und ihren Gebrauch. Verachtung des Gatten, ein moralischer Selbstmord. Achtung seiner ehelichen Pflichten, Surrogat für Achtung des Gatten. Kein Theil darf die seinigen verlezen, weil sie der andere verlezt. Gründe zur Toleranz gegen unsittliche

Männer. Quell ihres Mißtrauens gegen weibliche Tugend. Die Gattin muß ihm dieſen Glauben wieder einflößen. Einziger Weg, ihn zu beſſern. Bekennen ſeines Unrechts iſt nicht Schwäche ſondern Kraft. Warum ſie nicht ſelbſt kommen will.

Drei und dreißigſter Brief. Roſalie Grambold an ihre Mutter. Sie bereut ihre Heftigkeit, würde ſie auch ihrem Gatten bekennen, wenn ſie nicht deutlich ſähe, daß er ihre Abſicht verkennen, ſie für ſchuldig halten würde. Alles will ſie thun, nach ihrer Mutter Rath; aber ſie fragt, ob denn ihr Nachgeben keine Grenzen haben, ob ſie Grambold auch Liebe heuchein ſolle.

Vier und dreißigſter Brief. Adelaide B. an ihre Tochter, Roſalie Grambold. Erguß ihrer Liebe, Verſicherung, daß Alles vergeben ſey, wegen ihrer Reue. Reue muß aber That wirken; Roſalie ſoll ihre Heftigkeit bekennen, um ſich wieder ſchuldlos zu machen. Vorauszuſehende Wirkung auf ihren Mann. Bekenntniß eines kleinen Unrechts beſchämt den, der ſich eines großen bewußt iſt. Beiſpiel. Sähe ſie auch keine Wirkung, ſo hat ſie doch ihre Pflicht gethan. Liebe ſoll ſie nicht heucheln, ſondern ſich auf Pflichterfüllung beſchränken. Sie macht glückſelig, unabhängig von Glück.

Erſter Brief.

Leone an Edelwald.

Stralau.

Nun ja, ich bin hier in der Reſidenz, mag gerne hier ſeyn, weil Sie es wollen, weil Sie mir noch einige Bildung wünſchen, die ich nur hier ſoll erlangen können. Ich würde auch eine Seereiſe machen, wenn Sie fänden, daß ich Seeluft geathmet und Schiffszwiebak gegeſſen haben müſte, um Sie recht glücklich zu machen, ob ich gleich den ächt-jüdiſchen Glauben in mir trage, daß das Waſſer keine Balken habe. Aber das muß ich Ihnen doch geſtehen: wenn es eine Landpartie giebt, ſo iſt mirs, als wenn man den Fiſch in friſches Waſſer bringt. Die ganze hieſige Gegend iſt zwar eigentlich keine Gegend; ſie iſt platt wie meine Hand, kahl wie unſer hieſiger Paradeplaz, und die Paar Bäume, die man hin und wieder ſieht,

erinnern mich an den Park, den Göthes Höllen-Hofgärtner anlegt. Sie ſehen auch aus, als wären ſie aus dem Elyſium hierher verpflanzt worden, und trauerten, daß ſie nicht mehr im Elyſium wären. — Merken Sie, daß ich in äſthetiſcher Bildung zunehme. Bilder aus Göthe genommen; das iſt ſchon etwas! Ich wills auch gelegentlich anbringen. Bei Ihnen aber immer zuerſt! — Indeß iſt eine Landpartie immer Wanderſchaft in eine Freiheitswelt. Mir iſts wenigſtens, als wären mir Hände und Füße losgebunden, und das Corſet losgeſchnürt, als hätte ſich mein Tanzmeiſter empfolen. Ich athme leichter, ſtelle mich in meine Poſition, in fünfzig Poſitionen, und in keine, die mir la Tour vordrechſelt. Ich hüpfe wie ein Reh, und bin vergnügt wie eine Braut, die von Edelwald geliebt wird. Man ſchlug mir alſo auch zur Veränderung eine Landpartie vor, weil ich mit Entzüken von unſeren Partieen in den Gegenden von Pyrmont, von Drieburg, und in den Lippiſchen Wald geredet hatte. Der Ruhm unſerer kühnen, vielförmigen Berge war über meine Lippen gefloſſen;

und ſo wollte man mich auch auf einen Berg führen. Wir gehen aus, zwölf und ein halbes Paar, Männer und Weiber, Aeltere und Jüngere, Ernſte und Muntere, Steife und Freie. Was ſich in der Stadt ganz gut iſt, ſich aber ſelten ſieht, und noch ſeltener verſteht, das gieng hier bunt und traulich durcheinander. Wir giengen, verſtehen Sie wol, ob es gleich hieß, daß man bis an den Fuß des Bergs eine Stunde Wegs habe. Ein Paar Wagen fuhren nach, um der Schwachen willen, wenn ſich deren finden ſollten, beſonders aber wegen dem Rükweg. Ich freute mich ſchon darüber, daß ich meine Füße wieder einmal nach Herzensluſt brauchen konnte; denn das kann ich in der Stadt nicht. Anfangs war die Unterhaltung noch ſtädtiſch. — Fragen nach dem werthen Befinden der Angehörigen, Urtheile über den neuen Akteur, die Gaſtrolle gebende Sängerin, über das Wetter, mitunter auch von der leidigen Politik. — Geſtehen Sie mir, lieber Edelwald, daß wir Frauen ſchon darum beſſer ſind, als Ihr Geſchlecht, weil wir von Politik nichts wiſſen und nichts wiſſen wollen, und uns Mühe geben, das

zu vergeſſen, was wir etwa davon wiſſen. Eine Frau, die ſich für Politik enthuſiaſmirt, kommt mir vor, als wenn ſie einen Bart hätte, oder Tobak rauchte. — Aber ſobald wir das nächſte Dorf zurük gelegt hatten, wurd' es Anders. Die Menſchen kamen erſt recht zum Leben, als ſie aus dem Stadt-Dunſtkreis heraus waren. Wiſſen Sie noch, als wir in dem lieblichen B—iſchen Garten am Mayn ſaßen, und eine Muſik von Blaſeinſtrumenten hergeſchwommen kam. Als ſie uns nahe war, hörten wir die rauſchenden Töne, und manche kleine Disharmonie, beleidigte beſonders Ihr Ohr. Aber jemehr ſie ſich entfernte; deſto mehr ſchmolzen alle Töne in einander. Das Ganze einte ſich zu einer ſanften Harmonie. Hier wirkte die Landluft und das zwangloſe Zuſammenleben auf die Menſchen, wie dort der ſtill dahinfließende Mayn auf die Töne wirkte. Alles ſtimmte zuſammen, zu Lebensgenuß. Jedes empfieng und gab, und jedem wurde wieder durch beides. Ich ſchlug einen gemeinſchaftlichen Geſang vor, und — denken Sie, es wurd' angenommen. Der dike, ehrliche Padevills ſang aus voller Kehle, ſo-

bald er mir die Weise abgemerkt hatte, und selbst die steife Kommerzräthin Hinkelthau, sang leise mit, doch aus Bescheidenheit und Wohlstandsgefül so, daß man ihre krähende Stimme nicht hörte. Ich mußte immer recht bekannte Lieder und Melodieen vorschlagen, und das war mir eben recht. Sie sind mir lieber als die meisten ganz neuen, weil sie einfacher und herzlicher, vielleicht auch, weil sie schon alte Bekannten sind. Doch war mirs nicht recht, als das Voßische:

Die Sonne kommt! Seht, Gottes Tag —

nicht gehen wollte; ich war aber gleich wieder getröstet, als man zufrieden war, das fromme Gellertsche Morgenlied:

Mein erst Gefül sey Preiß und Dank!

zu singen; und wir sangen wenigstens die fünf ersten Verse von ganzem Herzen; die Uebrigen gefielen mir jezt nicht. Es ist Moral darunter, und diese braucht man sich nicht aus dem Herzen heraus zu singen; man hat sie hinein gesungen und es ist gut, wenn sie drinnen bleibt. Meinen Sie nicht auch, lieber Edelwald? Nun kamen wir an das Voßische:

Im Freien ſind wir frei;

und ob ich es mit ganzem Herzen ſang? Dann kam das, von Salis auch aus meiner Seele gedichtete:

Wie ſchön iſts im Freien!

bis auf die lezten Strophen, die ganz unliebliche Erinnerungen aufregen, und die lezte, die gar von Deſpoten ſpricht, an die ich nicht erinnert ſeyn, von denen ich nichts wiſſen und hören mag. Dann folgte:

Willſt du frei und luſtig geh'n
Durch dieß Weltgetümmel;
Mußt du auf die Vöglein ſeh'n,
Schwebend unter'm Himmel.

und die Lerchen akompagnirten ſchön, ſie waren der Text, die Erklärung und der Beweis des Textes zugleich. Noch ein Paar Andere, und jezt waren wir am Fuße des Bergs. Die Wahrheit zu ſagen: ich ſah keinen Fuß und keinen Berg. Doch war wirklich eine Anhöhe vor uns, über die man nicht hinausſehen konnte. Uebrigens liefen die Aeker bis auf die Spize — nein! es war keine Spize — bis auf die höchſte Fläche der Anhöhe. Wir ſtiegen hinauf, und es

war doch wirklich eine Art von Aussicht oben. Unter ganz kleinen Personen ragt auch der Kleine noch hervor. So gieng es diesem Hügel. Und eine ganz eigene Art von Aussicht, besonders am Abend. Durch Baumgruppen durch, blikte ein Flüßchen, im Glanz der sich neigenden Sonne. Es hängt mit der Weser zusammen. Man sieht also kleine Schiffe mit Masten und Segeln darauf. Es war zugleich Erndte; das ganze Feld voll Kornwagen, die beladen wurden oder fortfuhren. Schiffe und Heuwagen waren denn für das Auge vermischt. Wasser und Land, Industrie auf Schiffen und auf dem Feld umfaßte Ein Blik. Das Alles schwebte nebeneinander, hintereinander, dekte sich, mischte sich und schied sich in mannichfaltigen Gruppen, oft in sonderbarer Beleuchtung. Mir machte es gar wol. Doch; ich muß noch von dem Tag erzälen. Es war sehr warm; aber die Wenigsten unter uns empfanden es stark. Wenn unser Inneres recht lebt, so hebt es den Körper über äußere Unannehmlichkeiten weg. Erinnern Sie sich noch des Spaziergangs nach Wildau durch den tiefen Sand, den wir erst an unseren durchsiebten Klei-

dern bemerkten? Wir ſpielten blinde Kuh, dritten Mann und mancherlei andere Spiele, und ſelbſt die Aelteren von der Geſellſchaft miſchten ſich in das Spiel. Unter eine recht breite, ſchattige Linde lagerten wir uns am Mittag, und aßen unſere mitgebrachte kalte Küche, und die Herrn erquikten ſich an dem mitgebrachten, abgekülten Wein. Nach Tiſch wurde geſungen, ein gedachtes Wort erraten und auf der Fläche des Hügels herum ſpaziert. Das Alles nimmt ſich ſo unintereſſant aus, wenn man es beſchreibt, und es war doch ſo intereſſant, als wir es genoſſen. Der Menſch bedarf wirklich wenig, um zu genießen, wenn ſein Inneres offen iſt für Genuß. Weil mich meine Geſellſchaft ſo oft von herrlichen Ausſichten hatte reden hören, wollte ſie mir auch eine ſchöne Ausſicht zeigen, und führte mich dahin, wo ſie ſich präſentiren ſollte. Ich ſah und ſah nach dem Flek hin, den man mir zeigte, oder vielmehr, ich ſah darüber hinaus. Sie wiſſen: man ſucht immer das Glük in der Ferne, was in der Nähe liegt. (Wol gemerkt! das wird aber bei mir zu einer gewiſſen Zeit anders werden!) Ich konnte

nichts sehen. „Wo ist denn die Aussicht?“ fragt' ich endlich ganz verlegen. „Hier dicht vor uns! Sehen Sie denn nicht?“ schrieen die Weiber besonders. Freilich, das hatt' ich längst gesehen. Es war ein grünes Plätzchen mit ein Paar Eichbäumen! — Ich erstaunte; aber ich lachte nicht. Gott bewahre! Ich freute mich dieser genügsamen Menschen, die an diesem grünen Plätzchen mehr hatten, als ein Paar unserer jungen Herrn aus der Stadt, die le grand tour gemacht hatten, und das: nichts bewundern, wol gar — Alles tadeln, als die seltene Frucht ihrer Reisen zu Tage legen, die so viel genossen haben, daß sie am Ende nichts mehr genießen können, die nur angeben, wie die Gletscher noch anders gruppirt seyn könnten, um sich vom Rigi aus, recht malerisch auszunehmen, und wie eigentlich der Vesuv brennen müste, wenn er poetisch-erhaben erscheinen wolle. — Ich gebe Ihnen diese Weisheit wirklich wieder, wie ich sie empfangen habe. — Wirklich, lieber Edelwald! wenn ich sehe, wie herzlich-froh die Bauern sind, wenn sie bei einer verstimmten Geige und einem zweitönigen Baß tanzen, und

dabei ein Paar Schoppen ſauren Landwein mit ihren Schönen trinken können: ſo bedauer' ich die Menſchen, die ſo große Künſtler, ſo viel Seltenes und Koſtbares bedürfen, wenn ſie ſich ein Vergnügen machen wollen. Ich will mir deßwegen gewiß etwas von dieſer Genügſamkeit zu erhalten ſuchen, und nur dann über etwas Mittelmäßiges anſtändigermaßen die Naſe rümpfen, wenn Sie wünſchen, daß ich mich als eine Dame von gutem Ton zeigen ſoll. Kurz: Sie mögen den Kopf ſchütteln, wie Sie wollen: es war ein froher Tag, obgleich der Berg, nach dem wir wallfahrteten, nur ein großer Maulwurfshügel war, und ſich in den Geſang nicht wenig falſche Töne miſchten. Wär' ein gewiſſer Herr Legationsrath, für den ich ein gewiſſes faible habe, dabei geweſen, ich hätte Madame Braun nicht beneidet, die eine Zeitlang auf Isola bella gewohnt hat. Sie müſſen wiſſen: es iſt ein gar ſüßes Gefül, wenig erwarten, wenig zu erwarten Urſache haben, und doch etwas finden. Das empfand ich ſo oft bei verſchloßenen Weibern, (nicht hier in der Stadt) deren ſchlechtes Aeußere nichts als eine gewöhn-

liche Hausfrau verriet, in der ich aber bei näherer Bekanntſchaft einen ſchlichten aber reifen Verſtand, eine zarte Weiblichkeit und eine ſtille Größe fand, die ich bei mancher, von ferne glänzenden Stadt-Donna vergebens ſuche. Nun, leben Sie wol, und verzeihen Sie mir mein unbedeutendes Geſchwäz über einen unbedeutenden Gegenſtand. Doch nein! verzeihen Sie mir es ja nicht! Wenn Sie mich darüber zurecht ſezen, ſo giebt es immer eine Seite mehr in Ihrem Briefe.

Zweiter Brief.

Edelwald an Aeone.

Hochſtadt.

Entzükt haſt Du mich mit Deiner Beſchreibung der Landpartie, köſtliches Weſen! Welches poetiſche Auge, womit Du Alles ſahſt! Welcher poetiſche Geiſt, mit dem Alles von Dir aufgefaßt, idealiſirt und wieder gegeben wurde! Du haſt Aladins Zauberlampe, durch die gleich in einer Wüſte, ein Elyſium geſchaffen, und ein Feenpallaſt hingeſtellt wird, in Einer Stunde. Wenn man die Beſchreibung einer Gegend in Deinen Briefen lieſet, das iſt gerade ſo, als ob man ihren Wiederſchein erblikte in Deinem himmelblauen Auge. Alles iſt zuſammengedrängter, feiner — es iſt eine, gen Himmel gefahrene verklärte Landſchaft, wie ſie kein Pouſſin und kein Claude Lorrain malen kann. Alles iſt eben tingirt mit deinem Weſen, Du

Himmliſche! Gegenden und Menſchen. Aber wirklich ſind Sie recht gut, liebe Aeone, daß ſie ſich herablaßen zu den Alltagsgegenden, die nur durch Ihr idealiſirendes Auge Werth erhalten, und zu den Alltagsmenſchen, die nur durch Sie humaniſirt werden, Ihnen aber durchaus nichts geben, Sie nicht einmal bewundern können. Es mag ein eigener Genuß geweſen ſeyn, als Orpheus durch ſeine Himmelsmuſik, Wölfe und Bären in Bewegung ſezte. Als ſeltene Szene ganz intereſſant! Aber ſicher hätt' Orpheus vor dieſem Publikum nicht oft ſeine Kunſt zeigen mögen, das ihm Beifall nur — brummen und heulen konnte. Wie anders hätten Sie genoſſen und Genuß gegeben, wären Sie mit einem gebildeten Stralauer Zirkel, nach Roſenhayn in den herrlichen Park gefahren, hätten Ihre Guitarre mitgenommen, ſie mit Ihrer Flötenſtimme begleitet, hätten zuſammen ein kleines Drama gedacht, gegeben und gelebt, und alle Welt mit Ihrer unwiderſtehlichen Naivetät entzückt! Ha! wenn Sie mir es dann beſchrieben hätten, in Ihrer lebendigen, poetiſchen Sprache; mir geredet hätten von den Ausbrüchen

des Entzückens aller Kenner von Talenten: was hätt' ich mit Ihnen genossen! Die Liebe kann nicht Anders, als die allgemeine Verehrung des geliebten Gegenstandes wollen. Ist ja die Geliebte seine Gottheit; und welcher Religiöse will etwas Anders, als daß sich vor seiner Gottheit alle Kniee beugen und alle Zungen einstimmen in ihr Lob?

Ich höre, Düssek ist in Stralau angekommen. O! wollten Sie nicht Ihre Fertigkeit auf dem Piano bei ihm noch weiter üben? Was haben Sie für einen Tanzmeister? Es soll ein Pariser jezt dort seyn. Dieser wäre wol der Beste; denn so tanzt man nirgends wie in Paris. Evoli bildet ja schon an Ihrer schönen Stimme fort. Was wird es seyn, wenn ich Sie einmal in der musikalischen Akademie hören kann! Leben Sie wol und sagen Sie mir bald, recht viel von Ihren Beschäftigungen, Verbindungen, Vergnügungen, und auch ein Wörtchen von Ihrer Liebe. Von der meinigen sag' ich Ihnen nichts. Mein ganzer Brief spricht sie aus. Man spricht am besten von Liebe, wenn man sie nicht nennt, wie man am deut-

lichſten von ſeiner Geliebten ſpricht, wenn man ihr blos den Titel: ſie giebt. Nun noch Einmal: lebe wol, du liebe: Sie!

Dritter Brief.

Leone an Edelwald.

Strakau.

Freuen Sie ſich, Edelwald! ich habe ein herrliches Mittel gefunden, Ihre ausgeſprochene, leiſe angedeutete, und ganz verborgene Wünſche auf Einmal zu befriedigen. Anfangs wollte ich Ihnen nichts davon ſagen: aber ich fürchte wirklich, die Ueberraſchung mögte zu ſtark ſeyn; und man hat Beiſpiele, daß Menſchen auch vor Freude geſtorben ſind. Alſo avis au lecteur! — Dieſe Wünſche, mich jeder öffentlichen Anbetung ausgeſtellt zu ſehen, ſollen über all Ihr Denken und Erwarten befriedigt, und zugleich ſoll Ihnen Liebe zu mir eingeimpft, oder wenigſtens dieſe Liebe aufgefriſcht, reſtaurirt werden — durch die Zeitung für die elegante Welt! Sie ſtaunen? Sie begreifen nicht? Hören Sie dann! Im künftigen Monat iſt der Geburtstag unſeres

Fürſten. Ich habe Evoli geſagt, er ſolle mir eine Arie aufſuchen, ganz für meine Stimme gemacht, ſo ſchwer, aber nicht ſchwerer, als ich ſie ſingen kann. Alle Vorzüge meiner Stimme ſollen ſich darin entwikeln, ſagte mir der Italiener; worin ſie beſtehen mag, muß er beſſer wiſſen als ich, oder vielmehr: er allein muß es wiſſen. Die Arie mag einen Text haben, wie ſie will. Der Legationsrath Freiniz hat mir verſprochen, einen andern unterzulegen, der Beziehung auf unſeren Fürſten hat. Dieſe Arie werd' ich am Geburtstage ſingen, vielleicht auch noch eine kleine Rede ſprechen. Natürlich macht das Aufſehen; natürlich muß es auswärts bekannt gemacht werden, wie feſtlich man den Geburtstag des beſten Fürſten gefeiert habe. Unſer Schöngeiſt Freiniz, beſchreibt die Feier, und Sie leſen in der Zeitung für die elegante Welt, den Namen Ihrer Aeone, wie ſie das Feſt durch ihre Flötenſtimme verherrlicht, mit welcher Anmuth ſie die Rede an den Fürſten geſprochen habe. Ich wünſchte nur, daß das Blat gerade an Ihrem Geburtstag in Ihre Familie käme! Wie könnte ich ihn beſſer feiern? — Auf alle

Fülle ſoll Ihnen aus den ſchwarzen Buchſtaben ein Reiz entgegenſtralen, wie er aus meinen, — leider! nicht ſchwarzen, ſondern nur blauen Augen nicht ausſtralen kann; und die feinen Lobſprüche des galanten Correſpondenten, werden Sie angenehmer berühren, als mein, leider! nur herzliches: „O! Sie Lieber!“ Ihr Inneres zu berrühren vermag. Bin ich Ihnen jetzt recht?

Vierter Brief.

Aeone an Wandulf.

Stralau.

Schon lange trug ich mich mit dem Gedanken, Ihnen mein väterlicher Freund zu ſchreiben, und Sie um Ihren Rath zu bitten, in einer Sache, die mir ernſter anliegt, als ich zeigen mag. Aber immer hielt mich ein gewiſſes Gefül zurük, als ſey es nicht ganz recht, wenigſtens nicht delikat, von meinem Edelwald etwas zu ſagen, was nicht meinen vollen Beifall hat, auch ſchwerlich den Ihrigen haben kann. Sie wiſſen, wie mich Edelwald liebt, mit welchen idealiſirenden Liebhaberaugen er auf mich ſieht. Ich betheure Ihnen, daß ich oft das Talent, die Vortreflichkeit, nicht einmal dem Namen nach kannte, was er in mir fand, oder zu finden wähnte, ob ich gleich eben ſo gut überzeugt bin, daß ſein Herz eigentlich etwas ganz Anders in mir liebt

als das, was ihm ſeine Phantaſie vorgaukelt. Sie kennen ſeine hohe äſthetiſche Bildung und ſeinen Enthuſiasmus für Alles, was ſchön iſt. Dieß, und die Gewohnheit, alle ſeine Umgebungen höchſt geſchmackvoll zu ſehen, und die Liebe zu mir, und ein gewiſſer Stolz auf mich, und ich weiß nicht, was Alles, hat ſeiner Liebe die ſonderbare Richtung gegeben, daß ich nicht blos alle meine Talente ausbilden, ſondern — damit glänzen ſoll. Ich ſoll nicht blos wie andere gebildete Mädchen, ſingen, ſpielen, zeichnen, tanzen. Uebertreffen ſoll ich ſie Alle. — Das iſt mir nun gar nicht recht. Ich habe meine Eitelkeit, ſo gut wie Andere: aber eben darum kann mirs nicht recht ſeyn. Ich werde ihm zu gefallen, meine Talente ausbilden, ihm zu gefallen, damit zu glänzen ſuchen; und am Ende, wenn dieß gelingt, werd' ich es, fürcht' ich, mir ſelbſt zu gefallen thun. Und dann wär' ich in die gemeine Eitelkeit verſunken, die Sie mit Recht, die moraliſche Schwindſucht der Weiber nennen. Aber auch um Edelwalds willen iſt es mir nicht recht. Dieß Haſchen nach Beifall, nach Bewunderung für mich, iſt auch Eitelkeit bei ihm;

und Eitelkeit iſt nicht in der Liebe ſo wenig wie Furcht. Die Eitelkeit iſt ein Unkraut, das von ſelbſt und immer ſchneller wächſt, als die Liebe, die erſt in das Herz gepflanzt werden muß. Wenn Edelwald auf die Wirkung deſſen, was er meine Reize nennt, bei Anderen achtet; ſo wird und kann er nicht auf mich achten. Mein Werth in ſeinem Herzen wird immer weniger darauf beruhen, was ich bin, als darauf, wofür man mich hält. Er ſcheint mir auf dem Wege zu ſeyn, meiner auf die Art froh zu werden, wie der Eitle ſeiner Gemälde, Gemmen ꝛc. froh wird, — dadurch daß ſie Andere bewundern. Wenn einmal unſere glänzenden Zirkel die Laune bekämen, mich dumm, plump, unerträglich zu finden: ſo wär' ich in Gefahr, ſeine Liebe zu verlieren. Meinen Sie nicht?

Bisher habe ich ihm kein ernſtes Wort darüber geſchrieben, ſondern nur geſpöttelt, das Produzirweſen lächerlich gemacht, und mich über Naturſzenen, Landparticen und Natürlichkeit überhaupt, herzlich ergoßen, übrigens aber thue ich, was er will. Ich zeichne, ſpiele, ſinge, tanze, deklamire, puze mich, als ob das mein

höchſter Beruf wäre. Dabei wird mirs indeß manchmal in Ernſt bange, daß es mir wirklich eine Art von Beruf werden könnte. Sagen Sie mir denn doch, verehrter Wandulf, was ich thun ſoll, um nicht hinein zu ſtürzen, in den Strudel, in dem ich jezt noch bedächtlich, bis auf eine gewiſſe Tiefe hinein gehe, aus gefälliger Liebe. Leiten Sie mich, wie Sie mich ſchon manchmal leiteten. Sind Sie ja doch ein Genius der beſſeren Weiblichkeit. Seyn Sie auch der meinige!

Fünfter Brief.

Edelwald an Aeone.

Ich hätte Ihnen eher geantwortet, liebe, loſe Aeone, wenn ich nicht durch eine kleine Reiſe wäre verhindert worden, von der ich Ihnen hernach erzählen will. Aber es iſt gut, daß ich Ihnen nicht gleich antwortete; denn ich war böſe. „Was? — ſie kann deiner ſo arg ſpotten? ihren ganzen Wiz ſo an dir auslaßen? Und worüber? weil du ſie ſchwärmeriſch liebſt! Weil du willſt, daß die ganze Welt ſie zu ſchäzen wiſſe! das iſt arg! Ich werde ihr ſchreiben, es thue mir leid, daß ich ihr Lob in der eleganten Zeitung nicht werde leſen können. Ich habe einen Auftrag nach Paris bekommen, werde in den nächſten Tagen abreiſen, und wiſſe nicht, wann ich wieder kommen könne.“ Aber ich ſchreibe es Ihnen jezt nur, um mich ſelbſt zu beſtrafen und beſchämt vor Ihnen zu ſtehen. Eingedenk des Raths, den uns unſer Wandulf

so oft gab: wenn du zweifelhaft bist, ob du dir etwas gegen einen Andern erlauben dürfest, so frage dich nur, wie es dir gefallen würde, wenn er es dir thäte — dacht' ich mirs, Sie antworteten mir etwa, es thue Ihnen leid, daß wir uns so weit entfernen müßten; indeß wollten Sie die Zeit nuzen Ihren Onkel in Hamburg zu besuchen, wozu sich gerade jezt eine gute Gesellschaft fände. Vermuthlich würden Sie den Sommer auf seinem schönen Landhaus an der Elbe zubringen. — Jezt erkannte ich gleich den Satan in mir, den beleidigten Stolz, der dafür die Liebe beleidigen wollte; und ein kräftiges: „hebe dich weg von mir!" schaffte mir ihn vom Hals. Bittere Reue nahm seinen Plaz ein, und leitete mich auf den schönen Weg, den uns unser Wandulf vom Christianismus rühmte, seine Sünde zu erkennen, zu bekennen und um Verzeihung zu bitten, mit dem heiligen Vorsaz, sie nicht wieder zu begehen. Dieß Versprechen sey denn vor Ihnen nieder- und an Ihr Herz gelegt; und Sie vergeben mirs.

Aber liebe Aeone, darum haben Sie nicht weniger Unrecht, wenn Sie spotten über meinen

Wunſch, alle Ihre herrlichen Talente entwikelt, und Sie von Ihrem ganzen Kreiſe ſo verehrt zu ſehen, wie Sie es verdienen. Unentwikeltes Talent iſt eine Knoſpe, in der freilich der Botaniker die künftige Blume erkennt: die aber nicht entzükt und duftet, wie ſie es ſollte. Will man es dem Gärtner verübeln, wenn er den Blumenſtok in ein Klima bringt, in dem die Knoſpe ſich entwikeln, blühen und duften kann? Es iſt Befehlwink der Natur, daß jedes Talent entwikelt werde und Freude ſchaffe, rings um ſich her, wie es Befehlwink der Natur iſt, daß ſich jede Knoſpe entfalte. Oder liebt etwa der Gärtner ſeine Mooſroſe mehr, wenn er ſie im kalten, feuchten Gewächshaus ſtehen läßt, auch wenn der Frühling gekommen iſt? Der fromme Katholik kleidet ſeine heilige Jungfrau, geſchmakvoll und ſchön, damit ſie auch von dem gemeinen Auge erkannt werde, als wofür ſie ein Engel erklärt: als goldſeeligſte der Weiber. Verehrt er ſie darum weniger, weil er ſie auch von Anderen verehrt haben will? Und wenn auch das Ich dabei mit im Spiel iſt; wenn ich dann auch ſtolz darauf bin, von einem ſo vollendeten Weſen geliebt

zu werden; was ist dann Uebles daran? Was haben Sie dagegen, wenn ich keinen Werth haben will, als durch Ihren Werth; wenn es mein ganzer Stolz ist: Aeone liebt mich? Im Grunde blikt doch nichts Anders hervor, als daß Sie der beßere Theil meines Wesens sind, den man am sorgsamsten pflegt, für den man am Meisten thut. Und warum sollte ich das verbergen, meine Aeone? —

Eigentlich muß doch der Mensch etwas haben, was ihm heilig ist, einen Gegenstand der Religion, worin er auch bestehen mag. Ich weiß nicht, wer einmal sagte:

Ohne du, kein Ich;
Wie dein du, so wird auch ewig dein
Ich seyn!

Er hat die Wahrheit gesagt. Der Mensch bedarf eines Bildes, eines Repräsentanten der Gottheit, wie er einer Gottheit bedarf. Die Mutter ist es dem Kind, die Geliebte dem Liebenden, die Sonne dem Peruaner, Christus dem Christen. Wol ihm, wenn er sein Ideal des Großen, Erhabenen, der Macht, Weisheit und Liebe, schon in einem wirklichen Ideale findet;

wenn das Ideal in ſeinem Inneren, von dem äußeren noch übertroffen, alſo geſteigert wird! Gut genug, wenn etwas Aeußeres nur eine bequeme Form hat, in die er ſein Ideal übertragen kann! Am Schlimmſten, wenn er ſich ſeine Gottheit ſelbſt ſchaffen muß! daraus wird denn grober Gözendienſt, ob die Hand oder der Verſtand eine Gottheit geſchaffen hat. Mit inniger Liebe an einem ſolchen Gottesbild hängen, Alles in Rükſicht auf es thun, es in ſich ſelbſt und ſich in ihm fühlen, Eins mit ihm ſeyn, und doch nach immer innigerer Vereinigung ſtreben: das iſt Religion und die Einzige, die ich kenne.

Warum ich Ihnen das Alles ſage, verſtehen Sie wol, und wenn Sie es auch nicht Wort haben wollen. Nun; ſo ſpotten Sie auch meiner nicht mehr!

Ich höre, Patrik Peale iſt bei Ihnen angekommen, und will bei Ihnen bleiben. Wenden Sie doch all Ihren Einfluß an, daß er bleibt. Es wäre eine trefliche Acquiſition. Einer meiner Freunde hat ihn mit der herrlichen Hendel in einem Deklamatorium gehört, und war entzükt von Beiden. Figur, Organ, Mimik, Na-

tur und Kunſt, vereinigt ſich bei ihm, um etwas Treffliches zu produziren. Er ſoll auch Andere in Deklamation üben. — Sie wiſſen nun ſchon meinen Wunſch; ich ſpreche ihn aber nicht aus. Die Zeitung für die elegante Welt, ſchwebt mir noch zu lebendig vor!

Leben Sie wol! Alle Genien des Guten und Schönen mögen Sie umſchweben!

Sechster Brief.

Wandulf an Aeone.

Lilienfeld.

Ich habe ihn erwartet, diesen Auswuchs der Liebe, bei Ihrem Edelwald; fürchten Sie indeß nichts. Wär' er ein holer, leerer Mensch; so würd' ich sagen: fürchten Sie Alles! Aber Sie wissen, daß er das nicht ist. Edelwald hat Eitelkeit. — Welcher junge Mann hat sie nicht? — Er lebt in der Periode, in der sie sich am stärksten regt, und am mächtigsten herrscht. Immer ist es denn doch besser, daß er auf Sie eitel ist, als auf sich selbst; daß er weniger eitel ist auf Ihre Augen, Ihre Gestalt, Ihren Anzug, als auf Ihre Talente. Besser! aber freilich darum noch nicht gut. So scharfsinnig er diese Eitelkeit vertheidigen und sie bis zur hohen Liebe herauf idealisiren mag; immer liegt die Tendenz darin, Ihrer auf die Art froh zu werden, wie der eitle Reiche, seiner Gemälde, Kupferstiche,

Gemmen froh wird, — blos dadurch, daß ſie Andere bewundern, de jouer par les yeux d'autrui, wie Mercier ſagt. Wäre das Alles, was er an Ihnen hätte; kennt' und ſchäzt' er nicht für ſich, Ihren wahren Werth; hätt' ihn nicht, ſtärker als Alles angezogen, Ihre freimütige Geradheit, Ihr, ſich immer gleicher Frohſinn, Ihr Leben und Weben in weiblichem Geſchäfte, in rein-weiblichem Genuß, Ihre Jungfräulichkeit und — Sie verſtehen den Ausdruk! — Ihre Mütterlichkeit: dann könnt' es eintreffen, was leider! ſchon manchmal eingetroffen iſt, daß Sie ihm eine Art von geſchmakvoller Umgebung würden, deren man ſich nur bei feſtlichen Gelegenheiten bedient; daß Sie die Hauptperſon in ſeinem Gefolge wären, womit er zu blenden ſuchte, wie der reiche Parvenü mit dem glänzenden Hauſe, das er macht. Es könnte wol ſo weit kommen, daß er hauptſächlich wollte, man ſolle ihn beneiden; man ſolle wenigſtens denken: welch ein Mann muß das ſeyn, den ein ſolches Weib liebt! Aber ſo weit kommt es bei ihm nie. Es geht ihm mit Ihnen, wie mit ſich ſelbſt. Das Beſte an Ihnen und an ſich ſcheint er nicht

zu kennen; dagegen legt er groſſen Werth auf Dinge, die wenig ſind. Aber ſo gewis er das Beſſere hat; ſo gewis liebt er dieß Beſſere in Ihnen. Das werden Sie finden und er ſelbſt, wenn er einmal recht zum Bewußtſeyn gekommen iſt. Wenigſtens ich trau' es ſeiner ſchönen Natur, ſeinem tiefen Gemüth zu.

Eine Probe dieſer ſchönen Natur! Ohne Zweifel hat er auch Ihnen geſchrieben, was er ſeinen Freunden geſagt hat, daß er eine Reiſe nach Deſſau machen wolle, um das Jubiläumsfeſt des treflichen Herzogs mitzufeiern und Gluks Armide zu hören. Er iſt auch dahin gereiſet, hat freilich die Oper mit angehört: aber ſeine Reiſe hatte einen ganz andern Zwek. Von Ohngefehr traf er auf einen von den vielen preußiſchen Offiziers, die durch den Sturz dieſes Staats, ausſichtslos — unglücklich wurden. Er ſah dem Manne bald an, daß ihm mit Geldunterſtüzung nicht beizukommen war, gieng alſo zu ihm, ſprach mit ihm, Mann zu Mann, fragte ihn nach ſeinem Vaterlande, ſeinen Kenntniſſen, ſeiner Neigung. Nachdem er wußte, er ſey ein geborner Deſſauer, kenne und liebe Landwirth-

ſchaft, ſey auch nicht unerfahren im Rechnungsweſen, ſezt' er ſich in ſeinen Wagen, fuhr nach Deſſau, ſprach mit dem edlen Herzog, und erhielt am Tage des Jubiläums, das Verſprechen, daß der Unglükliche bei der Oekonomie in Wörliz angeſtellt werden, und auf Koſten des Herzogs, ſogleich die Reiſe dahin antreten ſolle. Jezt hört' er die Oper, und freilich mogte er ihn ganz treffen, der herrliche Ausgang nach dem Verſchwinden der Furie, wie Armide ſich ganz dem Gefül der Liebe hingiebt. Wußt er doch, welche Furie er verjagt, welchem Gefül er ſich hingegeben hatte, welches er in einem Edlen, Unglüklichen erregen werde! Gleich nach der Oper ſezt' er ſich wieder in ſeinen Wagen, kam zurük, flog zu dem Offizier, bewegt' ihn zur Reiſe, ſchoß ihm Geld vor, und dieſer reiſete ab, — Alles, ehe Edelwalds Freunde wußten, daß er wieder zurükgekommen ſey. Jezt erzält er aber ſeinen Freunden viel, von dem Chor mit acht Guitarren begleitet, von Mozarts Motette: „Wie Staub und Aſche ꝛc.", von Lehmanns Chor zwiſchen der Predigt, beſonders aber von dem herrlichen Geſang der Demoiſelle

Jaime. Sehen Sie, das war Ihr Edelwald! Gerne hätt' er ſich ſelbſt wol beredet, daß er um der Orer willen nach Deſſau gereiſet wäre. Auf alle Fälle wußte aber ſeine linke Hand nicht, was die rechte that!

Im Grunde liebt Edelwald, Häuslichkeit, und kann ſicher nur im ſtillen häuslichen Leben, auf die Dauer glüklich ſeyn. Aber es iſt ſeine Schwäche daß man ihn für einen Mann vom feinſten Geſchmak halten ſoll. Indeß kommen die Jahre, wo man keinen Werth mehr darauf legt, für etwas gehalten zu werden, ſondern etwas ſeyn will, wenn man etwas ſeyn kann. Iſt das nicht der Fall; ſo wird ſich der Menſch freilich um den Schein bemühen, um ſein Ich nicht ganz zu verlieren: aber iſt er wirklich etwas, ſo kommt er zu ſeiner eigenthümlichen Natur, zu ſeinem wirklichen Geſchmak zurük. Das wird auch der Fall bei Edelwald ſeyn.

Ich billige es ſehr, daß Sie ſeinen jezigen Geſchmak, auch nicht einmal anzunehmen ſcheinen wollen. Sie bewahren ſich dadurch ſeine Achtung, für die Zeit, wenn er zum Bewußtſeyn kommt, daß Sie recht hatten. Sie bereiten

ſich oder vielmehr ihm, einen Reiz, für ſein Gemüth, wenn vielleicht mancher Reiz für ſein Auge geſchwunden iſt; und er wird den Reiz ganz empfinden, wenn Sie ihn nie an die vorigen Zeiten erinnern, wenn Sie es ſelbſt vergeſſen zu haben ſcheinen, daß er je einen andern Geſchmak hatte. Aber ich würde das Reiz- und Arzmittel des Spotts nie ergriffen, nie dazu gerathen haben. Spott beleidigt zu leicht, beſonders wenn er trifft. Und Spott von der Geliebten! Ja; wenn Edelwald den Spott noch aus Ihrem Munde hörte; wenn er dabei Ihre unſchuldige Miene ſähe, und wie die Liebe durch alle Schalkhaftigkeit, aus Ihrem Auge blikt: dann könnt' er ihn nicht mißverſtehen. Aber die todten, ſchwarzen Buchſtaben, erklären und modifiziren nichts. Sie werden blos erklärt und modifizirt, durch die augenblikliche Laune deſſen, der ſie lieſet. Ein geſchriebener Spott ſcheint mit hämiſchem Blik, ſchadenfrohem Lächlen, in einem bitteren, triumphirenden Tone geſagt werden zu ſeyn, wenn der Leſer gerade üble Laune hat; und den nemlichen Spott würde er mit Lachen leſen, wenn ihm eben Alles in

roſenfarbenen Licht erſcheint. Doch, Sie ſind Aeone, und auch in Ihren Briefen ſpricht ſich die Gutmütigkeit und der liebliche Frohſinn aus, dem man nichts übel nehmen kann. Sie haben einmal auf dieſem Wege angefangen. Fahren Sie dann fort, in Ihrem Geiſte. Daß viel Liebe bei dem Spott durchbliken muß, brauch' ich nicht erſt zu rathen; denn wenn ich Ihnen das Gegentheil rieth, konnten Sie es nicht befolgen.

Aber Sie ſind nicht ganz außer Gefahr, wenn Sie, Ihres guten Zweks ſich bewußt, Alles harmlos auf Glänzen und Gefallen anlegen. Sie werden glänzen, werden gefallen, werden alle Augen auf ſich ziehen und allen Mädchen Ihres Alters vorgezogen werden. Man wird keine Augen mehr für Andere haben, wenn Sie erſcheinen. Nur Sie wird man ſingen und ſpielen hören, nur mit Ihnen tanzen, mit Ihnen ſich unterhalten wollen. Und wer auch von Ihrem Wiz gedrükt, von Ihren Kenntniſſen beſchämt wird, ſucht Sie doch auf, dreht ſich doch blos um Sie, um — du bon ton zu ſeyn. Werden Sie dabei ganz gleichgültig blei-

ben können? Ja, wär' Ihr Edelwald immer gegenwärtig; so wollt' ich es wol glauben. Aber wenn das Herz eben jezt nichts hat; sucht man den Wiz, die Phantasie, den Gefalltrieb zu beschäftigen. „Auch ich habe warmes Blut" sagte Emilie Galotti zu ihrem Vater, und hätt' es vielleicht nicht sagen sollen, weil die Unschuld wenigstens nicht weiß, daß sie es hat. Aber: „auch ich habe Eitelkeit", das darf sich jedes Mädchen sagen, und soll's, wenn es ihr nicht ganz an Reizen fehlt. Wer eine Zeitlang glänzen muß, der glänzt am Ende gerne; und wer gerne glänzt, verliert an Innigkeit, an wahrer Weiblichkeit und an Liebe. Die Liebe vergißt sich, und lebt in dem Geliebten; die Sucht zu glänzen, vergißt Alle, und lebt nur in sich. Mehrmals hab' ich nachgedacht über das, was man bei Ihrem Geschlechte: holdseelig nennt, was den höchsten Reiz des Weibes ausdrükt. Und ich fand immer: es ist der schöne innere Mensch, die holde Weiblichkeit, die durch den äußeren Menschen, lieblich durchblikt, diesen verklärt, verherrlicht. Was man wol von dem Schönen sagt, es sey unmittelbare Erschei-

nung des Göttlichen im Irrdiſchen, was auch von wahrer Schönheit wahr iſt, das läßt ſich noch eigentlicher von dem Holdſeeligen ſagen; doch mit dem Zuſaz: es iſt unmittelbare Erſcheinung des Göttlichen in der Weiblichkeit ohne Selbſtbewußtſeyn. Freilich gehört dazu ein Inneres, Göttliches, was erſcheinen kann. Ein regelmäßiges Geſicht, mit griechiſchem Profil und Allem, was zur Schönheit gehört, aus dem aber nichts hervorleuchtet, von göttlicher Milde, göttlicher Liebe, kann nie holdſeelig ſeyn. Eben ſo wenig ein Geſicht, durch Poken entſtellt, oder durch all zu vieles Fleiſch in ſeinen Zügen verſchwemmt. Aber hätt' ein Weib das Alles in ſich vereinigt, und ſie iſt ſich deſſen bewußt, ſo hört ſie auf, holdſeelig zu ſeyn. Sie ſinkt in die Gemeinheit der fein-eitlen Weiber herab, wenn ſie ſich in dieſer Holdſeeligkeit gefällt und ſich dieſem Gefallen überläßt, oder verliert wenigſtens ihre ſchöne Einheit, Kindlichkeit, durch den ſichtbaren Kampf mit Eitelkeit, wenn ſie ſich ihr nicht überlaſſen will.

Und darum — ohne Rükſicht auf alle Gefahren, die dem eitlen Weibe drohen; ohne

Rükſicht auf das moraliſch-Krebsartige, Hektiſche, was die Eitelkeit hat, iſt ſie ſchon deßwegen ſo höchſt verderblich, weil ſie den Frauen ihren höchſten Reiz nimmt, — einen Reiz, der die Männer nicht lüſtern macht, ſondern fromm, und die Weiber nicht ſtolz, ſondern liebend — die Holdſeeligkeit. Darum finden Sie auch in glänzenden Städten, beſonders unter den Weibern die ſich dieſem Glanze hingeben, Schönheiten jeder Art, belles tournures, Grazie, Naivetät, Wiz, Alles, nur dieſen höchſten Reiz nicht. Die „holdſeeligſte der Jungfrauen" war es hauptſächlich dadurch, daß ſie nicht wußte, was ſie war.

Ihnen kann ich das Alles ſagen, theuerſte Neone, weil Sie noch nicht eitel ſind, weil Sie an dem Glänzen und Gefallen noch keinen Geſchmak finden. Einer Eitlen möcht' ich es nicht ſagen. Sie würde ſich auch dieſe Holdſeeligkeit, dieſen, ſelbſt nicht gekannten Reiz, — nicht aneignen, aber anpuzen wollen. Sie würde den Ausdruk dieſer Holdſeeligkeit vor dem Spiegel ſtudieren, ihn, wie einen Korkruz à l'enfant anlegen, und dadurch mehr, als durch

jeden andern Puz verderben, weil das Weib immer ſchlechter wird, je beſſer das iſt, was ſie nachheuchelt aus Gefallſucht.

Aber Ihnen muß ich es auch ſagen, ſo wenig Sie die Nothwendigkeit der Warnung fülen mögen. Es iſt ein Hauptmittel, nicht eitel zu werden, wenn man ſich ernſtlich ſagt: auch du kannſt es werden! Nie iſt der Menſch mehr in Gefahr, zu fallen, als da, wo er wähnt, er könne nicht fallen. Wer verführen will, muß erſt ſicher machen, daß hier keine Verführung möglich ſey; darum waren die Männer sans consequence oft von den bedeutendſten Konſequenzen, für Sittlichkeit und Herz des Weibes. Das Aeußere wirkt auf das Innere, wie das Innere auf das Aeußere; und gewiſſe Reizmittel, die uns Anfangs zuwider waren, können am Ende ſo viel Reiz für uns bekommen, daß wir ſie gar nicht mehr entbehren können. Sagen Sie ſich das oft, liebe Aeone, in dem verführeriſchen Clima, in dem Sie leben.

Sie haben recht, daß Sie Ihre Talente ausbilden, weil Sie jezt Gelegenheit dazu haben, und weil es Ihr Edelwald will. Jedes ausge-

bildete weibliche Talent iſt ein neues Band, das den Gatten an Sie ſchlingt; es macht einen neuen Berührungspunkt möglich, zwiſchen Ihnen und ihm. Alſo, ob Sie darin ſeine Wünſche erfüllen ſollen, davon kann nicht die Frage ſeyn. Beſonders iſt mirs lieb, wenn Sie Ihre Stimme recht ausbilden, ſich recht viel Fertigkeit im Spiel Ihrer Harfe und Guitarre erwerben, und recht viel Ausdruk. Nicht nur hat Muſik den größten Einfluß auf den Charakter deſſen, der ſie ausübt, ſondern auch auf den Charakter deſſen, der ſie hört. Die Fabel von Orpheus hat ihren guten Sinn. Natürlich! Alles, was ein Herz im menſchlichen Buſen fült, das kann die Muſik verklärt, in Tönen darſtellen und erweken. Der Menſch kann ſich ſelbſt ſtimmen, durch Muſik, wie er will; und ſeine Stimmung geht mit ſeinem Spiel in Andere über. Welche Gewalt hat ſich alſo das Weib angebildet, wenn ſie Muſik mit Sinn und Gefül ausüben kann! Sie regt auf und beſänftigt; ſie tröſtet und erfreut; ſie mäßigt die Freude und erhöht die Freude, wie ſie es gut findet. Und welche Wolthäterin kann ſie damit

seyn in ihrem Hause, in den mannigfaltigen Lagen, wo aufgereizt und besänftigt, getröstet und erfreut, Freude gemäßigt und erhöhet werden muß! Aber nur, daß Sie sich nicht von dem unseeligen Zeitgeist hinreißen lassen, und unbekümmert um den Text, blos schöne Melodieen vortragen. Die beste Melodie ist höchstens eine schöne Statue, der Text ist das Auge, das der ganzen Form Leben und Bestimmtheit giebt. Der Text spricht das aus, was dem Gemüth nahe gebracht werden soll; die Melodie bringt es ihm nahe. Ohne Text weiß man also nicht genau, was man uns sagen will. Unbegreiflich ist es mir darum schon längst gewesen, daß man auf gute Texte zu Gesängen so wenig sieht, daß die meisten unserer größten Komponisten ihre Kunst an die elendesten Texte verschwendeten, wie manche Großen, ihr Geld an die undankbarste, platteste Natur. Die meisten Opern sind solche musikalische Schwezingen, Versailles, Aranjuez. Halten Sie sich also für leichte Musik, an Schulzens Lieder, Pfenningers und Reichards Sammlungen, der unter allen Tonkünstlern, noch am Meisten Werth auf gute

Texte legt, auch nicht leicht etwas Schlechtes komponirt, an die Kompoſition von Klopſtoks Oden, von Schillerſchen Gedichten, an die Himmelſche Kompoſition von Tiedgens Urania, und an den Geſang aller Geſänge, an gute Choräle ꝛc. Unter den Neueren empfehl' ich Ihnen beſonders die trefliche Kompoſition der Gellert'ſchen Lieder von Beethoven. Wenn Sie einmal Ihren Geſchmak durch ſolche Sachen gebildet haben, und ſich durch die neuere Modeklimperei und Künſtelei nicht irren laſſen, — was ich von Ihnen eben nicht befürchte; — ſo werden Sie leicht auch einzelne Sachen finden, die Ihr Gemüth berühren und Ihren Geiſt erheben, wie z. B. den treflichen Pilgergeſang von Metaſtaſio: le porte a noi diserra etc. von Tiedgen ſo paſſend überſezt und von Naumann ſo treflich komponirt, Novalis inniges Lied: „Wenn ich Ihn nur habe", mit der eben ſo innigen, frommen Melodie von Luiſe Reichard, oder die zwei Romanzen aus Joſeph, von Mehül.

Aber Liebe, was Sie am Sicherſten vor Eitelkeit bewahren kann, das iſt die himmliſche

Schuzgöttin der Weiblichkeit und der Menschheit, die Stammmutter alles Edlen und Erhabenen, — Religion. O! wenn sich das Gemüth dem Urwesen öffnet, das sich uns offenbart, in Allem, was uns wohlthätig berührt; dem unendlichen Wesen, das uns in dem Endlichen entgegentritt, das jeder höheren Sehnsucht in unserem Innersten, leise Befriedigung zusichert: dann schwindet alles Kleinliche, Vergängliche, wie Nebelgestalten zerrinnen beim Tageslicht. Wenn der Mensch fült, den Gottesadel in seiner Brust, das Hohe in seiner Bestimmung und das Pfand, daß er sie erreichen werde, in jeder Anlage, jedem anerschaffenen, unaustilgbaren Bedürfnisse seines Wesens: was kann ihm das Flittergold der Bewunderung seyn, das nur sein Gewand und nicht einmal ihn trifft? Wenn die Sonne hervortritt, dann erscheinen alle Lämpgen und Lampen und Theaterſonnen in ihrer Erbärmlichkeit. Wer mag einen Kupferstich vom Rheinfall kaufen, wenn er eben den Rheinfall sah? Hat die Seele Einmal etwas erfaßt von dem, der Himmel und Erde erfüllt; hat sich uns ein Sinn geöffnet, für sein menschliches Bild,

Christus, für die hohe Einfalt, mit der Er Gottesthaten that, als theilt' Er ein Stük Brod dem Hungernden mit, und Gottesweisheit lehrte, als wären es Aussprüche des schlichten Menschenverstandes, — für die Demuth, die Willenlosigkeit beider Kraft, „folgsam wie eine Sonnenblume, brennend und ziehend, erleuchtend, und belebend wie eine Sonne, die selber dennoch, mit ihrer milden Gestalt, sich und Völker und Jahrhunderte zugleich, nach der All- und Ursonne bewegte und richtete": *) O! dann Liebe; — ich hoffe, Sie erfuhren es in mancher heiligen Stunde des Gebets, des stillen Naturgenusses, bei dem Lesen seiner Geschichte, — dann spricht es aus unserem Innersten, was jene Königin nur als Wappenhelm aushängte:

Erde,
Du bist mir nicht nöthig;
Du bist mir nicht genug!

Man fült sein Nichts und seine Größe, und beides erregt uns unüberwindlichen Ekel gegen

*) Aus den „Dämmerungen für Deutschland", von Richter. Das schöne Zeugniß für Christus und Christenthum ist uns in dem Morgenblatt gegeben.

alles Eitle, das ſich in Seifenblaſenglanz gefällt und den Glanz nicht in der Sonne, ſondern in der Seifenblaſe ſucht. Alles kömmt nur darauf an, ſich dieſe Eindrüke recht oft und tief zu machen, ſie friſch in ſich zu erhalten, damit ſie nicht ausgelöſcht und nicht überfirniſst werden auf einem glänzenden Bal; damit dieſe Gottesſtimme nicht überhört werde unter dem Beifall rauſchenden nach dem Vortrag einer gefülathmenden Arie oder eines glänzenden Steibelt'ſchen Konzerts. Und dafür weiß unſere Aeone wol Rath. Sagte ſie mir doch ſelbſt, ſie wollt' am Morgen lieber das Waſchen vergeſſen als das Beten; und am Abend komme ſie eher ohne Nachtkleid zu Bett gehen, als ohne einen ernſten Rükblik auf den Tag, und ihre Gemüthsſtimmung während des Tags! Wenn Sie dieſen Sinn noch haben; ſo bin ich für Ihre Reinheit unbeſorgt. Der Mehlthau der Eitelkeit, wird die zarte Blume nicht ſchrumpfen. Freilich könnten Sie unter den vielen Zerſtreuungen, manchmal nicht geſtimmt ſeyn, zu ernſtem Nachdenken über ſich ſelbſt am Abend, oder zu ſtillem Gebet am Morgen. Aber das müſte Sie nicht irren.

Eben dieſe Mißſtimmung zeigt Ihnen die Wirkung der Zerſtreuungen, und die Nothwendigkeit, ſich zu ſammlen. Wollen Sie warten, bis eine beſſere Stimmung kömmt: ſo wird ſie immer ſeltener kommen; und Sie werden am Ende gar nicht mehr geſtimmt ſeyn. Vergeſſen Sie es nicht, was ich Ihnen oft ſagte: Der Menſch kann ſich auch ſelbſt ſtimmen. Wenn man es dem Herzenskündiger klagt, daß man nicht beten könne; ſo vermag man ſchon beſſer zu beten. Sobald man ſich fragt, warum man doch keinen ernſten Blik in ſich ſelbſt thun möge, thut man ſchon einen ſolchen Blik in ſein Inneres. Unterlaßen Sie es alſo keinen Morgen und keinen Abend. Nüzen Sie zu dieſem guten Zwek, die Macht der Gewohnheit, die ſo oft zum Böſen genuzt, oder vielmehr mißbraucht wird. Scheint es Ihnen auch, als hätten Sie keine Zeit dazu. Man findet ja Zeit zum Eßen; warum nicht zum Beten, wenn man erſt weiß, daß man es, wie Eßen bedarf? Auf alle Fälle iſt der Schlaf ein reicher Mann, der viel entbehren kann. Glauben Sie mir, oder vielmehr: glauben Sie ſich ſelbſt, Ihren früheren Erfahrungen: der

Morgen iſt die Jugendzeit für den Tag. Wie man ſich hier erzieht; ſo iſt man während dieſes Tags. Und man erzieht ſich am beſten, durch ernſten, kindlichen Hinblik auf den, der uns hierher ſezte, und auf die Beſtimmung, die Er uns anwieß. Aber freilich muß das Mittel täglich gebraucht werden, wie man täglich eſſen muß. Der, der am beſten wußte, was Beten frommt, lehrte ſeine Schüler, nur bitten, für den Unterhalt Eines Tags, weil Er ſtillſchweigend vorausſezte, daß man alle Tage beten werde.

Mit Einem Wort: ich weiß Ihnen auch gegen die Eitelkeit, keinen beſſeren Rath zu geben, als den weiſen Rath des Weiſeſten:

Wache und bete, daß du nicht fallſt in der Verſuchung.

Ein hohes Beiſpiel von der Macht der Religion über Eitelkeit, iſt die berühmte Anna Maria von Schürmann, die im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts lebte, und in ganz Europa bekannt war. Sie glänzte nicht etwa blos durch ihr muſikaliſches Talent, durch ihren Geſang, ihr Zeichnen, durch die Grazie in

ihrem Tanz; ſie ſchrieb und ſprach holländiſch, teutſch, franzöſiſch, italieniſch, ſpaniſch, lateiniſch, griechiſch, außer manchen morgenländiſchen Sprachen. Sie ſtand in Korreſpondenz mit den berühmteſten Gelehrten jener Zeit. Dabei machte ſie Kunſtwerke aus Wachs, malte Inſekten, ſchnizte Bilder aus Buchsbaum, mit einem bloßen Meſſer, auf deren Eins, tauſend Gulden geboten, die als Wunder angeſtaunt wurden. Alles was nach Holland kam, beſuchte und bewunderte ſie. Man nannte ſie die zehente Muſe, die vierte Grazie, die holländiſche Minerva, das Wunder ihrer Zeit. Sie können denken, wie eitel ſie wurde. Ihr eigenes Bekenntniß ſagt es, ſie ſey von den Lobſprüchen ganz bezaubert geweſen; ſie ſey wie eine Göttin verehrt worden, und habe ſich den Gözendienſt gefallen laſſen. Aber als ſie einen frommen Prediger jener Zeit, einige mal predigen gehört und geſprochen hatte, bekam ſie einen ſo tiefen Eindruk von der Erhabenheit des Chriſtenthums, daß ſie ſich ihrer vorigen Eitelkeit ſchämte, ſich von aller gelehrten Korreſpondenz zurükzog, und nur ihren religiöſen Sinn nährte. Daß ſie

darin zu weit gieng, und, wenn man will, eine Schwärmerin wurde; daß sie zu viel Anhänglichkeit behielt an den Mann, dem sie die Belebung ihres religiösen Sinnes verdankte, ist natürlich. Es gehört ein hoher Schwung dazu, sich auf Einmal loszureißen aus so vielen und starken Fesseln; und bei einem solchen Schwung, wer verliert nicht das Gleichgewicht, wenigstens für eine Zeitlang? Immer beweiset das Beispiel der reinen starken Seele, welche Gewalt Religion, auch über die vollendetste Eitelkeit hat.

Sehr vortheilhaft ist es, daß bei Ihnen, der religiöse Sinn auch durch Musik genährt und Musik durch Religiösität veredelt werden kann. Doch, das ist immer der Fall, wenn man das Wahre der Kunst erfaßt hat. Ist es ja das Göttliche, unser innerstes Gemüth Berührende, ich möchte sagen, die, auf Menschen wirkende Gottheit, der Geist Gottes, von dem der Künstler etwas erfaßt hat, und darzustellen sucht; der Tonkünstler durch Töne, der Bildner durch Formen, der Maler durch Umriß und Farbe! Nirgends als an dem Göttlichen in un-

ferem Inneren, ſpricht dieſe verkörperte Göttlichkeit an; nirgends Anders kann ſie anſprechen. Natürlich alſo, daß ſie an dieſem Göttlichen nährt, es bewegt, belebt. Eine Madonna von Correggio oder Raphael, ein Requiem von Mozart, oder ein „Heilig, heilig! von Bach; ein in erhabenem Styl gebauter Tempel, iſt Erſcheinung aus der unſichtbaren Welt, und wirkt mehr oder weniger wie ſie. Es iſt eine Apoſtelſtimme für unſer Aug' oder Ohr, die uns zuruft: „Falle nieder und bete an; der Ort, auf dem du ſteheſt, iſt ein heiliger Ort!"

Ich bitte Sie nicht um Verzeihung wegen dieſes langen und ernſten Briefs. Ich weiß, daß Aeone lange hören und ſehr ernſthaft ſeyn kann, wenn ihr die Sache der Mühe werth iſt. Dieſe iſts ihr aber gewis. Leben Sie wol und geben Sie mir von Zeit zu Zeit Nachricht von Ihrem Edelwald und von Ihrem Herzen.

Siebenter Brief.

Hugo an Wandulf.

Lilienfeld.

Die Natur hat ihr Füllhorn ausgegossen; sie feiert ihr Pfingstfest. Alle Vögel des Himmels haben Sprache bekommen. Mache Dich auf den Weg zu uns, lieber Wandulf. Ich habe Pläze gefunden, die das Gemüth von allen Seiten berühren; Pläze, die zu ernstem Nachdenken, zu süßer Schwermuth einladen, und andere, die unwillkührlich ein Te Deum in uns aufregen. Sie Alle will ich Dir zeigen; und ich weiß es schon: wenn ich den Cicerone der Natur so bei Dir mache, wird es mir seyn, als ob ich bei Schöpfung der Herrlichkeiten mitgeholfen hätte. Außerdem weißt Du auch, wie es ist, wenn man etwas recht Schönes, Liebliches, Gutes genießt. Man mags nicht allein genießen. Man sehnt sich nach einem Freund, der einen guten

Hochheimer mit uns trinkt; dem man eine recht heilige Gegend, still zeigen, bei dem man ihre Wirkung in seinem glänzenden Auge lesen kann; dem man bei dem Gesang einer Nachtigallenvirtuosin, still die Hand drükt und sich den Druk von ihm erwiedern läßt Meine Selane fült das Alles auch; aber sie ist zu sehr im Hause, beschäftigt, kann mich zu selten begleiten, oder ist zu ermüdet, um einen weiten Spaziergang zu machen. Kurz: Du mußt kommen. Auch Selane bittet darum; und ich weiß, daß Du nicht gern einem Weibe etwas abschlägst. Also ich erwarte Dich in den nächsten Tagen.

Achter Brief.

Leone an Edelwald.

Stralau.

Nein; jezt ſag' ich kein Wort mehr, gegen Ihre — Flirre, wie ich es wol ehemals zu nennen mich erkühnte, mich zur allgemeinen Bewunderung heran zu bilden. Ich wähnte in meiner Einfalt, ich ſey blos für Sie und nicht für andere Leute da; es ſey am beſten für ein Mädchen, wenn man gar nichts von ihr ſage; bei dem Haſchen nach öffentlichem Beifall könne man leicht für eine Kokette gehalten, oder gar wirklich ſo etwas werden. Das lezte fürcht' ich indeß nicht ſehr, weil man mir geſagt hatte, die Koketten liebten nicht recht. Hier fülte ich mich ſicher; doch wollt' ich auch nicht einmal Eine ſcheinen; dann aufrichtig geſagt: ich mag dieſe Art von Schmetterlingen gar nicht. Iſts doch nur bunter Staub, wodurch ſie glänzen! Aber

Sie haben mir es gründlich bewieſen, daß ich einfältig bin, daß es zur rechten Mannsliebe gehört', das Mädchen ſeines Herzens zur Schau zu ſtellen; daß der Mann ſie erſt dann recht liebe, wenn recht viele andere Männer ſie bewundern, und daß er es gern mit ihr mache, wie die Katholiken mit ihrem Marienbild. Das Lezte gefiel mir indeß gar nicht. Das wäre mir ſchön, wenn Sie mich nur ſo liebten, wie die Katholiken ihr todtes Marienbild lieben! Die wirkliche Maria wurde wol geliebt, auch wenn ſie nicht gepuzt war! Und ganz anders, als das aufgepuzteſte Marienbild in Spanien! Mit der Liebe von uns Weibern iſt es freilich etwas ganz Anders! Sehen Sie, Edelwald; ich würde Sie eben ſo ſehr lieben, wie jezt, wenn Sie auch gar nicht in die glänzenden Zirkel geſucht würden, wenn man auch von Ihrem Geſchmak, Ihren ſchönen Kenntniſſen, Ihrem Wiz, Ihrer Gabe zu unterhalten, gar nichts ſagte; wenn Sie nur der edle, liebevolle, treſliche Edelwald wären, wofür Sie Ihre Aeone wenigſtens hält. Eher könnte mirs bänglich werden, wenn Sie überall ſo vergöttert

würden. In einer ſchwachen Stunde könnte mich die Beſorgniß anwandlen, Sie würden vielleicht an der ſchlichten Liebe Ihrer Aeone weniger Geſchmak finden, wenn Sie ſich an ſolche Bewunderungsergüſſe gewöhnten. Aber das iſt auch weibliche Liebe! Wir ſind ſo eigenſüchtig; wollen den Geliebten allein haben, lieben ihn ſo beſchränkt, blos um ſeinetwillen! — Mit den Männern iſt es Anders, wie ich jezt merke! — Was mir in Ihrem ſchönen Brief am Meiſten gefallen hat, war die Redensart, oder wie ſoll ich es nennen, daß ich der beſſere Theil Ihres Weſens ſey; oder vielmehr: das gefiel mir daran, daß ich zu Ihrem Weſen gehöre. Nur war es mir wieder ein Beweis von der Unbegreiflichkeit der Männer, daß Sie den beſſeren Theil Ihres Weſens, der (ich mache eine tiefe Verbeugung) ich ſeyn ſoll, zur öffentlichen Bewunderung ausgeſtellt wiſſen wollen, den anderen beſſeren Theil aber, der ich nicht bin, der in Ihrem lieben Herzen liegt, ſorgfältig, ſelbſt vor Ihren Freunden, ſelbſt vor Ihrer Aeone verbergen. Denken Sie, ich wiſſe nicht, warum Sie in Deſſau geweſen ſind? Oder ſoll ich mirs

auch aufheften lassen, daß die Oper und der Gesang der Demoiselle Jaime, Sie dahin gezogen habe? Nun; Sie sollen wissen, daß der bessere Theil Ihres Wesens, der in Stralau sich der schönen Künste befleißet, in vertrauter Freundschaft mit dem Andern lebt, der mit Ihnen in Dessau war, und daß der Lezte dem Ersteren Alles entdekt hat. Hu! welche Vorwürfe würd' ich bekommen, wenn ich eine tiefgedachte, gemüthliche Beethoven'sche Sonate meisterhaft einstudirt hätte, und statt ihrer nun im Konzert, die leichteste Sonate von Danzi spielte! Und ich mach' Ihnen keine Vorwürfe, sondern würde Sie auf Ihre liebe Augen küssen, wenn ich sie erreichen könnte. Sehen Sie nun wie gut ich bin.

Uebrigens referir' ich Ihnen, daß Alles nach Ihren Wünschen eingerichtet wird. Nicht darum und dann erst, weil und nachdem Sie es bewiesen haben, es müsse so seyn. Ich denke die Männer können Alles beweisen, was sie wollen, darum trau' ich auch immer dem Manne mehr als seinen Gründen. Alles geschieht blos deswegen, weil Sie es wünschen. Der Pariser

Tanzmeiſter iſt mein Tanzmeiſter. Ich nehme Stunden bei Düſſec, und übe mich in der ſchönen Deklamation, bei dem talentvollen und gebildeten Peale. Widerſinnig kommt mir aber das jezige Tanzen vor. Ich ſah einmal eine Malteſerin, die mit verbundenen Augen zwiſchen Eiern durchtanzte und doch keins zerbrach. Das war ein Kunſtſtük, aber gewiß keine Luſtpartie für die Tänzerin. Eben ſo ſind die meiſten franzöſiſchen Tänze. Man muß eine Art von Balletttänzerin werden, um nur mittanzen zu können. Tanz ſoll doch Erguß und Ausdruk jugendlichen Frohſinns ſeyn. Alſo — um ſeinen Frohſinn zu befriedigen, muß man ſolche Kunſtausübungen anſtellen, und dann macht die ſchwere Kunſtausübung wieder, daß man nicht froh dabei ſeyn kann. Sonderbar! doch ſeyn Sie unbeſorgt. Sie wünſchen es; und was Andere lernen können, kann auch Ihre Leone lernen. Sie wird es noch beſſer können. Liebe wird ja mehr vermögen als Eitelkeit!

Aber für den Rath, mich im Leſen und Deklamiren zu üben, dank' ich Ihnen in Ernſt, und um mein ſelbſt willen. Das iſt eine eigene

lich-weibliche Uebung. Jedes Mädchen müßte eben ſo gewis, gut vorleſen können, als gut kochen verſtehen. Durch jenes wird das Geiſtige, wie durch dieſes, das Leibliche genießbar. Nur dann, wenn ſie dem Gatten gut vorlieſet, kann er Vergnügen finden an ihrem Vorleſen. Selbſt die Kinder verſtehen Alles beſſer, und es intereßirt ſie mehr, was gut vorgeleſen wird. Einem Kranken in den leidlichen Stunden der Krankheit, oder bei der Wiedergeneſung, etwas Paſſendes, gut vorleſen, iſt Erquikung und Stärkung zugleich. Selbſt das Religiöſe ergreift weit ſtärker und drükt ſich weit tiefer ein, wenn es gut vorgeleſen wird. Und bei Peale denk' ich es ſo weit zu bringen!

Wiſſen Sie denn wol, daß Freiniz ein Gedicht auf die lezte Arie gemacht hat, die ich bei Schrotheims geſungen habe? Es ſoll im neueſten Geſchmak ſeyn, heißt Sonnett, iſt poetiſch zum Todlachen; nur die Verſe klingen wie ein Silberglokchen. Daß Sie mir aber ja nicht mit dem „tönenden Erz und der klingenden Schelle" kommen! Es ſteht ausdrüklich darin,

was er Alles empfunden hat. So galant waren Sie doch nie!

Einen Kuß zum Abſchied! Schreiben Sie mir bald etwas von Ihrer Reiſe nach Deſſau.

Neunter Brief.

Edelwald an Aeone.

Lilienfeld.

Herder hat doch im Grunde Recht: „die Schwäche der Weiber wird Reiz; sie siegen durch das was sie nicht sind.“ Ich möge' es aber bei meiner Aeone etwas anders wenden: sie reizen durch der Schwäche Schein; indem sie sich überwunden geben, siegen sie! Sie rechnen doch wol darauf, daß ichs verstanden habe, was Sie mir vorwerfen, — mit einem so unschuldigen Agnesengesicht vorwerfen, als entschuldigten Sie sich blos? Nein, liebe Aeone; wir wollen unsere Geliebten nicht mit Andern theilen; und ich am Wenigsten. Alles, was Ihnen die Kunst geben kann, macht Sie noch nicht zu einer Aeone. Diese will ich für mich allein behalten. Nichts davon kann und will ich missen. Aber Ihre ausgebildeten Talente kann ich doch wol

bewundern lassen. Das Schöne ist dafür da, daß es gesehen und durch den Schönheitssinn genossen werde; daß es erfreue und glüklich mache. Mit dem Guten ist es anders. Es hört auf, gut zu seyn, wenn es zur Schau gestellt wird. Gleich manchem feinen Oel, verflüchtigt es, wenn man es an die Luft bringt. Wie können Sie mir es denn vorwerfen, daß ich Ihnen nichts von dem Zwek meiner Reise nach Dessau gesagt habe? Dabei war, wenigstens von meiner Seite, nicht einmal etwas Gutes, sondern etwas so Natürliches, daß es jeder Andere an meiner Stelle würde gethan haben, daß nur ein elender, ganz gefülloser Mensch, anders hätte handeln können. Wenn man einen Menschen, ganz ohne seine Schuld, unglüklich, höchst unglüklich sieht; wenn man einen Weg weiß, auf dem ihm vielleicht geholfen werden kann; wer wird dann den Weg unbetreten lassen? Und nun gar — bei dieser Gelegenheit! Kostet es denn so viel Ueberwindung, sich in den Wagen zu sezen, und einem Feste beizuwohnen, das nicht Furcht, Zwang oder Etikette, sondern die Herzen gaben? Kann es Verdienst seyn, eine herrliche Oper anzu-

hören, und eine Gottesverehrung, wie die bei dem Jubiläumsfeſt in Deſſau war, nebenher aber ein gutes Wort ſprechen für einen Unglüklichen, wenn man weiß, daß es, beſonders an einem ſolchen Tag, eine gute Stäte findet? Wirklich, Aeone; dann würd' es unſeren feinen Lüſtlingen leicht, einen Orden pour le merite, — nicht blos zu tragen, ſondern zu verdienen. Thut ihnen doch der Kizel am Herzen noch eben ſo wol, wie der Gaumenkizel! Es hätte mir gut angeſtanden, meiner Aeone viel davon vorzuerzälen, die gar manchmal in drei Nächten nicht geſchlafen hat, um eine Kranke zu verpflegen, und jeden Tag pünktlich einige Stunden darauf verwendet, die armen Ludolfiſchen Kinder zu unterrichten, die wirklich nichts weniger als liebenswürdig ſind! — Nun; ich ſage kein Wort mehr; aber Sie auch keins, über die Deſſauer Reiſe. Und nennen Sie das nicht Beſcheidenheit; es iſt baarer Stolz. Wirklich muß ich ſehr wenig Gutes an mir haben, wenn man mir etwas ſo Natürliches, als eine gute Handlung anrechnen muß.

Arg iſt die verhüllte Nekerei, die Sie mir

hinwerfen, ich liebe wol Ihr eigenthümliches Weſen nicht recht, weil ich Ihnen ſo viele Reize angebildet wiſſen wollte. Indeß mögen Sie wizeln und ſpötteln: man ſieht doch gerne gepuzt, das Weſen das man liebt. Oder liebt' ich darum Ihr ſchönes, muthwilliges Auge nicht, weil ich es gerne hinter einer Loke lauſchen ſehe? Oder Ihr Seidenhaar nicht, weil ich es, gewunden in Griechiſche Zöpfe und durchflochten mit Perlen liebe? Wäre mir der ſchlanke, — nicht Junonen- ſondern Aconenwuchs gleichgültiger, weil ich ihn durch ein feſt anpaßendes Feengewand, in allen ſeinen Wellenlinien beobachten mag? Iſt mir Ihr Fuß darum weniger niedlich, weil es mir wol thut, wenn ein eben ſo niedlicher Schuh, ihn umſchlingt und umglänzt? Und iſt es mit Geiſt und Talenten anders? Sie bilden, heißt, ſie mit geſchmakvollen Umgebungen bekleiden; ſie fülbarer, anziehender, eindringlicher machen. Warum ſollte man das nicht? Aeone; laßen Sie mich nicht auf den Verdacht kommen, als wollten Sie blos durch Ihre natürlichen Reize Alles einnehmen, ohne

Beihülfe der Kunſt? Das wär' Eitelkeit und Stolz zugleich.

Daß Sie mich ohne alle die äußern Reize lieben würden, die Sie mir daher nennen, glaub' ich wol; denn mit ihnen hat mich blos Ihre Phantaſie herausgeputzt; und ich weiß, Ihr Herz liebt blos das Reelle. Ueberhaupt iſt es mit uns Männern ganz anders! Wir ſind eigentlich nicht dazu gemacht, Reize zu haben. Was ein Mädchen von Werth, in dieſer Hinſicht an uns ſchäzt, kann blos der Stolz ſeyn, ohne Reize doch unſern Werth zu fülen, keiner Reize zu bedürfen. Verſtand, Muth, Geiſtesgegenwart, Kraft durch Liebe gehalten, Männlichkeit, und Alles, was ſie ausſpricht, muß unſer Einziger Reiz ſeyn. Wenn wir noch Andere haben wollen; ſo verlieren wir unſeren Werth; und reizend werden wir doch nicht. Trompete wie Flöte geblaſen; ein Dekenſtük wie ein Miniaturgemälde behandelt; Roſtbeef mit Vanillekreme gegeben, paßt nicht, und iſt widrig. Iſt etwa Ihr Freiniz auch eine ſolche Schüſſel? Wenigſtens das Sonnet auf eine gezungene Arie, ſchmekt ſtark nach Vanille. Aber

Verzeihung! Eben erinner' ich mich, daß Vanille Ihr Lieblingsgeſchmak iſt! Nun; damit könnt' ich Sie wol bewirten: aber ein Sonnet bring' ich ſchwerlich zu Stand.

Ich leg' Ihnen hier zwei neue Schriften bei. Philibert, einen neuen Roman von Kozebue, und le fils naturel von der Frau von Genlis. Sagen Sie mir doch Ihr Urtheil darüber. Ich höre Sie gar zu gern, über Bücher urtheilen, und noch lieber mögt' ich Eins geſchrieben haben, das Ihnen recht wäre. Die Maria Magdalena, die Sie zugleich erhalten, gefällt Ihnen gewis.

O! wie ich mich freue, Sie bald zu ſehen, zu hören, an mein Herz zu drüken! Ja, bald! Nicht, was mein Herz: bald heißt, ſondern was man in der Welt ſo nennt.

Zehenter Brief.

Leone an Edelwald.

Stralau.

„Ende gut, Alles gut!“ das iſt ein wahres Wort, Edelwald; denn ſonſt könnt' ich unmöglich ſo zufrieden mit Ihrem Briefe ſeyn, wie ich bin. Sie wollen kommen, bald kommen! Dieſer Schlußakord hat alle Dißonanzen aufgelöſet, die ſich in Ihrem Briefe finden, bei denen ich manchmal das Geſicht häßlich verzogen habe. Giebt es nicht auch ſolche Dißonanzen, in Beweiſen die regelrecht ſind, aber doch das Gefül empören? Gegen die man nichts einwenden kann, die man aber nicht hören mag? Doch, weg damit! Ich halte mich an den Schlußakord! Und wenn Sie denn kommen, Edelwald; dann ſollen Sie ſehen, wie Ihre Lehren gefruchtet haben. Ich werde alle meine Künſte aufbieten, um recht viele Bewunderer um mich

her zu ziehen. — Wenn ich nur das Lachen dabei zurükhalten kann! — Ich werde ſingen, ſpielen, deklamiren, minaudiren, von Empfindung zu Wizeleien, von Wizeleien zu Empfindung übergehen; kurz ich werde mich bemühen, allerliebſt zu ſeyn für die ganze Welt, um — Sie wiſſen es wol!

Aber wenn Sie mich erſt auf einer Landparthie ſehen! — gewis wollen wir einige veranſtalten, wenn Sie kommen! — dann lebt Alles in mir; dann kann ich Alles und will Alles! Wenn ich noch an den Zug nach Nekarſteinach denke, als ich vor einigen Jahren in dem frohen, romantiſchen Heidelberg war! Alles ſo ausgelaßen-luſtig, und doch ſo unſchuldig, ſo fromm, daß Gott und Menſchen eine Freude daran haben mußten! Ich muß es Ihnen nur erzälen; ich genieß es noch einmal, wenn ich's erzäle. Morgens um drei Uhr brachen wir auf. Es war ein heiterer, nicht allzuwarmer Morgen; eine Geſellſchaft von etlich und zwanzig Perſonen. Ein Kahn war voraus geſchikt, mit den nöthigen Viktualien, Wein und Eßwaaren, die wir im Freien zu uns

nehmen ſollten. Es gieng über den Nekar und dann am Nekar hin. Trefliche Nekarthäler öffneten und verſchloſſen ſich. In tauſendfacher Beleuchtung erſchienen die Berge, umwölkten und entſchleierten ſich. Einer gukte hinter dem andern hervor und verſtekte ſich wieder und ſchielte an einem andern Orte heraus. Die Müken ſumſeten, die Fiſche plätſcherten, die Nachtigallen ſangen Adagios in den Büſchen, die Lerchen jubelten Allegros hoch in der Luft. Die ganze Natur war muthwillig, wie wir. Die jungen Herrn hatten die glükliche Idee gehabt, heimlich Musik zu beſtellen und herauszuſpiken. Auf Einmal ſchallten uns Hörner und Klarinetten, von einem Waldhügel entgegen. Sie können ſich unſeren Jubel denken, beſonders den Meinigen, denn Sie wiſſen, was mir Muſik im Freien iſt! Wir walzten ſchon manchmal im Gehen, und zogen hüpfend und ſingend fort bis zu einem Dorfe. Die Muſik blies vor uns her, und natürlich verſammelte ſich das ganze Dorf. Auf einem etwas freien Plaz, ließen wir uns nieder, um etwas Erfriſchendes zu nehmen, und unſern jungen Herrn fiel es ein, zu tanzen.

Sie zogen ein Paar Bauernmädchen und junge Bauernweiber herbei, und dieſe drehten ſich in ihrem luftigen Morgenanzug, tapfer um ihre Tänzer herum. Endlich bekamen die jungen Purſche auch Muth und foderten uns Stadtnympfen auf. Eine Ehre iſt der andern werth! Ich tanzte mit Einigen herum. Einen jungen Ehemann mit einem gar beſcheidenen Geſicht, wollt' ich auffodern: aber er ſchüttelte den Kopf. „Warum nicht?" fragte ich. „Die Frau ſiehts nicht gern!" — „dann hatt' er recht!" antwortet' ich und dacht' ich. Die Delikateſſe des jungen Mannes gefiel mir. Hintennach, alſo zu ſpät fiel es uns ein, daß wir vielleicht den Leuten für dieſen Morgen die Kirche verdorben hätten, das war aber auch wirklich das Schlimmſte, was wir heute thaten. Ermüdet kamen wir auf dem alten, halbverfallenen Bergſchloß Nekarſteinach an, von dem man eine herrliche Ausſicht auf den Nekar hat, deſſen Lauf man eine große Streke weit, mit den Augen verfolgen kann, und die Ausſicht in eine ſchöne, traute, weite, und doch innig ſich an uns ſchmiegende Welt. Sie wiſſen: ich kann

Gegenden nicht beſchreiben; und wer kann es eigentlich? Nur mit Menſchen kann ich ſie vergleichen; und ſtände an ſtell des verfallenen Schloßes, ein geſchmakvolles neues; ſo verglich ich die Gegend mit Ihnen. Warum? das mögen Sie erraten. Ich ſage nur: daß ſie mir ſehr lieb war und noch iſt: daß ich mich nicht ſatt daran ſehen konnte, daß ich immer mehr darin entdekte, jemehr ich ſie betrachtete; daß ſie von jedem Geſichtspunkt aus, bei jeder Beleuchtung anders erſchien, und doch immer traulich und gros! Nachdem wir uns etwas ausgeruht hatten, ſchlenderten wir umher, um Entdekungen zu machen, wie auf einer wüſten Inſel. Auch entdekten wir wirklich mancherlei. Ich unter Andern, in den Ruinen eines alten Thurms, ein Paar alte Leute, die da wohnten, wo ich nichts als Eulen und Fledermäuſe geſucht hätte. Es war die elendeſte Höle, die man ſehen kann. Und doch ſahen die Leute ſo zufrieden aus, bei aller Armuth, die überall durchblikte. Sie hatten ein Paar Kinder, mit denen ſie ſo liebreich umgiengen; ein taubſtummes Mädchen hatten ſie noch zu ſich genommen, ob ſie gleich ſelbſt ſo

wenig hatten. „Aber warum thatet Ihr das?“ fragt' ich den Mann. „J! mein Lieſel wollt' es eben gern!“ antwortete er; und die Frau ſah ihn ſo freundlich an. „Ja;“ ſagte ſie! „he thut mir eben noch was zu gefallen; ich ihm aber auch!“ Da hatt' ich die Auflöſung des Räthſels, warum die Leute in ſo einer feuchten Höle wohnen, ſo arm und doch ſo gut und ſo froh ſeyn konnten. Wenn ſich Mann und Frau noch eben was zu gefallen thun, oder wie wir Stadtleute ſagen; wenn ſich noch häusliche Glükſeeligkeit findet: dann geht Alles gut, und man wird gut, ohne zu wiſſen, wie es zugeht. Unſere junge Herrn hatten eine andere, zwar nicht ſo gemüthliche, aber doch luſtige Entdekung gemacht. Sie waren in dem alten Schloß herumgekrochen und endlich in eine Art von Ritterſaal gekommen, hatten ihn auch für unbewohnt gehalten, und darin angefangen, ſich im Fechten zu üben. Auf Einmal erſchien aber der freundliche Bewohner des Schloſſes mit ſeinen Töchtern, die die Herren willkommen hießen, und ſie baten, ſich nicht ſtören zu laſſen. Die Töchter aber verrieten bald einen ganz andern

Plan. Sie ſprachen von der Muſik, die wir bei uns hätten, und von den herrlichen Walzern, die ihnen ſchon von dem nächſten Berg entgegen erſchallt wären. Kurz; unſere männliche Geſellſchaft merkte bald, warum es ihnen zu thun war, holten die Muſik herbei, und in Zeit von zehen Minuten, war ein völliger Ball im Gang. Welche Freude die Mädchen hatten, daß ſie ſo unerwartet, bei einer ſo herrlichen Muſik zum Tanzen gekommen waren! Ich wüßte kaum den glänzendſten Bal, wo ich ſo froh geweſen wäre, wie die Mädchen waren. Was doch das ein Vergnügen würzt, wenn man es ſelten genießt! Und wie man am Ende kein Vergnügen mehr recht genießt, wenn man ſich täglich Vergnügen macht! — Wir lagerten uns nun im Schatten; es wurde Milch zubereitet, Sallat gemacht, Braten, Kuchen und Obſt auf den Boden geſezt, Wein aus dem külen Brunnentrog geholt, und wir ließen es uns weidlich ſchmeken. Nach dem Eſſen wurde mit Muſik geſungen, noch ein wenig getanzt, man ſpielte allerlei Spiele, bis die Zeit zum Aufbruch heran kam. Zwei Kähne erwarteten uns auf dem Nekar; Einer für die

Geſellſchaft, und ein Anderer, der vorausfahren ſollte, für die Muſik. Die Bewohner des Schloßes waren ganz vertraut mit uns geworden und wir mit ihnen. Sie begleiteten uns bis an den Fluß, liefen wieder hinauf, auf ihr Schloß, winkten uns mit weißen Tüchern, und wir ihnen. Wir ließen Touche blaſen, und die Männer unter ihnen, in der Verlegenheit wie ſie die Höflichkeit erwiedern ſollten, ſchoßen alle Flinten im Schloße, ein Paarmal los, und ſo ſchwammen wir dahin, entlaßen und umgeben von froher Liebe. Es iſt eine herrliche Fahrt, an einem Sommerabend, von Nekarſteinach bei Nekargemünd vorbei, bis nach Heidelberg. Wie die Berge und Hügel und Dörfer uns entgegen ſchweben, entgegen tanzen, und ſich von allen Seiten präſentiren in ihrem Abendſchmuk! Wie die Sonne Verſtekens mit uns ſpielt, uns endlich ſchalkhaft-freundlich, gute Nacht ſagt, und das a revoir! uns zuwinkt! Wie ſie mit dem Nekar buhlt, und er mit ihr! Wie ihr ſchönes Gefolge, die Abendröte: in ſeiner unerſchöpflichen Mannichfaltigkeit, uns anzieht, uns für die hohe Gegenwart Ihro Majeſtät, ſchadlos zu

halten ſucht, und oft reichlich ſchadlos hält, weil man vor ihm, nicht ſo ehrfurchtsvoll, die Augen niederzuſchlagen braucht! Und die fröhlichen Pfälzer, in welchem lieblichen Einklang ihr Sinn ſteht mit der frohen Natur! Es war Sonntag, wo man Alles auf den Beinen und auf dem Felde findet. Beide Ufer des Nekars, wimmelten von Menſchen. Wenn nun unſere Muſik einen Walzer ſpielte: ſo faßte ſich gleich ein Paar am Ufer an, und walzte ſo lange herum, als man dort die Muſik hören konnte. Der — wie heißt doch der großmächtige Ruſſe, der der Kaiſerin Katharina auf der Reiſe, überall ſolche Feſte von fröhlichen Landleuten gab?*) — hätte hier keine zu veranſtalten brauchen. Sie machten ſich von ſelbſt.

Aber was wollt' ich denn mit dieſer ganzen Erzälung? Wirklich wüßt' ich Ihnen nichts zu ſagen. Die Feder fließt eben über, wovon das Herz voll iſt; von der Glükſeeligkeit, auf dem Lande zu leben — wenigſtens neun Monate im Jahre; von der Empfänglichkeit, ſich bei und

*) Vermuthlich Potemkin, als er die Kaiſerin nach der Krimm begleitete.

mit Wenigem zu freuen; von dem ſtillen, häuslichen Glük; von Naturſchönheiten, Naturgenuß, Naturleben! Den Geſchmak an ſolchen gemeinen Dingen, hab' ich mir in Stralau noch nicht abgewöhnen können.

Die Bücher, die Sie mir ſchikten, hab' ich geleſen; aber kaum würd' ich ſie ausgeleſen haben, wenn ich ſie nicht von Ihnen erhalten hätte. Keins hat mir ganz gefallen. Lieber; was wäre mirs, wenn die Menſchen auch wirklich ſo wären, wie ſie Kozebue in ſeinem Philibert darſtellt? Ich mögte ſie nicht in der Natur ſehen, viel weniger in einem Buche. Mir war's dabei, wie bei den betrunkenen Bauern und den alten, häßlichen Weibern, die man mir in der Gemäldegallerie zeigte, und ſo ſehr rühmte. Sie ſind nach der Natur gemalt: aber wer mag verweilen bei einer ſolchen Natur? Und was ſollte mich ſchadlos halten für dieſe fatale Menſchen? Doch nicht die zerknikte, zertretene Ottilie, die ich nur bedauren kann, die beſſer in ein Kloſter, als zu einer lebendigen und belebenden Gattin taugte? Der Alphonse der Frau von Genlis iſt gut geſchrieben. Ich glaube, ſie

hat die Sitten und Denkart einer gewissen, wenn Sie wollen, recht feinen Welt, gut dargegestellt. Aber ich mag diese Welt auch nicht. Die Weiber sind keine rechte Weiber und die Männer meist sehr gezierte Männer. Wie kann ein Weib doch je einem Manne sagen: „ich schwöre bei Allem, was heilig ist, daß ich entweder Nonne oder Ihre Gattin werde.“ Ich schämte mich in Herminiens Seele und in die Seele meines ganzen Geschlechts, als ich es las. Wenn die Frömmigkeit zu einer solchen Hartnäkigkeit führte; so sollte kein Weib fromm seyn. Alle die Entdekungen, die in dem Romane vorkommen, hätt' ich lieber — nicht entdekt gesehen, und fast alle Menschen darin kommen mir vor, wie der glänzende Graf von Olmene, der Alles der Kunst, aber nichts der Natur verdankte. Für Ihre Maria Magdalena dank' ich. Sie ist schön, ich werd' aber: Venus im Bade, oder Madame Rekamier darunter sezen lassen. Aber Maria Magdalena so bekleidet, oder vielmehr so unbekleidet? Wäre sie so, dem Reinen, an des Pharisäers Tische zu Füßen gefallen; hätte man es den Scheinheiligen verdenken

können, wenn ihm ein bitterer Spott entfahren wäre? Ich ſelbſt hätte den Verdacht gehabt, ſie wolle mit ihrer Reue kokettiren, wie ſie ehemals mit anderen Sentiments kokettirt hätte. Ueberhaupt begreif' ichs in meiner Einfalt ſchwer, wie die meiſten Bilder der Maria Magdalena ſo ſind, als wäre ſie noch etwas von dem, was ſie geweſen war. Da gefiel mir ein Prediger, dem ein ſchönes Bild von Reuigen, die zu Jeſus kamen, gezeigt wurde. Natürlich war Maria Magdalena auch darunter; und auch, halb nakend, wie immer. „Jeſus ſieht zu freundlich aus!" ſagte er. „Und warum, da Er ja vergeben und beruhigen will?" — „Wie konnt' Er dann bei dieſem Aufzug, anders zu der Maria ſagen, als: geh' erſt nach Haus und zieh dich an, wie es einer ordentlichen Weibsperſon gebührt, wenn ich ein Wort von deiner Reue glauben ſoll." — Ich glaube, Jeſus hätte noch ſtrenger geredet. — Doch; Sie haben ſchon längſt geſehen, daß ich in Hinſicht auf das Schöne, nicht mit dem Zeitalter fortgegangen bin, und mich hier nicht gebildet habe.

Aber Freiniz hat mir doch neulich etwas

gegeben, das man auch ſchön findet, einen Dänen zum Verfaſſer und den wunderlichen Titel: Parthenäis hat. Das ſind Menſchen, unter denen ich leben mag. Mit ihnen hätt' ich die Jungfrau und alle Alpengebirge beſtiegen. Unter ihnen mögt' ich mein Leben zubringen. Gereiſet bin ich wirklich mit ihnen; ihr Bad hat auch mich erquikt, und mir hat mit geſchwindelt, als ſie über die Felſenkluft ſpringen ſollten. So etwas bringen Sie mir mit, wenn Sie kommen. Doch nein; ſchiken Sie mir lieber etwas Aehnliches, wenn Sie wieder weg ſind. So lange Sie da ſind, les' ich und will ich kein Buch.

Elfter Brief.

Wandulf an Selane.

Grinzau.

Ich habe ſchöne Tage bei Ihnen durchlebt, liebe Selane, und verdanke ſie Ihnen und Ihrem würdigen Gatten, die ſie mir bereiten wollten. Schon der Beſuch bei einem Freund und einer Freundin, iſt eine Brunenkur für das Herz. Lebt man dann gar mit ihnen in einer ſchönen Gegend, wie die Ihrige wirklich iſt: ſo verjünge ſich unſer ganzes Weſen. Das war auch mein Fall bei Ihnen. Und doch wär' ich noch glüklicher, oder vielmehr ganz glüklich geweſen, wenn ich Sie, meine Theuerſte, von allen Seiten ſo gefunden hätte, wie Sie von manchen Seiten ſind, und wie Sie ſonſt auch waren.

Fahren Sie nicht zurük, fahren Sie nicht auf. Schon lange nannten Sie mich Ihren väterlichen Freund und ich bin es auch. Schon in

manchen Fällen fragten Sie mich um Rath, und ich rieth Ihnen gerne. Unaufgefodert rieth ich Ihnen, warnt' ich Sie manchmal; denn die Menſchen bedürfen am meiſten Rath, in ſolchen Fällen, wo ſie gar keinen zu bedürfen wähnen, — und meiſt befolgten Sie meinen Rath, wollten ihn wenigſtens befolgen. Warum ſollten Sie jezt nicht? Ich bin nicht undankbar gegen die wirklich töchterlichen Gefälligkeiten und Aufmerkſamkeiten, die Sie für mich hatten; im Gegentheil! dieſer Brief ſoll ein Beweis meiner wahren Dankbarkeit ſeyn, und meiner väterlichen Liebe zu Ihnen.

Sie merken ſchon, daß ich nicht unzufrieden bin mit Ihrem Betragen gegen mich. Aber gegen Ihren Gatten betragen Sie ſich nicht ſo, wie Sie ſollten.

Vor allen Dingen aber verſichere ich Sie auf Pflicht und Gewiſſen, daß Ihr Gatte mir kein Wort darüber geſagt, noch vielweniger über Sie geklagt hat. Auch muß ich geſtehen, daß es mich in Verlegenheit geſezt haben würde, wenn er es gethan hätte. Die Verbindung zwiſchen Mann und Frau iſt wie die zwiſchen dem Baum

und der Rinde. Sie iſt ſehr innig; aber eben darum: — wenn etwas dazwiſchen kommt, ſo wird an der Rinde verdorben oder an dem Baum, oft an beiden zugleich. Im Gegentheil: er hat Sie auf eine feine Art entſchuldigt, wenn er nur ahnete, daß mir etwas an Ihnen auffallen könnte, wie ich es von dem Edlen nicht anders erwartete.

Ich ſelbſt habe geſehen und beobachtet, was ich Ihnen ſagen will, worüber ich Sie tadeln muß, wenn ich anders wie ein Freund von Ihnen handlen will.

Vor Allem fragen Sie ſich, liebe Selane, ob Sie Ihrem Gatten noch ſo nahe, noch ſo viel ſind, als Sie ihm im Erſten Jahre Ihrer Ehe waren? Und dann: an wem das liegt? Ich ſage Ihnen — Sie ſind ſich einander ferner geworden; und die Schuld liegt an Ihnen.

Hören Sie mich, und ich weiß es: Ihr Wahrheitsſinn iſt zu geſund und zu zart, als daß Sie mir nicht recht geben ſollten. Ehemals laſen Sie mit Ihrem Hugo gemeinſchaftlich. Meiſt laſen Sie ihm vor. Jezt lieſet er allein. Sie leſen wenig, oder unbedeutende Schauſpiele

und Romane. Ehemals vergieng kein Tag, wo Sie Ihrem Gatten nicht etwas vorspielten auf Ihrem herrlichen Flügel. Ihr Gatte liebt Musik noch wie ehemals. Er ist seelig, wenn ihm Madame S. eine Sonate von Beethoven spielt, oder sein Freund T. etwas von dem zarten Dülon bläst. Sie spielen fast gar nicht mehr, haben nicht mehr Lust zu spielen, ausser einigen Kontretänzen, die Sie auswendig wissen. Wie freuten Sie sich ehemals, wenn Hugo ein neues Plätzchen, ein liebliches Wiesenthal im Wald, eine neue Aussicht aufgefunden hatte! Jezt lassen Sie ihn allein gehen, allein suchen, allein finden und allein sich freuen. Sie — haben in der Haushaltung zu thun. Sie haben keine Zeit. Ehemals hatten Sie beide einerlei Gesellschaft; die fein gebildete Madame S*, T*, der Freund Ihres Gatten, die wizige und doch herzliche Frau von G**, der genialische O**d waren Ihre Hausfreunde. Ihr Gatte besucht noch die nemliche Gesellschaft; nur daß er in einen Mannsklubb geht, woran er sonst gar keinen Geschmak fand. Sie haben fast lauter andere Gesellschaft. Aber auch bessere? Die Frau

E—z mag eine ganz gute Frau seyn, und ihrer Haushaltung ganz ordentlich vorstehen, welches ich, wie Sie wol wissen, an einem Weibe sehr schäze: aber weiß sie auch etwas Anders? lebt sie in etwas Anders? Ich wenigstens, hörte sie von nichts reden, als von den Fehlern ihrer Mägde, von den steigenden Preisen, von der besten Zeit, die Butter einzumachen, und den besten Orten, Flachs und Hanf zu beziehen. Es ist nicht zu leugnen, daß Madame R—ch Wiz hat: aber wie braucht sie ihn? Zu Spöttereien über die gelehrten Damen, die sich wol gar unterstehen, etwas mit ihren Männern gemeinschaftlich zu lesen; zu komischen Beschreibungen, von dem Diner der jungen W—r, die in ihrem achtzehenten Jahre, noch keinen Schlüsselblumenwein machen konnte, und englische Kartoffeln wie andere, hatte zurichten lassen, ob sie gleich eine glänzende Erziehung in der Stadt gehabt hatte; über Damen, die nichts Nüzlicheres zu thun wüßten, als ihren Männern etwas vorzusingen und vorzuspielen, als ob sie zu Komödiantinnen geboren wären. Ihre gute Freundin Klara P. weiß freilich viel zu erzälen, und man

hört ihr manchmal gerne zu. Aber was erzält sie? — Lauter wichtige Neuigkeiten, wo die Frau Amtmännin das neue Kopfzeug her bekommen, was es koste, wann sie es zum Erstenmal getragen; wie viel Schüßeln der Oberforstmeister bei dem neulichen Stadtbesuche gehabt habe, und welche Weine dabei gegeben worden seyen. Zugestanden für den Augenblik, daß das Alles ganz unschuldig sey: aber wird durch irgend etwas davon der Geist beschäftigt, das Gefül belebt? Kommt irgend ein schöner, guter Gedanke, eine erhöhende Empfindung in die Seele? Müssen die Menschen nicht gemein werden und sich in der Gemeinheit gefallen, wenn sie ihre Nebenstunden blos mit solchen Erbärmlichkeiten ausfüllen? Und wenn nun Ihr Gatte in seinen müßigen Stunden, die Schriften von Schiller, Richter, Benzel lieset; wenn er die Natur in ihren geheimsten Reizen belauscht, und den Ausdruk in einer Mozart'schen Arie, in einer Eberl'schen Sonate erfaßt: wie weit müssen Sie Beide auseinander kommen? Wie können Sie noch mit ihm spuratisiren? Werden Sie Interesse

haben für das, was aus ſeinem Kopf und Herzen, und kann er Intereſſe haben für das, was aus dem Ihrigen fließt? Oder vielmehr: wie muß alles Intereſſe in dem Umgang mit Ihnen ſchwinden, wenn nichts herausfließt? Wenn nun ſein Kopf und Herz etwas bedarf; wenigſtens ein anderes Weſen, dem er ſich mittheilen kann, das ihn verſteht und Theil nimmt an dem, was aus ſeinem Kopf und Herzen fließt; muß ihm das Weſen nicht von mancher Seite, näher werden als Sie? Und wer iſt Schuld daran? Soll er hungern, weil Sie keine Speiſe für ihn zu bereiten wiſſen, wol zu bereiten wußten, es aber verlernt haben? Hoch ſchäz' ich den Mann, der lieber Manches gar nicht mittheilt, eh' er ſich in die Gefahr ſezt, ſich zu weit zu entfernen von ſeiner Gattin. Ueber gewiſſe Dinge kann er ſich nur bei einem Weib ergießen, weil ſie nur ein Weib verſteht. Nur ein Weib, und kein Mann, auch der innigſte Freund nicht, kann ihm Manches geben, was den feinſten Theil einer ſchönen Natur berührt. Verehrungswürdig iſt er mir, wenn er ſich dieſen feinzeiſtigen Genuß verſagt, damit ihm nicht ein an-

beres Weib näher werde, als seine Gattin. Und ich bin sehr sicher, daß Ihr Hugo sehr viel von dieser Verleugnung ausübt. Aber könnte seine Gattin sich eigentlich über ihn beklagen, wenn er den reinsten Genuß für sein Inneres, außer seinem Hause suchte; den er natürlich, weit lieber in seinem Hause fände? Wenn seine Gattin ihm diesen Genuß bereiten konnte, noch jezt es könnte, aber sich vernachläßigt hat?

Ja Selane, Sie haben sich vernachläßigt; Sie haben sich einer gewissen Geistesträgheit hingegeben, und es ist unverantwortlich, daß Sie es thaten. Lieber hätten Sie Ihrem Gatten seinen besten Rheinwein in den Keller laufen, seinen schönen rußischen Pelz von den Motten verzehren, die Forellen in seinem Forellenteich sterben lassen können, als das; denn Sie haben ihm dadurch weit mehr genommen. Jede Vernachläßigung eines weiblichen Talents, das der Mann schäzt, ist ein Hausdiebstahl, der schwere Strafe verdient. Jedes vorsäzliche Zurükbleiben hinter dem Manne, der so gerne mit seinem Weibe gemeinschaftlich fortschreiten möchte, ist Ehescheidung von Kopf und Herz, die ärger als

eine von Tiſch und Bett iſt. Das Weib, das ſich ſelbſt vernachläßigt, liebt ihren Gatten nicht mehr, oder glaubt, von ihm geliebt werden zu können, ohne Liebenswürdigkeit.

Schlimmer wird Alles noch, wenn ſich dann das Weib Eiferſüchteleien erlaubt, ſobald der Mann mehr Intereſſe für die Unterhaltung eines intereßanten Weibs zeigt, als er bei ihr — zeigen und haben kann. Und daß Sie auch davon nicht ganz frei ſind, das bemerkte ich in den lezten Tagen, als Madame S*, Schillers Taucher ſo ausdruksvoll ſang und ſpielte, und hernach über Werners Attila ſo kindlich und doch ſo ächt-weiblich, mit Hugo, oder vielmehr mit uns Allen ſprach. Schillers Taucher hatten Sie wieder vergeſſen, Werners Attila nicht geleſen, und ſo wurden Sie verdrießlich, daß Sie nicht Theil nehmen konnten an dem Geſpräch und Genuß. Aber ich muß Ihnen aufrichtig ſagen, daß Sie ſehr unrecht hatten. Glauben Sie mir im Allgemeinen: es ſind die beſten, edelſten Männer, die Sinn haben für ſchöne, edle Weiblichkeit; und beſonders zeugt es von ächter Teutſchheit, da bekanntlich der Re-

ſpekt vor dem weiblichen Geſchlecht von den Teutſchen ausging. Sicher kann das Weib den Manns- und Menſchenwerth des Manns darnach abmeſſen, wie er von ihrem Geſchlechte denkt; und ſicher fehlt es irgendwo, ein Theil ſeines Weſens iſt krank oder abgeſtorben, wenn er den Umgang mit geiſtreichen, gebildeten Weibern flieht. Das iſt der Fall Ihres Gatten, Gott ſey dank! nicht. Wenn er nun das Spiel, den Geſang, die Unterhaltung mit Madame S* intereſſant findet; wenn ſie ihm Gelegenheit giebt, Manches zu äußern, was er gedacht, geurtheilt, empfunden hat; wenn ſie durch ihre Fragen, Bemerkungen, Naivetäten Manches in ihm aufregt, was vorher nur, ihm ſelbſt unbewußt, in ihm lag, und wenn ihm dabei wol iſt: ſollten Sie darüber verdrießlich werden? Weh könnt' es Ihnen thun, und mußt' es, daß Sie ihm das nicht mehr geben können, was Sie ehemals konnten, und was ein ſo reiner, veredelnder Genuß iſt. Verſaz könnt' es in Ihnen erregen und müßt' es, dieſe Geiſtesträgheit zu überwinden, mit neuem Eifer Ihre Fortbildung anzufangen, ſich die Unterſtüzung Ihres Gatten

zu erbitten, ihm aufrichtig Ihren Fehler zu bekennen, ihn aber auch zum Zeugen zu machen, daß Ihnen Ihre Besserung Ernst sey. Einen glüklichern Tag hätt' er gewiß in vielen Jahren nicht gehabt; und Sie auch nicht. Engel im Himmel freuen sich — Sie wissen wol, worüber; und auch Ihr Freund Wandulf, ob er gleich kein Engel ist.

Ja liebe Selane; noch ist es Zeit. Noch können Sie's. Und eben darum schreib ich Ihnen so freimüthig, tadelte Sie so derb und scharf, weil ich das glaube. Hören Sie auch, wie Sie es anfangen müßten.

Vor Allem öffnen Sie sich Ihrem Gatten ganz. Er ist edel und liebt Sie, ob ihm gleich Ihr geänderter Sinn weh thut. Er wird gewiß Ihr Geständniß aufnehmen, daß es Ihnen Muth macht. Zeigen Sie ihm gleich am folgenden Tag, daß es Ihnen mit Ihrer Beßerung Ernst ist. Theilen Sie Ihre Zeit ordentlich ein. So viele Stunden für die Haushaltung, so viele für weibliche Arbeit, so viele für Ihre Kinder, ausserdem was bei der weiblichen Arbeit für sie geschehen kann, und der Rest zur Lektüre und zur

Uebung in Muſik. Laßen Sie Ihren Gatten Ihre Lektüre wählen. Er wält gut. Leſen Sie aber auch ſolche Sachen, die er ſelbſt nicht leſen würde, deren Innhalt Sie ihm aber auf einem Spaziergang oder an einem müden Abend, zur Unterhaltung erzälen. Halten Sie feſt auf die beſtimmten Stunden, und laßen Sie ſich durch einen gewöhnlichen Theebeſuch, durch Einladung zu einer Parthie Whiſt oder Boſton, nicht davon abhalten. Sagen Sie ſich ja nicht, Sie würden nie das Verſäumte nachholen können. Sie können's freilich nicht, wenn Sie das glauben. Wer ſich einbildet, er könne nie einen Berg beſteigen; der kömmt auch ſicher nicht hinauf. Er wird nie alle ſeine Kräfte aufbieten. Muthloſigkeit wird ſie lähmen. Ich kenne Sie und Ihre Talente. Sie werden ſicher ſehr viel nachholen. Und wenn auch Ihre Stimme nicht die ganze Geſchmeidigkeit bekömmt, die ſie ehemals hatte, und Ihre Finger nicht die volle Fertigkeit, durch die Sie ſich ehemals auszeichneten; und wenn Sie auch nicht alles Merkwürdige leſen können, was während Ihrem — Schlummer erſchienen iſt; ſo werden Sie doch

Ihren Zwek erreichen, Ihrem Gatten wieder näher werden. Dann denken Sie selbst: was will er doch? Freilich, eine geistige Unterhaltung. Aber er will mehr geben, als empfangen. Er will nur verstanden seyn; nur hören, daß er verstanden werde, daß man Interesse für solche Gegenstände habe. Die reine Weiblichkeit soll sich nur über diese Gegenstände aussprechen. Das, und nicht scharf bestimmtes, tiefes Urtheil ist es, was der gebildete Mann von dem Weibe will. Könnt' er ja das Leztere bei anderen gebildeten Männern, weit besser finden, oder bei sich selbst! Und sollten Sie ihm das nicht geben können? Glauben Sie mir: zu einem musikalischen Gemüte gehört es gerade nicht, daß man etwas Künstliches, Schweres höre. Das einfachste Lied von einem guten Dichter, eine leichte Ballade mit paßender Melodie, rein gesungen, thut oft woler, als ein schweres Konzert von Düssec oder Kramer, das nicht ganz genau im Geiste des Meisters vorgetragen wird. Und — was die Hauptsache ist: wenn Sie es auch in Allem, gar nicht weit brächten: so sieht Ihr Gatte den guten Willen, ihm ge-

fällig zu seyn, seinen Geschmak zu befriedigen. Und schon das allein reicht hin, Euch Beide wieder näher zu bringen.

Noch Eins, theuerste Selane. — Sehen Sie meinen Glauben an Ihre Sanftmuth, daß Sie auch jezt noch nicht auffahren werden. — Sie ehren Ihre Mutter und haben recht. Sie folgen ihrem Rath; und auch das ist recht, bis auf einen gewissen Punkt. Nemlich, in so weit es nicht gegen den Wunsch und Geschmak Ihres Gatten ist. Aber ich habe bemerkt, daß Sie darauf keine Rükſicht nehmen. In Ihrem älterlichen Hause wird ein gewisses mechanisches Herkommen verehrt, das nicht jedermann, und sicher Ihrem Gatten nicht gefällt. Für jeden Tag sind gewisse Speisen bestimmt. Sie werden immer auf eine gewisse, längst eingeführte Weise zubereitet. Nach den Jahrszeiten wird nicht abgewechselt. Die nemlichen schweißtreibenden Suppen, die im Winter, Mittags und Abends gegessen werden, trägt man auch im heißesten Sommer auf. Man bewohnt die schlechtesten Stuben im Hause, und bewahrt die freundlichsten zu Puzzimmern, die nur etlichemal im

Jahr geöffnet werden. Das Alles mag Ihr Gatte nicht. Man bemerkt es ganz deutlich. Aber es bleibt bei Ihnen Alles so, weil Sie es bei der Mutter so sahen, weil Sie es so gewöhnt sind. Das müßte nicht seyn, liebe Selane. Die Gatein muß dem Gatten sein Haus so angenehm machen, wie es ihr nur möglich ist. Es muß ihr größtes Vergnügen seyn, seinen Geschmak zu treffen, auch wenn er ihn nie ausgesprochen hätte. Vielmehr, wenn er sich bestimmt darüber erklärt hat. Und wenn ihm auch die Sache selbst unbedeutend wäre: so verräth dieser Eigensinn oder diese Nachläßigkeit, einen Mangel von Achtung gegen den Gatten, der ihm wirklich nicht wol thun kann. Es ist natürlich, und die meisten Männer werden es in dieser Lage thun, daß er sich aus seinem Hause entfernt, seine müßigen Stunden in Klubbs, Resourcen oder anderen Männerställen zubringt, spielt, trinkt, Zeitungen lieset, und sich so, alle Gelegenheit entzieht, Gatte seines Weibs und Vater seiner Kinder zu seyn. Ich warne Sie davor, liebe Selane, obgleich Ihr Hugo zu gut ist, um ein Klubbgänger zu werden, ob er gleich

zu viel Reſourcen in ſich hat, um täglich eine Reſource zu beſuchen. Von dem Tag an, wo Sie kopulirt wurden, mußt' Ihnen das Wort Ihres Gatten mehr gelten, als das Wort Ihrer Mutter. Sein Geſchmak muß Ihr Geſchmak werden, wenn Sie ihm keinen beſſeren einflößen können.

Und der Geſchmak Ihres Hugo iſt gut und fein. Nichts iſt ihm mehr zuwider als ein gemeines Weiberweſen, wie es jedem edlen, gebildeten Manne zuwider iſt. Freilich iſt es eine Laſt für den Mann, und ein Verderben für die ganze Familie, das ganz poetiſche Weib, das ſich nie zu dem Alltäglichen herablaſſen will, das über einen erhabenen Dichter träumt, und darüber vergißt, ſich reinlich zu kleiden, oder ihre Kinder zu waſchen; aber den gebildeten Mann muß ſie doch auch unerträglich langweilen und am Ende anekeln, die ganz proſaiſche Frau, die Erſte Magd im Hauſe, mit Mägdegemeinheit und Mägdeſinn, die ſich nie über das Gemeine, Alltägliche erheben kann oder will. Das Weib muß auch von dieſer Seite, Geiſt ſeyn und Leib; die Erde mit den Füßen berühren wie

ein Menſch, aber nicht auf der Erde kriechen wie ein Wurm.

Daß ich das nicht auf Sie ſagte, trauen Sie mir leicht zu, liebe Selane. Hielt' ich Sie für ein ſolches Weſen; ſo würd' ich Ihnen keine Zeile geſchrieben haben. Aber man ſpricht ja wol dem, der einen Katharr nicht achtet, von der Lungenſucht, — damit er ſie nicht bekomme.

O Selane! denken Sie ſich's, wie ſie Ihr Gatte anſehen könnte, dieſe Veränderung in Ihnen, wenn er nicht Hugo wäre! Als Mädchen und Braut, noch in dem Erſten halben Jahr Ihrer Ehe, ſo thätig für Ihre Fortbildung, ſo ſorgſam, ihm Vergnügen zu machen, ſeine Spaziergänge, ſeinen Natur- und Kunſtgenuß, ſeine Lektüre mit ihm zu theilen, ſo aufmerkſam auf Ordnung in Ihren Umgebungen, auf Ihren Anzug; und jezt! — — — Könnt' ihm der Gedanke nicht kommen, Sie hätten ihn blos erobern, an ſich feſſeln wollen; an Erhaltung ſeiner Liebe ſey Ihnen nichts gelegen? Und in welchem Lichte muß das Weib erſcheinen, von dem man ſo etwas denkt? Ich weiß wol; das iſt bei Ihnen der Fall nicht. Das denkt Ihr

Hugo nicht. Aber warum ſich aus Nachläßigkeit auch nur einen Schein geben, von dieſer Gemeinheit?

Es fällt Ihnen auf, daß ich auch von Ordnung, von Ihrem Anzug rede. Nun Liebe; hier muß ich wirklich Ihre Nachſicht, Ihre ganze Freundſchaft in Anſpruch nehmen, damit Sie nicht beleidigt werden, durch meinen leiſen Vorwurf. Ich traue dem edlen Weibe Alles zu; das wiſſen Sie! Alſo auch Ihnen, den Sinn, daß Sie es fühlen werden, wie groß meine Freundſchaft für Sie ſeyn müſſe, daß ich mich ſelbſt über dieſe unverzeihliche Undelikateſſe hinausſeze, um ganz Ihr Freund zu ſeyn. Ordnung und Reinlichkeit, liebe Selane; ſind die Grundtugenden, nicht einmal Tugenden, der Grundinſtinkt eines Weibs. Sie ſind, wie die Unſchuld, durch nichts zu erſezen, werden durch nichts entbehrlich. Sie ſind wie gerade Glieder, für den menſchlichen Körper. Man iſt mehr oder weniger verkrüppelt, ohne ſie. Das Weib hört auf, ein Weib zu ſeyn, wenn es Unreinlichkeit oder Unordnung an ſich und um ſich ertragen kann. Und nicht blos jene oberflächliche

Ordnung und Reinlichkeit wird erfordert, bei der man doch keine Schublade herausziehen, keiner Veränderung der Toilette beiwohnen darf. Dieser Schein täuscht so wenig, für immer, und schüzt so wenig vor Beschämung, wie jede andere Heuchelei. Er zeugt nur, daß man füle, man solle ordentlich und reinlich seyn. Nein; im Schlafzimmer, in der Garderobe, im einfachsten Morgenanzug, im Nachtkleide herrsche gerade die niedlichste Reinlichkeit, die pünktlichste Ordnung, weil sie hier am Nöthigsten ist, weil nur sie, hier statt findet. Kein Geschäfte darf davon abhalten; keine Zeitarmuth entschuldigt Unordnung; denn dazu hauptsächlich muß man sich Zeit nehmen; das ist eins der wichtigsten Geschäfte.

Wär' ich bei Ihnen, liebe Selane; ich wollte geduldig Ihren Unwillen eine Zeitlang tragen; sobald er sich aber etwas gelegt hätte, sollten Sie an meinem Blik, an meinem ganzen Wesen sehen, daß Ihnen mein Herz nie näher gewesen ist, als in der Stunde, da ich Ihnen so bittere Wahrheiten sagte. O! wenn Sie nur anfangen, etwas von dem zu befolgen, was ich Ihnen

rieth; wenn Sie an einem ſtillen Abend, nach einem herzlichen Gebet, ſich ſelbſt fragen, ob ich nicht recht hatte, Sie vor dem zu warnen, wovor ich Sie warnte: ich weiß, dann werden Sie mich nicht mehr verkennen. Sie werden die Wirkungen meines Raths empfinden; werden Ihrem Hugo näher werden, und ich bin dann reichlich belohnt, auch für das peinliche Gefül bei Ihrem Unwillen belohnt. Komm' es dann vorerſt, wie es wolle. Ich kann wol warten!

Zwölfter Brief.

Selane an Wandulf.

Lilienfeld.

O! Wandulf! wie haben Sie mein Herz zerriſſen! Wie haben Sie mein ganzes Weſen erſchüttert! Meine Thränen fließen unaufhaltſam; und nur mit der größten Anſtrengung kann ich ſie verbergen vor meinem Hugo. Gott! wenn das Freundſchaft iſt, ſo zu verwunden; was ſoll dann der Freund thun? Was kann er? —

Ich erſchreke vor meinem eigenen Bilde, wie Sie es malen, Wandulf. Es iſt eine Karrikatur, die Abſcheu erregt und Ekel. Und doch — O! Sie Schreklicher! Und doch hat es Züge von mir! Ja — ich mögte zerfließen in Thränen und mich verbergen vor der ganzen Welt, und vor Hugo am Meiſten, und vor Ihnen. — Ich füle mich getroffen, hin und wieder. Aber ſchreklich vergrößert, Alles! Karrikatur, ſo arg,

wie ſie je in das „London und Paris“ hinge-klekſ't wurde. Nein; ſo bin ich doch nicht. So wollt' ich ja nie ſeyn!

Oder wär' ich doch ſo? Ganz ſo? Kön-nen Sie auf Ihr Gewiſſen betheuren, daß Sie mich ſo gefunden haben? — Ach! das wäre ſchrekklich! dann wäre mir nicht mehr zu helfen. Dann wär' es auch kein Wunder, daß mich Hu-go nicht mehr liebte. —

Ja, Wandulf! es iſt heraus! Er liebt mich nicht mehr; ſchon lange nicht mehr. Und das iſt's eben, was mir allen Muth nimmt, warum ich mich ſo vernachläßigte — freilich vernachlä-ßigte. Ich merk' es jezt wol: unbegreiflich ver-nachläßigte. — Ich bin ihm nichts mehr; kann ihm nichts mehr ſeyn.

Und doch! Ich war ruhig; hatte mich dar-in ergeben. Es fuhr mir manchmal durch die Seele: aber ich ſagte mirs nicht deutlich, und ſo lebt' ich ſo hin! Aber jezt haben Sie Alles in mir aufgerührt; haben mich zum Gefül mei-nes Unglüks gebracht; zu einem ſo ſchrekklichen Gefül. O! Wandulf! warum thaten Sie mir das? Hätt' ich das geſucht hinter Ihrem herz-

lichen Händedruk, Ihrem theilnehmenden, bis zum Herzen dringenden Blik?

Ja; jezt fül' ichs tief und peinlich, daß Hugo mich nicht mehr liebt; ſchon lange nicht mehr liebt. Warum dringt er denn nicht mehr in mich, mit ihm ſpazieren zu gehen, wie er ſonſt that? Es iſt wahr, ich entſchuldigte mich meiſt; ich mochte ſo weit nicht gehen, und er ſprach mir ſo Manches von der Beleuchtung in den Bergen, von ihren ſchönen Formen, Gruppen und Schattirungen, von den Lerchen und Nachtigallen, das mich langeweilte. Aber warum geht er jezt allein, ohne mir etwas zu ſagen, oder ſagt nur ein kaltes Wort, wenn ich gerade nicht angezogen bin, oder Beſuch erwarte? Wenn ich an ſeinem Halſe hänge und ihn mit Küſſen überlade; warum erwiedert er das ſo kalt, und windet ſich langſam aus meinem Arm? Warum iſt er ſo wortarm, wenn wir allein ſind, und ſo beredt, wenn Madame S* oder ſein T* da iſt? Es iſt wahr, ſie ſpricht und frągt viel; aber warum muß man gerade ſo viel fragen und ſprechen? Warum kann er mir nicht ſagen, was er ihr ſagt, mir allein erzälen,

was er in ihrer Gesellschaft erzält? Warum ist er so wenig unterhaltend, wenn er mit mir allein ist? Er liefet für sich; könnt' er mir nicht etwas vorlesen, wenn er mich liebte, wie ehemals? Freilich mögt' ich kaum das vorlesen hören, was er liefet. Das goldene Kalb, der steinerne Gast, die wunderliche Sachen von Jean Paul, die Söhne des Thals: wer verstehet das? Und was soll man sich erst den Kopf zerbrechen, um sich Unterhaltung zu verschaffen? Könnt' er nicht etwas von Kozebue, von la Fontäne oder anderen dergleichen Schriftstellern wälen, das ohne Mühe unterhält, wobei es auch manchmal etwas zum Lachen giebt? O! wie war das ehemals so anders! Mit welcher Sorgfalt suchte er Alles aus für meinen Geschmak! Mit welchem Vergnügen las er mir etwas vor! Wie las er in meinem Auge, welche Wirkung es auf mich that! Freilich — aber er liebt mich nicht mehr. Ich bin eben ein unglükliches Weib, ohne Rettung verloren. Lassen Sie mich es gerade heraus sagen, was ich schon lange in mir trug, aber mir selbst nicht zugeben wollte: er liebt Madame S* mehr als mich.

O! wie mich das kränkt und empört! Das Weib hat ohnehin so viele Vorzüge vor mir. Sie hat ihr musikalisches Talent so ausgebildet, wie Andere sagen, ob ich gleich weder ihren Gesang noch ihr Spiel hören mag. Sie urtheilt so richtig über Alles, was sie lieset, wie Andere sagen, ob ich gleich glaube, daß sie es meinem Manne nachspricht, weil er fast immer Einerlei Meinung mit ihr ist. Sie kann reden, wie ein Buch, wie man sagt; gewis hat sie sich aber vorbereitet auf das, was sie sagen will. Man hört sie gerne reden, spielen, singen; man sucht ihren Umgang; Jeder scheint sie zu lieben. Sie ist immer so geschmakvoll gekleidet. — Und nun noch das! Nein; ich trag' es nicht.

Und ich sollte Hugo mich ganz entdeken, und mit angestrengter Bemühung wieder zu werden suchen, was ich vor einigen Jahren war? Ja; wenn Hugo noch der nemliche wäre! Wenn ich ihm das Nemliche werden könnte! O Wandulf! wenn ich es könnte! Ich wollte mir am Schlaf abbrechen und lesen und mich vor dem Piano üben; ich wollte Hugo wie einen Vater um Rath fragen, ihm wie ein Kind folgen.

Ich wollt' in ſeinen Augen zu leſen ſuchen, was er wünſcht, und ſeinem Herzen geben, was ich habe. Was wollt' ich nicht? Aber er liebt mich nicht mehr. Eine S* kann ich ihm doch nicht erſezen. Mir iſt nicht zu helfen, Wandulf!

Warum ſoll ich mich denn ſorgfältiger kleiden? Für wen die holländiſche Reinlichkeit und Ordnung um mich her? O! daß Sie mir auch das vorwerfen mußten! Ein Mann — dem Weibe Unreinlichkeit und Unordnung! Ich ſchäme mich vor mir ſelbſt! Ich könnt' Ihren Anblik nicht mehr ertragen.

Schreiben Sie mir nicht mehr. Vergeſſen Sie die Unglükliche, Rettungslos-Verlorene. Und doch — wenn es noch ein Mittel gäbe! Wenn er mich wieder lieben könnte!

Dreizehenter Brief.

Wandulf an Hugo.

Grenzau.

Ich habe einige Bemerkungen über Deine Selane gemacht, lieber Hugo, und über Euer wechſelſeitiges Verhältniß; ich habe darüber nachgedacht, und fühle mich als Dein älteſter Freund, verpflichtet, Dir ſie mitzutheilen. Zwar kenn' ich die Zartheit und Heiligkeit des ehelichen Bandes, das keine fremde Hand berühren darf, wenn es nicht loſer werden ſoll. Aber wenn es loſer geworden zu ſeyn ſcheint: ſo darf doch der Freund den Freund darauf aufmerkſam machen, und ihm rathen, wie er es wieder feſter knüpfen könne.

Deine Selane iſt Dir nicht mehr, was ſie Dir ehemals war, lieber Hugo. Du biſt kälter gegen ſie, und darum iſt ſie auch kälter gegen Dich. Ihr theilet Eure Vergnügungen nicht ſo,

wie ehemals; genießet das Leben nicht mehr so gemeinschaftlich, wie ehemals. Vielleicht hat sich Selane eben darum etwas vernachläßigt. Für dich kleidete sie sich immer so geschmakvoll. Für Dich übte sie sich im Gesang und Spiel. Für Dich und mit Dir las sie. Du scheinst nicht mehr darauf zu achten; und so hat es den Reiz für sie verloren. Ist das Deiner Bemerkung entgangen, oder ist es Dir gleichgültig? Ich denke, das kann es nicht seyn. Bei Deinem tiefen Sinn für häusliche Glükseeligkeit; bei Deiner Liebe zu Selane, die gewis nicht gestorben ist, — wann wär' eine wahre Liebe gestorben? — wäre mir diese Gleichgültigkeit unerklärlich. Auf alle Fälle darf das, dünkt mich, nicht so bleiben, nicht so fortgehen. Die Kälte nimmt immer zu; die Entfernung wird immer größer. Jede Erinnerung, wie anders es ehemals war, macht eine wunde Stelle am Herzen. Man meidet sich, um nicht berührt zu werden an dieser Stelle. Man hat sich wenig zu sagen, weil man sich nicht mehr Alles sagen kann. Das alte Verhältniß ist verschoben, und in ein neues weiß man sich nicht zu finden. So wird denn

Jedes gezwängt und gedrükt durch das Zuſammenſeyn. Und wer hat das gerne? —

Ich ſage nicht, daß es jezt ſchon ſo ſey, lieber Hugo; aber es könnte ſo werden; und man muß in Zeiten dafür ſorgen, daß es nicht ſo wird.

Sehr müßt' ich mich irren, wenn Deine Selane nicht unter dieſer Entfernung litte. Ich bemerkt' es weniger bei meinem Beſuche; aber ein Brief von ihr, der mir zu Geſicht kam, läßt mich darüber faſt nicht im Zweifel. Klagen über ſich ſelbſt, über die Vernachläßigung ihrer ſelbſt, Schmerz darüber, daß ſie Dir ſo wenig ſey, und Beſorgniß, daß ſie Dir immer weniger ſeyn werde, erfüllten den ganzen, in einem Tone düſterer Schwermuth gehaltenen Brief. Es ſcheint, als ſey ſie muthlos, als verzweifle ſie an ſich ſelbſt. Frage mich nicht weiter, Hugo, an wen der Brief war; es iſt ein Geheimniß und muß ein Geheimniß bleiben.

Unter dieſen Umſtänden iſt es, dünkt mich, an Dir, zu handlen, ihr wieder Muth einzuflößen, Glauben an Deine Liebe, oder vielmehr, an ſich ſelbſt. Fang' allmälich an, ſie wieder

zum Spaziergang zu bereden, wie ehemals. Bitte ſie um ein Lied, um eine Sonate, wie ehemals; und wenn ſie es nicht mehr kann, ſo bitte ſie, es einzuüben. Zeig' ihr Aufmerkſamkeit auf ihren Anzug, und berede ſie manchmal, ſich ſo und ſo zu kleiden, damit ſie ſieht, daß Dir auch dieß nicht gleichgültig iſt. Lies ihr manchmal eine ſchöne Stelle vor, die Du aufgefunden haſt, und laß Dir etwas von ihr vorleſen, wenn Du ermüdet biſt von der Arbeit. Kurz: zeig' ihr, daß ſie Dir etwas geben könne. Benimm Dich ſo, als ob Euer Geſchmak wirklich gleich wäre, damit er wieder gleich werde.

Iſt wieder Glaube an ſich ſelbſt in ihr geweckt: ſo wird ſie auch neu-thätig ſeyn für ihre Fortbildung; du wirſt Dich ihr mehr mittheilen können, und gewis wird ſie dankbarer als je ſeyn, wenn Du Dich ihr mittheilſt. Das alte traute Verhältniß wird ſich wieder herſtellen, und außer Euch Beiden, wird Niemand ſich deſſen inniger freuen, als Dein alter Freund Wandulf.

Vierzehenter Brief.

Hugo an Wandulf.

Lilienfeld.

Du haſt in ein Geheimniß geblikt, Bruder; das ich nur Dir und kaum Dir, enthüllen mag, und nur ſo weit, als es durchaus nöthig iſt. Es giebt gewiſſe Dinge, die man nicht in Worte verkörpern, ſich ſelbſt nicht deutlich ſagen, denken, ſondern ſtill in ſich verſchließen, nur in ſich dulden muß, wenn man Herr darüber bleiben will. Es iſt ein Feuer, dem man nicht Luft machen darf, wenn es nicht das ganze Haus in Brand ſezen ſoll. Darunter ſteht das verſtimmte Verhältniß im ehelichen Leben, oben an. Man bleibt in dem ſüßen Wahn, es ſey nicht ſo arg, wenn es Andere noch nicht wiſſen. Man kann es nach dem Wunſche ſeines Herzens taxiren, wenn man es noch nicht Einzeln bei

rechnet hat. In ſo weit haſt Du mir nicht wol gethan, lieber, treuer Wandulf.

Und doch — o könnte unſer Einverſtändniß darüber, das Verhältniß beſſer machen, meine Selane mir wieder näher bringen: ſo hätteſt Du blos ein Geſchwür geöffnet, damit es nicht tiefer unter ſich freſſe, und geheilt werden könne.

Geheilt? Gott! wie glüklich wär' ich dann! — Aber es iſt unmöglich! Ich habe zu viele Verſuche gemacht, und Alle vergebens. Es wurde nur ſchlimmer. Noch lieb' ich meine Selane; aber ich traure um ſie. Viel könnte ſie mir noch ſeyn, und Alles mir werden, was ſie mir ehemals war: aber ſie will nicht; will nur halb, kann nur halb wollen, denn ſie handelt nicht ſo, als wollte ſie. Nicht ich habe mich von ihr gewendet, und darum hat ſie ſich vernachläßigt; ſondern ſie hat ſich vernachläßigt, und darum hat ſie mir ferner werden müſſen. Was half mich's, wenn ich ſie zu einem gemeinſchaftlichen Spaziergang einlud? Faſt jedesmal lehnte ſie es ab, meiſt unter dem unbedeutendſten Vorwand. — Sie ſey nicht angezogen; ſie ſey zu müde; ich gehe zu weit; ſie müſſe einen

Beſuch machen. Freilich verlor ich denn allmählich die Luſt, ſie einzuladen. Sah ich ja offenbar, daß ſie es mit Widerwillen gethan hätte! Sie mogte nicht mehr ſingen, ihren Flügel kaum mehr anrühren, nichts mehr leſen, ſich kaum mehr anziehen. Mit der talentvollen, unterhaltenden S* gieng ſie ehemals viel um; jezt machte ſie ihr nur kaum einen Beſuch, wenn ich ſie daran erinnerte. Nie war ſie ehemals munterer, als wenn mein T* kam. Jezt iſt ſie nie ſtiller, als in der Geſellſchaft von Beiden, manchmal ſcheint ſie gar verdrießlich zu ſeyn. Einigemal kam es mir vor, als ob meine Munterkeit ihr verdrießliches Weſen vermehrte. Meine Lektüre konnt' ich gar nicht mehr mit ihr theilen. Einmal, als ich mit einem Buche zu ihr kam, ſagte ſie mir, — freilich mit ihrer allerliebſten Naivetät: „wenn du mit ſo einem Buche zu mir kommſt; da fürcht' ich mich ordentlich, wie ein Knabe, der examinirt werden ſoll.“ Eine Zeitlang — ich kann nicht ſagen: fürcht' ich; eher: hofft' ich, — es ſey Kränklichkeit, oder eine hoffnungsvolle Unbehäglichkeit: aber der Arzt verſicherte mich, ſie befinde ſich vollkommen wol.

Ich zog mich also nach und nach zurük, seufzte und schwieg. Wie traurig es für mich ist, brauchst Du mir nicht zu sagen. Ich fül es tiefer, als mirs ein Mensch entwikeln kann. Aber wie ist es zu ändern? Du sagst freilich, ich solle ihr entgegen kommen, ihr zeigen, daß sie mir noch etwas geben könne. O! Lieber; wie oft that ich das, und vergebens! Wenn sie auch manchmal den besten Willen haben mogte; wie bald sank sie wieder in ihre Geistesindolenz zurük! Und wenn sie sich nun auch zwänge, einen Spaziergang mit mir zu machen, mir etwas zu singen oder zu spielen; und wenn sie sich auch aus Gefälligkeit so stellte, als nähme sie Theil an einer schönen Stelle, die ich ihr vorläse: was soll mir das erzwungene Wesen, wenn sie das Vergnügen nicht wirklich mit mir theilt, wenn es ihr nicht auch ein Genuß ist, mir einen Genuß zu bereiten? Du fülst doch wol, daß es mir dann weher seyn muß, als wenn ich allein gehe meinen Weg, und allein genieße, was ich mir allein bereiten kann? Der Umgang mit der gebildeten S* ist mir sehr angenehm, und stimmt mich immer zu einer ungewöhnlichen

Munterkeit. Durch ſie könnte Selane ſich wieder heben, weil jene noch immer äuſſerſt freundlich und gefällig gegen ſie iſt. Aber offenbar meidet Selane ihren Umgang; und eine gewiſſe Deliкateſſe hält mich ab, beide mehr zuſammen zu bringen. Was ſoll, was kann ich alſo thun? Es iſt wahr, ſeit wenigen Wochen, ſcheint mir eine Veränderung in Selane vorgegangen zu ſeyn. Offenbar drükt ſie ein geheimer Kummer, aber ſie ſucht ihn ſorgfältig vor mir zu verbergen. Sie meidet mich und verſchließt ſich in ihr Kabinet, wenn ſie ihn nicht verbergen kann. Auch ihre jezigen Freundinnen ſieht ſie nicht, und überhaupt Niemand. Meinen Blik ſucht ſie auf und ſcheut ihn doch. Manchmal gehe ſie an ihren Flügel, verſucht etwas; aber bald ſpringt ſie wieder auf, und geht in ihr Kabinet. Mit dem Leſen religiöſer Schriften ſcheint ſie ſich viel zu beſchäftigen. Lavaters Handbibel für Leidende habe ich wenigſtens einigemal neben ihrem Strikzeug gefunden, mit vielen Zeichen und Ohren.

Das Leztere giebt mir einige Hoffnung. Ein Herz, das ſich im Leiden zur Religion wendet,

wird immer gut gestimmt und richtig geleitet. Es trotzt nicht und verzagt nicht. Also: ich will's versuchen und ihr entgegenkommen. Ich will ihr zeigen, daß ich ihr noch etwas zutraue, und Gott gebe, daß es mir gelingen möge, sie mir wieder nahe zu bringen. Nächstens erhältst Du wieder einen Brief von mir.

Fünfzehenter Brief.

Wandulf an Selane.

Grenzau.

Ich hab' es voraus gesehen, theuerste Freundin, daß mein Brief diese Wirkung auf sie thun werde; und ich muß Ihnen noch mehr sagen: ich hab' es gehofft. Ich wäre muthlos, untröstlich gewesen, wenn er Sie gleichgültig gelassen oder blos, gegen mich aufgebracht hätte. Das lautet hart, ists aber nicht. Er scheint auch grausam, der Wundarzt, der einen Krebsknoten herausschneidet, oder wildes Fleisch wegäzt: aber darum ist es nicht weniger wohlthätig. Und wenn es der Kranke nicht fülte, so wäre der Brand an dem Glied, und er wäre verloren.

Vor Allem, theuerste Selane; überzeugen Sie sich, daß es blos an Ihnen lag, wenn sich Ihr Hugo von Ihnen entfernte, und daß es blos an Ihnen liegt, ihn wieder nahe zu brin-

gen Ihrem Herzen. Das Erſte mag und muß ein ſchmerzliches Gefül ſeyn: aber doch immer beſſer als das, das Sie jezt in ſich tragen, daß er Sie nicht liebe, Sie ſchon längſt nicht mehr geliebt habe. Ich ſag' Ihnen: er hat nie aufgehört, Sie zu lieben. Und ſeine Liebe wird ſich wieder ganz ausſprechen, wie ehemals, wenn Sie nur wollen, recht ernſtlich wollen. Das, was Sie mir zum Beweis ſeiner Gleichgültigkeit ſagen, beweiſet ſein Zartgefül, ſeinen tiefen Sinn für Liebe, und — ich darf es ſagen, Liebe; weil ich es ſagen muß — Ihr Unrecht. Das hab' ich aus Ihrem eigenen Briefe geſehen. Denken Sie denn, Ihr Hugo hab' es nicht bemerkt, daß Sie ſich langweilten bei ſeinen Entzüken über die ſchöne Natur? Hätten Sie ſich vor ihm, ſo ſehr verſtellen gelernt? Mußte es ihm nicht auffallen, daß Sie ſo unbedeutende Ausflüchte brauchten, oder um ſo unbedeutender Urſachen willen, ſeine Einladung zum Spazierengehen ablehnten? Warum er ſich ſanft aus Ihren Armen loswand, wenn Sie ihn mit Küſſen überhäuften? Liebe; darauf antwort' ich nicht. Fragen Sie jezt einmal, Ihr weib-

liches Gefül, und es ſagts Ihnen gewis. Liebe beſteht nicht im häufigen Küßen, ſondern in herzlicher Theilnahme an Wol und Weh, in feiner Attention, in dem zarten Scharfſinn, Alles aufzufinden, was dem Andern wol macht. Wenn nun das Weib das Lezte durch das Erſtere erſezen will, welche Wirkung muß das auf den Mann thun?

Was Sie über Madame S* verraten, hat mich tief betrübt. Hier iſt der Krebsknoten in Ihrem Herzen. Wird dieſer nicht herausgeſchnitten, mit der kleinſten Wurzelfaſer herausgeſchnitten: ſo ſind Sie unheilbar, und es iſt geſchehen um Ihr eheliches Glük. Dieſe Eiferſüchteleien, ohne Grund; dieſer neidiſche Blik auf Alles und Alle, die dem Andern wol machen; dieſes hämiſche Ausſpähen, Abwägen und Berechnen der Worte, die zu einem Andern geſagt, und der Blike, mit denen ſie begleitet werden, iſt der Tod alles Zutrauens und mit ihm, alles ehelichen Glüks. Madame S* iſt bekannt, als das reinſte Gemüt. Sie lebt mit ihrem Gatten in der glüklichſten Ehe. Hugo iſt ein Freund ihres Mannes. Und er ſollte ſie lieben? ſo lieben,

daß es ſeiner Gattin Nachtheil brächte? O Selane! wie verblendet kann man werden, wenn man die Urſachen einer Veränderung, nicht in ſich ſucht, ſondern ſie ſchlechterdings außer ſich finden will! Warum Ihr Hugo beredter iſt in der Madame S* Geſellſchaft, als in der Ihrigen? Weil ſie mehr fragt, bemerkt, redet, wie Sie ſelbſt ſagen; weil ſie alſo mehr in ihm aufregt. Oder denken Sie, man könne immer und unter allen Umgebungen das Nemliche ſagen; es entwikele ſich in uns das Nemliche? Sie wiſſen, wie gerne ich über Religion rede; den intereſſanteſten Gegenſtand, den es für mich giebt, und den unerſchöpflichſten. Ich ſelbſt bin unerſchöpflich, unermüdlich, wenn ich mit Ihrem Hugo darüber reden kann, oder mit meiner Freundin M*, die über dieſen Gegenſtand, mit ihrem Herzen denkt. Aber kommen mir Menſchen vor, die mich mit einem religiöſen Geſpräch unterhalten, ihre Kenntniſſe, ihren Scharfſinn zeigen, oder irgend etwas Anders wollen, was nicht religiöſes Intereſſe iſt: ſo kann ich nur ſehr wenig ſagen. Ich weiß in dem Augenblik nichts. Wie konnt' oder könnt'

Ihr Hugo, mit Wärme reden, über die ſchöne Natur, oder eine tiefe Bemerkung von Bengel oder Jean Paul, — tête à tête mit Ihnen, die dafür kein Intereſſe hat? Wie mögt' er Ihnen etwas erzälen, wenn er ſieht, daß Sie ihn blos aus Gefälligkeit anhören, und ein Paar kalte Worte dazu ſagen, und dann ſchweigen oder von etwas Anders reden? — Zu einem Monolog iſt man nicht immer geſtimmt! Wenn nun die intereſſante S* von dieſem Allem, das Gegentheil thut; wenn ſie fragt, widerſpricht, Zuſäze macht, auch etwas erzält, bemerkt, ſich in gleiche Empfindung ſtimmt mit Ihrem Hugo: muß er ſie darum lieben, weil ihn dieß beredter macht? Wollten Sie nicht auch eiferſüchtig auf T* werden, weil dieſer eben ſo auf ihn wirkt? O! Selane, wie ungerecht wird man, wenn man ſich ſelbſt verbergen will, was man ſeyn ſollte und nicht iſt! Man ärgert ſich darüber, daß Andere mehr ſind.

Ihre Bitterkeiten gegen das edle Weib berühr' ich nicht. Gewis ſchämen Sie ſich ihrer ſchon jezt. Gewis kommt die Zeit, wo Sie die Macht über ſich haben, das Alles, ihr ſelbſt zu

bekennen, ſich dadurch zu beſtrafen und zu beſſern. Das Einzige Mittel, wie man ſich von dieſer verkehrteſten aller Neigungen oder Abneigungen, beſſern kann.

Aber auch durch Selbſtgefül; durch Zutrauen zu ſich ſelbſt, und zu dem Geliebten. Das, theuerſte Selane, iſt jezt Ihr Beruf! Bei Allem, was mir heilig iſt, betheur' ich Ihnen: Sie werden noch geliebt, und — Sie verdienen geliebt zu werden. Sie ſind Ihrem Hugo noch Viel, weil Sie ſelbſt noch Viel ſind; und Sie können ihm wieder Alles werden! Das beſſere, göttliche Ich, das in Ihnen erwacht iſt, oder bald ganz erwachen wird, zeigt ſich gerade dadurch als göttlich, daß es alles Ungöttliche, auch an Ihnen ſelbſt tief verabſcheut, dieſen Abſcheu nicht zu leugnen begehrt, und es mit kräftiger Empörung von ſich wirft. Je richtiger Sie jede Verkehrtheit an ſich, würdigen; je ſchonungsloſer Sie ſie verdammen; je unerbittlicher Ihre Vernunft jede Maſke wegreißt, die der beſtochene Verſtand jener Verkehrtheit, vorgebunden hatte: je achtungswerther tritt Ihr eigenthümliches Weſen hervor, und je liebenswerther. Befolgen

Sie den Rath pünktlich, den ich Ihnen in meinem lezten Briefe gab. Tiefe Reue über Ihre bisherige Geistesträgheit, Ihre eingeschlummerte Liebe, über Ihre verkehrte Eifersüchteleien, und Ihren Neid; und hoher Glaube an den besseren Theil Ihrer selbst, an die Liebe Ihres Hugo und an die Unterstüzung dessen, der Glaube und Liebe will, wird Sie wieder zu der glüklichen Gattin machen, die Sie gewesen sind, und zu einer noch glüklicheren. Denn auch von menschlichen Verhältnissen gilt das Wort des größten Menschenkenners und Menschen: „Es ist Freude über Einen reuigen Verkehrten, mehr als über neun und neunzig, die nie verkehrt waren und nie Reue bedurften.“

Die Erfüllung meines prophetischen Worts erwarte ich bald, vielleicht schon in dem nächsten Briefe.

Sechszehenter Brief.

Celane an Wandulf.

Lilienfeld.

Wär' es möglich, Wandulf? Ich könnte meinem Hugo wieder nahe werden? So nahe, wie ich ihm gewesen bin? Ich begreife nichts davon; begreife die Möglichkeit nicht: aber ich glaube Sie feſt, weil Sie es ſo beſtimmt ſagen. Und mit dieſem Glauben erwacht eine Kraft in mir, die ich lange nicht kannte, vielleicht nie. Mich dünkt, ich würde viel können, wenn ich hoffen dürfte, noch einmal zu erreichen das ſchöne Ziel. Dabei iſt Hugo ſo gut, ſo lieb; mich dünkt, er ſehe mit ſo ganz anderen Augen auf mich; er ſpricht mehr und freundlicher mit mir, und manchmal über intereſſante Gegenſtände. Noch ſcheu' ich mich, viel zu antworten, weil ich fühle, wie ich zurükgekommen bin; aber er muß mirs anſehen, wie viel Freude

mir ſein Reden macht. Iſt er denn immer ſo geweſen, oder ſeh' ich ihn jezt wieder mit anderen Augen an?

Einen Tag nachher.

Es kann beſſer werden! Ja; es kann beſſer werden, lieber, köſtlicher Wandulf! Vielleicht wär' Alles ſchon beſſer, wenn ich Muth gehabt hätte, das zu thun, was Sie mir riethen! Denken Sie, auf welche angenehme Art ich in meinem Schreiben unterbrochen wurde. Hugo gukte zur Thüre herein und fragte gar freundlich, ob ich wol einen Spaziergang mit ihm, in den Buchenberg machen wolle. Er war noch nicht angezogen. „Kannſt Du," ſezt' er zartſinnig hinzu, „ſo will ich mich anziehen. Sonſt gehen wir ein wenig in den Garten." — Ich meyne, ich ſprang auf! „Gleich will ich fertig ſeyn, lieber Hugo!" — und ich war auch gleich fertig, ſo elegant, wie es ſich für einen Spaziergang ſchikt. Er ſchien erſtaunt zu ſeyn, über meine Geſchwindigkeit und meinen Anzug, ſagt' aber nichts und ſo giengen wir. Anfangs

ſprach er von dem Garten, von den neu gepflanzten Bäumen, von den verſchiedenen Obſtarten, bis wir in den, mit ſo mannichfaltigen Holzarten beſtanzten Buchenberg kamen. Ich fragte nach dem Namen der Bäume, beſonders derer, die ſich auszeichneten durch ihr Grün. Er nannte mir Alle, machte mich aufmerkſam auf die Miſchung der Farben, auf die mannichfaltigen Formen der Bäume, auf die, hinten hervorblikenden Berge, und ſo kamen wir unvermerkt zu einen Siz, unter einer weitausgebreiteten Eiche, wo man eine gar liebliche, heimliche Ausſicht hat. Eine herabgehende Wieſenfläche im Vorgrund, dann eine Mühle mit einem kleinen Teiche, Wald, und im Hintergrund ein Kirchthurm, gleich dem Thurm eines Kloſters, hinter dem ſich mächtige Waldgebirge erhoben. Wie war mir ſo wol hier! Zwar gefiel mir auch der Siz: aber hauptſächlich, weil ich merkte, daß es Hugo wol war. Sein Blik war ſo verklärt; ſeine Stern ſo heiter; er war ſo verloren in der Gegend, und doch bei mir, daß ich ihm hätt' um den Hals fallen mögen, wenn Sie mich nicht für mein Ueberhäufen

mit Küßen, ſo ſehr beſchämt hätten. Ich drükt' ihm die Hand und ſucht' ihm auf alle Art, meine innigſte Freude zu bezeugen, das mir auch nicht ſchwer wurde, weil ſie wirklich in mir war.' Hugo wurde immer lebendiger, und es entfuhren ihm ſogar einige Schwärmereien, über die Sprache der Bäume zu uns, und das Wehen des Urgeiſts in ihren Wipfeln. So etwas hatte er in langer Zeit, wenigſtens nicht gegen mich, geäußert. Wir blieben etwa eine halbe Stunde ſizen, durchſtrichen noch einen guten Theil des ſchönen Bergs und giengen zurük. Kurz vor dem Walde begegnete uns Madame S* mit ihrem Gatten, die uns gar freundlich baten, wieder mit ihnen zurükzugehen. Auch ich redete Hugo zu. — Wundern Sie ſich nicht! Liebe und Glaube an Liebe, iſt wie Sonnenſchein, der alle garſtige Nebel zerſtreut — Hugo lehnte es aber wiederholt ab. Als wir nach Haus kamen, ſezt' ich mich an den Flügel, und verſuchte Eins von Hugos Leibliedern:

Nein, warlich! biſt kein Jammerthal;
Biſt meines Gottes Erde!

Es gieng nicht recht: aber Hugo ſezte ſich bei

mich, und als ich es geendet hatte, umarmt' er mich, — er, ganz aus freiem Herzenstriebe — mich, — ſagte mir mit liebevoll-glänzendem Blik: „ſo einen frohen Tag hab' ich lange nicht gehabt," und gieng. Ja; jezt hätt' ich an ſeine Bruſt ſinken und ihm Alles geſtehen können, — meine Trägheit, Gemeinheit, Erbärmlichkeit, und meine wahrſte, tiefſte Reue: aber er war weg, und ihm zu folgen wagt' ich nicht. Am Abend war er ſehr liebevoll; und ich — beſchämt, verlegen, faſt ängſtlich. Mir ward, wie damals, als ich ſeine Liebe ahnete, ihrer noch nicht gewis war, und ihrer doch gewis zu werden, — ach! wie ſehnlich wünſchte! — Wenn ich ihm nur erſt Alles geſagt hätte. Ich fül' es, dann würde mirs leichter um's Herz, ich würde freier und unbefangener werden. Aber ich hoffe, Alles ſoll noch gut werden. Nicht wahr? es wird gut werden, lieber, weiſer, köſtlicher Wandulf.

Siebenzehenter Brief.

Hugo an Wandulf.

Lilienfeld.

Du mußt kommen, Bruder Wandulf; gleich kommen; mußt das gute Werk ſehen, das Du angefangen haſt, und mußt es vollenden. Mit Selane ſcheint eine gänzliche Veränderung vorgegangen zu ſeyn. Sie iſt die Aufmerkſamkeit, Thätigkeit, Feinſinnigkeit ſelbſt; und bemerkt' ich nicht eine gewiſſe Schüchternheit an ihr; blikte ſie mir nicht manchmal ſo ängſtlich nach den Augen, als wolle ſie darin leſen, ob ſie mirs auch recht mache: ſo wär' Alles wieder auf dem alten Fuß. Vorgeſtern hatt' ich ihr einen Spaziergang vorgeſchlagen; ſie nahm ihn freundlich an, kleidete ſich in der Geſchwindigkeit, wie eine Braut, und wir hatten einen gar angenehmen Abend. Als wir zurükkamen, verſuchte ſie Eins meiner Lieblingslieder. Es gieng nicht:

aber mir thats unbeschreiblich wol, daß sie es nur singen wollte. Diese Aufmerksamkeit auf unseren Geschmak, ist es ja eigentlich, was uns Liebe zeigt, oder auch unserer Eitelkeit schmeichelt! Wenn denn auch an der Sache selbst, wenig ist! — Heute ist sie mit ein Paar Mägden, in voller Bewegung, unser bißheriges Puzzimmer, zur Wohnstube einzurichten. Mehrmals hatt' ich vor einiger Zeit geäußert, welche Thorheit es sey, ein schlechtes, unfreundliches Zimmer täglich zu bewohnen, und ein schönes, freundliches, zum Puzzimmer zu machen, in dem man nur steife Besuche empfängt. Aber weil dieß bei ihrer Mutter so gewesen war; so blieb es auch, wie Mehreres, was mir nicht recht ist, was aber die Frau Mutter so anordnet. Selane wußte längst, daß ich gerne Fische esse; und doch bekam ich manchmal in vier Wochen keine zu sehen. Sollt' ich es erst erinnern; so hatten sie schon ihren besten Geschmak für mich verloren. Heute hat sie Fische kaufen lassen, läßt sie auf holländische Art zubereiten, und hat schon zweimal, selbst darnach gesehen. Ist das nicht eine gänzliche Sinnesänderung?

Konnt' ich denken, daß gerade jezt mein wenis ges Zuvorkommen, so wirken würde? — Noch hat sie etwas auf dem Herzen, was sie nicht sagen kann; und es wäre doch undelikat von mir, wenn ich in sie dringen wollte. Darum mußt Du eben kommen, und so bald wie möglich. Schreibe mir nur, wie weit ich Dir meine Pferde entgegen schiken soll.

Achtzehenter Brief.

Wandulf an Hugo.

Grenzau.

Nein, Hugo; ich komme nicht. Und hätte die angefrannte Chaise ſchon vor meiner Thüre geſtanden; ich hätte ſie wieder wegfahren laſſen, und wäre zu Hauſe geblieben. Jezt müßt Ihr allein bleiben; das iſt nöthiger als je. Nur mit dem zarteſten Finger, darf der Freund, das eheliche Verhältniß berühren; nur mit dem ſanfteſten Hauch der theilnehmenden Liebe, allenfalls einem Theil zuflüſtern: „Ihr mißverſtehet Euch!“ Mehr darf er nicht. Er muß den Gatten und die Gattin nicht wieder zuſammen bringen wollen; ſie müſſen von ſelbſt wieder zuſammen kommen. Gemachte Vereinigungen ſind wie gemachte Heiraten. Die Menſchen müſſen ſich hernach, ſelbſt vereinigen, ſelbſt heiraten: oder es giebt nie eine Ehe. Ohnehin ſeyd Ihr

auf dem beſten Wege, einander wieder ganz nahe zu werden; da muß man nicht eingreifen, ſondern die Herzen gehen laſſen, ihren Weg. Allerdings ſcheint es, als wenn Selane noch etwas auf dem Herzen habe, was entdekt werden müßte, wenn Ihr wieder ganz offen und unbefangen gegen einander ſeyn ſollet. Auch kann ich ſie nicht mißbilligen, Deine Delikateſſe, daß Du nicht in ſie dringen willſt. Aber mich dünkt, ihr ganzes Benehmen zeigt Dir deutlich, was Du zu thun haſt. O! unſer Evangelium iſt ein Schaz der all anwendbarſten Weisheit, in Hinſicht auf Menſchenbeſſerung und Menſchenbehandlung. Durch Reue und Glauben wird der Menſch allein, von Innen heraus, gebeſſert. Reue wird gewekt durch Alles, was uns lebendig macht das Gefül von dem, was wir ſeyn ſollten und was wir ſind. Gedemütigt muß der Menſch werden und erhoben zugleich. Es muß ihm anſchaulich werden, daß er bisher zu gut dachte von ſich ſelbſt, und zu ſchlecht von der menſchlichen Natur. Glaube wird gewekt durch Liebe, nachſichtsvolle, duldende, zuvorkommende Liebe. Wo jezt Deine Selane ſteht, weißt Du

selbst. Sie fült tief, daß sie auf einem Irrwege war, oder vielmehr, auf gar keinem Wege; daß sie sich ihrer Trägheit überließ, und ihrer Mutter und den Alltagsmenschen von ihrer Bekanntschaft. Daß sie sich bessern will, siehst Du auch. Also braucht man auf ihre Reue nicht zu wirken. Aber ihr fehlt Muth, Zutrauen zu sich selbst, und darum Glauben an Deine Liebe. Sie denkt vermuthlich, Du könnest sie nicht mehr lieben, nachdem sie sich so vernachläßigt habe und Dich. Nur zuvorkommende Liebe kann sie also wieder heben. Sie sieht sich selbst, in dem Spiegel Deiner Liebe. Halt' ihr ein liebenswürdiges Bild in diesem Spiegel vor, und sie gewinnt Zutrauen zu sich selbst. Dann wird sich auch ihr Herz öffnen; Du wirst an ihrer Fortbildung arbeiten können, und Du wirst glüklich seyn, mehr als Du je warst, und dauerhafter. Schreibe mir bald, oft und viel.

Neunzehenter Brief.

Hugo an Wandulf.

Lilienfeld.

Wie freu' ich mich, daß Du nicht gekommen bist, Hugo! — Zum Erstenmal und gewis auch zum Leztenmal in meinem Leben, werd' ich dieß sagen können, — daß ich Alles, meiner Selane und mir selbst zu danken habe! — Ja, Alles! denn Alles ist vollendet, was zu dem innigsten Zutrauen, zu dem zartesten, lieblichsten Verhältniß führen kann. Höre!

Schon vor Empfang Deines Briefs, war ich äußerst gerührt, von Selanens geändertem Betragen, von ihrer Aufmerksamkeit auf all meine Wünsche, ihrer Sorgsamkeit, ob sie auch Alles recht mache, und von der manchmal hervor blikenden Bänglichkeit, daß es mir doch nicht recht seyn möge. Ich kam ihr also entgegen, so viel ich konnte. Ich umarmte sie öf-

ters; ich führte sie zu ihren Freundinnen, und verweilte selbst eine Zeitlang bei ihnen. Ich kürzte meine Spaziergänge mit ihr ab, um sie nicht zu sehr zu ermüden. Ich las ihr wol manchmal etwas von ihren Lieblingsbüchern vor. Sie wurde immer liebevoller, gerührter, aber immer trauriger. Ich sah die Beklommenheit ihrer Brust, die schnelle Abwechselung ihrer Farbe, das Beben ihrer Hand in der meinigen und begriff es nicht. Endlich vorgestern Abend, nach einem Spaziergang, da wir traulich zusammen saßen und Thee tranken, holt' ich Philibert, den neuen Roman von Kozebue, um ihr etwas daraus zu lesen. Mit hervorstürzenden Thränen fiel sie mir um den Hals. „Nein; nicht so, Hugo! Du sollst nicht zu mir herunter; ich will zu dir hinauf!" schluchzte sie, und jezt gieng mir ein Licht auf, über ihre ganze vorhergehende Stimmung. „Warum soll ich denn nicht gefällig gegen dich seyn, da du so gefällig gegen mich bist?" — „Nein, Hugo; Du sollst wieder der Alte seyn, wenn du mich" — mit einem neuen, heftigen Thränenstrom — „wenn du mich noch lieben kannst, wie ehe-

mals.“ Ich schloß sie in meine Arme; sie sah Thränen auch in meinen Augen; und nun lag ihr ganzes Herz offen vor mir. Sie bekannte mir ihre Trägheit, ihre Vernachläßigung, ihr allmäliches Herabsinken zu einem gemeinen Weibe; sogar ihre kleine Eifersüchtelei auf die gute S* mußte heraus, ob sie gleich dabei ihr Gesicht an meinem Busen verbarg. Und nun fragte sie mich, ob ich sie doch noch lieben könne? — mit einer Demuth, mit einer Innigkeit, mit einem so unwiderstehlichen Ausdrük von Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, daß auch mein ganzes Inneres sich ergoß. Ich sagte ihr, wie sehr mich die Veränderung an ihr, betrübt, wie manche Versuche ich gemacht habe, um sie wieder in die vorige Stimmung zu bringen, wie ich endlich den Muth verloren habe. Jezt bekannte sie mir auch, daß Du sie ganz anders angefaßt habest; daß sie habe erschüttert werden müssen, um zu erwachen aus ihrem Schlummer. Sie sey aber selbst erschroken, als sie zu der Erkenntniß gekommen sey, wie viel sie durch diese Geistesunthätigkeit verloren habe. „Daß du mich lieben solltest, wie ehemals; das

foder' ich nicht, das kann ich nicht fodern," sagte sie mit sanft-herabrinnenden Thränen. „Ich bin ja nicht mehr, was ich war! Aber wenn ich dir auch nicht mehr so wol machen kann; so sollst du doch jede Stunde sehen, daß ich dir wol machen will." — Ich war unbeschreiblich gerührt von dieser zarten, bescheidenen Güte. „Ich kann dich lieben wie vorher, meine Selane; mir ists, als hätt' ich dich nie so innig geliebt, wie jezt. Nicht um meines Genusses, sondern um deiner hingebenden Liebe willen." Das, und ich weiß nicht, was Alle noch mehr, floß so gerade aus meinem Herzen, daß sie es fülte. Jezt ermannte sie sich. „Wenn du mich noch lieben kannst, Hugo, wie du mich ehemals liebtest; so kann ich auch werden, was ich ehemals war. Und mehr! Ich muß dir ersezen, die Lebensfreuden, die ich dir entzog. Ich wills und kanns!" Ihre Wangen färbten sich hoch; ihre Augen funkelten. Sie war wieder ganz meine ehemalige Selane, wenn irgend ein groser Entschluß reifte in ihr. Wir hatten einen köstlichen Abend, wie Du leicht denken kannst. Seit dieser Zeit ist sie, wie neugeboren. Ganz

Thätigkeit, theilt ſie ihre Stunden ſo ein, daß ihr zu Allem Zeit übrig bleibt; zur Haushaltung zur Lektüre, zur Uebung am Flügel, zum Spazierengehen und zu Beſuchen. Schon einigemal iſt ſie bei Madame S* geweſen, hat ſie eingeladen, und war ganz zuvorkommende Liebe gegen ſie. Ihre widrige Geſinnung wollte ſie der Guten ſelbſt bekennen, weil Du es verlangt hätteſt: aber ich verbat mirs ernſtlich. Es hätte die Unbefangenheit des Umgangs geſtört, jene gute Frau in Verlegenheit geſezt, da ſie wirklich nichts von jener Eiferſüchtelei ahnet, — und wirklich! Selane bedarf dieſes Aezmittel nicht. Die Liebe allein heilt ſie von allen Verkehrtheiten. Bei dem erhebenden Gefül, bei dem hohen, feſten Glauben: ich werde geliebt! ſchwindet aller Neid, und Alles, was daran gränzt. —

Wie lebendig wurde es mir, was Du mir bei mancher Gelegenheit, von der himmliſchen Erziehungsweisheit des Chriſtenthums ſagteſt, und von ſeiner hohen Kraft, wo es einfältig und feſt geglaubt wird. Klar ſah ich es vor mir, wie der Glaube an die Liebe eines, uns liebenswürdig erſcheinenden Weſens, belebt, er-

hebt, ich mögte ſagen — allmächtig macht; wie die Liebe immer zarter, inniger, alldurchdringender wird, wenn man keine Liebe verdient zu haben glaubt, wie alſo aus dem tiefen Gefül eigener Verkehrtheit, eigener Schwäche, jene Kraft geboren wird, die man nie in einem Weſen hätte ahnen können. Ich konnte und kann meine Selane nicht anſehen, ohne durchdrungen zu werden von dem Gefül: „Liebe iſt aus Gott; wer lieb hat, iſt aus Gott geboren, und kennt Gott.“

Jezt, Wandulf komm! Empfang' unſeren Dank und ſieh' Dein Werk!

Zwanzigster Brief.

Edelwald an Aeone.

Hochstadt.

Nun bin ich bei Ihnen gewesen, liebe Aeone, und war Ihnen doch nicht nahe. Ich war täglich um Sie und konnt' Ihrer doch nicht froh werden, nur Ihren Geist gemeinschaftlich mit Andern genießen, und nie Ihr Herz. Wo hätt' ich eine schikliche Stunde finden können, mich mit Ihnen allein zu unterhalten? Morgends wurde lange geschlafen, weil man tief in die Nacht gewacht hatte. Nun giengs zum gemeinschaftlichen Frühstük. Schon jezt kam ein Bewunderer; dann der Tanz-, der Musik-, der Zeichenmeister. Sie bemeisterten sich Ihrer so, daß Niemand Anders zum Wort kommen konnte, oder daß man von lauter Paßaggien, Mordanten, pas de rigaudon, von Kolorit, Baumschlag und Haltung reden mußte. Oft wurde

mirs sehr schwer, mich dabei zu halten. Freiniz fehlte dann keinen Tag. So gieng der schöne Morgen hin, und am Nachmittag war keine ruhige Minute zu finden. Die Toilette wurde gemacht; freilich höchst-elegant gemacht. Es wurde gesungen, gespielt; — allerdings treflich gesungen, treflich gespielt. Das Herzlichste, was Sie mir gesagt haben, sprachen Sie nicht mit mir; Sie sangen mirs zu. Sie wurden bewundert, und mit Recht. Alles drängte sich um Sie her; und wie konnte man Anders! Aber ich konnte nur mit bewundern, nur unter dem großen Haufen stehen; und darüber hätt' ich oft verzweifeln mögen. Kein Moment, wo ich an Ihrem Hals, meine Liebe hätt' ergießen können, und meine Freude über Ihre vollendete Bildung. Es wurde so oft getanzt; es gab dejeuners dansans, thés dansans; fast war es eine vie dansante. Sie tanzten zum Entzüken. Aber eben darum mußt' ich Sie Anfangs mit allen Elegants der Residenz tanzen sehen, und kam zu keinem Tanz, weil Sie immer schon engagirt waren, bis ich mich endlich drei Tage vorher, auch mit Ihnen engagirte.

Wie wurde mirs, als ich Sie bat, meinen Namen und den Tanz auf Ihrer Tabelle zu bemerken; als ich so etwas für nöthig halten mußte! Freilich war mirs Balsam auf das Herz, als Sie die Tabelle nur nahmen und mir, ich weiß selbst nicht, mit welcher Mischung von Muthwillen und Trübsinn sagten: „ob ichs wol vergessen würde?“ Aber was konnt' ich erwiedern, in Gegenwart des allgegenwärtigen, allgenügsamen Freiniz, der wol auch erwartet hätte, daß Sie seinen Namen, nicht aufzuschreiben brauchten? Als Sie forthüpften, mit einem liebevollen Blik auf mich, um, wie Sie sagten, Freiniz, die versprochenen Quadrillen zu schiken: was hätt' ich darum gegeben, wenn ich Ihnen hätte nachspringen, und Ihnen all meine Liebe ergießen können, und meine Sehnsucht und meinen Schmerz! Ach! Aeone; ich bin in der Lage jenes Königs, der sich wünschte, daß Alles Gold werden möchte, was er berühre, dem der Wunsch erfüllt ward, und der nun, mitten unter seinen Schäzen — verhungerte. O! daß ich je wünschen konnte, Sie all bewundert zu sehen! Wir werden in einer noch größeren Stadt leben;

Sie werden dort noch mehr bewundert werden; noch Mehrere werden sich um Sie drängen; natürlich haben Sie Geschmak an diesen Vergötterungen gefunden. Sie werden sich noch immer mehr ausbilden, noch reizender, unwiderstehlicher werden; und bald wird sich auch dort ein Freund finden, der, wo nicht Ihr Herz, doch Ihr Vertrauen mit mir theilt, der Ihnen, wenigstens zum Umgang unentbehrlich wird, wie ich, vielleicht mehr als ich; und ich werde unter Ihren Bewunderern der Erste seyn, aber auch der unglüklichste, weil ich nicht blos Ihre Talente, Ihre vollendete Ausbildung bewundern, sondern Ihr Herz genießen und ausfüllen möchte, so wie mein Herz durch Ihr Wesen ganz ausgefüllt ist. Ach! Aeone; wie wars so anders, als wir einen Theil des Sommers in Homburgs*) Tannenwäldern herumirrten, und in dem Säuseln der Baumwipfel, das Wogen der See hörten, an den Forellenteichen die Sonne untergehen sahen und im Mondschein wieder, nach dem lieben weißen Thurm hin, steuerten! Die Freundin-

*) Ohne Zweifel Homburg vor der Höhe, ohnweit Frankfurt.

nen, bei denen Sie lebten, waren artiger, als die ſchöne Welt in Stralau, als Ihr Bewunderer, als der, ſonſt ſo gebildete Freiniz. Wenn unſere Blike traulich an einander hiengen; ſo machten ſie ſich ein Geſchäft, blieben zurük oder eilten voraus und ließen uns allein. Und als wir auf dem Feldberg die Sonne aufgehen ſahen, und die Mayngegend bis an den Rhein, mit allen daranliegenden Städten und Dörfern, wie auf einer Land-Charte vor mir lag, und Sie Ihren Arm um den meinigen ſchlangen, und ich den Wiederſchein all der Herrlichkeit in Ihrem Auge las, und die Freundinnen ſtillſchweigend voraus, zurükgiengen, um das Frühſtük zu bereiten, ſo daß wir den Himmel und die Erde ungeſtört genießen konnten und uns: ach! Aeone, wie war es da ſo Anders!

Ils sont passés, ces jours de fête,
Ils sont passés, et ne reviendront plus!

Nein; das darf ich nicht erwarten, daß ſolche Tage wieder kommen werden. Zwar haben Sie noch immer viel Geſchmak an Landpartheen: aber es muß immer eine große Geſellſchaft dabei ſeyn, es muß recht luſtig dabei zugehen. Die

Stadt muß mit auf das Land genommen; das Land muß mit Stadtmenſchen bevölkert werden, ſonſt iſt es eine todte Landſchaft, die man wol einmal betrachtet, in der man aber nicht leben mag. Was wollt' auch ein ſo gebildetes Weſen, unter ungebildeten Naturmenſchen thun? Ich werde mich darum nicht lange bedenken, mir die angetragene Amtmannsſtelle zu Werdau verbitten, und die Stelle in Kaſſel annehmen. Zwar hat das Amthaus eine ſehr ſchöne Lage; die Umgebungen ſind mild-romantiſch; an Geſellſchaft fehlt es in der Gegend nicht, und die Nähe von Hannover macht auch den Genuß feiner Stadtvergnügungen möglich, beſonders da der Beamte Pferde haben muß. Aber es iſt doch keine Reſidenz, kein beſtändiges Leben in einer Reſidenz, in einer ſo glänzenden Reſidenz, wie Kaſſel jezt iſt. Dort werden wir dann leben; ich hoffe ja dann doch manchmal eine freie Stunde zu finden, wo ich es Ihnen ausdrüken kann, wie ſehr ich Sie liebe, wo ich den Ausdruk Ihrer Liebe ruhig auffaſſen, in mich ſaugen, und mich dadurch ſtärken kann, für die Zeit der Entbehrung.

Billet.

Leone an Edelwald.

Stralau.

Belagert — ja wol: belagert, wie eine Feſtung, der man die Zufuhr der Lebensmittel erſchwert, von Ueberläſtigen, und gepreßt durch den Abgang der Poſt, find' ich nur dieſen Augenblik, Sie, Lieber, zu bitten, daß Sie die Amtmannsſtelle noch nicht ausſchlagen, bis ich Ihnen wieder geſchrieben habe. Sein Sie jezt hübſch folgſam, als Bräutigam. Als eheliche Hausfrau, will ichs auch ſeyn. Einen warmen Kuß, ſo warm, wie er in einem Briefgen ſeyn kann!

Ein und zwanzigster Brief.

Aeone an Wandulf.

Stralau.

Freuen Sie sich mit mir, lieber, theurer Wandulf; ich habe meinen Edelwald wieder gefunden, der — nicht verloren, aber doch auf einem Irrwege war. Hier lesen Sie seinen Brief und urtheilen Sie selbst. Alle meine Spöttereien und Nekereien prallten an ihm ab, wie Wellen an einem Fels. Aber er kam, sah die Folgen dessen, was er gewollt und mit aller Uebermacht der Liebe befördert hatte, und gieng höchst-gedrükt und unbefriedigt weg. Ich veranstaltete eigentlich nichts; überließ mich aber Allem. Kleine Feste waren um Seinetwillen veranstaltet, wie natürlich. Alle junge Männer von meiner Bekanntschaft, wollten auch seine Bekanntschaft machen, wie natürlich. Es ist die Jahrszeit der Konzerte und Bäle; ich sang,

ſpielte, tanzte alſo; ich zeigte, daß meine Talente ausgebildet waren, wie natürlich. Meinen Lehrern hätt' ich in dieſer Zeit abſagen können; das that ich aber nicht. Ich ließ Alles ſeinen Gang gehen, und überließ mich Allem, was kam. So entſtand denn ohne mein Zuthun, ein ſolcher Wirrwarr von Beſuchen, Vergnügungen, Zerſtreuungen aller Art; man brauchte ſo viel Zeit um ſich vorzubereiten auf Frivolitäten und ſich zu erholen von Frivolitäten, daß weder zum eigentlichen Lebensgenuß, noch zu einem ernſten Worte Zeit übrig blieb. Freinitz ſuchte immer meine Geſellſchaft. Wir ſcherzten, laſen, ſangen, ſchwärmten mit einander; ich war und bin ganz unbefangen gegen ihn, weil er keine weiteren Anſprüche macht und mein Verhältniß mit Edelwald kennt. Auch in Edelwalds Umgang fand er Vergnügen. Es war alſo natürlich, daß er alle Tage kam, daß er frei und froh mit mir umgieng wie ſonſt, und noch froher war, wie ſonſt. Anfangs that es Edelwald ſichtbar wol, wenn er ſah, daß ſeine Aeone, die allgemeine Bewunderung auf ſich zog; daß man ſich um ſeine Geliebte ſo herumdrängte:

aber das dauerte nicht lange. Er sehnte sich nach einer ruhigen Stunde, um sein Herz zu ergiessen; aber er fand sie nicht. Oft that es mir weh, diese unbefriedigte Sehnsucht zu sehen. Ich hätt' es ändern, und durch kleine Veranstaltungen ihm eine solche Stunde verschaffen können: aber ich zwang mich und that es nicht. Ich glaubte, er müsse die natürlichen Folgen dieser, von ihm so sehr gewünschten Schauspielung empfinden, und dadurch könne er geheilt werden von seiner Eitelkeit auf mich. Und wirklich scheint er es zu seyn. Rathen Sie mir nun was ich thun, was ich ihm antworten, besonders, ob ich ihm zur Annahme der Beamtenstelle rathen soll. Jezt gieng er wol gerne hin: das merk' ich wol. Aber ob es ihn in der Folge nicht reuen wird, das ist eine andere Frage. Meinen Geschmak kennen Sie. O! mir ist das Stadtleben nie mehr zuwider gewesen, als jezt, da ich es in vollem Maas und Uebermaas genossen habe. Hier muß man sich so vieles, als Vergnügen anrechnen lassen, was eine wahre Qual ist. Aber Edelwald! ob er nicht zu sehr gewöhnt ist, an die Stadtvergnügungen, bei

seiner fein-ästhetischen Bildung? Ob ihm nicht mein Singen, Spielen, Zeichnen, langweilig werden wird, wenn es Niemand bewundert? Rathen Sie mir! Ich hab' ihn einstweilen nur gebeten, sich die Amtmannsstelle noch nicht zu verbitten; und ich glaube, ihn dann bestimmen zu können, wie ich will. Antworten Sie mir recht bald.

Zwei und zwanzigster Brief.

Wandulf an Aeone.

Grenzau.

Ich erwartete ſicher Ihren Edelwald an dieſem Ziele, liebe Aeone; aber nicht ſo bald. Vielleicht erſt in der Ehe, dacht' ich, wird er einſehen, daß Genuß mehr werth iſt als Glanz, und daß man allem Genuß ſchon abgeſtorben iſt, wenn man nur noch durch Anderer Augen genießt. Aber eben darum, weil ich ſo viel Genußfähigkeit an Ihrem Edelwald kenne, war mir nie bange dafür, daß dieſe Eitelkeit auf Sie, — eine Chroniſche Krankheit werden könne; ich war ſicher, daß es blos ein leichtes Fieber ſey, was man ſich in einem gewiſſen Klima ſo leicht zuzieht. Durch Lagen und Umſtände, hat er jezt empfinden lernen, daß befriedigte Eitelkeit, keinen Herzensgenuß erſezt, und im Grunde kein Genuß iſt. Er hat allen Genuß entbehren

müſſen, weil man ſeine Eitelkeit überſättigte; hat alſo die natürlichen Folgen davon empfunden, was für ein Leben es in einer Stadt iſt, mit einer Frau, wie er Eine aus Ihnen machen wollte. Sie wiſſen Liebe; daß ich Alles mit Blik auf den anſehe, der Alles lenkt oder nichts; und ſo freu' ich mich hauptſächlich darum dieſer Veränderung, weil nicht Ihre Spöttereien, Ihr Wiz, ſondern eine höhere Leitung, ſie hervorgebracht hat. Rathen Sie denn dem Edlen beſtimmt, die Beamtenſtelle anzunehmen. Das wird ihn einmal feſt überzeugen, daß Sie nicht an den Stadtvergnügungen hängen, und durch die Ihrer Eitelkeit gebrachten Rauchopfer, nicht ſchwindlig geworden ſind. Noch weiß Edelwald nicht genau, was er iſt, und was ihn glüklich macht. — Vor dem dreißigſten Jahre weiß es der Mann ſelten, und am wenigſten, der lebhafte, reizbare Mann. — Ich weiß aber, daß er im Grund ein höchſt-einfacher Menſch iſt, daß er das Einfache liebt, und nur im friedlich-häuslichen Leben glüklich ſeyn kann. Eine Zeitlang war er ein äſthetiſcher Schwärmer; iſt es vielleicht noch. Und wer mag ihm dieſe Schwär-

merei nehmen, wenn ſie nur dem wahren Schönen gilt? Iſt ſie ja der Erſte Aufflug zu dem Göttlichen! — Aber er wird das Schöne ſtill in ſeinen nächſten Umgebungen genießen; Sie werden ihm, er wird Ihnen, manchen Genuß der Art geben können, und ſo wird er auch von dieſer Seite, weniger als in Kaſſel vermiſſen, weil Sie dort Ihre Gaben unter Hunderte vertheilen müßten, die Sie auf dem Lande, für ihn allein aufheben können. Hier geben Sie ſeinem Herzen wenn Sie ſeinen Schönheitsſinn befriedigen; und gewiß ſorgen Sie auch dafür, daß Sie ſeinem Schönheitsſinne wolthun, wenn ſein Herz etwas von Ihnen empfängt. Uebrigens iſt es ein Umweg zum häuslichen Glük, aber kein Irrweg, den Edelwald gegangen hat. Jeder Menſch, der nicht von Jugend auf, geknikt und zerdrükt ward, hat ſeine Periode der Eitelkeit, die er durchtändeln muß. Nur die beſten Jünglinge, ſind auf ihre Mädchen, ſo wie die beſten Mütter auf ihre Töchter eitel.

Schon vor einiger Zeit ſchrieb ich mancherlei Bemerkungen, Ermahnungen, Rathſchläge für Sie nieder, liebe Aeone, und ich ſchike ſie

Ihnen jezt. Manche ſind überflüßig worden; manche werden es in der Folge ſeyn: aber beſſer, man hat Arzeneien auf der Reiſe bei ſich, und bedarf ſie nicht, als daß ſie uns fehlten, wenn wir ſie bedürfen.

Sie treten nun bald in die Ehe. Möge Sie Gottes Segen dahin begleiten; der Segen reiner, feſter Liebe, der jeden andern in ſich faßt!

An Aeone.

Dulden Sie kein: Du und Du, zwiſchen ſich und Ihrem Geliebten, wenn Sie nicht ganz ſicher ſind, daß er ſich immer in den Grenzen des Wolſtands bewegen werde. Es führt zu leicht Vertraulichkeiten herbei, die in dem Brautſtand viel verderben, und für die Ehe aufgehoben werden müſſen. Man glaube nicht, wie ſtark ſo etwas Aeußeres auf das Innere wirkt. Der Bräutigam glaube mehr fodern zu können, die Braut weniger verſagen zu dürfen, wenn ſo

ein vertraulicher Name, die Ehe gleichsam antizipirt, wenigstens symbolisirt.

Respektiren Sie Ihren Geliebten; aber respektiren Sie sich auch selbst. Benuzen Sie nicht die Schwäche dessen, von dem einst Ihr Schikſal abhängen wird. Es ist unmännlich oder unwahr, wenn er sich in alle Ihre Launen fügt; und Eins ist so schlimm wie das Andere. Entweder wird er Sie einst despotisiren, wenn Sie ihn jezt despotisiren; oder Sie werden nie an ihm einen Mann haben. Aber dulden Sie auch keinen Bräutigamsdespotismus. Schon der Geliebte muß wissen, daß das Nachgeben in der Ehe, gegen eigene Ueberzeugung, Folge von Pflichtgefül, und nicht Schwäche ist. Sie mögen sich nach seinem Geschmak richten, nach seinem Geschmak kleiden, an Vergnügungen und Beschäftigungen, nach seinem Geschmak Theil nehmen: aber wenn Sie etwas häßlich, unanständig oder gar Unrecht fänden; so folgen Sie Ihrem Sinn. Sie wollen die Achtung Ihres Bräutigams; und nur ein selbstständiges Wesen kann man achten.

Wollte ſich Ihr Bräutigam zu viel Freiheiten nehmen, ſo dulden Sie es nicht. Sie würden dadurch in ſeiner eigenen Achtung verlieren. Weiſen Sie ihn zurük, mit ſanftem Ernſt, aber ohne Ziererei und ohne prüdes Weſen. Das iſt Unwahrheit; und jede Unwahrheit macht zudringlicher, weil ſie die Achtung vermindert. Fragen Sie ihn im Nothfall, ob er Sie denn ſo wenig achte? Solle' auch dieß nicht wirken; ſo müſſen Sie die Gelegenheiten meiden, mit ihm allein zu ſeyn. Wär' er aber nie von dieſer Seite zudringlich geweſen; ſo zeigen Sie ihm volles Vertrauen. Dadurch ehren Sie ihn und ſich.

Laßen Sie ſich in keinen ernſten Wortſtreit mit Ihrem Bräutigam ein. Alle Männer machen Anſpruch auf höhere und tiefere Einſicht. Sie werden beleidigt, wenn man ſie ihnen ſtreitig macht; und am Meiſten, wenn es die thun, deren Urtheil ihnen am Meiſten gilt. Hören Sie ſeine Meinung mit ſeinen Gründen; ſagen Sie die Ihrige, mit den Ihrigen, und dann ſchweigen Sie. Hat der Mann Unrecht, ſo wird es

es eher erkennen, als wenn Sie das lezte Wort behalten hätten. Sich selbst will er allenfalls unrecht geben aus eigenem Entschluß; nur Andere sollen ihn nicht zwingen. Auch nicht durch Gründe.

Ein gewißes, natürliches Gefül der Jungfräulichkeit wird Ihnen eingeben, nur stufenweise überzugehen, zu ehelicher Vertraulichkeit. Widerstehen Sie ihm nicht. Es vermehrt die Achtung des Gatten und würzt den Genuß.

Bei den vertraulichen Umarmungen sey das Weib ganz Weib, liebendes Weib; außerdem aber wieder Jungfrau. Behält sie eine gewisse Bräutlichkeit bei; so wird sie noch lange ins Brautbett geführt, wenn sie auch eine Zeitlang das Ehebett bestieg. Mit geistiger Liebe sey immer die sinnliche gewürzt. Lieber ein Abendmalskelch als ein Taumelkelch, sey der Becher der Freude.

Es liegt in der Natur des männlichen Liebesfeuers, manchmal hell aufzulodern, und dann

wieder, wie erloschen zu scheinen. Lassen Sie die lezte Periode ruhig vorbei gehen und fürchten Sie nichts. In der Ebbe männlicher Liebe sieht man, was auf dem Grunde liegt, wie in der Ebbezeit des Meers. Seyen Sie jezt die ruhige Freundin des Gatten; desto eher wird er wieder Ihr warmer Geliebter werden. Ueberhaupt gebe Ihre Liebe und fodere nicht. Je mehr Sie geben, je weniger Sie fodern; je mehr wird Ihnen gegeben werden. Vergessen Sie nie, daß Liebe nur durch Liebe geweckt, nur durch Liebe erhalten werden kann.

Man spricht von Flitterwochen im Anfang der Ehe, und man sollte sie mit einem edleren Namen Frülingswochen nennen. Wirklich sind sie der Früling in der Ehe, mögen und sollen genossen werden, wie der Früling in der Natur. Ein poetisches Leben, das für's künftige prosaische stält und stärkt. Das Weib erträgt in der Folge, leichter und lieber, mit dem Manne, die Leiden des Lebens, wenn sie des Lebens Freuden mit ihm genossen hat. In dem sanften Echo der Erinnerung, klingt der liebliche

Ten des erſten Liebesgenuſſes, manchmal noch hinüber in das ſpätere Leben, wo man im Schweiß des Angeſichts ſein Brod iſſet, wo das Weib mit Schmerzen, Kinder gebiert und mit Sorgen ſie erzieht. Aber das Echo erregt kein Heimweh nach dem verlaßenen Lande; es verſetzt hinein. Man beklagt nicht dieſe Jugendzeit; man wird jung. Es iſt darum eine ſchöne Sitte in der Schweiz und an mehreren Orten, gleich nach der Verbindung, eine Reiſe miteinander zu machen, in angenehme Gegenden des Vaterlands. Die Reiſe iſt der Mittelzuſtand zwiſchen dem Schmetterlingsleben der Jungfrau und dem Raupenzuſtand der Hausfrau. Nie genießt man ſich ungeſtörter und ſorgenloſer, als in einem Wagen, der uns in eine kleine Welt beſchränkt und die größere vor uns vorüber führt.

Hüten Sie ſich vor dem Erſten Streit, ſogar vor Allem, was einem Streit nur ähnlich ſieht. Die Ehe iſt kein ſüdliches Klima, in dem ein ſolches Gewitter heran zieht, ausbricht, und nach einer Stunde, den Himmel wieder heiter läßt. Sie iſt ein nördliches, wo Ein Gewitter

auf mehrere Tage, das Wetter verdirbt und den July in einen November verwandlen kann. Je länger Sie ohne Streit in der Ehe gelebt haben, je leichter werden Sie ohne so etwas leben können. Es wird schwer, und am Ende unmöglich, sich ein hartes Wort zu sagen, wenn man sich in Jahren keins gesagt hat. Am Wenigsten erlauben Sie sich Eins. Der Mann fühlt diese Unweiblichkeit tief; sie bleibt ihm unvergeßlich. Und Ihre eigene Weiblichkeit leidet dabei an ihrer zartesten Seite. Der feine Schmetterling muß nicht dahin fladdern, wohin der harte Käfer, ohne Schaden fliegt. Der bunte Blumenstaub von seinen Flügeln geht ab, und er wird zur häßlichsten aller Fliegen.

Gewöhnen Sie sich nicht an's Reiten, wenn es nicht nach dem ausdrücklichen Willen Ihres Gatten geschieht. Ein Pferd zu regieren, ist männliches und nicht weibliches Geschäft. Entweder wird also die Reuterin von dem Pferde regiert; oder sie wird ein Reuter, also ein Mann und hört auf, Weib zu seyn. In dem Ersten Fall ist die Sache nicht ohne Gefahr für

den Leib. Eins der edelsten, liebenswürdigsten Weiber, verlor kürzlich sein Leben, durch einen unglüklichen Fall von einem Pferde, das ihre Freundin gewöhnlich ritt. In dem andern Fall ist das Reiten nicht ohne Gefahr für den Charakter. Eine sehr sanfte Dame wollte Männerbändigerin werden, weil sie Pferdebändiger geworden war. Sie prügelte ihre Mägde, wenn sie nicht gleich ihren Willen befolgten, wie sie ihr Pferd peitschte, wenn es ungehorsam war. Ausnahmen giebts, und ich kenne selbst solche: aber sie haben keine Leidenschaft für das Reiten; es sind sehr reine Seelen, und „den Reinen ist Alles rein."

„Parisische (überhaupt: grosstädtsche) Damenfrivolität und lüsterne Grenadiersanmaßung müssen am Ende zu einer raffinierten Barbarei führen, die abscheulicher seyn würde, als alle Rohheit voriger Zeiten." sagt Bouterwek irgendwo. Und nichts ist natürlicher! Humanität, das Gegenstük der Barbarei wird größtentheils dadurch befördert, daß das Weib Achtung verdient, und geachtet wird. Wo Eins

fehlt, fehlt bald das Andere auch. Wo Eins fehlt, da ſind die Bande der Humanität bald aufgelöſet, die ſich nur im häuslichen Leben feſt ſchlingen und feſt erhalten. Der jezige Zeitgeiſt treibt unſere modiſche Damen, nach Glanz zu jagen. Sie ſtreben, Aufſehen zu machen, einen Hof um ſich zu haben, Reize zur Schau auszulegen, alſo Lüſternheit zu erregen. Achtung einzuflößen, Achtung zu verdienen fällt ihnen nicht ein. Der Mann iſt unterhaltend, zuvorkommend, galant, mediſant, pikant, was man will, — trozig und unternehmend, ſo viel man will. Er gefällt ſich darin, für einen Günſtling der artigſten Damen gehalten zu werden, es zu ſeyn, ſie zu genießen. Aber eben darum achtet er ſie nicht. Wie könnt' er? Nur eine niedrige egoiſtiſche Abſicht kann ihn dahin bringen, ſich ernſtlich mit Einer zu verbinden, durch die er dann fortune macht, die aber nie ſeine Freundin, Gehülfin, Gattin wird. Doch trifft dieß nur die Weiber vom großen Ton, die auch Brandes und Bouterwek nur meynten. In mittleren Ständen und Städten, bei mittelmäßigen Einkünften muß man die wahren Wei-

ber ſuchen. Da ſind auch die Männer anders.

(Ich ſchrieb dieß für Sie, liebe Aeone, als ich noch glaubte, Sie würden in einer Reſidenz leben. Da hätt' Ihnen ſo ein Warnebild nöthig ſeyn können. Jezt iſt es das nicht mehr.)

Vittoria Colonna war das Einzige bekannte Genie, das zugleich eine gute Gattin war. Und doch war ſie eigentlich nur, ſchwärmeriſche Liebhaberin; wenigſtens konnte ſie ſich nicht als gute Gattin zeigen, weil ſie nur wenige Zeit mit ihrem Gatten lebte.

(Auch dieß ſchrieb ich in jener Hinſicht. Indeß kann es auch jezt nicht ſchaden; denn an Ihrer Genialität wird Edelwald immer nähren, und wenn ſie mit einander auf der Inſel Helgoland lebten.)

Man ſpricht ſo viel von weiblicher Unbeſonnenheit und gegen ſie. Ich mögte ſagen: die weibliche Beſonnenheit wird erſt Unbeſonnenheit. Wenn das Weib ſeinem Erſten Takt, der Erſten Eingebung ihres weiblichen Sinns folgt, — in ſo ferne ſie nemlich nicht in Leiden-

ſchaft iſt: ſo wält und findet ſie ſicher das Beſte. Sobald ſie ſich aber recht beſinnen will; ſobald ſie ſcharf nachdenkt und überlegt, iſt ſie in Gefahr, gerade das Schlechteſte, Unpaßendſte zu wälen. Sobald ſie durch ſcharfes Nachdenken etwas finden will, verläßt ſie die weibliche Sphäre, und begiebt ſich in die männliche, beides zu ihrem Nachtheil.

Bei häuslichen Einrichtungen merken Sie Ihrem Gatten ſeinen Geſchmak mehr ab, als daß Sie ihn darum fragen. Mädchen und Weiber haben darin einen ganz eigenen Scharfſinn; und den Männern gefällt dieſer Scharfſinn. Ich glaube, es ſchmeichelt Ihnen, daß es ſcheint, als könne man nicht wol einen andern Geſchmak haben; oder es iſt ihnen ein Beweis von der liebevollen Achtſamkeit ihrer Gattin, der ihnen wolthut. Gefällt es ja einem Manne ſogar, wenn ihm, ohne ihn gefragt zu haben, etwas zubereitet wird, was er gerne iſſet, — nicht um der lekeren Schüſſel, ſondern um der, noch lekerern weiblichen Attention willen.

Klagen Sie nicht ohne die äußerſte Noth über die Dienſtboten, weder bei Ihrem Gatten, noch bei Anderen. Das Erſtere iſt dem Manne widrig, der ohnehin in ſeinem Beruf, manche Unannehmlichkeiten ſtill tragen, und manchen Unarten kräftig entgegenwirken muß. Das Andere iſt gemein und oft inhuman, weil man die Dienſtboten, durch Verbreitung ihrer Fehler in einen üblen Ruf bringt, wenn man uns glaubt, oder ſich ſelbſt, wenn man uns nicht glaubt.

Drei und zwanzigster Brief.

Aeone an Edelwald.

Stralau.

O! der glükliche Antrag! O! die herrliche Aussicht, hochgebietende Frau Amtmännin in Werdau zu werden! Stolberg hätte nichts Besseres begegnen können, wenn er auf seine Insel versezt worden wäre, als mir, da ich, verbunden mit meinem Edelwald, ein angenehmes Landleben, nahe bei einer angenehmen Stadt, führen soll. Warum ich mich noch bedachte? Warum ich Ihnen das nicht gleich schrieb? Gewis nicht um meinetwillen, mein Edelwald, sondern um Ihrentwillen. Zwar merkt' ich wol an Ihrem Briefe, daß Sie jezt lieber dahin, als nach Kassel gehen würden. Aber ob dieser Entschluß nicht bloße Folge von Ihrem Verdruß in Stralau war; ob es Sie nicht reuen würde, so vielem ästhetischen und gesellschaftlichen Ge-

nuß entſagt zu haben: das wußt' ich nicht. Ich fragte darum unſeren Wandulf um Rath, der Sie länger und von dieſer Seite genauer kennt: aber wie hüpft' ich in der Stube herum, als mir Wandulf ſchrieb, daß Sie immer einen überwiegenden Hang zum Landleben gehabt hätten, daß Sie gewis in der Folge glüklicher in Werdau als in Kaſſel ſeyn würden, und daß ich Ihnen nur getroſt zu der Amtmannsſtelle rathen ſolle. Nun; ſo ſag' ich Ihnen denn, daß ich viel lieber von Ihren Bauernweibern, als von unſeren jungen Herrn bewundert ſeyn, daß ich lieber auf ein Erndtefeſt als auf einen Bal gehen und lieber herzliche Lobſprüche über die Einrichtung in unſeren Gärten als feine Flouretten über meinen Anzug hören will. —

Kaum werden Sie es glauben, wie das Stadtleben meiner eigenthümlichſten Natur zuwider iſt. Allerdings hab' ich meine Eitelkeit ſo gut wie andere Evastöchter und — (mit einer tiefen Verbeugung) — Evasſöhne. Aber gerade heraus geſagt, ſie wird nicht ſonderlich befriedigt, wenn ein unbedeutender Menſch mir etwas — ſchön-ſeyn-Sollendes ſagt, das mehr meinem

Tanz-, Sing-, Muſikmeiſter, oder gar meinen Schneider, meine Puzmacherin gilt. Seit Ihrer Abreiſe iſt mir das Weſen noch mehr zuwider worden. — Die Haupturſache mögen Sie ſelbſt erraten. — Aber es kam noch etwas Anders hinzu.

Ich wurde in einen Zirkel gezogen, gedrängt, geſtoßen, den man für den beſten, das heißt: den vornehmſten hält, der ſich gemeiniglich bei dem Geheimenrath von Goldenberg verſammelt. Da war denn eine ſteife Geſellſchaft von parfümirten, roth-gemalten Damen, die lauter franzöſiſch ſprachen, ſich bei meiner Ankunft in die Ohren flüſterten, lachten und auf mich hinblikten, vermuthlich weil ich ſo frei hereintrat, mich ein Paarmal vor der ganzen Geſellſchaft leicht verbeugte, und dann mit dem Erſten beſten Herrn zu reden anfieng. Beſonders fiel mir eine dike Frau auf, in einem ſchwarzen Sammtkleid, mit großen brillantenen Ohrringen und einem kleinen Köpfgen, und eine andere, magere, hoch-roth gemalt, in einem geſtikten Florkleid, leicht und feenhaft, als ob ſie achtzehen Jahre alt wäre. Die Erſte brüſtete

ſich, ſpielte mit ihrem Ohrgehänge, ſprach von dem neuen Pariſer Wagen, den ſie bekommen, von dem Landgut, das ihr Mann gekauft hatte, und von der Unmöglichkeit, ohne ein Landhaus zu leben, mitunter auch, von der Unſchiklichkeit, mit carossiers — (Pferden, die noch ihre natürliche Schweife haben, wie mirs ein Offizier erklärte) — in einem offenen Wagen zu fahren. Daß es etwas Ekelhaftes ſey, Fleiſch vom Schlächter zu eſſen, daß man ſo etwas nur zu Jus brauchen könne, und höchſtens zu einem Frikondon, wozu aber ihr Koch, immer dreißig Pfund brauche; das erfuhr ich auch ſo nebenher. Da ſah und hört' ich denn zum Erſtenmal die groben Ausbrüche des Geldſtolzes; und ſie empörten mein Inneres, wie mich lange nichts empört hatte. Der Reiche hat ohnehin den Vorzug, daß er ſich alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens ſo leicht, ohne Arbeit verſchaffen kann. Er hat ohnehin ſchon zu kämpfen mit dem Widerwillen des Aermeren, der bis zur Erſchöpfung arbeiten, und ſie doch entbehren muß. Und nun ſich noch über dieſe Menſchen erheben, auf ſie herabſehen! Das kommt

mir so vor, als ob der, der ganz gemächlich in einem wolverwahrten Wagen, durch Regen und Koth fährt, den noch mit der Peitsche hauen wollte, der neben ihm, mühseelig im Kothe watet! Die magere Frau war mir nur lächerlich. Sie ist nicht schön, sondern häßlich; nicht verständig, wizig, scharfsinnig, sondern dumm, und blähte sich doch so, als ob sie die schönste, wizigste in der Gesellschaft wäre. Ich fragte, ob sie etwa auch so viel Geld hätte, als die dike Frau; man sagte mir: nein! Aber sie habe sechszehen Ahnen von väterlicher und eben so viele von mütterlicher Seite. Als ich mirs erklären lassen und ihren lächerlichen Stolz gesehen hatte, bedauert' ich herzlich, daß sie in einer so ganz adlichen Familie, die Einzige Unadliche sey. Ich weiß nemlich nicht, wie mir immer: Geran, der Adelich; von Wieland, im Kopfe schwebte! Es kostete mich viel, das Lachen zu unterdrüken, als sie sich ein wenig zu mir herbewegte, und mich über die Achsel fragte: „on chante, a ce qu'on ma dit?" — „Ja; man singt viel in unserer Straße," antwortete ich, und sie wendete sich

mit hoch aufgehobener Naſe, von mir, was ich ihr im Grund, nach einer ſo ſchnippiſchen Antwort, nicht verdenken kann. Das war alſo Adelſtolz! Aber ſagen Sie mir, Edelwald: liegt nicht ein eigentlicher Widerſpruch in dem Wort, wie in dem Ausdruk: Erbſünde? Der Adelſtolz hat dieß mit der Erbſünde gemein, und iſt ſelbſt Eine. Wer adlich iſt, der iſt nicht ſtolz; wer ſtolz iſt, kann nicht adlich ſeyn. Wenigſtens hat er nur einen genealogiſchen Adel, und heißt ſo, wie der Prätendent, König von England hieß, weil Einer ſeiner Vorfahren einmal König von England war.

Aber was plauder' ich Ihnen da für unintereſſantes Zeug vor? Was geht Sie doch die dike Frau Lövenberg und die magere Frau von Hochthurn an? Wie kam ich auch nur darauf? — Ja; ich wollt' Ihnen zeigen, was es für intereßante Geſellſchaften in der Stadt giebt, und was man für Toleranz ausüben muß, die man weder am Dniſter, noch am Harz auszuüben braucht, wenn man einen guten Mann hat, und ländlich auf dem Lande lebt.

„Aber warum ich doch, während Ihres

Hierſeyns, ſo luſtig war?'' — Lieber Edelwald; es gab ſich wol manchmal mit der Luſtigkeit! Eben, als Sie ſich, auch wie die Andern jungen Herrn, zu einer Quadrille mit mir engagirten; als ich Mine machte, Sie, auch ſo wie die Andern, in meine Tabelle zu notiren, und Sie mir den bedeutenden Blik gaben, und ich fortſprang; wiſſen Sie wol was ich that, als ich in meinem Zimmer allein war? — Ich weinte mich aus, weil ich ſo eine widrige Rolle ſpielen, weil ich für ſo viele Menſchen leben mußte, und nicht ganz allein für meinen Edelwald leben konnte. Und doch mußt' es ſo durchgeſezt werden, wenn ich meinen Zwek erreichen wollte. Sie mußten ſehen, was es für Folgen hat, wenn man Aufſehen machen will, und in einer Stadt lebt; es mußte ſich aufdringen, Ihrem Gefül, daß Sie nichts an mir haben würden, wenn alle Welt etwas an mir haben wollte. Hätt' ich's Ihnen blos geſagt, ſo hätten Sie mirs nimmer geglaubt. Wär' ich nicht in Ihre Ideen eingegangen, die nun Einmal, — wenigſtens Ihr Stekenpferd waren: ſo hätten Sie mich für ungefällig gehalten, oder für

zu träge, etwas für Sie zu thun. Und das wollt' ich nicht. Daß ich bonne mine à mauvais jeu machte; das sollten Sie mir eher danken. Was man für den Geliebten thut, muß man froh und heiter thun, zum Zeichen, daß man es gerne thut. Und meine laute Lustigkeit! — Ja nun! sie ist oft nur Ersaz, den man sich selbst zu geben sucht für stille, ruhige Freude; und doch nur ein schlechter Ersaz. Der Vogel fladdert gemeiniglich mehr im Käfig, als er in der freien Luft fladdern würde: aber eben darum, weil er sich in einem Käfich fült. Und ein geschmakvoller, zierlicher Käfich, angenehm dem Auge aller die ihn sehen, nur nicht dem Vogel, der darin sizt — weiter war doch mein Stadtleben nichts.

Freilich sucht' ich mirs erträglich zu machen; lebte mit den Männern, die noch am interessantesten waren, suchte dabei zu verhindern, daß die Weiber nicht neidisch auf mich wurden; nuzte die interessanteste Seite von Beiden. Was soll man Anders thun, wenn man das nicht haben kann, was alles Andere entbehrlich macht? Freiniz erzälte mir einmal, als ein

König von Frankreich, nach dem Tod eines groſsen Generals, zwölf Marſchälle kreirt habe; da ſey geſagt worden, er habe einen Louisd'or in Sous verwechſelt. So macht' ichs auch, da Sie für mich todt waren. Man läſst ein ganzes Orcheſter ſpielen, wenn man keine Harlemer Orgel hören kann; und doch iſt es ſo keine Orgel! —

Lachen muſst' ich über Ihre Bitterkeit, über Ihre Eiferſüchtelei gegen Freiniz. Er iſt mir der liebſte unter allen hieſigen Männern, weil er am Meiſten weiß, den gebildetſten Geſchmak hat, und mich genug achtete, um mir nicht zu ſchmeicheln. Uebrigens liebt er, und weiß, daſs ich liebe. Sie und ſeine Minnona waren ſehr oft der Gegenſtand unſerer Unterhaltung. Daſs ich ihn allen anderen Männern vorziehe, ſollten Sie mir hoch anrechnen. Es iſt ein Zeichen, daſs ich keine Kokette geworden bin.

Und das hätt' ich doch werden können auf dieſem Wege. Selbſt unſer Wandulf fürchtete ſo etwas. Aber ich habe erfahren, daſs ächte Liebe, mit Koketterie nicht beſtehen kann. Liebe iſt das beſte Verwahrungsmittel gegen Koketterie;

vielleicht unter manchen Umſtänden das Einzige. Ach! Edelwald, wie kann man Geſchmak finden, an dem Vielerlei, was uns umſchwärmt, wenn die Seele voll iſt von Einem großen, lieben Gegenſtand! Könnte der ächt-Religiöſe, ergriffen in ſeinem Innerſten von dem Unendlichen, Ewigen, der im Erſten Sonnenſtral zu uns tritt, und im lezten uns ſegnet, der uns wie die Luft umgiebt, und uns Leben erhält, wie ſie; — könnte der, herzlichen Theil nehmen, an dem Klingklang einer Gözenverehrung, die nur auf Glanz berechnet iſt, nur die Augen blenden will durch Pracht?

Nun; meine Probezeit iſt vorüber. Bald kömmt eine Andere; dann will ich recht zu gefallen ſuchen. Alle Künſte, die ich den Andern abgelernt habe, will ich anwenden, und Andere, die mir Keins ablernen ſoll. Ich bitte nur um Eins! Keine Geſchenke, keine Kleider und Nippes! Ich habe dergleichen, für mein lebenlang. Einen einfachen Ring, nach Ihrem Geſchmak, will ich am Finger tragen, und Ihr recht ähn-

liches Bild, auf dem Herzen. Das ſchenken Sie mir, und weiter nichts.

Daß mir die Zeit unſerer Verbindung ſo lieb iſt, und daß ich mich doch da vor fürchte; ſagen Sie, wie iſt das, Edelwald?

Vier und zwanzigster Brief.

Selane an Wandulf.

Lilienfeld.

Immer nahe ich mich Ihnen, lieber Wandulf, wie sich der Glaubige, seiner Gottheit naht, um zu danken oder zu bitten, meist Beides zugleich; und mein Glaube an Ihre Güte erstikt jeden Zweifel, ob Ihnen nicht des Bittens zu viel werde, ob Sie meine Liebe nicht für eigennüzig halten könnten, und dergleichen; so wie das, dem glaubigen Gemüth, auch bei der Gottheit nicht einfällt, und keinem Menschen, der an einen Gott glaubt, einfallen sollte. Wenn der Weisere, Mächtigere, Reichere giebt, und der Rathlose, Ohnmächtige, Arme bittet; so handeln Beide ihrer Natur gemäs. Der Erste ist kein Gottesbild mehr, wenn er nicht gern giebt; und der Andere hat kein ächtes Menschenherz, wenn er nicht gern, und mit Zuversicht

bittet. Nicht wahr, so ists, Wandulf? Also: ich bitte zuversichtlich, und Sie geben gern! Rath und Hülfe ist mir noch immer nöthig.

Alles zwischen Hugo und mir, geht jezt treflich. Es ist ein schönes, inniges Verhältniß zwischen uns, wie es fast nie war. Man muß krank gewesen seyn, um den Werth der Gesundheit zu fülen, und man muß getrennt gewesen seyn von dem Herzen seines Geliebten, um ganz die Süßigkeit der Herzensnähe zu empfinden. So gerne mögt' ich jezt Hugos Geschmak in Allem treffen, Alles nach seinem Sinne einrichten. Aber da findet sich ein neues Hinderniß. Das ist meine liebe gute Mutter. Sie wissen, wie ihr Herz an mir hängt und mein Herz an ihr. Sie kennen das viele Gute, was sie hat, und was ich ihr verdanke. Aber sie ist an eine gewisse hergebrachte Art zu leben, gewöhnt. Es herrscht ein Geist der Ordnung, der Sparsamkeit, der Häuslichkeit in ihrem Hause, der gewis Achtung verdient. Nur meynt sie, es müßte Alles, auf die nemliche Art eingerichtet seyn, wie bei ihr; man könne nicht anders sparen, als wenn man gerade so esse, wohne, lebe,

wie ſie. Meinen Vater kennen Sie auch. Er läßt ſich das Alles gefallen. Jede Stube, in der ſich ein gemächlicher Siz und ſeine Familie findet, iſt ihm recht. Er weiß kaum, was er ißet, und gewis nicht am Abend, was er am Mittag gegeſſen hat. Ob die Stüle zu den Tiſchen, und die Tiſche zu den Spiegeln paſſen; welche Form unſer Tiſchgeräthe, unſer Thee- und Kaffeeſervice hat; wie unſere Vorhänge drappirt ſind: das iſt ihm ſo gleichgültig, wie mir die Siege der Ruſſen über die Türken. Aber mit Hugo iſt das Alles ganz Anders; und das begreift meine gute Mutter nicht. Weil Hugo nichts ſagt, noch weniger auf einer andern Einrichtung beſteht; ſo wähnt ſie, es ſey blos mein Getreibe, meine Eitelkeit, Modeſucht, die Alles ändern wolle. Neulich hatte ich einen Auftritt mit ihr, bei dem ſie ordentlich heftig wurde. Und das — weil Hugo gerne das beſte Zimmer im Hauſe bewohnt, und wir uns bisher, in einem dumpfen, elenden Stübgen beholfen haben. Ich mußt' auch nur die Aenderung vorerſt unterlaßen, weil ich ſonſt ganz beſtimmt gegen ihr Verbot hätte handeln müſſen, was ich nie ge-

than habe, und mir noch jezt, ſchwer ankommen würde. Ich hab' es in ihrer Abweſenheit, wenigſtens ſo eingerichtet, daß wir darin wohnen können. Rathen Sie mir nun, Wandulf, was ich thun ſoll. Muß ich nicht meiner Mutter folgen, und einer ſo guten, lieben Mutter? Darf ich mich ihr widerſezen, wenn es meines Hugos Vergnügen gilt, was ich, — ach! wie gerne befördere? Sie will auch, ich ſoll alle Tage zu ihr kommen, oft ganze Nachmittage bei ihr zubringen. Sie war ſo an meinen Umgang gewöhnt! Und doch geht das oft nicht gut, weil Hugo dann allein wäre, allein ſpazieren gehen müßte. Und er geht jezt wieder ſo gerne mit mir ſpazieren! Und das macht mir ſo viel Freude! Rathen Sie mir Wandulf, wie ich es Hugo und meiner Mutter recht machen ſoll. Ich wäre ganz glüklich, wenn ich noch aus dieſer Verlegenheit wäre. Geht es nicht; ſo bitt' ich Sie, ſelbſt zu kommen und mit meiner Mutter zu reden. Und gewis kommen Sie dann.

Fünf und zwanzigster Brief.

Wandulf an Selane.

Grenzau.

Tief hab' ichs im Innerſten meines Weſens gefült, liebe Selane; daß der Menſch, ſo wie Gott, durch nichts mehr geehrt werden kann, als durch Zutrauen. „Ich bitte Sie, zu kommen; und gewis kommen Sie dann!" Das hat mir woler gethan, als wenn Sie mir das Allerſchmeichelhafteſte, von ganzem Herzen geſagt hätten. Und natürlich! das wäre blos geſagt, daß Sie viel von mir hielten. Jezt zeigen Sie's!

Ja, Selane; ich will kommen, wenn es nöthig iſt. Aber ich denke nicht, daß es nöthig ſeyn ſoll.

Vor Allem überzeugen Sie ſich recht feſt, daß es Ihre Erſte und heiligſte Pflicht ſeyn muß, die unſchuldigen Wünſche Ihres Gatten

zu erfüllen, wie es ehemals Ihre heiligste und Erste Pflicht war, den Willen Ihrer Aeltern zu befolgen. Indem Ihre Aeltern Hugo, Ihre Hand bewilligten, thaten sie Verzicht auf ihre ersten Rechte auf Sie, und übergaben Sie Ihrem Gatten. Hugo trat an der Aeltern Stelle. So wenig wie der Sohn, der einen Beruf, ein öffentliches Amt hat, sich von seinem Vater leiten lassen darf, gegen eigene Ueberzeugung, weil er Sohn ist; so wenig dürfen Sie sich von Ihrer Mutter leiten lassen gegen Ihres Gatten Willen, weil Sie Tochter sind. Ihrem Gatten zu folgen, jeden seiner erlaubten Wünsche zu erfüllen, das ist Ihr Beruf. Sie sind jezt nur dann eine gute Tochter, wenn Sie eine gute Gattin sind; denn Ihre Mutter dürfte eigentlich nichts Anders von Ihnen fodern, als das. Mehr als man glaubt, liegt in dem Wort, das aus jenem Paradise zu uns herüber schallte: „Der Mensch wird Vater und Mutter verlaßen, und an seinem Weibe hangen.“ Es war ein Segen, über die ganze Menschheit ausgesprochen, der sich auch in jedem ächten Manns- und Weibsherzen erfüllt, bis auf diesen Tag.

Freilich ſcheint es oft dem eigenſüchtigen Mutterherzen, kein Segen, ſondern ein Fluch. Aber dem edlen iſt es Anders. Es iſt ein Opfer, das die Mutter bringt, wenn ſie ihre Tochter, einem Manne hingiebt; bei dem Opfer blutet ihr Herz. Aber das heilige Feuer, der Liebe, das in den Bliken der Tochter und ihres Geliebten glüht, zerſezt ſehr bald in Freudenthränen, die Thränen des Schmerzes. Sie vergißt ihr eigenes Glük über des Kindes Glük, oder vielmehr, ſie findet es in dieſem. „Liebe und werde geliebt; wirke, genieße, lebe; ſey glüklich und mache glüklich, ſo bin ichs auch.“ Das iſt der Segen, den die Mutter der Tochter mitgiebt, und die Einzige Ermahnung, die ſie ihr mitgeben ſollte.

Sie ſehen, liebe Selane; daß Sie feſt und beſtimmt handlen dürfen, ohne Gefahr, unrecht zu handlen; ja, daß Sie feſt und beſtimmt handeln müſſen, wenn Sie recht handlen wollen. Fragen Sie Ihre Mutter um nichts, was Sie für Ihren Hugo thun wollen, und woran Sie nur ahnen, daß es gegen den mütterlichen Sinn ſeyn könnte. Man fragt nicht, ob man ſeine

Pflicht thun ſolle; man thut ſie. Miſchen Sie auch Ihren Hugo durchaus nicht hinein. Auch ihn fragen Sie nichts und klagen ihm nichts. Sie kennen ja ſeine Feinſinnigkeit. Eh' er Sie in Gefahr ſezte, ſich auch nur für einen Tag mit Ihrer Mutter zu entzweien, lieber würd' er ſeinen Geſchmak aufopfern. Es würd' ihm keine Freude mehr ſeyn, in dem beſten Zimmer zu wohnen, dieß Zimmer geſchmakvoll eingerichtet, ſeinen Tiſch niedlich ſervirt zu ſehen, wenn er wüßte, daß das Alles, nicht auch Ihnen, reine Freude gewährte. Und daran würd' er recht handlen. Allein Sie ſtehen an einer ganz andern Stelle, haben ganz andere Pflichten. Wenn Ihre Mutter, Sie über etwas zur Rede ſezt: ſo wapnen Sie ſich mit Sanftmut und mit Liebe. Sagen Sie ihr, Sie würden glauben, gegen Ihr Gewiſſen zu handlen, wenn Sie nicht jeden unſchuldigen Wunſch Ihres Hugo erfüllten; und das würde doch Ihre Mutter nicht wollen! Erzälen Sie ihr, wie gut Hugo gegen Sie gehandelt, wie er Sie geſchont, geduldet, wie ſanft er Sie wieder zu ſeinem Herzen hingezogen habe. Verſichern Sie ihr, daß

Sie unglüklich ſeyn würden, wenn Sie ſich den Unwillen Ihrer Mutter zuziehen ſollten, dadurch daß Sie Ihre Pflichten als Gattin erfüllten. Wenn Sie das ſagen, mit Thränen der Liebe, die Ihnen ja wol bei einer ſolchen Szene nicht fehlen können, ſo widerſteht keine Mutter. Und Ihre Mutter iſt doch Eine.

Doch; wenn alle dieſe Verſuche nicht wirken ſollten, ſo melden Sie mirs, und ich komme. Ihrem Hugo aber kein Wort!

Sechs und zwanzigster Brief.

Selane an Wandulf.

Lilienfeld.

Sie haben recht, Wandulf! Ein Mutterherz bleibt doch ewig ein Mutterherz. Vorurtheile, Verwöhnungen, Eigensinn, Alles verschwindet, wenn es zu wirken anfängt. Es ist die Sonne der Weiblichkeit; Alles Gute lebt und gedeiht durch ihren Einfluß. So lang' ich zu dem Kopfe meiner Mutter sprach; so lang' ich sie durch Gründe überzeugen wollte, war Alles vergebens. Sie wußte das Alles besser; hatte mehr Erfahrung als ich und übersah die Folgen richtiger als ich. Auch das wirkte nicht, als ich ihr zu bedenken gab, daß Hugo darunter leiden, über die, seinem Geschmak nicht entsprechende Einrichtungen, verdrießlich werden, sich aus seinem Hause und am Ende auch von meinem Herzen entfernen werde. Sie meynte, wie sich ihr

Mann daran gewöhnt habe, werde ſich der Meinige auch daran gewöhnen; weil mein Vater darum ſein Haus nicht gemieden habe, werde Hugo auch das ſeinige nicht meiden. Wie konnt' ich ihr begreiflich machen, daß Hugo ein ganz anderer Mann ſey, als mein Vater; daß ſein Geſchmak weit ekler, und jeder ſeiner Sinne weit empfindlicher ſey, weil er mehr in der Welt gelebt habe! Durch ihren hohen Begriff von der Macht der Gewohnheit hätte ſie mir Alles niedergeſchlagen. Aber als ich ihr um den Hals fiel, und ihr mit Thränen ſagte, daß ich dadurch gewis unglüklich werde; daß die bloße Furcht, Hugos Liebe zu verlieren, mich ſchon unglüklich machen könne; als ich zu ihrem Mutterherzen und nicht mehr zu ihrem Verſtand ſprach: da antwortete dies Mutterherz. „Nein, mein Kind; unglüklich will ich dich nicht machen," ſagte ſie mit Thränen, und drükte auch mich an ihr Herz. „Wenn auch Alles beßer iſt; ſo mußt du doch ſo keine Angſt auf dem Herzen haben." Und nun wußte ſie ſelbſt, mir ſo guten Rath zu geben, ſo manche ſchöne Einrichtung vorzuſchlagen, Alles dem Geſchmak meines

Hugo ſo anzupaſſen, daß ich erſtaunte, und die gewandte, erfahrene Hausfrau in ihr, mehr wie je, erkannte. Jezt wird Alles nach Hugos Geſchmak umgewandelt; und wenn Sie kommen wollen, ſo braucht es nicht zu geſchehen, um etwas zu bewirken, ſondern ſich des Gewirkten zu freuen, mit Ihrer glüklichen Freundin.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Adelaide B. an ihre Tochter, Roſalie R.

Holdheim.

Nein, meine Tochter; der Menſch kann, was er will. Iſt ſein Geiſt zu der Freiheit gelangt, die allein des Menſchen würdig iſt; hat er ihn empfunden, den Gott, in ſich ſelbſt; der natürlich, zum Regierer beſtimmt iſt; dem ſich auch Alles unterwirft, ſobald er hervortritt, wie es jedem natürlichen Regenten geſchieht; — und das wird doch, hoff' ich, auch dein Fall ſeyn: dann will er das beſte, und führt's aus, weil er's will! Du wurdeſt weder gezwungen noch überredet, Grambold deine Hand zu verſprechen; dein Vater, dein Schwager, deine Verwandten ſahen es gerne, weil er dich verſorgen kann, weil er reich iſt, weil man ihn für einen guten Geſchäftsmann hält, und daraus ſchloß, daß er

auch ein guter Ehemann seyn werde. Du verlobtest Dich mit ihm. Es ist geschehen; und das Geschehene muß man respektiren. Es wurd' in das ewige Buch des Schikſals geschrieben, aus dem der Regent des Weltalls ein Drama entwirft, das zwei Welten umfaßt, und ſich mit einem Halleluzah-Chor endet. Wir ändern und lenken an dem Drama nichts. Wir haben nur unſere Rolle ſo zu ſpielen, wie es uns zugewinkt wird von dem Gott in unſerer Bruſt. Daß Grambold der Nächſte, Deinem Weſen werde, daß Du ihn fühleſt als den beſſeren Theil Deiner ſelbſt, als die Helfte, die Dir giebt, was Dir fehlt, und von Dir empfängt, was er nicht hat: das muß von nun an, Dein Hauptſtreben ſeyn. Und — ſey ſicher, es wird Dir gelingen, wenn es das iſt. Gewis hat auch Grambold gar manches Göttliche, in ſeinem Weſen. — Wem fehlt' es ganz? — Schon ſeine bekannte Weisheit in Geſchäftsführung; der Scharfſinn, womit er Alles vorausſieht, was ſeine Plane fördern oder hindern kann, die Feſtigkeit, mit der er ſie durchſezt, die Gewandheit, womit er Hinderniſſe beſeitigt, oft zu

Beförderungsmitteln umlenkt; iſt es nicht göttlicher Natur? Wer kann dieſen Eigenſchaften ſeine Achtung verſagen? Blik' immer auf ſie, meine Roſalie; und Du wirſt Grambold achten lernen, ſo gewis Du ein Menſch biſt. Dieſe Achtung wird früher oder ſpäter, mit Liebe tingirt werden; ſo gewis Du ein Weib biſt; denn Liebe wird am leichteſten auf Achtung gepropft, bei dem Weibe.

Laß Dir dieſe Achtung durch Andere nicht mindern. Ich höre, daß man Manches an Grambold tadelt; Manches lächerlich findet. Ich wünſchte nicht, daß Du es auch ſo fändeſt. Aber wäre dieß auch; dulde nie, daß man in Deiner Gegenwart ſo etwas äußere. Es iſt ein Mangel von Achtung gegen Dich; nimm es ſo und zeige, daß Du es ſo nehmeſt. Rede bei jeder Gelegenheit, mit Wahrheit und Wärme, von ſeinen guten Eigenſchaften, die Du als ſolche erkennſt. Du wirſt ſie ſelbſt, lebendiger fülen, wenn du oft mit Intereſſe davon geſprochen haſt, und Du wirſt mit mehr Intereſſe davon ſprechen, wenn Du ſie lebendiger fülſt. O! glaube mir, unſer Aeußeres wirkt zurük auf

das Innere, wie das Innere heraus auf das Aeußere wirkt. Wir glauben, was wir oft ausgesprochen haben, so wie wir das aussprechen, was wir glauben. Man muß es nicht laut werden lassen, was man nicht in sich nähren will. Man nährt es kräftig, wenn man es in Töne und Worte faßt. Was uns oft zur Warnung vor Verkehrtheit gesagt wird; laß Dir das gesagt seyn, zu Nährung des Sinns, der jezt in Dir leben soll.

Soll, meine Rosalie! Nicht, weil Dich äußeres Verhältniß dazu zwinge; ob man sich gleich auch diesem unterwerfen muß, weil sich Dein eheliches Glük darauf gründet, so wichtig dieser Grund auch wäre; sondern weil der Gott in Deiner Brust es Dir befiehlt, weil Du selbst, wenn Du frei bist, nichts Anders wollen kannst. Der Ehestand ist für das Weib, der Bildungsstand für ihre höchste Bestimmung. Hier soll sich Alles entwikeln; hier soll sie Alles werden, was sie auf der Erde werden kann. Ob ihre wirkende oder ihre duldende Kräfte hauptsächlich entwikelt werden müssen; ob sie durch Trübsal oder durch Liebesgenuß eingehen soll in jenes

Reich: das weiß sie nicht und braucht es nicht zu wissen. Wenn es der nur weiß, der mit Einem Blik, die zwei Welten übersieht, die Er mit einander und für einander schuf. Und Er weiß es, und weiß auch, warum Manche unseres Geschlechts, Virtuosinnen im Dulden werden sollen, so wie der, der mehr als Einer, seines Geschlechts war.

Doch ist damit nicht gesagt, daß Du zum Dulden bestimmt seyst! Nur das unvermeidliche Leiden kann ein wohlthätiges seyn. Nur das, von dem man sich durch gar kein erlaubtes Mittel befreien kann, ist Leiden, vom Vater der Liebe gereicht, als Kelch mit bitterer Arzenei, der ausgetrunken werden soll zur Genesung. Dir bleiben eine Menge Mittel, um Dein häusliches Glük zu gründen, und wenigstens das schwerste aller häuslichen Leiden von Dir zu entfernen, Zwiespalt mit Deinem Gatten. Und das Hauptmittel ist, daß Du ihm recht viel Liebe beweisest, recht viel für ihn thust, Dich ganz aufopferst für ihn.

Erstaunen kannst Du nicht, wenn Du nachdenkst, und Dich dessen erinnerst, was ich Dir

bei mancher Gelegenheit, angewendet auf andere Fälle, ſagte. Grambold liebt Dich, — wenigſtens wie er lieben kann. Warum hätt' er Dir ſonſt ſeine Hand angeboten, da Du arm biſt und nicht vorzüglich ſchön? Dieſe Liebe zu erhalten, zu nähren, zu ſtärken, muß das Erſte Geſchäft Deines Lebens ſeyn. Davon mußt Du Alles erwarten. Das iſt der göttliche Theil Deines Verlobten und aller Menſchen. Und wodurch kannſt Du es beſſer, wodurch Anders, als durch Liebe; das Einzige was Liebe will, was man ihr aber auch durch nichts erſezt. Nur das Grobe, Irrdiſche, wird durch Geringeres genährt, als es ſelbſt iſt; das Göttliche nur durch Göttliches. Wenn Du ihn auch nicht lieben könnteſt; thue, was ſonſt nur die Liebe thut, opfere, was ſonſt nur die Liebe opfert. Etwas eben ſo Göttliches, wie die Liebe ſelbſt, heiliges Streben, Deinen Beruf zu erfüllen, belebe Dich. Wär' aber Dein Herz groß und heilig genug, um ſich zu erheben, über dieſe verwiſchten Silouetten des Göttlichen, zu ' a Urbild — aber wie ſollt' es nicht? Iſts ja ein Menſchen-

Herz! — und der irdiſche Theil Deiner ſelbſt klagt' in Dir:

Wohin? wohin? dann Lieb' iſt Noth,
Und Alles wankt und Alles weicht.
Geboren wirds und geht in Tod!
Wohin, ſo weit der Himmel reicht?

Dann antworte Dir dieß Herz:

Zu Dir hinauf, Du Gotteskraft,
Die Bäum' und Wieſenquell erneut,
Ohn' Ende wirkt, ohn' Ende ſchafft,
Und noch das Grab voll Blumen ſtreut.

O! Du, dein Athem iſts allein,
Der allen Staub lebendig weht.
Du gabſt den Sternen ihren Schein,
Du bleibſt, wenn Erd' und Meer vergeht.

Zu dir hinauf erheb' ich mich,
Zu deiner unſichtbaren Welt;
Da lebt und lieht's und ewiglich
Wird bleiben, was an dich ſich hält. *)

*) Aus dem trefflichen Lied von Jakobi „Weh und aber weh dem Manne —“

Dann biſt Du geborgen, meine Roſalie. Dann ſtehſt Du hoch über den Erdenſtürmen; der heitere Sternenhimmel flimmert über Dir. Wie den Ocean kann der Sturm nur Deine Oberfläche bewegen. Dein Inneres bleibt ruhig — Dann handelſt Du doch aus Liebe, aber zu dem, der Urquell aller Liebenswürdigkeit im Himmel und auf Erden iſt. Und dann Roſalie; und wär' er auch noch ſo verkehrt, wirſt Du auch Grambold lieben, — mit jener ſchonenden, duldenden, innig-theilnehmenden Liebe, womit die edle Schweſter den verirrten Bruder liebt.

Aber noch mehr: treibt Dich der Himmelsſinn recht Viel einſt für Deinen Gatten zu thun, ihn mit recht viel Liebe zu behandlen, zu tragen, zu dulden, Dich aufzuopfern für ihn, wie nur die Liebe thut: ſo wird er Dir ſchon dadurch viel lieber werden. Es iſt eine ſchöne Anlage in unſerer Natur, daß wir uns hingezogen fülen, nicht nur zu denen, die uns Wolthaten erwieſen, ſondern faſt noch mehr zu denen, die Wolthaten empfiengen von uns. Wird doch das Kind der Mutter am liebſten, mit dem ſie am Meiſten litt, für das ſie am Meiſten thun

mußte und that! Oft dacht' ich hierbei an die, durch ihre Wahrheit ſo poetiſche, und durch ihre ächte Poeſie ſo wahre Darſtellung des Chriſtenthums, Gott habe die Menſchen ſo geliebt, daß er das Liebſte, Einzige, was Er hatte, für ſie hingegeben habe. Beurtheilen wir Gott, nach dem Reinſten in uns — und wornach wollten wir Menſchen, Ihn anders beurtheilen? — ſo ſagt uns unſer Herz nicht blos: wie lieb müſſen die Menſchen Gott geweſen ſeyn, daß Er das für ſie that! Sondern es ſagt uns faſt noch ſtärker: wie lieb müſſen Ihm erſt jezt, die Menſchen ſeyn, da Er das für ſie gethan hat! Und wie muß der Glaube an dieſe hohe Liebe des Liebenswürdigſten, wieder wirken auf unſer Herz! Welches Zutrauen und welche Liebe! Ein Gott, der ſo liebt, könnte der Dich unglüklich wollen, meine Roſalie? Und könnteſt Du es werden, da Er Alles regiert, da ohne ſeinen Willen kein Seufzer aus Deiner Bruſt ſteigt, keine Thräne in Deinem Auge zerdrükt wird, kein Haar von Deinem Kopfe fälle? —

Nein; daran kommt meiner Roſalie kein Gedanke. Muthvoll geht ſie ihrer Verbindung

entgegen und allen Schikſalen ihres Lebens. So gewis ſie Bedürfniſſe in ſich fült; ſo gewis weiß ſie auch, daß ſie ihr befriedigt werden. Später entwikelte ſie ſich, wie alle Geſchöpfe um ſie her; und ſie wurde mehr als ſie Alle. So weiß ſie auch, daß ihr Schikſal beſſer ſeyn wird als Anderer Schikſal, in dem Maaße wie es ſich ſpäter entwikelt. Dir kann es nicht fehlen, Roſalie; du biſt ein Menſch, und haſt einen Vater, der ein Gott iſt.

Acht und zwanzigster Brief.

Aeone an Wandulf.

Werdau.

Ich hab' Ihnen viel zu erzälen, lieber Wandulf, und erzäl' es Ihnen ſo gerne. Mir iſt, als genöß' ichs noch einmal, indem ich es Ihnen erzäle. Sie erraten ſchon, daß ich mit meinem Edelwald öffentlich verbunden bin, wie es unſere Herzen längſt waren. Herzlich leid iſt es mir, daß Sie nicht gegenwärtig ſeyn konnten, um uns, hörbar zu ſegnen, was Sie auch abweſend, gewis thaten. Man wurde geſtimmt zum Segnen, und zum Segen erflehen, durch die Hochzeitsfeier. Daß wir uns auf dem Lande trauen ließen, können Sie denken, und daß Freund Waldenau uns traute, ahnen Sie auch. Am fünften May, an Einem der ſchönſten Frülingstage, fuhren wir hinaus nach Offenthal; und die Herzen öffneten ſich, wie ſich das ſchöne

Thal öffnete. Es war, als wenn die ganze Natur unſer Hochzeitsfeſt mitfeiern wollte, oder vielmehr: ſie feierte ſelbſt Eins. Alles lebte und jubelte; Alles liebte und wurde geliebt. Alles ſehnte ſich nach Einigung, und es war ſchon Einigung, Harmonie, in Allem was lebte. Mit voller Liebe im Herzen, ſizend in einem offenen Wagen, neben dem Geliebten, an dem Tage, der uns für dieſe und jene Welt mit ihm verbinden ſoll; — gut, daß Sie Sinn dafür haben, wie es dem Herzen da iſt, denn beſchreiben konnt' ichs Ihnen doch nicht. Froher und frömmer, demütiger und ſtolzer iſt man gewis nie, als in einer ſolchen Zeit. Nie vergiſſet man ſich ſelbſt mehr, und nie lebt man doch ein ſo tiefes, hohes Leben. Man wird für dieſe Welt neugeboren, und für eine andere zugleich. Wandulf; ich ſah den Himmel offen, denn ein Himmel war in mir geöffnet, und alle Herrlichkeit der Erde ſpiegelte ſich zugleich in meinem Gemüth. Ich genoß ſie durch das Herz meines Edelwalds, durch ſeinen Blik, in dem ſich ſein Herz ausſprach — o! wie mächtig und lieblich ausſprach. Nach Edelwalds Willen hatt' ich mich gekleidet,

wie Emilie Galotti, — die Roſe in dem Haare, war nicht vergeſſen. Eine Perlenſchnur, von Edelwalds Tante zum Brautſchmuk geſchikt, weil ſie auch ihr Brautſchmuk geweſen war, hatte mir Edelwald ſelbſt, an dem nemlichen Morgen, um den Hals gebunden. Indeß bedeuteten die Perlen keine Thränen, und es fiel mir nicht einmal ein, wie dem Grafen Appiani, daß ſie Thränen bedeuten könnten, ob ich gleich ein Weib bin. Wir kamen in Offenthal an, und Freund Waldenau erwartete uns im prieſterlichen Ornat. Er hatte unſere Stimmung geahnet und führte uns gleich in die Kirche. Mit dieſem vollen Herzen hätten wir an keinen Ort gepaßt, als in einen Tempel Gottes, und nichts Anders hören können, als eine Traurede, wie Waldenau eine hielt. Ich ſchike Sie Ihnen, wenn ich ſie von ihm erhalten kann, ob ich gleich glaube, daß er Vieles ſagte, was ihm der Augenblik eingab. Aber er muß mir ſie geben, denn ich hörte die Worte nicht, weiß kaum etwas vom Innhalt. Ich weiß nur, daß mich Alles noch froher ſtimmte, und noch frömmer, und daß es mir doch die Thränen aus den

Augen pumpte. Aber ich mögte oft ſolche Thränen weinen. Wandulf; Sie wiſſen: ich puze mich gern', bin recht gern' in Geſellſchaft, und lebe im Tanzen: aber ich begreife doch nicht, wie man den Anfang eines ſo wichtigen, heiligen Standes, mit Puzen, Schmauſen, Tanzen und ähnlichen Frivolitäten machen kann." Eben, als ob Einem an ſeinem Konfirmationstag, ein Bal gegeben würde! Verbindet man ſich mit einem Manne, den man liebt, erwartet man in der Verbindung mit ihm, die Glükſeligkeit ſeines Lebens zu finden: nicht wahr, Wandulf; dann mag man lieber etwas ganz Anders thun, als ſich puzen und tanzen. Man ſucht Genuß für dies Herz, nicht Bewegung für die Füße. Auf die Kniee mögte man eher ſinken, als die Füße zum Tanze ſezen. Mit dem Geliebten allein, mögte man den Tag zubringen; allenfalls mit ein Paar innigen Freunden, die vollen Theil nehmen an unſerem Glük: aber gewis nicht mit einem Haufen allerlei Menſchen — zwar Bluts-, aber nicht Herzensverwandten, die uns mit Alltagsredensarten gratuliren, oder wol gar mit Alltagsſpäßen ärgern. Nach Ver-

lauf eines Jahrs könnte man eher ſo eine Schmauß- und Tanzparthie anſtellen, wenn man dann noch ſchmauſen und tanzen mag. Oder noch beſſer, wenn die frohen Kinder, den Verbindungstag ihrer Aeltern feiern helfen; dann pränumerirt man doch nichts, und weiß, warum man den Tag feiert. Und iſt es gar zweifelhaft, ob der Eheſtand nicht ein Wehe-ſtand ſeyn werde: da iſt ſo ein Saus und Braus gerade, als wenn man Soldaten halb mit Brantewein berauſcht, damit ſie muthig in die Schlacht gehen, die ihnen Verwundung und Tod dreht. Nein; dank ſey es Edelwalds richtigem Sinn; ſo war unſere Verbindungsfeier nicht. Er iſt nicht gleichgültig gegen Glanz; aber heute ſollte nichts glänzen, als die Freudenthränen in unſeren Augen. Wir nahmen eine mäßige Malzeit ein, mit unſerem lieben Pfarrer, ſeiner holden Gattin, und dem Freundes-Brautpaar, das mit uns gekommen war. Gegen das Ende der Malzeit hatte unſer Waldenau die Kinder aus ſeiner Schule beſtellt, die begleitet von zwei Floten und einem Baßon, das Bundeslied von Göthe und noch ein Paar

Andere von Claudius ſangen und mit dem ſchönen Choral zu dem 128ſten Pſalm ſchloßen: das war Muſik, die im Einklang mit unſeren Empfindungen ſtand; fromm und froh wie wir! Waldenau hatte ſeinen Schulkindern ein kleines Feſt veranſtaltet, auf einem ſchönen, erhabenen Plaz. Wir giengen hinaus und ſahen hier den May in der lebenden wie in der todten Natur, und fülten ihn in unſeren Herzen. Bei Sonnenuntergang fuhren wir zurük, und am folgenden Morgen giengs nach Werdau, in meine künftige Wohnung. Und wie wurden wir hier empfangen! Was iſt es doch, wenn man uns freundlich entgegen kömmt, an einem Orte, den wir zum Erſtenmal ſehen! Der Eindruk iſt wolthätig, wie das Erſte Gefül der Mutterliebe zu uns, und unauslöſchlich wie er. Die Menſchen müßen's uns arg machen, wenn wir ſie nicht mehr ſo anſehen ſollen, wie ſie uns zum Erſtenmal erſchienen. Alle freundliche Liebe, deren wir fähig ſind, ſollten wir in uns auffriſchen, wenn uns Jemand zum Erſtenmal entgegentritt. Sinnen ſollten wir darauf, wie wir ihm gleich einen kleinen Dienſt leiſten, ihm ir-

gend eine Aufmerksamkeit auf sein Vergnügen zeigen könnten. Die wahre feine Höflichkeit erleichtert diese Humanitätskoketterie gar sehr. Erinnern Sie sich noch, was der komische Bandiz sagte: „es ist mit den Liebesdiensten wie mit den Heringen. Wenn der Erste, der frühe kommt, einen Thaler gilt, so bezahlt man im Laufe des Jahrs, Einen für ein Paar Groschen.“ Sie merken wol, daß der freundliche Empfang gut auf mich gewirkt hat. Das thut und verdient' er auch wirklich. Ich bin all den Leuten so gut, daß mir nicht leicht etwas Angenehmeres begegnen könnte, als wenn ich Jedem eine Freude zu machen, auch nur einen kleinen Dienst zu leisten wüßte. Auf ihren stattlichsten, wolgezierten Pferden waren uns die wohlhabensten Bauern entgegen geritten, bis an die Grenze des Amts. Hier hatten sie ein Frühstük bestellt, für uns und für sich, und für noch zwanzig Personen, denen der Imbiß zugleich zum Mittagsmal hätte dienen können. Besonders war für uns der Chokolade, der Torten und Kuchen und des Morgenweins so viel angeschafft, daß es recht gut, zu einem Frühstük

für vier Wochen hingereicht hätte. Recht viel zum Genuß zu geben, iſt Zeichen der Achtung und Liebe, bei dem Landmann wie bei den Morgenländern. Edelwald erinnerte mich auch an die fünf Portionen, die Joſeph dem geliebten Benjamin vorlegen ließ. Hier war aber mehr als Benjamin; es war ein Amtmann, der ſeinen Einzug hielt. Die ganze Kavalkade begleitete uns nun bis in unſern Wohnort. Am Erſten Hauſe ſtanden zwölf weis gekleidete Mädgen, die uns mit Geſang empfingen, uns Kränze in den Wagen warfen, und Blumen vor uns her ſtreuten. Wir hielten es für freundlicher, auszuſteigen, damit die Blumen nicht von den Pferden zertreten und die Mädgen in ihrem Puze nicht mit Koth beſprüzt würden. Mein Herz trieb mich, die Mädgen freundlich zu umarmen, und ſie ſchienen mit ihrer neuen Frau Amtmännin ſehr zufrieden. Auch die Bauerngeſichter klärten ſich auf, als ihnen Edelwald traulich die Hände ſchüttelte und ihnen dankte. Wie wenig würd' es doch die Großen koſten, ſich Liebe zu erwerben bei den Geringern! Ein freundlicher Blik, ein humanes Wort, gewinnt

schon Herzen; und das ist doch wolfeil genug. Im Hause fanden wir eine Malzeit bereitet, und einen Vorrat von Schinken, Würsten, Spek, Hülsenfrüchten, Mehl, frischem und getroknetem Obst, der einer angehenden Hausfrau, nicht anders als angenehm seyn konnte. Was aber die gröste Feinheit von den Leuten war: sie ließen sich jezt nicht halten, sondern ließen uns allein. Jezt erst führte mich Edelwald in das Zimmer das zu unserer Wohnstube bestimmt ist. Der freundlichste Plaz im Hause, wie Sie denken können, und allerliebst eingerichtet! Hier fand ich denn auch seine Geschenke: — ein schönes Klavier von Stein, eine Pariser Guitarre, mancherlei neue Musik, und eine ausgewälte kleine Bibliothek, in der weder ein guter Dichter, noch ein gutes Kochbuch und die Hausmutter fehlte. Nicht wahr, das sind Geschenke meines Edelwalds werth, die noch nach Jahren Genuß geben, wie er selbst? O! Wandulf; ich bin sehr glüklich. Jezt erst fül' ich, was ich Alles bedürfte in einem Gatten, da mir's Edelwald so reichlich gewährt, und noch mehr.

Am Ersten Sonntag giengen wir zur Kirche,

wie natürlich. Auch dieſes war eine Feierlichkeit, und eine fromme. Man hatte den neuen Beamten und ſeine junge Frau hier erwartet. Die Bauern und die Bauersweiber waren auf dem Kirchhofe verſammelt, und neigten und nikten uns einen freundlichen guten Morgen zu. Der Pfarrer, ein Mann von ehrwürdigem Anſehen, hatt' uns auch erwartet, wie es ſchien, denn er redete von den mannichfaltigen Anſtalten der Vorſehung, um die Menſchen einander näher zu bringen, ſich einander unentbehrlich zu machen. Würdig und fein! Auf dem Lande fült man doch erſt recht, was ein Sonntag iſt. Alles iſt rein, feſtlich, lieblich. Der Sonntag iſt der Morgen, der Früling jeder Woche. Wenn die Menſchen in der ganzen Woche Laſtthiere waren, ſo ſind ſie wenigſtens am Sonntag Menſchen. Jezt kann der Landmann ſeiner Gattin einmal Gatte, ſeinen Kindern, Vater ſeyn, wozu er in der Woche, vor Arbeit und Müdigkeit nicht kommen konnte. Jezt kann er ſein Feld betrachten, ohne in der Erde wülen zu müſſen. Nimmt man noch dazu, den ſo mächtig auf das Gemüth wirkenden Glokenklang, den

erhebenden Gesang, woran er Theil nimmt, die Predigt, die an etwas Beßeres erinnert, als an das, was die Erde hat und giebt: so fült sichs leicht, daß der Sonntag ein wahres Institut der Humanität ist, daß man also den Menschen nicht schneller zum Thier herabwürdigen könnte, als wenn man ihm den Sonntag nähme, oder verdürbe, den er sich aber auch glüklicherweise nicht leicht nehmen läßt, und den man ihm kaum ganz verderben kann. Edelwald las mir noch etwas von Krummacher, das den Sonntag sein Recht widerfahren ließ und im Einklang mit unseren Empfindungen stand.

In der nemlichen Woche fuhren wir nach Hannover, wo Edelwald viele Bekannte hat, denen er seine junge Gattin natürlich präsentiren mußte. Seine meiste Bekannte hat er unter dem Adel, der dort im Ganzen auch der Gebildetste ist, was, wie ich höre, nicht überall der Fall seyn soll. Obgleich Edelwald (wie mirs noch so fremd ist, obgleich sehr lieb, ihn meinen Mann zu nennen!) nichts mehr bliken läßt, von seiner vorigen Eitelkeit auf mich: so fült' ich doch, daß ich ihm heute Ehre machen müsse,

weil er vermuthlich ehemals ſelbſt Manches von mir geſagt haben mogte, was ich beſtätigen mußte, wenigſtens nicht widerlegen durfte. Schon als ich, recht geſchmakvoll gekleidet, vor ihm erſchien, merkt ich auch an ſeinem heitern Geſicht, daß ich ſeine geheimen Wünſche erfüllt hatte. Als wir aber bei dem Grafen Walmoden zu einem Konzert kamen; als man mich bat, zu ſingen, als ich nach einigen Sachen von Paer oder Cherubini fragte, und ſie ſang, — ſo gut ich irgends konnte: da war Edelwald ſeelig. Sicher war es Selbſtüberwindung oder hohes Zutrauen zu mir, oder Beides zugleich, daß er mir vorher nichts darüber geſagt hatte. — Ueberhaupt iſt es eine Eigenheit feinſinniger Männer, daß ſie errathen ſeyn wollen. — Jezt lag mir's an und wurde mir leicht, mich ganz in den Ton der großen und feinen Welt zu werfen, den ich in Stralau, aus Liebe zu ihm, recht ordentlich ſtudirt hatte. Ich ſagte alſo jeder Dame etwas Schönes, wie natürlich, und man fand mich allerliebſt, wie natürlich. Indeß konnt' ich auch den Meiſten mit Wahrheit etwas Schönes ſagen, weil ihr Geſpräch viele

Bildung und ihr Spiel sowol als ihr Gesang, Fertigkeit und Geschmak verriet. Wir wurden gebeten, zum Konzert jedesmal herein zu kommen, und es durch Stimme und Spiel verschönern zu helfen; auch versprachen wir, wenigstens zu thun, so viel wir vermögten. Im Nach-Hausefahren sprachen wir noch davon, wann und wo ein solcher Ton an seinem Plaze sey. Er gleicht einem Brillantenschmuk, von dem man nur bei feierlichen Gelegenheiten Gebrauch macht, der eigentlich nur puzt, nicht verschönert, dem nur Seltenheit und Konvenienz seinen Werth giebt. Wir kamen überein, der gewöhnliche Ton im nächsten Kreise müsse einem Hausgewand gleichen, — nicht unreinlich und geschmaklos, aber auch nicht steif und gepuzt; sondern fein und möglichst-interessant.

Das Einzige, was mir manchmal lustig ist, das sind die mancherlei häusliche Besorgungen und Einrichtungen. Nicht an sich. Im Gegentheil! es macht mir Freude, daß Alles im Hause nach meinem Sinn geht. Aber manche Frage, manche Besorgung kommt so ganz zur Unzeit; wenn ich gerade in einer interessanten

Lektüre begriffen bin, deren Innhalt ich Edelwald mittheilen will, oder wenn ich eine Arie einſtudire, eine Sonate einübe, oder wol gar, wenn mir Edelwald eine Stunde ſchenken kann, wenn wir ſpazieren gehen wollen. Das wirkt auf mich, wie es auf Siebenkäs*) wirkte, wenn ihm ſeine Lenette von einem Loch in ſeinen Strümpfen ſprach, da er ſie eben, durch ein Gedicht oder eine Erzälung über die Erde heben wollte. Doch; in ſolche Sachen muß ſich eine Hausfrau fügen. Wie viel Zeit muß nicht Edelwald in ſeiner Amtsſtube aufopfern, und wie oft dem Eigenſinn, der Rechthaberei, dem widerſinnigſten Stolz, oder dem chikanirenden Eigennuz! Ich werde mich ſchon daran gewöhnen. Aber wenn ich auch eingewohnt bin, ſo ſind ſie doch vor verbrennten Braten and vergeſſenen Deßertſchüſſeln nicht ſicher, wenn Sie zu uns kommen; dann ich werd' in dieſer Zeit, gewis mehr Maria als Martha ſeyn. Hab' ich dann ja auch, wenigſtens ein gutes Theil gewält!

*) Der Held eines Romans von Jean Paul, wenn man es etwa noch nicht weiß.

Neun und zwanzigster Brief.

Wandulf an Aeone.

Grenzau.

Daß ich nicht Zeuge Eurer Verbindung seyn konnte, Ihr Lieben, das nekt mich noch jezt, und wird mich lange neken. Oder vielmehr: das nekt mich am Meisten, daß ich es wol konnte, wenn ich den Ersten freien Tag benuzte, und daß ich es nicht that. Das Schikſal oder vielmehr die Vorsehung wie wir Nicht-Griechen sagen, reicht uns oft eine erquikende Gabe hin; sie zieht aber die Hand gleich wieder zurük, wenn wir nicht rasch zugreifen und sie dankbar annehmen. Indeß war die Art der Feier ganz Eurer werth, und so gemütlich, daß man dabei in gute Stimmung kommen und darin bleiben konnte. Auch die Geschenke, die Sie, liebe Aeone, fanden, waren so, und sollten nie anders seyn. Mich dünkt, der Bräutigam macht

ſeiner Braut ein ſchlechtes Kompliment, wenn er voraus ſezt, daß ihr ein ſilache Kleid mit koſtbaren Spizen beſezt, eine Aigrette von Brillanten, in der ein Kapital ſtekt, oder etwas Aehnliches, was vielleicht gar in keinem Verhältniß mit dem Vermögen des Brautpaars ſteht, die meiſte Freude machen könne. Und das muß er denken, wenn er ſo etwas wält, weil ſich gerad' in der Wahl der Geſchenke, die feinſte Aufmerkſamkeit auf den Geſchmak der Geliebten zeigt. Meiſt thut er indeß ſeiner Eitelkeit oder ſeinem jämmerlichen oſtenſirſüchtigen Geldſtolz einen Gefallen, indem er ſeiner Geliebten, ein Zeichen ſeiner Liebe geben zu wollen, heuchelt; wie der eitle Reiche ein Gaſtmal giebt, als ob er Andern ein Vergnügen machen wolle, da er doch nur ſein Voiselle und ſeine feinen Weine zeigen will. Ein Ring, das Symbol der Liebe, hab' immer einigen Werth. Das Köſtlichſte mag und muß Symbol des Köſtlichſten ſeyn. Aber alles Uebrige, erhöhe noch nach Jahren das Vergnügen. Nur dann iſt es würdiges Symbol der Gattin, von der jeder Gatte das Nemliche erwartet.

Ganz recht, daß Sie in Hannover geweſen ſind, und ſich jezt, gerade ſo benommen haben. Jezt konnten Sie es noch, weil Sie aus dem glänzenden Stralau kamen; und Sie wollten es natürlich, weil Sie wußten, daß es Edelwald Freude machen würde. Aber in der Folge wird es doch nicht geben, daß Sie zugleich in und mit der feinen Hannöverſchen Welt, und in und mit ihrer ländlichen Welt leben. Eins werden Sie wälen müſſen; entweder aufhören, eine Landfrau, oder aufhören eine Stadtdame zu ſeyn. Ja; Sie können ſich in der Kunſt fortbilden, und ich hoffe Sie werden's! Sie können mit Ihren Stadtbekannten gleichen Schritt halten, Manche vielleicht übertreffen, wenn von dem eigentlich — Wahren der Kunſt die Rede iſt. Aber Sie werden nicht immer die neueſten Arien gleich ſingen, die Modeſonaten nicht gleich ſpielen können. Sie werden ſich an gewiſſe Lieblingsſtüke halten, weil Ihnen dieſe immer Genuß geben; und dieſe haben bei der feinen Stadtwelt keinen Werth mehr, — weil ſie alt ſind. Sie werden nicht jeden Moderoman, jedes Aufſehen machende Schauſpiel kennen; mit

Ihrem Anzug in der Mode etwas zurük bleiben. Sie haben die neu-angekommene Schauſpielerin, den gaſtrollegebenden Sänger noch nicht gehört. Das Alles, wird es Ihnen unmöglich machen, ſich in jedes Geſpräch zu miſchen; es kann Ihnen leicht etwas Linkiſches, vielleicht bei manchen jungen Herrn, etwas Lächerliches geben; — das Schlimmſte, was Ihnen in einer Geſellſchaft von feinem Ton begegnen könnte. Das Alles kann indeß nur der Fall ſeyn, wenn Sie Anſprüche darauf machen, vom Land aus, immer eine Stadtdame bleiben zu wollen, wie Sie es jezt noch eine Zeitlang, wirklich ſeyn können. Aber wenn Sie dieſe Anſprüche öffentlich aufgeben; wenn Sie ſich in Ihrer Kunſt fortbilden, Meiſterſtüke der Tonkunſt — wenn auch nicht das Neueſte — gut und immer beſſer vortragen; wenn Sie ſich bekannt erhalten und machen, mit dem Beſſeren — wenn gleich nicht dem Neueſten, — unſerer und der franzöſiſchen Literatur; wenn Sie ſich geſchmakvoll — wenn gleich nicht nach der neueſten Mode kleiden, — wie könnt' Aeone anders? — und ſich von dem Allerneueſten erzälen laſſen, es mit Intereſſe anhören, Ihre

naiven Bemerkungen einſchalten, auch manchmal aus Ihrem ländlichen Kreis etwas geben, was intereſſiren kann: dann kommen Sie mit Ihren feinen Stadtbekanntinnen gut fort. Sie werden über nichts verlegen ſeyn, was Sie nicht wiſſen, ſondern unbefangen fragen. Man wird nichts an Ihnen lächerlich finden, weil Sie keine Stadtdame ſeyn wollen. Sie können manchen angenehmen Wintertag in der Stadt zubringen; — denn einen Frülings- oder Sommertag werden Sie dort nicht leicht aufopfern wollen. Auch die modiſcheſten Stadtdamen werden mit Ihnen, wie mit ihres Gleichen umgehen, eben weil Sie keine Anſprüche darauf machen, ihres Gleichen ſeyn zu wollen; gleich den ſtolzen Adlichen, die durchaus nicht ſtolz erſcheinen, gegen die, die weit unter ihnen ſind, ſondern ſich nur in die Bruſt werfen in Gegenwart derer, die allenfalls etwas Aehnliches von ihnen zu ſeyn, ſich erkühnen könnten.

Ich verſtehe Sie ganz, Ihre Klagen über jene viele, kleine häusliche Beſorgungen, die zwar leicht abgemacht ſind, aber doch abgemacht werden müſſen, die durchaus kein Intereſſe

haben, und doch intereßante Beſchäftigungen ſo oft unterbrechen. Alle junge Weiber, die zu etwas mehr, als zu Haushälterinnen und Köchinnen beſtimmt ſind, klagen ſo. Aber nur eine Zeitlang. In der Folge wiſſen ſie ſich ſo einzurichten, daß die häuslichen Geſchäfte ordentlich beſorgt werden, ohne daß man es ſonderlich bemerkt; daß die Uhr von ſelbſt geht, wenn ſie nur aufgezogen iſt. Daß ſie in ihrem ganzen kleinſten Detail beſorgt werden müſſen, daran zweifelt unſere Aeone nicht. Das kleinſte Geſchäft hängt mit einem größeren zuſammen, und allmälich geräth das größte in Unordnung, wenn die kleinern eine Zeitlang vernachläßigt werden. Die Dienſtboten folgen bald dem Beiſpiel der Hausfrau und übertreffen es. Ihnen iſt nichts mehr wichtig, wenn der Hausfrau irgend etwas unwichtig zu ſeyn ſcheint. Außerdem iſt gewiſſenhafte Treue im Kleinen, des Weibes höchſter Beruf, und der reinſte. Das Kunſtwerk, daß ſie hervorzubringen hat, ſoll kein al fresco-Gemälde ſeyn, das mit großen, ſtarken Zügen, etwas aus der äußeren oder inneren Natur darſtellt, ſondern eine Moſaike, die aus kleinen

Theilgen zuſammengeſezt, ein Werk ſchafft, das weit mehr als jenes, der Vergänglichkeit, trozt. Und ſo werden Sie ſich auch nicht ſagen, daß ſolche häusliche Beſorgungen, für Ihren Geiſt zu klein ſeyen. Was war und iſt dann für den Göttlichen zu klein? Der, der Millionen Planeten um ihre Sonnen, und dieſe Sonnen um ihre Urſonne leitet, pünktlich und unverrükt, und mit hoher Kunſt, der organiſirt' auch die Milbe und den Schwamm, deren Daſeyn nur auf vier und zwanzig Stunden berechnet iſt, mit gleicher Kunſt. Jede Vollendung erfodert Sorgſamkeit auf das Kleinſte, und die weibliche, mehr als jede Andere. Nur muß das Detail der Haushaltung gar nicht oder möglichſt wenig hindern an dem häuslichen Lebensgenuß; die Hausfrau muß der Gattin und Mutter nicht im Wege ſeyn.

Und das läßt ſich ſehr leicht einrichten. Glauben Sie das einem Witwer, der ſchon ſo manches Jahr ſeine Haushaltung, mit ein Paar Mädgen führen, dabei für ſeine Kinder und ſein Amt ſorgen mußte.

Am Morgen läßt ſich in der Regel faſt

Alles voraussezen, was während des Tags in der Haushaltung besorgt und gethan werden muß. Ueberdenken Sie den Tag und schreiben sichs Anfangs auf. Weisen Sie nun jedem Dienstboten sein Geschäft an; sagen Sie es Jedem deutlich und lassen sichs wiederholen, was Sie bestellt haben. — Dienstboten, besonders neue, verstehen oft etwas unrecht, und machen es dann auch, natürlich, unrecht. — In der Zeit, als Edelwald Geschäfte hat, thun Sie selbst was gethan werden muß, und machen sich frei für die Zeit des Spaziergangs, der Lektüre, des häuslichen Genusses. Ehe diese kommt, fragen Sie noch einmal, ob Alles gethan sey, was gethan werden sollte und erinnern Sie an das, was noch gethan werden muß. Und sind Ihre Dienstboten diese Hausordnung etwas gewohnt: so sind Sie in der Regel frei. Es ist weibliche Pedanterie, die ihrem Geschäfte ein Ansehen von Wichtigkeit geben will, wenn Ihnen Weiber das Gegentheil behaupten, oder diese permanente Beschäftigung mit dem Hauswesen zeigt gerade, daß eine Frau, noch keine ordentliche Haushälterin sey. Seit Jahren

befolg' ich dieſe Regeln, und ſelten werd' ich in meinen Amtsarbeiten geſtört, wenn mich meine wilde Knaben nicht ſtören.

Bis ich zu Ihnen komme, wird dieß Alles eingerichtet ſeyn; und ich hoffe, das geſchieht bald. —

Dreißigſter Brief.

Wandulf an das liebe Ehepaar in Werdau.

Grenzau.

Ich antworte Ihnen Beiden zugleich, weil Ihre Briefe Einerlei Gegenſtand betreffen, und weil ich meine Unpartheilichkeit nicht beſſer zeigen kann, als wenn ich Jedes von Ihnen auf den Mittelweg zu führen ſuche, auf dem man auch hier am Sicherſten geht und der nach meiner Ueberzeugung allein zum Ziele führt.

Warlich! ich hab' Euch Beide auf dem Punkt erwartet, den Ihr in Euren Briefen berührt. Es iſt natürlich, daß es den denkenden Kopf empört, wenn er lieſet die ſinnloſen, oder ſinnlos-gebrauchten Phraſen von innerem Leben, Selbſtvernichtung, von dem Leben und Tod des Todes, von der Entzweiung Gottes mit ſich ſelbſt und der Verſöhnung durch Reflexion und

Idee; die unsinnigen Zusammensezungen von der Göttlichkeit des Vegetirens, der innigen Verwandschaft der Religion Wollust und Grausamkeit, und dem vielen Aehnlichen, was der, für Genialität sich gebende Wahnsinn ausgebeutet hat. Natürlich, daß es dem fülenden Weibe wird, als gösse man ihm eiskaltes Wasser über den Kopf, wenn es von der Verstandsreligion (ist gleich, einer Gefülsmathematik) hört, die Alles in ganz klare, deutliche Begriffe verwandelt, die Frömmigkeit in ihre Bestandtheile zerlegt, die innigsten Empfindungen anatomirt, nach dem Göthe'schen Rezept:

Wer will was lebendiger erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist heraus zu treiben,
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider! nur das geistige Band.

und bei der nichts gelten soll, als was sich in solche deutliche Begriffe auflösen, was sich — mit den Händen greifen läßt.

Wenn das Erste Mystizismus heißt; so wollt' ich eben so gern' ein Tollhäusler heißen, als ein solcher Mystiker; denn im Grunde wäre

doch Eins. Und nennt man das Andere Aufklärung, Philosophie, Vernunftreligion: so mögte man mich nur geradezu einen Atheisten nennen; denn im Grunde wär' ichs weit mehr, als Fichte, der es für eine Gotteslästerung erklärte, Gott eine Existenz zuzuschreiben. Wenigstens wär' es eben so gut, als hätt' oder glaubt' ich keinen Gott.

Aber wenn Sie, Edelwald, aus Furcht vor Mystik, alles Religiöse in deutliche Begriffe auflösen und nichts als wahr gelten lassen wollen, was sich nicht so auflösen läßet; wenn Sie Religiosität blos im Denkvermögen suchen: so haben Sie eben so unrecht, als wenn Sie, meine theure Aeone, Alles Religiöse, blos zu einer Sache des Gefüls machen, von dem der Kopf nichts zu wissen braucht und nichts wissen soll.

* Das kommt von unserem Unterscheiden, oder vielmehr, von unserem Wahn, daß Alles wirklich in der Natur so verschieden sey, wie wir es in unseren Büchern und Systemen unterscheiden. Bei dem gesunden Menschen gehört Empfinden zu dem rechten Denken und Denken

zu dem rechten Empfinden. Können Sie, Edelwald; ſich etwas, lebendig denken, ohne Theilnehmung, ohne Intereſſe, alſo ohne Empfindung? Stehen ſie nicht auch vor Ihrem Denkvermögen, die Eigenſchaften Ihres Edelwalds, liebe Aeone, Ihrer Freunde, Ihrer Wolthäter, — Die Eigenſchaften Gottes, wenn Sie Dankbarkeit, Freundſchaft oder Liebe für ſie empfinden, oder heilige Ehrfurcht vor der Gottheit? Wer kann ſagen, daß ein Naturprodukt, eine Bibelgeſchichte oder etwas der Art, **blos** auf das Denkvermögen, oder blos auf Empfindungen gewirkt habe? Man kann alſo noch weniger behaupten, daß Religion blos eine Sache des Verſtands, der Vernunft, oder blos eine Sache der Empfindung ſey. Die Elemente des religiöſen Sinns, ſind Dankbarkeit, Ehrerbietung, Vertrauen und Liebe zu der Gottheit; — freilich Empfindungen, zu denen aber Erkenntniß gewiſſer Eigenſchaften gehört, ehe ſie entſtehen, die zum Bewußtſeyn kommen müſſen, wenn ſie bleibend ſeyn ſollen.

Aber wenn Sie, Edelwald; Alles aus der Religion verbannen wollen, was unſer Ver-

Land nicht völlig begreift, wenn Sie alles Andere: Myſtik nennen; ſo verlieren Sie das Beſte, Eigenthümliche aller Religion, und haben kein Recht, dieſe Myſtik zu verwerfen.

Ich ſtreite nicht über Worte; wenn Sie ſich alſo unter Myſtik, etwas durchaus Dunkles, Verworrenes, der Vernunft ganz Unzugängliches denken: ſo haben Sie recht, und ich verwerfe mit Ihnen, alle Myſtik. Denn alles Religiöſe muß eine leichte Vorderſeite haben, bei einem dunklen Hintergrund. Man muß gewis wiſſen, daß etwas iſt, obgleich man oft nicht einſehen kann, wie es iſt.

Aber das will auch die wahre Myſtik nicht. Urſprünglich hieß der Theil der Theologie ſo, der ſich auf religiöſes Leben, Sitten, innere Reinheit, auf Erhebung über Sinnlichkeit bezog, und auf die Mittel, dazu zu gelangen; und er bekam den Namen Myſtik (Verborgenes, Geheimes) daher, weil man ihn den Katechumenen nicht gleich vortrug, weil er über ihre Faſſungskraft gieng. Daß es etwas der Art gebe, daß die Religion ihren dunklen Hintergrund habe,

wird Niemand bezweifeln, der ſich und eine Religion kennt.

Jede Kunſt und Wiſſenſchaft hat ihre Myſtik. In jedem Naturprodukt, in dem Menſchen, in ſeiner Seele, in ſeinen Empfindungen iſt ſo viel Dunkles, deſſen Daſeyn er blos erkennt oder innerlich anſchaut, deſſen; wie? er aber nicht begreift. Wie ſollte dann Religion ihre Myſtik nicht haben; Religion, deren Gegenſtand die unſichtbare Welt iſt, und innere Anſchauung, und innere Veränderung, und Bildung für die unſichtbare Welt? Religion für Menſchen, muß ihrer Natur nach, myſtiſch ſeyn, da die Gegenſtände der innern Anſchauung ſowol als die Belehrungen über eine unſichtbare Welt, von Verſtand und Vernunft nicht erklärt werden können, ſondern nur als Thatſachen beobachtet und aufgefaßt werden müſſen. Myſtik exiſtirte deßwegen ſchon vor Chriſtus, bei allen tieferen, nach dem Tieferen und Höheren ſtrebenden Philoſophen. Auch die größten neuen Philoſophen verkennen ihre Wichtigkeit und Nothwendigkeit nicht. Noch neulich las ich in einem Briefe von Leibnitz: „Sehen Sie es als eine feſte Maxime

an, daß ein Menſch, der gegen das myſtiſche Leben ſchreibt, es nicht kennt und nicht weiß, was Wiedergeburt iſt Sie iſt dem unbegreiflich, der ſie nicht erfuhr. Denn ſie hängt nicht von den Regeln oder von der Spekulation der Vernunft ab. Sie beſteht in einem bloßen, wirklichen Gefül, das den, ſeiner Sache gewiß macht, der es beſizt." Chriſtus war der größte Myſtiker, weil Er die meiſten und lebendigſten inneren Anſchauungen hatte, über Sinnlichkeit und Sinnenwelt am Meiſten erhoben war, in der innigſten Verbindung mit der Gottheit ſtand, durch Glauben und Liebe, und weil er ſeine innere Anſchauungen allfaßlich und allfülbar geben, durch Poeſie beleben und in jedem zarten, tiefen Gemüthe wiederklingend machen konnte.

Natürlich dann, daß der, nach Vollendung ſeiner Menſchheit ſtrebende Menſch, zum Myſtizismus in dieſem Sinne neigt. Auch Sie, Edelwald; ſtreben darnach, ſo ſehr Sie gegen Myſtik eifern, und in Ihrem Sinne, mit Recht. Religioſität iſt die Vollendung des Menſchen. Ein ſchöner Tempel ohne Kuppel, iſt der gebil-

dete Menſch ohne Religion. Das heißt nicht gerade: ohne Chriſtenthum, wiewol die ewige Religion ſich in ihm, auf eine Einzige Art ſymboliſirt. Ich meyne nur: nicht ohne Sinn für das Reine, Vollkommene, Unendliche, wornach ſich der beſte Theil unſeres Weſens ſehnt, was der Einzige Inſtinkt des Menſchen iſt, wenn man ihn, als Menſch, ſich entwiklen läßt. Wenn er nun dieſe Vollendung ſucht; ſo muß er Myſtiker werden oder zu werden ſuchen. Weiß er ja, daß das, was ganz offen und alldurchſchaubar vor uns liegt, nicht das Tiefſte, Wichtigſte, Intereßanteſte in einem Naturprodukt iſt, noch weniger in einem Menſchen, noch weniger in ſeiner Seele, und am Wenigſten in der Geiſterwelt, mit der uns die Religion, ſo weit es uns nöthig iſt, bekannt machen, zu der ſie uns b den will. Er weiß und ahnet, daß das Wichtigere auch das Verborgene ſey. Nach dieſem Tiefer-Liegenden zu ſtreben, iſt alſo natürlicher Ausfluß unſeres Vollkommenheitstriebes, — nicht darum, weil es tief liegt, ſondern weil es das Wichtigere iſt.

Sehen Sie, ſo denk' ich über Myſtik, im

urſprünglichen, beſſeren Sinne des Worts. Myſtik und hohe Religioſität ſind mir Eins. Religioſität, deren Elemente, Dankbarkeit, Vertrauen, Ehrerbietung und Liebe zu dem höchſten Weſen, aus Erkenntniß entſtehen, zu Empfindungen werden, zum Bewußtſeyn kommen, und innere und äußere Veränderungen hervorbringen müſſen, ſo daß ſich der Menſch erhebt über Sinnlichkeit und Erdenſinn, und in der Welt überwindet die Welt außer ſich und in ſich.

Das Zarteſte und Tiefſte der chriſtlichen Myſtik iſt Liebe; dieß zeichnet auch Chriſtenthum, als die zarteſte und tiefſte Religion aus. — Iſt ja Chriſtenthum nichts anders, als Glaube an die höchſte Liebe, und Ihn wieder zu lieben, den Urquell aller Liebe, und in Ihm die ganze Menſchheit! — Darum beziehen ſie auch den ganzen Chriſtenſinn auf dieſe Liebe, Alle, die den Geiſt dieſer Religion kannten; — Johannes, Paulus, Auguſtin, Tertullian, Fenelon, und wie viele; und mehr als Alle, ihr Stifter. „Gott wird nur verehrt, indem man Ihn liebt. Die chriſtliche Religion (eigentlich: der Chriſtenſinn) iſt nichts Anders,

als Liebe zu Gott.“ — „Die Seele iſt ihrer Natur nach, Chriſtlich, weil ſie zu Liebe gebildet iſt.“ — „Liebe iſt des Geſezes Erfüllung.“ — „Wer lieb hat, der iſt aus Gott geboren und kennt Gott.“ — „Gott ſollſt Du lieben über Alles, und deinen Nächſten wie dich ſelbſt; das iſt Innhalt des Geſezes und der Propheten.“ — So ſprach zu allen Zeiten, der ächte Chriſt.

Aber liegt nicht in der Liebe, der tiefſte Myſtizismus? Bliken Sie in Ihr Herz, Edelwald; und anatomiren Sie mir einmal, was darin vorgeht, wenn Sie lieben!

Auch für Ihre, mit Recht geſchäzte Philoſophie fürchten Sie nichts vom Myſtizismus, beide laſſen ſich recht gut vereinigen. Philoſophie iſt freie Reflexion; Myſtik iſt lebendige, innere Anſchauung. Gerade dieſe Verbindung vollendet die Bildung des innern Menſchen. Wo Eins unterlaſſen wird; wo man blos frei reflektirt über das Aeußere, oder ſich blos inneren Anſchauungen überläßt, da giebts Irreligion oder Schwärmerei. Die inneren Anſchauungen zeigen etwas Unerklärliches, und die Philoſophie findet durch Reflexion, warum es unerklärlich

seyn müsse. Das muß sie; denn nicht wahr: das wär' eine erbärmliche Philosophie, die die Grenzen des Philosophierens nicht kennt?

Aechte Religiosität für Wesen, wie wir sind, muß bei dem Gebildeten, ein Produkt des Gemüths, der Poesie und der Philosophie seyn. Religionserkenntniß, religiöser Glaube, religiöses Gefül, religiöse Gesinnungen, religiöse, oder durch Religiosität bestimmte Handlungen, sind die Elemente der Religiosität, und zugleich die Stufen ihres Fortgangs in dem Gemüth. Um Erkenntniß und Glauben, wirksam-lebendig zu machen, ist Anthropomorphismus nöthig, oder Versinnlichung der reinen Vernunftideen: Gott, Vorsehung, Geisterwelt. Gott wird ein allwissender, allweiser, allmächtiger Vater, die Vorsehung eine, bis auf das Kleinste gehende Weltregierung; die Geisterwelt ein Zustand des freisten Wirkens und des höchsten Genusses, nach der Analogie eines glüklichen Erdenlebens. Das thut die Poesie. Und die Philosophie hält uns fest bei der Ueberzeugung, daß alle unsere Erkenntniß nur symbolisch sey, und nichts Anders seyn könne.

Ich hoffe, Sie jezt, wenigſtens etwas ausgeſöhnt zu haben, mit der, Ihnen ſo verhaßten Myſtik. Wahr iſt es indeß, daß ſich von je her, wie in alles Gute, viel Unſinniges, mitunter Unſittliches, eingemiſcht hat. Es galt und gilt auch hier: Es wird Gott keine Kirche gebaut, oder der Teufel baut eine Kapelle daneben. Rechnen Sie ſicher darauf:

Wo ſich eine religiöſe Anſicht oder Empfindung, mit Sinnlichkeit in Verbindung ſezt; da iſt keine wahre Myſtik, denn alle Myſtik aller Zeiten ſtrebte nach Erhebung über Sinnlichkeit, nach Rükkehr in ſich ſelbſt, nach Losreißen von allem Erdenſinn, nach Vereinigung mit der Gottheit, ihrem Urſprung, durch dieſe Mittel und durch Liebe. Sie ſehen alſo, liebe Aeone, wie wenig die neuere, grobſinnliche, poetiſche Frömmelei, die man uns für Religioſität geben will, den Namen Myſtik verdient.

Glauben Sie ſicher:

Wo man blos zu einem ſogenannten, beſchaulichen Leben führen; blos von inneren Anſchauungen empfangen will, und ſich gegen die Aeußeren verſchließt; da iſt keine wahre Myſtik,

obgleich viele in früheren Zeiten, gerade darum, Mystiker hießen, weil sie das thaten. Der Mensch steht offenbar, mitten inne, zwischen zwei Welten, aus denen er empfangen, in die er wieder zurük wirken, durch die er für seine höhere Bestimmung gebildet werden soll; zwischen einer inneren, geistigen, und einer äußeren, sinnlichen Welt. Die Mystikverächter wollen nichts von einer inneren, die falschen Mystiker nichts von einer äußern wissen. Die Ersteren verschließen sich gegen innere, die Lezteren gegen äußere Anschauung. Beide verkrüppeln sich, machen sich taub, um blos zu sehen, oder blind, um blos zu hören.

Ein beschauliches Leben ist eigentlich kein Leben. Dazu gehört mehr als Athmen, und über sich hinbrüten. Leben heißt wirken und geniessen; genießen um Lust und Kraft zu haben zum Wirken; wirken um genußfähiger zu werden. Gerade durch Wirken in die sichtbare Welt hinein, und zurükwirken lassen auf sich, aus dieser Welt, soll der Mensch erreichen, seine Bestimmung.

Rechnen Sie überhaupt darauf:

Wo Alles, sich blos um Empfindungen, innere Anschauungen, Anregungen dreht, und nichts zu That wird: da ist weder wahre Mystik, noch wahre Religion. Der größte Mystiker, der Liebe zu Gott als den Grundtrieb alles Guten ansah und darstellte, spricht doch den Grundsaz aus: „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen," und: „Laßet Eure gute Werke sehen," nicht: Eure fromme Empfindungen walten. Fenelon, der zarteste Mystiker, wie viel wirkte er in die Welt! Wer blos Empfindung, innere Thätigkeit will, gleicht jenem Aesthetiker in Pestalozzis Fabel, der seine Bäume immer nur blühend haben wollte.

Eine solche Mystik kann und wird eben so wenig, allzupassiv machen, was man wol manchmal fürchtet. Oft ist freilich, die höchste Passivität, die höchste Kraft. Dieß war der Fall bei Cokles, Codrus, Regulus, bei Paulus, Petrus und bei Christus selbst. Aber wenn Tod gewagt, der Heldentod im Kampfe gestorben seyn soll; wenn dieß Einmal Pflicht und Beruf ist: wer wird es ruhiger und fester können, als

der, der durchdrungen iſt von dem Glauben, daß ohne höheren Willen ihn keine Kugel trifft, und daß ſein Tod, nur Geburt iſt zu einer höheren Welt?

Vielleicht ſchütteln Sie beide den Kopf zu meiner Abhandlung. Ich bin vielleicht Ihnen, liebe Aeone, ein zu kalter Philoſoph, und Ihnen, Edelwald, zu ſehr Schwärmer. Wenn dieß iſt, ſo muß ich mirs gefallen laſſen, wie in den Revolutionszeiten, da ich unter Ariſtokraten ein Demokrat und unter Demokraten ein Ariſtokrat hieß.

Fortlieben werden Sie mich doch, was man damals nicht that.

Ein und Dreißigſter Brief.

Roſalie Grambold an ihre Mutter.

Brandhorſt.

Nein; ich will nicht klagen, liebe Mutter. Ich weiß: klagen ſchwächt weit mehr als es ſtärkt. Es wirkt nicht, wie wenn man ein Geſchwür öffnet, daß es ſich ergießen kann; eher, wie wenn man Luft zu einem glimmenden Feuer läßt. Jezt erſt ſchlägts hoch in Flammen auf. Auch bin ich eigentlich zu ſtolz, um Anderen zu klagen. Mir iſt es unerträglich, bemitleidet zu werden; weit lieber beneidet. Ueber einen Gatten klagen, wäre noch ſchlimmer. Die, denen wir über ihn klagen, werden uns in dieſem Augenblik näher, als er; und das ſoll dem Weibe doch Niemand ſeyn. Was man von ihm duldet, ſollte man ſich ſelbſt nicht entwikeln, vor ſich ſelbſt zu verbergen ſuchen.

Das Alles weiß ich, liebe Mutter; auch wiſſen Sie, daß Klagen meine Sache nie war.

Und doch muß ich Ihnen von Grambold reden, und ich kann nichts Gutes von ihm ſagen, wenn ich wahr ſeyn will.

Aber klagen will ich nicht. Ich will blos Ihren Rath hören, oder vielmehr: Ihre Billigung deſſen, was ich mir ſelbſt gerathen habe, und auszuführen, entſchloſſen bin.

Ja; ich wünſche blos Ihre Billigung! Ich bin feſt entſchloſſen, anders zu handeln wie bisher; — feſter, beſtimmter! Gramboldś Betragen gegen mich, iſt auf die Länge unerträglich. Mein ganzes Weſen wird dadurch empört.

Sie wiſſen, wie liebenswürdig er ſich geben konnte als Bräutigam; wie er alle meine Wünſche erfüllte, allen meinen Wünſchen zuvorkam; wie ich ihn manchmal aus Muthwillen und Neckerei mißhandeln konnte, ohne daß er aus ſeiner Rolle fiel. Ja wol war's eine Rolle! Das ſollte jedes Mädgen denken, wenn der Bräutigam gar keinen Willen gegen ſie zu haben ſcheint. Zwar fiel mirs manchmal auf, wenn er über die Schwäche manches Manns ſpöttelte,

oder gegen die Tugend manches Weibs, Zweifel äußerte. Auch gefiel mir sein Umgang nicht recht, weil man sich meist in öffentlichen Häusern herumtrieb, oder in solchen Zirkeln, wo ohngefähr der nemliche Ton herrschte. Aber ich schrieb das Erstere seinem Wiz zu, und das Andere, dem Mangel an Gelegenheit, in andere Zirkel zu kommen, was auch wirklich hier schwer hält. Doch; bald nach unserer Verbindung entwikelte sich sein eigentlicher Sinn. Er sagte mir freundlich, aber doch bestimmt, daß ich monatlich auskommen müsse, mit einer Summe, die mir in keinem Verhältniß mit unserer Einnahme zu stehen schien. Ich ließ mirs indeß gefallen, weil ich wenig Bedürfnisse habe, und Sparsamkeit liebe. Aber schon im Ersten Vierteljahr fiengen die Schmausereien im Stralauer Hof an, von denen man mir so viel erzält hatte, und noch immer erzälte. Daß ein Mann manchmal mit seinen Freunden allein, einen Abend zubringen will, find' ich ganz natürlich; auch, daß ein fröliches Mal, den Genuß würze. Aber als ich hörte, daß für diese Abende, alle Leckereien aus der ganzen Gegend zusammengeholt

werden müßten; daß man ſehr hoch ſpiele; daß auch die Tochter des Hauſes — bekanntlich von ſehr zweideutigem Ruf — an dem Gelage, Theil nähmen; als ich ſelbſt bemerkte, daß ſich die Geſellſchaft bis nach Mitternacht, manchmal gar, bis gegen Morgen verzog: da wußt' ich freilich nicht recht, was ich denken ſollte. Ich hoffte indeß, Grambold würde ſich nach und nach von der Geſellſchaft losmachen, wenn er ſeine Freunde in ſeinem eigenen Hauſe ſehen könne. Das ſchlug ich ihm auch ganz freundlich vor: aber er wollte nichts davon hören, und ich ſchwieg. Was mich aber zuerſt empörte, war etwas, was ich nie von ihm erwartet, wozu ich ihn nie für fähig gehalten hätte. An einem Morgen, als wir noch beim Frühſtük ſaßen, kam eine Witwe vom Lande, die ihm zwanzig Gulden Zinſen ſchuldig war, und bat, ihr noch einige Monate zu warten, weil ſie jezt nicht bezalen könne. Sie erzälte mit Thränen, welches Unglük ſie und ihre Kinder, durch Krankheit getroffen habe; ſie berief ſich darauf, daß ſie noch nie die Zinſen ſchuldig geblieben ſey, und zeigte, wie ſie in einigen Monaten bezalen könne.

Grambold widerſprach ihr nicht, beſtand aber auf Bezalung binnen drei Tagen, weil er ſie ſonſt ausprfänden laſſen werde. Die Frau jammerte mich; ich bat durch einen Blik, endlich durch Worte, aber er blieb unbeweglich, gieng fort und beförderte nach drei Tagen die Ausprfändung. Es war gerad' ein Schmaustag; und am andern Morgen erfuhr ich, daß mein ſparſamer Herr Gemal — zwanzig Louisd'or in einem Hazardſpiel verloren habe. Freilich empörte das, mein ganzes Weſen; freilich machte' ich ihm, vielleicht mit Heftigkeit, Vorwürfe darüber: aber er erwiederte Alles, mit einer Rauhheit, Bitterkeit, mit einem kalten Stolze; er würdigte mich ſo wenig, ſein Verfahren nur auf irgend eine Art zu entſchuldigen; verwieß mich ſo abſprechend auf meinen weiblichen Beruf, auf den ich mich beſchränken, und mich weiter nicht um ſeine Handlungsart bekümmern ſolle, daß ich wol ſah, was ein Weib in ſeinen Augen galt, was ich vorher manchmal geahnet, aber noch nicht geglaubt hatte.

Mutter; es war der Tod meiner Liebe; denn es war der Tod meiner Achtung gegen ihn.

Wenigſtens, Anfang einer Schwindſucht, die zum Tode führt, und wirklich dazu geführt hat.

Ja, Theuerſte; ich liebe Grambold nicht mehr, denn ich kann ihn nicht mehr achten. Ich kann nicht! Hören Sie weiter!

Ich ſuchte anderen Umgang, weil ich den ſeinigen nicht mehr haben konnte, auch allmälig gleichgültig dagegen wurde. Ich wälte nach meinem Geſchmak. Männer und Weiber von guten Sitten beſuchten mich, und ich beſuchte ſie. Wir beſahen ſchöne Gegenden, ſangen kleine Lieder, laſen und unterhielten uns über das Geleſene. Manchmal vertheilten wir die Rollen eines Schauſpiels, und jedes las ſeine Rolle. Der junge Bardewiſch, der am Meiſten Sinn für das Schöne und Liebe zu dem Schönen hat, leitete Alles. Er las mir manche Rolle vor, ließ mich leſen, und verbeſſerte mich, wenn ich unrichtig las. Er gab mir manches neue Buch, und machte mich aufmerkſam auf das Schöne darin. Er begleitete meinen Geſang auf dem Klavier. Seine Gattin, die liebenswürdige Emma war meiſt gegenwärtig. Manchmal kam er auch allein, und wir beſchäftigten uns, als ob

ſie gegenwärtig wäre. Einmal ſaßen wir in unſerer ſchönen Platanuslaube, und laſen an Göthes Egmond, Egmonds und Klärchens Rollen, die wir Beide, ein Paar Tage nachher, in Geſellſchaft leſen ſollten. Grambold kam zu der Szene, wo Egmond, geſchmükt mit allen ſeinen Orden zu Klärchen kommt, und ſie zu ſeinen Füßen ſinkt, und an dem Großen, Herrlichen hinaufſieht. Natürlich blieb Jedes auf ſeinem Stule ſizen; aber wir laſen, — wie eben ſo etwas geleſen werden muß. Grambold wurde ernſthaft, zulezt finſter und gieng weg. Ich dachte nichts dabei, als daß er Langeweile dabei gehabt habe: aber es fand ſich anders.

Abends bei Tiſch fand ich Grambold finſter, einſylbig, ſelbſt grämlich. Ich fieng verſchiedenemal ein Geſpräch an, aber er antwortete mir kaum und manchmal bitter, was ich aber kaum fülte, ſondern erſt nachher mir ſagte. Als das Eſſen abgetragen war, entſpann ſich folgendes unglükliche Geſpräch:

— Du haſt Dich wol heute mit der Lektüre ſehr amüſirt! —

— Das hab' ich! Mir gefällt das gemeinſchaftliche Leſen immer beſſer. —

— Beſonders, wenn Du ſolche Rollen zu leſen haſt. —

— Freilich, man muß ſich eine paſſende Rolle wälen. —

— Und einen paſſenden Liebhaber dazu. Nicht wahr? —

— Nun; es muß nicht gerad' ein Liebhaber ſeyn. Wenn nur Jedes ſeine Rolle gut lieſet. —

— Und Bardewiſch las wol heute die Seinige gut? —

— O! treflich! Er iſt ganz der freimütige, frohe, edle, grosherzige Egmond. —

— Und Du bist ganz, ſein gutherziges, hingebendes, verliebtes Klärchen. —

Er ſagte dieß mit einem Ton, und als ich ihn anſah, mit Bliken, die mich in Erſtaunen ſezten. Jezt erſt bemerkt' ich, daß die Unterredung zu etwas führen ſolle, und daß er den ganzen Abend bitter geweſen ſey.

— Wie kommſt Du mir vor Grambold? —

— Wie ein Mann, der ſich nicht an der

Naſe will herumführen laſſen, von ſeinem empfindſamen Weibe. —

— Du biſt bitter, Grambold! —

— Sehr natürlich! weil Du zu ſüß warſt. —

— Und wärſt Du ſchwach genug, Verdacht zu werfen auf ein unſchuldiges Vergnügen, das ſich ein Mann wie Bardewiſch und Dein Weib, mit mehreren der edelſten Menſchen wälten, um nicht Langeweile zu haben? —

— Ich wäre ſchwach, wenn ich eine Liebeserklärung, die meine Frau einem andern Mann macht, für ein unſchuldiges Vergnügen nähme. Ich werd' es aber nicht ſeyn, ſondern will mir dergleichen Mittel gegen die Langeweile ernſtlich verbeten haben. —

— Grambold; Du empörſt mich. Kein Wort mehr davon. Ich werde wiſſen, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin. Wüßteſt Du es nur eben ſo gut. —

— Madame; verſuchen Sie es nicht, ſich Rechte anzumaaßen, die Ihnen nicht zukommen. Das geht bei mir nicht. Ich ſag Ihnen hiermit nochmals, daß ich dergleichen dramatiſche, äſthetiſche Lekereien mit meiner Frau nicht mehr

dulden will. Ich weiß, wohin sie führen. Ohne Zweifel hat Madame Raymond mit ihrem Gesandten Anfangs auch Liebhaberrollen gelesen. — (Sie wissen daß der ..... Gesandte sie unterhält.)

— Und so sage ich Ihnen, mein Herr; daß ich Ihre Denkungsart von ganzem Herzen verachte; daß man in sehr schlechter Gesellschaft gelebt haben muß, um in unschuldigen Beschäftigungen, schlechte Absichten zu finden; und daß man rechtliche Weiber nicht nach Wirtsdirnen abmessen muß. — (Alle Glieder bebten mir, indem ich es sagte. Ich war in meinem innersten Wesen empört.)

— Du wirst mich nicht aufbringen. Gut, daß es Dich noch aufbringt, wenn man Dir zeigt, wohin so eine ästhetische Leserei und Empfindelei führen kann, — jedes Weib führen kann. —

Mutter; wer keinen Glauben mehr an weibliche Tugend hat, der kennt auch keine Tugend mehr. Ich sagte so etwas, und gieng, voll tiefer Verachtung gegen einen Mann, der sich in Gesellschaft von berüchtigten Weibspersonen, Spiel- und Trinkgelage erlaubt, und Gefahr

darin zu finden vorgiebt, wenn reine Menſchen, ſich auf eine lehrreiche Art unterhalten. Hab' ich unrecht?

Von dieſem Abend an, that ich, was ich ſollte, ſprach, was ich mußte, blieb aber äußerſt ernſthaft, und gieng zu meinen Bekannten, wie vorher. Und ſo werd' ich forleben, ſo lang' ich unglüklich genug bin, mit einem ſolchen Manne leben zu müſſen.

Ja Mutter; das Weib hat auch ſeine Rechte, ſo gut wie der Mann. Wer ſeine Rechte nie behauptet, verdient ſie zu verlieren. Der unedle Mann nimmt für Schwäche, was man aus Güte duldet; und Schwäche verachtet er. Doch Grambold ſoll mich nicht verachten, ob es mir gleich ſehr Einerlei iſt, wie er von mir denkt. Nein; ich will mich nicht ſo ferne von der Grenze des Laſters halten, wie ſich das ſchwankende Kind von der Grenze des Abgrunds halten muß; — als wenn ich jeden Augenblik fürchten müßte, dieſe Grenze zu überſchreiten, oder darüber hinaus zu fallen. Feſt und — männlich hätt' ich faſt geſagt, wenn ich die Männer nicht beſſer kennte — will ich an der

Grenze hergehen, und mein Fuß ſoll ſie doch nicht berühren. Ich will keinem unterhaltenden Umgang entſagen und keiner unſchuldigen Freude, und will ſo gut und rein bleiben, wie ich jezt bin. Grambold ſoll ſehen, daß man tugendhaft ſeyn kann, ohne ſich einzuſperren, und daß man froh ſeyn kann, ohne Schwelgerei und Spiel. Nicht wahr, liebe Mutter; ſo bin ich Ihrer werth? Und ſo allein? Sie ſind mein äußeres Gewiſſen. Bezeugen Sie mir Ihre Billigung, und ich gehe meinen Weg unerſchroken fort, was auch daraus werden mag.

Zwei und dreißigster Brief.

Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalie Grambold.

Holdheim.

Nein, meine Tochter; meine Billigung erhält Dein Betragen nicht. Im Gegentheil! Dein Brief hat mich tief betrübt, nicht blos, wegen der Nachrichten, die Du mir von Deinem Manne giebst, sondern hauptsächlich, wegen Deinem Benehmen gegen ihn. Ich denke gros von unserem Geschlecht, Rosalie, und dachte gros von Dir; aber Du hast meinem Ideal nicht entsprochen. Nein; so bist Du meiner nicht werth. Dein Stolz und Deine Heftigkeit haben Dich irre geführt, so daß Du für Erhebung hältst, was eigentlich Erniedrigung ist, und Deine Ehre suchst in einem Betragen, das Dir eigentlich bei ächt-Edlen — o! daß ich es sagen muß! — Schande bringt. Du wirst zurükbeben vor die-

ſem Worte, meine Tochter; es wird Dich em-pören, aber ein Geſchwür muß geöffnet werden, wenn es ſich nicht von ſelbſt öffnet, ob es gleich ſchmerzt.

Ja, meine Roſalie, Dein Stolz hat Dich irre geleitet. Du hatteſt ihn immer; aber nie hat er den beſſeren Theil Deiner ſelbſt ſo fort-geriſſen, als in dieſer unglüklichen Periode, wo gerade dieſer beſſere Sinn, Dich am ſorgfäl-tigſten hätte bewachen und allein leiten ſollen. Es iſt natürlich, daß man ſeinen Werth fühlt; beſonders ſeine Reinheit, ſeinen feſten Willen, rein zu bleiben. Aber dieſe Reinheit für unbe-fleckbar halten, iſt ſchon der Erſte Schritt, ſie zu verlieren. Stolz auf dieſe Reinheit iſt ſchon ein Flek, der das Ganze beſudeln kann. Wie viele ſind ſchon verunreinigt worden, blos da-rum, weil ſie glaubten, daß ſie nicht verunrei-nigt werden könnten! Und dann, meine Roſa-lie! Soll nicht das Weib, auch den Schein von Unreinigkeit meiden, und jede Gelegenheit, wo eine minder Reine, verunreinigt werden könnte? Die allgemeine Stimme hat dem Wei-be, gewiſſe Polizeigeſeze vorgeſchrieben, die man

Wolſtand nennt. Sittlichkeit bewirken ſie ſo wenig, wie alle andere; mann kann ſie beobachten und ſehr unſittlich ſeyn. Aber das Weib, das ſich in den weiſen Schranken ſchöner Weiblichkeit hält, wird ſie ehren und keins übertreten, wenn ſie auch tief zu fülen glaubt, daß ſie ihrer nicht bedürfe. Und wenn nun etwas, ſogar dem Gatten einen Schein giebt! Laß dies heilige Wahrheit ſeyn, meine Tochter: Alles, was dem Gatten unrein ſcheint, iſt ſchon unrein, wenn die Gattin dieß weiß, und es doch thut. Um es zu thun, muß ſie es vor dem Gatten verbergen; und dann iſt ſie ein niedriges Weib, oder ſie muß es mit Gewalt, dem Gatten zum Troz, durchſezen, und dann verkennt ſie die Pflichten einer Gattin; ſie iſt gar kein Weib mehr. Du weißt, ich traue dem weiblichen Geſchlecht viel zu; aber nur dann, wenn ſie rein-weiblich bleiben, wenn ſie keine D'Eons ſeyn wollen. Eine Haupturſache, warum die Männer nicht rein bleiben, liegt darin, daß ihnen der Schein nichts gilt, aus andern Gründen vielleicht nichts, wenigſtens nicht immer, etwas gelten darf. Die Frau von Stael

hat es in ihrer Delphine lebendig dargeſtellt, welche Folgen es hat, wenn ein Weib ſich über den üblen Schein weg ſezt. Eine treffliche Warnetafel für alle große, weibliche Charaktere, und für alle Weiber von Charakter, beſonders in gewiſſen Lagen des Lebens, die nicht ſelten ſind!

Und dann Deine Heftigkeit, Roſalie! in der Du Dir noch zu gefallen ſcheinſt, die Du noch mit all Deinem weiblichen Scharfſinn zu vertheidigen ſuchſt! Wirklich würdeſt Du, beſonders dabei, mich Dein äußeres Gewiſſen nicht zu fragen brauchen, wenn Du in einer ſtillen Stunde Dein inneres recht fragteſt, es recht an- und aushören wollteſt. Ich ſchike Dir eine Abſchrift von dem Geſpräch, das Du mir beſchrieben haſt. Lies es in einer ruhigen Morgenſtunde, wenn Du Dein Morgengebet verrichtet haſt, und frage Dich, ob Du Deine Antworten billigen könnteſt, wenn eine Deiner Freundinnen, Dich um Dein Urtheil darüber fragte. Ich weiß gewis, dann brauch' ich Dir nichts darüber zu ſagen.

Gewis nichts! denn Du wirſt dann ſelbſt einſehen, daß Deine Gründe nur dem heftigen

Gemüth, in der Heftigkeit, etwas gelten können. Heftigkeit iſt ein großer Fehler, beſonders an einem Weibe: aber durch eigene Fehler beſſert man keine Fehler an einem Andern. Das Weib, das ſich durch Heftigkeit gegen ihren Gatten vergeht, rechtfertigt ihn bei ſich ſelbſt, wenn er ſich auf andere Art vergeht, gegen ſie. Dein Mann war ungerecht, bitter gegen Dich; Du bitter, heftig gegen ihn: das hebt ſich, wenigſtens in den Augen des Manns gewis. Dein Mann hielt ſich; er ließ ſich durch Deine Heftigkeit nicht reizen, und hier übertraf er Dich. Nichts Unglüklicheres auch, als wenn zwei Menſchen, zugleich heftig werden. Die Folgen ſind nicht abzuſehen, von ihnen ſelbſt nicht. Geſchieht dieß gar zwiſchen Mann und Frau: ſo zerreißt es gar leicht, das ſchöne Band der Achtung und Liebe, das ſie zuſammen halten ſollte. Mit jedem in der Heftigkeit herausgeſprudelten Worte ſinken ſie mehr zum Pöbel herab. Eins verliert die Achtung des Andern, weil Keins ſich ſelbſt mehr achtet, und ſo verdorrt der Stamm, auf den das edle Reis ehelicher Liebe geimpft war. Man vergißt es

nicht, das harte, niedrige, bittere Wort, was das Andere uns ſagte, und unſere Phantaſie gräbt in des Andern Geſicht, etwas von den Furienzügen, ſo lebendig, daß ſie uns feſte Züge ſcheinen Aber dieſe gefallen wirklich nicht.

Du ſagſt, das Weib habe auch gewiſſe Rechte; und ſie hat ſolche allerdings. Aber ſie hört auf, ein Weib zu ſeyn, wenn ſie dieſe Rechte mit Gewalt, gegen ihren Gatten geltend machen will. Und was iſt ſie dann? Ihr Gatte kämpft gegen ſie, wie gegen einen Mann, weil ſie kein Weib mehr iſt. Zu einem Manne wird ſie aber dadurch nicht, weil ſie aus ihrer Natur heraustrat. Sie kann ihre Rechte gegen den Gatten nicht beſſer geltend machen, als wenn ſie in ihrem Betragen zeigt, daß ſie noch weit mehrere verdiene. Wäre ſie unglüklich genug, ſie auf andere Art vertheidigen zu müſſen; ſo iſt die Ehe ſchon aufgelöſet; ſie laſſe einen Mann handlen für ſich.

Ich hoffe, Du ſollſt nie in dieſen Fall kommen, meine Tochter! —

Du ſagſt, Du verachteſt Deinen Mann? Liebe Roſalie; dieß Wort hätte nie über Deine

Zunge oder aus Deiner Feder kommen ſollen, wenn auch etwas von der Empfindung in Deiner Seele geweſen wäre. Alles wird klarer, beſtimmter, lebendiger, was wir in Worte faſſen. Ohne Wort ſtarb und ſtirbt manche Empfindung, wie mancher Begriff, vor der Geburt ab. Sprich mirs nie wieder aus, das verhaßte Wort, das jede beſſere Empfindung gegen Deinen Gatten tödten würde, und vergiften würde an Deinem beſſerem Sinn. Wirklich iſt alles Gute, Edle in dem Weibe, ſo verwachſen mit der Liebe zu ihrem Gatten; er iſt ihr ſo natürlicher, nächſter Repräſentant der Gottheit, daß ſie nothwendig roher, unedler, gottloſer werden muß, wenn dieſer große Nervenaſt ihres inneren Menſchen gelähmt wird. Hüte Dich ſorgfältig dafür, meine Tochter! Schon Dein lezter Brief berührt das Beſſere in mir, nicht ſo wie die übrigen. Er läßt hie und da, eine Gemeinheit des Sinns ahnen, die ich in meiner Tochter nie erwartete. Geſezt, du könneſt Deinen Mann nicht mehr ſo ehren, wie Du ihn ſonſt ehrteſt; ſollteſt Du darum weniger Deine Pflichten ehren? Hängen ſie von dem Sinne

und Betragen Deines Gatten ab? Es iſt der grundloſeſte Vorwand, obgleich der gemeinſte, daß ſich unſere Pflichten gegen Andere beſtimmen, nach ihrem Betragen gegen uns; ein bloßer Vorwand um uns loszuſprechen von unſeren Pflichten, ſobald ſie blos als Pflicht ausgeübt werden müſſen! Du weißt es recht gut, meine Tochter; — nicht dann ſind wir ſittliche Menſchen, wenn wir gewiſſe Handlungen thun oder unterlaſſen, die auch der ſittliche Menſch unterläßt und thut, ſondern dann, wenn wir uns regieren laſſen von dem Geſez der Sittlichkeit, von dem Willen Gottes, der ſich ausſpricht in ſeiner Offenbarung an uns! Und dieß hohe, von Dir ſo oft mit Ehrfurcht anerkannte Geſez regiert Dich nicht mehr, wenn Du Deine Handlungsart gegen Deinen Gatten beſtimmen läßeſt, durch ſeine Handlungsart gegen Dich. Hätten alle Weiber dieſe Maxime; ſo könnt' eine Generation pflichtloſer Männer, alle eheliche Pflichten, auch bei den Weibern aufheben; die Böſen hätten es in ihrer Gewalt, alles Gute auszurotten in ihrem Kreis. Nein, meine Roſalie; die Pflichten gegen Deinen Gatten ſind ewig und unveränderlich,

wie der, der ſie in Dein Inneres ſchrieb; und Du ſelbſt wirſt es erkennen, in jeder Stunde, wo Dein Auge unbewölkt in dieſem Inneren leſen kann.

Was aber dieß Auge am ärgſten umwölkt, iſt — Heftigkeit, der Du Dich in hohem Grad überlaſſen haſt. Wäre dieß nicht geſchehen; ſo würdeſt Du Dich auch erinnert haben, an Manches, was wir uns ſchon früher ſagten, über die Erziehung und das Jugendſchikſal der Männer. Wie ſie hinausgeſtoßen werden in die Welt, und ſich ſelbſt überlaßen werden, in einer verdorbenen Welt! Wie ſie unter Umgebungen, Reizungen, Verſuchungen leben, denen der reizbare Jüngling kaum widerſtehen kann! Wenn dann nun kein älterer, feſter Freund, kein reines, edles Weib, ihnen nahe kommt; wenn rings um ſie her, Alles ausſchweift und Ausſchweifung vertheidigt, oder vielmehr, jede Vertheidigung, ſchon bis zur Lächerlichkeit, überflüßig findet; wenn der Jüngling etwa lauter Weiber kennen lernt, die nur ſo lange die Maske der Tugend behielten, als ſie es dem Wolſtand oder ihrem koketten Zweke gemäs glaubten:

liebe Roſalie; iſt ein ſolcher Mann gleich verächtlich, weil er verwöhnt, durch Beiſpiele verdorben iſt, was Du nicht wurdeſt, weil er das Beſſere, Edlere nicht kannte, das Dir von Jugend auf ſo nahe war? Iſt er nicht eher zu bedauren, wenn er an weibliche Tugend nicht glauben kann, darum weil er nie weibliche Tugend ſah, wie wir den Armen bedauren, der nicht an Liebe glaubt, weil er nie geliebt wurde? Ich kannte einen der treflichſten Menſchen, der aber in ſeiner Jugend unter lauter kokette Weiber gerathen war, Prüden und hohe Sentiments beſiegt hatte, und nun natürlich, alle Prüden und hohe Sentiments für beſiegbar hielt. Dürft' ich Dir ihn nennen; Du würdeſt Dich gewis ſchämen, jedes Gedankens von Verachtung, der ihn treffen könnte. Es iſt Deine Sache, Roſalie; Deinem Gatten, Glauben an weibliche Tugend einzuflößen, durch Deine eigene. Wenn Du Dich von allem, auch unſchuldigem Vergnügen zurük ziehſt, ſobald es ihm Mißtrauen erwekt; ſo kann er doch am Ende nicht mehr denken, daß Du unerlaubte Vergnügen ſucheſt. Wenn Du freiwillig Alles meideſt,

wo ſich eine allzugroße Vertraulichkeit anſpinnen könnte: ſo muß er doch zurükkommen von dem Wahn, daß Du ſo etwas anſpinnen wolleſt. Bleibſt Du Deinen Pflichten gegen ihn treu, auch wenn er die ſeinigen gegen Dich, alle Tage übertritt: — o! ſicher kommt ihm dann von ſelbſt der Gedanke: „was könnt' ich an meiner Gattin erſt haben, wenn ich ganz Gatte wäre!" Und iſt er zu gewinnen, woran ich nicht zweifle; ſo gewinnſt Du ihn ſicher auf dieſem Wege. Wenn auch männliche Tugend oft nur Hochachtung einflößt; weibliche Tugend erzeugt Liebe, wenn das Weib nur noch irgend etwas Liebenswürdiges an ſich hat.

Und nur auf dieſem Wege kannſt Du auch auf ſeine Beſſerung wirken, wenn noch irgend darauf zu wirken iſt. Was Richter von der Religion ſagt: „Der Lehrer iſt die Lehre," das gilt ganz vorzüglich von der Wirkung des Weibs auf den Mann. Ihre Worte ſind nichts, ihre Handlungsart iſt Alles. Nur in dem Maaße, wie er ſie achtet, glaubt er dem, was ſie etwa ſagt. Je mehr es ihr anliegt, ſich ſelbſt zu vollenden; je ernſtlicher denkt der Mann an ſeine

eigene Vollendung. Die Operation der männlichen Besserung durch das Weib, gleicht der Operation, durch die der Umriß eines Gesichts ins Kleine nachgezeichnet wird. Man zeichne nur im Großen richtig nach; die richtige Zeichnung im Kleinen, erfolgt dann von selbst. Nichts rechnen uns die Männer in ihrem Inneren höher an, als wenn wir, gleich Noahs Söhnen, rükwärts ihre Blößen bedeken, sie nicht gesehen zu haben scheinen, ob wir sie gleich sahen. Sind sie noch zu beschämen, so geschieht es auf diese Art, weil sie sich nicht vor uns zu schämen brauchen, sondern nur vor sich selbst. Du wirst lange zu thun haben, bis Du den Eindruk der bitteren Worte wieder bei Grambold auslöschest; und kaum wird es ganz geschehen, wenn Du ihm nicht geradezu Deine Reue bekennest, über die Heftigkeit, zu der Du Dich hinreißen ließest, über die Bitterkeit Deiner Vorwürfe, und über Dein ganzes Benehmen. Hast Du aber die Kraft, Dich dazu zu entschließen, und dann ganz nach meinem Rathe zu handlen, blos Deine Pflichten im Auge zu haben, und sie zu Deiner Einzigen Weisheits-

und Klugheitsregel zu machen: dann iſt Dein Anblik ein bleibender, ſtiller Vorwurf für ihn. Du biſt in geheime Verbindung getreten mit ſeinem Gewiſſen. Eins wirkt zum Vortheil des Andern, und ſchwer widerſteht er Eurer gemeinſchaftlichen Gewalt.

Ich ſagte: wenn Du die Kraft haſt, Deinem Gatten Deine Fehler zu bekennen, und vielleicht ſcheint es Dir Schwäche, wie es ſo manchen Menſchen, beſonders Männern, ſcheint, die Eigenſinn für Kraft nehmen, denen Wahrheitsſinn, Gefül für Recht und Unrecht, noch nicht das Heiligſte iſt. Aber Du wirſt es leicht einſehen, daß es Kraft iſt, wenn Du nur bedenkſt, was Dir am Schwerſten wird; ſchweigen und tragen, ob Du gleich in einer guten Stunde fülſt, daß Du Dich übereilt habeſt, oder dieſe Uebereilung zu bekennen und Deine Reue. Dem zu folgen, was man für recht hält, ſo ſchwer es auch werden mag; nicht zu achten die Beſchämung, den Spott, das ſchiefe Urtheil verkehrter und gemeiner Menſchen: das iſt Kraft, oder was Anders verdiente dieſen Namen? Und es iſt richtig geleitete Kraft.

Mir fiel einmal ein, ich wolle ſelbſt zu Euch kommen, und zu vermitteln ſuchen: aber es war nur ein Einfall. Mann und Frau müſſen allein mit einander fertig werden. Sobald ein Drittes Vermittler wird, wird gar nichts vermittelt, oder nur zum Schein. Rathen kann man beiden Theilen, wenn Beide Vertrauen zu uns haben: aber Beide zuſammen hören, beurtheilen, tadeln, warnen, leiten, das wirkt übler, als wenn man geſchwiegen hätte. Jedes will recht haben, wenigſtens vor dem Andern. Jedes vertheidigt ſich, vielleicht gegen Ueberzeugung; Keins will nun unrecht gethan haben, weil es ſeine Handlungsart einmal vertheidigt, vor dem andern Theil und vor einem Dritten vertheidigt hat. Und ſo wird ein Starrſinn organiſirt, der bleibender als unſere meiſten Staatsorganiſationen iſt. Eine Mutter darf ſo etwas am Wenigſtens veranlaßen. Sie ſcheint partheyiſch für ihre Tochter oder ihren Sohn, ſo unpartheyiſch ſie auch ſeyn mag.

Alſo liebe Tochter, prüfe Alles, was ich Dir ſagte, und wäle das Beſte. Prüfe ruhig und vor Gott, und thue dann, was Dich die

Gottesſtimme in Deinem Inneren thun heißt. Was ich thue, kannſt Du erraten. Ich müßt' es jezt thun, und wenn es verboten wäre, weil Beten in manchen Fällen Naturinſtinkt iſt.

Drei und Dreißigſter Brief.

Roſalie Grambold an ihre Mutter.

Brandhorſt.

Ja liebe Mutter; ich ſeh' es ein. Ich habe mich übereilt, ich bin zu heftig gegen Grambold geweſen, ob er mich gleich durch ſeine kalte Bitterkeit aufs Aeußerſte reizte. Sie ſchien mir ſo vorſäzlich, ſo berechnet darauf, um mich zu reizen, daß ich mich nicht halten konnte. Schon am folgenden Tage ahnet' ich leiſe ſo etwas. Es war etwas in mir, das mirs wünſchenswerth machte, daß ſich mir Grambold nur etwas nähere. Ich wär' ihm, glaub' ich, auf halbem Weg entgegen gekommen. Nur als er ſeine bittere Kälte gegen mich, beibehielt; als er den Beleidigten machte, da ich doch von ihm beleidigt war: da empörte ſich mein Stolz aufs Neue. „So ſchwach ſoll er mich doch nicht finden!" ſagt' ich zu mir. „Er mögte wunder

denken, was er mir zu verzeihen hätte, wenn ich mich ihm wieder zu nähern ſuchte.“ So räſonnirt' ich mich wieder in eine gewiſſe Bitterkeit hinein, und es war mir recht darum zu thun, daß Grambold ſie bemerken möge. Ich wurd' innerlich, immer erbitterter, weil er ſie gar nicht zu bemerken ſchien. In dieſer Stimmung ſchrieb ich Ihnen und ergoß mein Herz. Ich wollt' Ihre Billigung meines Betragens, eben darum, weil mein Inneres es nicht ganz billigte, weil ſich mein Gewiſſen durch alle Gründe, die ich mir verſagte, nicht ganz zum Stillſchweigen bringen ließ. Hätten Sie mein Betragen gebilligt; ſo hätt' ich dieſe Billigung meinem Gewiſſen vorgehalten und es hätte ſchweigen müſſen. Geſtüzt auf Ihr Wort, hätt' ich Kälte mit Kälte erwiedert und Bitterkeit mit Bitterkeit. Ich wäre meinen Weg fort gegangen, hätte keinen Schein von Unrecht gemieden, in dem Bewußtſeyn, daß ich nichts Unrechts thue und wolle, und hätt' es darauf ankommen laſſen, was daraus entſtanden wäre.

Jezt freilich iſt es anders. Ich bin ſehr unruhig, und fürchte, meine Unruhe iſt ſichtbar.

Ich fürcht' es, weil ſie Grambold für ein Zeichen eines böſen Gewiſſens halten könnte; denn Leute ſeines Gleichen ſind ſehr mißtrauiſch. Nun ſcheu' ich mich noch mehr, mich ihm zu nähern. Ach; es iſt ſchreklich, verkannt zu werden, und noch mehr Schein zu geben, ſo daß man verkannt werden muß, wenn man recht handeln will. Ja wol mögen Sie es eine Kraft nennen, ein gethanes Unrecht zu bekennen als Unrecht. — Ja; wenn der Andere, den Grund dieſes Bekenntniſſes fült und ſchäzt: dann vermag man's wol. Aber wenn man denken muß, er werd' es für ein Zeichen gröſſerer Schuld anſehen, oder gar als Verſtellung, um ihm die Augen zu verbienden über die gröſſere Schuld: ach! liebe Mutter, dann iſt mirs bis jezt noch zu ſchwer. Schon mehrmals hatt' ich mirs vorgenommen, zu Grambold zu gehen, ihm die Hand zu geben und ihn zu bitten, er möge mir meine Heftigkeit verzeihen: aber wenn ich das kalte Geſicht anſehe, und den von der Seite beobachtenden, ich möchte ſagen, auflauernden Blik: dann ſtekt mir das Wort auf der Zunge. Die Füße ſind mir gelähmt. Ich kann nicht!

Aber ich hoffe, ich werd' es noch können.

Wenn dieß aber auch geſchehen iſt, geſchehen wäre: kann ich nur ſagen; wenn ich mich dann allen Einſchränkungen, Ungerechtigkeiten, Launen Gramholds unterwerfen muß und will: ſoll dann das gar keine Grenze haben? Soll ich denn Alles aus und mit mir machen laſſen, was dem Herrn der Schöpfung aus mir zu machen beliebt? Muß ich mich von ihm einſperren laſſen in mein Haus, und die Erſte Magd werden im Hauſe? Soll ich ihm vielleicht noch Liebe heucheln, nach dieſer Behandlung? Das können Sie doch von Ihrer Tochter nicht wollen. Und ich ſteh' Ihnen nicht dafür, daß es Gramhold will, wenn er mich ſo geſchmeidig findet.

O! haben Sie Geduld mit mir, liebe Mutter, bedauren Sie mich und rathen Sie mir. Wie viel wär' es wenigſtens mir werth, wenn ich Sie um mich hätte; ich, die jezt ſo allein ſteht und ſtehen ſoll!

Vier und dreißigſter Brief.

Adelaide B. an ihre Tochter, Roſalie Grambold.

Holdheim.

Ja, auch ich mögte bei Dir ſeyn, meine Roſalie, mögte Dich leiten, ſtärken, tröſten, mögte den Erguß Deines Herzens aufnehmen in mein Mutterherz. Ach! ich fühl' es ſchmerzlich, daß Du allein ſtehſt. Wie erfahr' ichs doch auch jezt wieder, daß die Bibel recht hat, wenn ſie der herzlichen Reue Vergebung verheißt, weil Gott ein Vater- und Mutterherz habe. O! das Mutterherz muß vergeben, ſobald es Reue ſieht. Verirrungen ſind nun keine Verirrungen, ſelbſt Vergehungen ſind keine Vergehungen mehr. Man bedauert das reuige Weſen, weil es ſich vergieng und liebt es nur deſto mehr, weil man es bedauert. Auch ich bedaure Dich und liebe Dich, ſo warm, wie eine Mutter lieben kann.

Deine Rath- und Hülfloſigkeit erhöhet nur meine Liebe.

Aber doch muß ich ſagen: Reue iſt noch keine Beſſerung; Empfindung iſt noch keine That. Durch Bekenntniß Deines Fehlers muß ſich Deine Sinnesänderung zuerſt zeigen. Wer gefehlt hat, kann am Wenigſten Anſpruch auf Fehlerloſigkeit machen. Nur dann hat er ſich erhoben über ſeine Fehler, wenn er ſie offen bekennt, dem, gegen den er gefehlt hat. Du ſagſt, Du könneſt nicht: aber Du täuſcheſt Dich ſelbſt. In dieſem Stüke kann der Menſch, was er will, ganz und feſt will. Gieb Deiner Feſtigkeit eine Krüke, weil ſie einer zu bedürfen ſcheint. Beſtimme Dir ſelbſt eine Stunde, wo Dein Mann ſicher zu Hauſe iſt, in Der Du ihm Dein Unrecht bekennen wolleſt Sobald die Gloke ſchlägt, gehe zu ihm. Sieh ihm nicht bange nach dem Geſicht; laß Dich noch weniger beſtimmen durch ſein Geſicht. Das muß Dein Pflichtgefühl thun. Sprich gleich ein Wort, das Deine Abſicht ausdrükt, das Dir keine Rükkehr verſtattet. Dann haſt Du gewonnen. Du wirſt reden können, mehr als Du glaubſt und

beſſer als Du glaubſt. Und ich weiß gewiß: es wird auf das Innere Deines Manns beſſer wirken, als Du je erwarten konnteſt. Nichts beſchämt mehr, als wenn uns Jemand ein kleines Unrecht abbittet, da wir ihm ein großes zufügten. Dein ſeeliger Vater erzälte mir oft, ein Hauptheilungsmittel ſeiner Heftigkeit, ſey ein Vorfall geweſen, den er mit einem Kirchenvorſteher gehabt habe. Der Menſch hatt' unrecht, beſtand auf ſeinem Unrecht und wurde ſo grob, daß er den damals ſehr heftigen Mann aufs Aeuſſerſte reizte. Er fuhr ein Paarmal heftig auf, und als der Vorſteher immer gröber wurde, ließ er ſich durch ſeine Heftigkeit hinreißen, und — warf den Menſchen zur Treppe hinunter. Gleich einen Augenblik hernach reute es ihn; aber verſinken wolt' er vor Schaam, als der Mann herauf kam, und ihn — um Verzeihung bat.

Doch, liebe Roſalie, wenn Du auch nicht die geringſte Wirkung auf Deinen Mann bemerkteſt, — was wol ſeyn kann, weil er vielleicht Dein Bekenntniß ſchief anſieht: ſo haſt Du Deine Pflicht gethan, haſt ein Unrecht zurükgenommen, und haſt Dich wieder erhoben zu dem

Rang ſittlicher Weſen, die nach Vollendung ſtreben. O! das giebt eine Ruhe, einen ſo edlen Stolz und flößt zugleich eine ſo göttliche Nachſicht gegen Verirrte ein, daß man dabei — ich betheur' es Dir! — nicht eigentlich unglüklich ſeyn kann.

Fahre dann fort — und es wird Dir ſchon leichter werden, — in Erfüllung Deiner Pflichten. Meide den Umgang, der Deinem Gatten verdächtig iſt, alſo auch das gemeinſchaftliche Leſen von Schauſpielen. Unbefangen beſuch' aber Deine Freundinnen, und bitte ſie zu Dir. Sey indeß viel zu Haus und verſäume nichts, was man von einer Gattin und einer Hausfrau fodern kann. Schweigend beſorge für Deinen Mann, Alles was er erwartet, und was Du ſonſt für ihn beſorgt haſt.

Nein; Du ſollſt ihm keine Liebe heucheln. Er mag und muß ſehen, daß Du nur Deine Pflichten erfüllen willſt. Frage nicht, wohin er geht und was er macht. Meide die Unterhaltung mit ihm nicht: aber dringe ſie ihm nicht auf. Sanfter Ernſt ſey ſichtbar in Deinem We-

ſen. Und — warte, und laß das Alles wirken, was es wirken kann und muß.

Die religiöſen Stärkungsmittel brauch' ich Dir nicht zu empfehlen. Es wird Dich von ſelbſt dazu treiben. Ach! der Menſch ſehnt ſich unwillkührlich nach reiner Himmelsluft, wenn er in einer Sumpfgegend leben muß.

Dann, meine Roſalie; O! dann! wenn Dich die heiſe Mutterliebe belohnen kann, ſoll und wird ſie Dich belohnen; gewis aber der, in Deinem Innern ausgeſprochene Beifall deſſen, der die Quellen aller Glükſeligkeit öffnen kann, und ſie ſo gerne öffnet, dem, der gut zu werden ſtrebt, auch wenn er nicht glüklich iſt.

Ende des erſten Bandes.

Eheliche Verhältniſſe

und

Eheliches Leben,

in

Briefen

von

Joh. Ludwig Ewald.

Fortſetzung

von

den beiden Schriften für Mädchen, Gattinnen und Mütter ſowol, als

für

Jünglinge, Gatten und Väter.

Zweiter Band. Mit 2 Kupfer.

Leipzig. 1810.
Bei Heinr. Büſchler in Elberfeld.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi

Ich habe bei dieſem zweiten Bande nichts zu ſagen, außer, — wär's auch ſchon in der Vorrede zu dem Erſten Bande geſagt, — zu wiederholen, daß die Urtheile über Bücher, von Aeene, Wandulf ꝛc. und nicht gerade von dem Verfaſſer ſind, daß ſie alſo mehr, jene Menſchen darſtellen, als dieſe Schriften beurtheilen ſollen.

Daß kein Rath gegeben iſt, deſſen Güte nicht die Erfahrung beſtätigt hat, davon wird ſich gewis der überzeugen, der ihn in einem ähnlichen Falle befolgt. Was die Übrigen davon denken, iſt weniger bedeutend. Jeder hat natürlich, darüber ſein freies Urtheil.

Innhalt der Briefe im zweiten Bande.

Fünf und dreißigſter Brief. Selane an Wandulf. Nachricht von einem Hausfreund. Er wird gerühmt und ſcheint doch läſtig zu ſeyn. Urſachen davon.

Sechs und Dreißigſter Brief. Wandulf an Selane. Er entdekt ihr, daß ſie eiferſüchtig auf dieſen Hausfreund ſey. Eiferſucht auf Freunde des Gatten, eine Krankheit. Von welcher Art ſie iſt. Ihre Gefahr. Rath dagegen. Krüke für die Feſtigkeit bei einem ſchwer auszuführenden Entſchluß.

Sieben und dreißigſter Brief. Selane an Wandulf. Sie bekennt ihre Eiferſucht, findet aber einen Grund dazu in ihrem geringen Werth. Sie will die böſe Neigung ſtill unterdrüken.

Acht und dreißigſter Brief. Wandulf an Selane. Freude über ihre Geradheit und Kindlichkeit. Sie iſt im Irrthum. Was Männer bei den Weibern ſuchen und nicht ſuchen. Er widerräth ihren Entſchluß als unausführbar; räth aber zu offenem Bekenntniß.

Neun und dreißigſter Brief. Selane an Wandulf. Sie hat den Rath befolgt. Unterredung mit ihrem Gatten, und ihr Erfolg. Der Hausfreund wird ganz in das Haus genommen.

Vierzigſter Brief. Roſalie Grambeld, an

ihre Mutter. Sie hat ihrem Gatten ihre Heftigkeit bekannt. Unterredung mit ihm, im Detail. Ueble Wirkung des Bekenntniſſes, bei dem mißtrauiſchen Grambold. Roſalie iſt darüber empört.

Ein und vierzigſter Brief. Adelaide B. an ihre Tochter, Roſalie Grambold. Beſchreibung der unglüklichen Männer, die allen Glauben an weibliche Tugend verloren haben. Sie ſoll Muth faſſen und hoffen. Rath für ihr künftiges Betragen. Warnung vor Stolz, und vor dem gefährlichſten, Stolz auf Tugend.

Zwei und vierzigſter Brief. Adelheid an Theophan. Ihre Wiederverheiratung. Geſchichte derſelben. Darum betet ſie doch noch zu ihrem verlorenen Gatten. Der zweite iſt ihr nicht religios genug, nimmt keinen rechten Theil an ihre Erbauungsſtunden. Sie wünſcht Rath, wie ſie ſich verhalten ſolle.

Drei und vierzigſter Brief. Theophan an Adelheid. Billigung ihrer Heirat. Zweifel, ob der zweite Gatte weniger religios ſey, als ſie. Gründe dafür. Verſchiedene Arten von Religioſität. Weitſinnigkeit Jeſus. Auf alle Fälle ſchadet das Aufdringen gewiſſer Erbauungsarten, und aller.

Vier und vierzigſter Brief. Adelheid an Theophan. Ausdruk ihrer Unruhe.

Fünf und vierzigſter Brief. Theophan an Adelheid. Stellen aus Fenelon zur Beruhigung und Warnung vor Unruhe.

Sechs und vierzigſter Brief. Aeone an Wandulf. Nachricht, daß ſie Mutter worden ſey. Warmer Erguß über das Glük, ein Kind zu haben. Hohe

Würde der Mutter. Gottesdienſt in Beobachtung eines Kinds.

Sieben und vierzigſter Brief. Adelheid an Theophan. Zweifel über ihres Gatten Religioſität. Ueber die Nothwendigkeit, ſich mit religiöſen Gegenſtänden zu beſchäftigen. Zweifel, ob ſie recht thue, ihren Gatten geben zu laſſen.

Acht und vierzigſter Brief. Theophan an Adelheid. Aufklärung über die Verſchiedenheit, wie Religioſität entſteht, genährt wird und ſich äußert. Die Nothwendigkeit der Erbauungsmittel wird zugegeben, gegen die Sitte der Zeit. Man muß ſie aber Niemand aufdringen. Die Brautzeit der Religion. Warnung, nicht mit zu viel Enthuſiasmus von dem verſtorbenen Gatten zu reden.

Beilage. Die Reiſe nach der Quelle eine Parabel.

Neun und vierzigſter Brief. Edelwald an Wandulf. Erzälung von einem Beſuch bei Grambold. Deſſen Lebensart. Die Klubbgängerei und die Pflichtfrau. Intereſſante Morgen- Mittag- und Abendunterhaltung des Klubbgängers, mit Anmerkungen. Frage wegen Pflege der Kinder durch die Mutter, und über Familienfeſte.

Fünfzigſter Brief. Wandulf an Edelwald. Darlegung von Gramboldo Sinn. Selanens Rechtfertigung. Große Vortheile, wenn die Mutter ihr Kind ſelbſt verpflegt. Dann wird ſie erſt recht Mutter Vortheile der Familienfeſte.

Ein und Fünfzigſter Brief. Theophan an Adelheid. Hoher Werth der wahren Religioſität, bei ſchwerem Verluſt. Beiſpiel von der Frau eines Schiffskapitäns, die ihren Gatten verlor. Der Art, wie es ihr

Theophan bekannt macht. Welche Weiber bedürfen die meiſten Religioſität?

Zwei und fünfzigſter Brief. Roſalie Grambold an ihre Mutter. Schilderung ihrer Muthloſigkeit. Gramboldś mißtrauiſche Verſuche. Ihr Widerwille gegen die Menſchen. Bittere Bemerkungen über einige Weiber. Mediſanter Erguß über Mediſance. Stelle aus Göthes Iphigenie über den elenden Zuſtand der Weiber.

Drei und fünfzigſter Brief. Adelaide B. an ihre Tochter, Roſalie Grambold. Gründe zum Hoffen auf Gramboldś Beſſerung. Unwillkührliche Achtung, die reine Tugend einflößt. Reine Tugend beſteht aber nicht mit Bitterkeit, mit Richten und Verdammen Anderer. Entſchuldigung der bitter beurtheilten Perſonen. Ueber Mediſance, ihre verſchiedene Quellen, Arten und Nachtheile.

Vier und fünfzigſter Brief. Aeone an Wandulf. Urtheile und Anfragen, über die Corinne der Frau von Stael, den fils naturel der Frau von Genlis, und Ehrenbergś Schrift: weiblicher Sinn und weibliches Leben. Weibliche Duldenskraft. Ihre Art das Göttliche zu verehren, iſt die ächt-menſchliche. Ueber den Sinn der Marien und Marthen. Lob der Ehrenbergiſchen Schrift.

Fünf und fünfzigſter Brief. Edelwald an Wandulf. Etwas von ſeinem häuslichen Leben. Häusliche Projekte. — Sie gleichen oft den Anordnungen des Pater Brieg. Häusliche Muſikpartheien. Was könnte Muſik ſeyn, den Kindern, den Weibern, dem Volk? Eine Stelle aus Peſtalozzis Monatsſchrift. Werners Luther. Geſang. Aeonens Reinlichkeit, Ordnungs-

Liebe, Geschmak. Ueber Freundlichkeit, mürrisches Wesen, Unreinlichkeit.

Sechs und fünfzigster Brief. Hugo an Wandulf. Der Hausfreund stört das ganze eheliche Verhältniß, ohne Liebelei, Liebe und Eifersucht. Er verläßt das Haus freiwillig, bleibt aber Hausfreund. Ein junges Mädgen soll ins Haus genommen werden.

Sieben und fünfzigster Brief. Wandulf an Hugo. Nachtheilige Folgen der Aufnahme einer dritten Person in den Eh- und Familienbund. Darstellung derselben in Göthes Wahlverwandschaften. Sie sind sehr natürlich, in einer recht guten Ehe; vielmehr in einer gewöhnlichen.

Acht und fünfzigster Brief. Rosalie Gramhold an ihre Mutter. Frohe Nachricht von Gramholds Annäherung und geschwundenem Mißtrauen. Lezte Probe, die er mit Rosalien macht. Ihr musterhaftes Betragen dabei. Die Eisrinde um sein Herz schmilzt. Rosaliens Jubel.

Neun und fünfzigster Brief. Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalie Gramhold. Freude über Gramholds Sinnesänderung. Sie ist Folge der Achtung gegen Tugend. Ihr Glaube an das unauslöschlich-Göttliche in dem Menschen. Sie widerräth ihrer Tochter das heftige Andrängen an Gramhold. Rath, wie weit sie sich näheren solle. Ueble Folgen einer unnatürlichen Annäherung.

Sechzigster Brief. Adelheid an Theophan. Nachricht von dem Tod ihrer Einzigen, religiösen Freundin Theodore, die Unzerstörbarkeit ihrer beiderseitigen Freundschaft. Theodore hatt' allein davon das Verdienst. Wie sie einem Bruch zuvorkam. Verse von ihr.

Mittel, die Freundſchaft zu erhalten, kleine Mißverſtändniſſe zu beſeitigen. Sie vertheidigte ihre Freundinnen, war nicht eiferſüchtig, offen über ihre Fehler. Ihre Feinheit, nicht blos zu geben, ſondern auch zu nehmen. Ideal von weiblicher Freundſchaft.

Ein und ſechzigſter Brief. Aeone an Wandulf. Frage wegen Eduards Erziehung. Kraft und Liebe muß bei ihm gleichen Schritt halten. Fehler der alten Erziehung, daß man keine Liebe merken ließ. Bekenntniß darüber von dem Marſchall von Monluc. Fehler der neuen, daß man die Jugend gar nicht erziehen will.

Beilage. Ein Pröbgen von Aeonens Lebensphiloſophie, über Aufſpannung, Genußfähigkeit, Umgang, Zutrauen, Lebensgenuß, trauliche Malzeiten, Benuzung aller Tags- und Jahrszeiten, moraliſche Wichtigkeit des ächten Lebensgenuſſes, vielbedürfende Menſchen, drüken und gedrükt werden, Offenheit und Verſchloſſenheit gegen Gattinnen, und das lezte Gefül, das in dem Weibe ausſtirbt.

Zwei und ſechzigſter Brief. Roſalie Grambold an ihre Mutter. Grambold eine männliche Kokette. Seine Trokenheit zu Hauſe. Sein Mißmuth, wenn er kein Aufſehen erregt. Was ſie dabei thun ſolle.

Drei und ſechzigſter Brief. Adelaide W. an ihre Tochter, Roſalie Grambold. Sie begreift Gramboldś Stimmung. Er genießt nur noch durch den Kizel der Eitelkeit. Was Roſalie dagegen thun ſolle. Liebe zu weken ſuchen, ihm ſein Haus angenehm machen. Vortheil davon. Den großen Kreiß zu einem

traulichen, nach und nach verengen. Im Nothfall sein Mitleid in Anspruch nehmen lassen.

Vier und sechzigster Brief. Adelheid an Theophan. Ihr Gatte Kulthal ist kein Christ. Entdekung seines Religionssystems. Klage darüber. Frage, was sie thun soll.

Fünf und sechzigster Brief. Theophan an Adelheid. Natürliche Erklärung von Kulthals Deismus. In ihm sind keine höhere Bedürfnisse aufgeregt. Er will vielleicht die Dinge an sich erkennen, und die Gottheit ohne menschliche Vorstellungsart. Die komponirte Gottheit. Kulthal ist nicht strafbar, weil er redlich ist. Er kann noch Christus Verehrer werden, vielleicht hier, dort gewis. Sie soll nichts thun, nur trefflich handlen.

Sechs und sechzigster Brief. Selane an Wandulf. Ob ihre siebenzehenjährige Nichte, einen vierzigjährigen Witwer heiraten soll?

Sieben und sechzigster Brief. Wandulf an Selane. Er will den Witwer erst kennen lernen.

Acht und sechzigster Brief. Wandulf an Selane. Er hat ihn kennen gelernt. Ueber ungleiche Heiraten überhaupt. Hier scheint Ausnahme zu seyn. Sein Rath.

Neun und sechzigster Brief. Selane an Wandulf. Beschreibung einer Reise nach Hannover, Bremen und auf den Harz. Der Nonnapp, der Broken. Einige Verse aus dem Brokenbuche. Das, durch des Grafen Stolbergs Humanität erbaute Brokenhaus. Söder. Die St—ische Familie. Wie die Kinder von

der Mutter zur Religiosität gebildet wurden; blos durch Liebe, Beispiel und Gewohnheit.

Siebenzigster Brief. Aeone an Wandulf. Fortsetzung der Reisegeschichte. Pädagogische Verkehrtheiten. Ein gräfliches Kind, von der Wache feierlich salutirt. Respektswidrige Aeußerungen darüber. Folgen einer solchen Erziehung. Aristokratenstolz, und Bürgerkriecherei im Wechselverhältniß. Spott über eine Stelle in Reichards vertrauten Briefen.

Ein und siebenzigster Brief. Wandulf an Aeone. Auf bessere religiöse Bildung denken, ist jezt allgemein-anerkannte Nothwendigkeit. Billigung der Methode einer weisen Mutter. Macht des Beispiels. Naive Antwort eines Mädgens. Urtheil über den sechsjährigen Machthaber. Entschuldigung des Aristokratenstolzes. Urtheil über die Erziehung zum Thier und zum Sklaven.

Zwei und siebenzigster Brief. Selane an Wandulf. Die siebenzehenjährige Lermi ist an den Witwer verheiratet. Dialog mit ihr, über diesen. Es entdekt sich, daß sie ihn liebe. Vortheilhafte Schilderung des Witwers.

Drei und siebenzigster Brief. Edelwald an Aeone. Tadel ihrer Aengstlichkeit. Thörichte Furcht vor Möglichkeiten. Herrschaft über Phantasie. Mittel dazu. Verweisung auf eine Schrift von Ewald. Einiges, was er nicht berührt hat.

Vier und siebenzigster Brief. Aeone an Wandulf. Noch einige pädagogische Verkehrtheiten. Ein Vater, der seine Kinder unartig nekt, und ein Anderer,

der bei Tiſch ihnen immer predigt, ſie warnt vor Vergehungen, die ſie nicht kannten, auch vor Lügen. Rauhe Außenſeite und zarter Sinn bei einem Manne, zarte Außenſeite und rauher Sinn, bei einer Frau. Die Kinder müſſen ihre Künſte produziren, und werden vergiftet durch Lobſprüche von den Aeltern.

Fünf und ſiebenzigſter Brief. Wandulf an Aeone. Sein Urtheil über dieſe Verkehrtheiten. Ihre unglüklichen Folgen. Mittel dagegen.

Sechs und ſiebenzigſter Brief. Aeone an Wandulf. Fortſezung der pädagogiſchen Reiſegeſchichte. Die Mutter nimmt den Sohn in Schuz gegen den Vater. Folgen davon in einem Dialog dargeſtellt. Verſchiedene Erziehungsſyſteme debattirt zwiſchen Vater und Mutter. Es wird über Erziehung geleſen, raffinirt, diſputirt, aber die Kinder werden nicht erzogen. Anekdote davon. Ein zwolfjähriger ausgebildeter Kammerherr.

Sieben und ſiebenzigſter Brief. Wandulf an Aeone. Sein Urtheil über dieſe Verkehrtheiten. Wahrſcheinliche Folgen derſelben.

Acht und ſiebenzigſter Brief. Aeone an Wandulf. Ueber Brandes Haß gegen das Du, zwiſchen Aeltern und Kindern. Es ſoll die democratie royale und den Sansküloriſma herbeigeführt haben. Aeonens Urtheil darüber. Ob das: Unſer Vater, wol ruchloſe Menſchen gemacht habe?

Neun und ſiebenzigſter Brief. Wandulf an Aeone. Lob der Schrift von Brandes. Der klaſſiſch gebildete, ächt-teutſche Geiſt darin. Widerlegung

seiner Gründe gegen das: Dn. Vortheile des vollen Zutrauens der Kinder zu den Aeltern.

Achtzigster Brief. Wandulf an Edelwald. Klage über unterlassenen Briefwechsel. Inhumanität einer solchen Trägheit. Man mordet sich selbst in Hinsicht auf seine Freunde.

Ein und achtzigster Brief. Edelwald an Wandulf. Seine Entschuldigung, Sündenbekenntniß und Versprechen. Schilderung und Vortheile einer glüklichen Ehe.

Fünf und dreißigſter Brief.

Selane an Wandulf.

Lilienfeld.

Wären Sie nicht ſo gut, wie Sie ſind, ſo müßten Sie ſich ordentlich fürchten, ſobald Sie einen Brief von mir ſehen. Denn ich benehme — benahm mich wenigſtens bisher gegen Sie, wie ſich die Menſchen, gegen Gott benehmen. Ich wendete mich blos in der Noth zu Ihnen. So iſt es aber doch heute nicht. Mich drükt keine Noth. Ich lebe glüklich mit meinem Hugo. Er iſt ſo gut, ſo liebevoll und ſcheint ſelbſt ſo glüklich. Wie ſolt' ich's nicht ſeyn? Wer glüklich iſt, beglükt auch gern', und wer beglükt, wird ſelbſt glüklich. Das erfuhr ich ſchon oft, ſo wie das Gegentheil. Unſer Glük iſt noch erhöhet, unſer Genuß noch vielſeitiger geworden, durch einen Jugendfreund meines Manns, Namens Prallow, der hier in Staatsdienſte getre-

ken iſt. Er hängt mit voller Liebe an meinem Mann und dieſer an ihm. Sie ſind voneinander unzertrennlich, einander unentbehrlich. Jede halbe Stunde, die Beide geſchäftslos ſind, bringt er bei uns zu. Bei uns! das hat mein guter Hugo ſo veranſtaltet, damit ich den Umgang mit genieße, damit er nichts dabei verliere, wie er ſagt. Freilich kann ich ihn denn weit weniger allein haben. Die meiſten unſerer einſamen Spaziergänge gehen verloren: aber dafür hat Hugo auch vielſeitigeren Genuß, als wenn er mit mir allein gienge. Sie reden von ſo manchen ſchönen Gegenden, die ſie ſahen; — Pralow hat viel gereiſet — von ſeltenen Erd- und Steinarten und Pflanzen, von Gebirgslagen und — ich mußte recht lachen! — von Phyſiognomieen der Gebirge, aus denen man auf ihr Inneres, auf ihren Gehalt ſoll ſchließen können. Oft bin ich denn eine überflüßige Perſon dabei, wiewol beide bald wieder einlenken, und mir etwas Intereßantes erzälen. Bei dem Allem machts mich oft wehmütig, daß ich meinem Hugo, das Alles nicht geben, daß ich ihm nicht Alles ſeyn kann, was er bedarf. Mich dünkt dann,

die Männer seyen unersättliche geistige Lüstlinge, und ihr Weib stehe immer jedem, für sie interessanten Wesen nach. Denken Sie: es ist mir schon begegnet, daß ich verdrießlich darüber wurde, und die beiden Freunde nicht begleiten, sie nicht stören wollte. Aber dann streichelte mir Hugo die Wangen und schlug vor, daß wir Alle zu Hause bleiben, und Prallow uns etwas vorlesen solle, und ich solle etwas spielen und singen. Da schämt' ich mich freilich, und gieng mit. Alles kommt aber daher, daß ich Hugo so unaussprechlich liebe, und mich seiner Liebe unwerth fühle, und fürchte, er möge irgend ein anderes lebendes Wesen lieber haben als mich. Nicht wahr? so ists, lieber Wandulf! Ich fürchte nur, Prallow hat manchmal meine üble Laune bemerkt. Und das wollt' ich doch um Alles nicht! denn bei all seiner Zudringlichkeit ist er doch so unterhaltend, so herzlich, so natürlich, so liebenswürdig! Aber das ists eben, was ich fürchte. Man sollte sich doch eigentlich nicht so ganz an die Männer hängen, sie nicht so ausschließend lieben. Sie können's doch nicht

erwiedern. Aber in der Freundſchaft ſind ſie Helden. Das iſt wahr! — Weib und Kinder könnten ſie verlaſſen und an ihren Freunden hängen. Wir ſind eben arme Geſchöpfe, wir Weiber! Nicht wahr?

Sechs und dreißigſter Brief.

Wandulf an Selane.

Grenzau.

Wie liegt Ihre Stimmung, ſo offen vor mir da, liebe Selane; und wie verborgen iſt ſie vor Ihnen ſelbſt! Es iſt doch wol von allen Leidenſchaften wahr, was man von der Liebe ſagt: der, in dem ſie ſich rege, ſey gleich jenem Vogel, der wähne, man ſeh' ihn nicht, weil er den Kopf verbirgt, alſo ſelbſt nichts ſieht. Ich muß Ihnen die Augen öffnen; denn ich bin Ihr Freund. Ich muß Sie erſchreken; denn Ihre Ruhe iſt in Gefahr.

In Ihnen regt ſich wieder Eiferſucht, liebe Selane! Eiferſucht auf Prallow, den Freund Ihres Manns und wenn Sie wollen, gewis auch den Ihrigen. Leugnen Sie mirs nicht, was Sie gewis ſich ſelbſt noch nicht geſtanden. Ich blike tiefer in Sie hinein, als Sie ſelbſt. Ihr

offener Brief verriet mir Ihr ganzes Herz. Diese Aengstlichkeit bei Prallows vielseitiger, interessanter Unterhaltung; diese Verlegenheit darüber, daß Sie das Alles nicht Ihrem Hugo geben können; dieß „nicht stören wollen," bei einem projekteirten Spaziergang, und nun gar die Verdrießlichkeit, die üble Laune, die Sie selbst vor Prallow nicht verborgen zu haben glauben: das Alles sind unverkennbare Spuren einer entstehenden Eifersucht. Daß Prallow ein Mann und kein Weib ist, das ändert an der Sache nichts. Eifersucht ist Widerwille gegen Alles, was sich dem Geliebten nähert, dem sich der Geliebte nähert, — gegen Alles, was ihm etwas giebt, ob man es gleich selbst nicht geben kann. Eifersucht auf Freunde ist die nemliche Krankheit, nur in einem Wesen mit gesunden Säften. Man wird eher davon geheilt, aber man kann sehr krank dabei seyn. Reine Liebe war vielleicht der Quell, aus dem sie bei Ihnen entstand. Nein; reine Liebe wol nicht; denn diese will blos des Geliebten Glük, ist nur glüklich in dessen Glük. Aber doch Liebe, Sehnsucht nach der inneren Nähe, dem trauten Um-

gang, dem innigen Zuſammenfließen mit dem Geliebten. — Natürlich, daß Sie manchmal auch eine Stunde ganz allein mit Ihrem Hugo ſeyn wollten. Wären Sie unbefangen genug geweſen, ihm das offen zu ſagen; hätten Sie ihm dann ein andermal wieder einen rechten Geiſtes- und Herzensſchmaus mit ſeinem Freunde, ſelbſt bereitet; hätten Sie die Beiden manchmal, unter einem natürlichen Vorwand allein gelaſſen: ſo waren alle Bedürfniſſe befriedigt, und der Dreiklang floß in eine zarte Harmonie zuſammen. Aber das unbefriedigte Bedürfniß verſtimmte Sie; Sie wurden befangen; ein inneres Gefül, das nicht recht zum Bewußtſeyn kam, ſagte Ihnen, daß Sie etwas verbergen mußten, daß ſich etwas, Ihrer Unwürdigrs in Ihnen regte, — und ſo verbargen Sie Alles, und rechtfertigten Alles, wie ſo Manches gerechtfertigt wird, durch einen andern Namen, den man ihm giebt. Mir wollten Sie blos klagen, und haben ſich ſelbſt angeklagt.

Aber zum Glük! denn noch iſt es Zeit, Herr zu werden über Ihre Eiferſucht, die in der Folge, Ihr eheliches Glük wieder ſtören könnte.

Sie ist ein Gestein, es sind Schlaken, die sich nur um edles Metall finden, im rohen Zustand, von denen aber das Metall gereinigt werden muß. Diesen Eifersüchteleien liegt eine Selbstsucht zum Grund, die doch der wahren Liebe fremd ist, — die dem Geliebten Alles *selbst* geben und seyn, Alles *allein* von ihm haben und genießen will, die ihn am Ende lieber darben ließ, wenn sie ihm etwas nicht geben kann. Der Hang zu solchen Eifersüchteleien gleicht gewissen Arten von Lungengeschwüren, die sich von Zeit zu Zeit anfüllen, ausleeren und wieder anfüllen. Sie bewirken zwar keine Krankheit zum Tode; aber man ist den größten Theil seines Lebens krank.

Und Sie sollen gesund bleiben, liebe Selane; Sie und Ihr trefflicher Hugo, und sein edler Freund. Sie sollen sich wechselsweise den Lebensgenuß erhöhen, und Sie könnens, wenn Sie stark und weise sind. Sie irren, wenn Sie in Ihrer Besorgtheit wähnen, daß Ihr Hugo Ihnen weniger seyn werde, wenn sein Freund ihm recht viel ist. Im Gegentheil! das Herz kann mehr geben, in dem Maaße, wie es von

mehreren Seiten berührt wird. Durch den traulichen Umgang mit einem Freund wird alles Zarte, Innige in dem Mann aufgeregt, das dann der Gattin ſicher zu gut kommt, wenn ſie dieſen Umgang hegt und pflegt. Ließen Sie Ihren Hugo fülen, daß ſeine innige Verbindung mit Prallow Ihnen weh thue; müßt' er fürchten, daß dadurch ſeine häusliche Glükſeeligkeit wieder geſtört würde, wie ſie ehemals geſtört war: ich trau' es ihm zu, er würde ſeinen Umgang mit Prallow einſchränken, oder, — wär' es nöthig, ihn ganz abbrechen. Aber Sie würden dadurch unendlich verlieren in ſeinem Herzen. Nie würd' er es Ihnen recht vergeben, daß Sie ihn zu dieſem Opfer genöthigt hätten, der Unmuth darüber würde ſich immer neu in ihm regen, ſo oft er das Bedürfniß eines männlichen Freunds fülte, was bei einem ſo vielſeitigen, vielbedürfenden Manne, wie Hugo, nicht fehlen kann. Nähm' er auch die Lage noch ſo nachſichtsvoll und liebevoll: ſo würd' er es doch beſeufzen, daß Ihr Sinn nicht weit und gros genug wäre, um zu verſtehen, was zu ſeinem Frieden dient und zu dem Ihrigen. Aber dieß Beſeufzen ent-

fernt ihn von Ihnen, ohne daß er es will oder weiß. In dem Maaße, wie sein Freund edler war, edler sich zurükzog, edler aufopferte seinen Freundschaftsgenuß; in dem Maaße muß es Ihrem Hugo weh thun, daß er ihn zu diesem Opfer zwingen mußte, — lassen Sie mich es bei dem rechten Namen nennen, — um Ihrer Beschränktheit, Ihrer Selbstsucht willen. Nein, liebe Selane; diesem Fall dürfen Sie sich nicht aussezen. Diese Eifersüchtelei ist unverzeihlicher, als Ihre Erste, weil sie weniger Schein hat, weil eine Gattin allenfalls erwarten kann, ihrem Gatten geben zu können, was ihm ein anderes Weib, aber nicht, was ihm ein anderer Mann giebt. Sie ist ein Rükfall in die alte Krankheit des Mißtrauens; und Sie wissen, daß alle Rükfälle gefährlicher sind, als die Krankheit selbst. Ihr Hugo hat Ihnen damals, so viel wahre, selbstlose Liebe gezeigt; er hat Ihnen so manchen Genuß geopfert, mit einer Willigkeit, einer stillen, männlichen Resignation, daß er auf Ihre hohe Achtung Anspruch machen kann, und auf Ihr festes Zutrauen. Wenn Sie nun seiner Liebe wieder mißtrauen; wenn Ihre

Liebe ihm ſo ſelbſtſüchtig erſcheint, daß Sie ihm durchaus allein geben wollen, was Sie doch nicht haben: was muß er von Ihnen denken? Müſſen Sie nicht verlieren in ſeiner Achtung? Und liebe Selane; ein Mädgen, das geliebt wird, kann etwas verlieren in der Achtung des liebenden Jünglings, ohne daß er ſie weniger liebt, in dieſer Zeit: aber eine Gattin darf nichts verlieren in der Achtung ihres Gatten. Sie hat ſonſt auch von ſeiner Liebe verloren. An einem neuen Gebäude merkt man die Fehler des Fundaments nicht gleich. Aber das ganze Gebäude ſenkt ſich in der Folge, wenn es hier fehlt.

Was ich Ihnen hier rathe, wiſſen Sie ſchon, oder können es leicht wiſſen. Zeigen Sie Ihrem Hugo, wie das Vorigemal, volles Zutrauen. Legen Sie ihm Ihr ganzes Herz, Ihre Stimmung, Ihre Furcht, Ihr Mißtrauen, Ihren Mißmut offen hin. Verbergen Sie ihm nichts, und er vergiebt Ihnen Alles, und hilft Ihnen zurecht mit Liebe. Dem Glauben wird Alles vergeben und gegeben, bei Gott und bei guten Menſchen. Der Glaube weckt Liebe, bei dem,

an den man glaubt; wie bei dem Glaubenden. Noch heut' zu Tage verſezt er Berge, ſchaffe Hinderniſſe weg, die unüberſteiglich wären, ohne ihn. Sie haben ſich über ſich ſelbſt erhoben, wenn Sie Ihrem Hugo bekannt haben Ihre Schwachheit. Es wird Ihnen dann auch leicht werden, ſich ſelbſt zu beſiegen, oder vielmehr, dieſe Schwachheit, die nicht zu Ihrem Ich gehört. Beſtimmen Sie ſich einen Tag, eine Stunde, in der Sie es thun wollen, und ſagen Sie mir den Erfolg. Doch; dieſen weiß ich voraus. Sie werden Ihrem Hugo näher kommen, als Sie ihm je waren. Sie werden ſich Beide beſſer verſtehen, inniger lieben, als je; und der Freund Ihres Gatten wird auch der Ihrige werden. Schon freu' ich mich zum voraus, über das häusliche Glük, das Ihrer wartet.

Leben Sie wol.

Sieben und dreißigſter Brief.

Selane an Wandulf.

Lilienfeld.

Fülbar-roth bin ich werden, wie eine beſchämte, überwieſene Sünderin, als ich Ihren Brief las, lieber, fürchterlicher Wandulf. Und bin ich denn nicht auch ſo etwas? Ja; ich fürchte ſehr, Sie haben recht. Eiferſucht regt ſich wieder in mir; dieſe gehäſſige, haſſenswerthe Leidenſchaft, die gleich einer Knoſpenraupe, die üppigſten Blüten des häuslichen Glüks, in ihrem Innerſten zerſtört. Wie viel doch darauf ankommt, ob etwas bei ſeinem rechten Namen genennt wird! Alle Kennzeichen der häßlichen Leidenſchaft fült' ich in mir, und machte mir keinen Vorwurf darüber; und jezt, da Sie mir es genannt haben, was in mir iſt, bin ich mir ſelbſt gram.

Und doch thun Sie mir etwas Unrecht. Es

iſt nicht Mißtrauen in meinen Hugo, was mich ſo beſorgt macht. — Wie könnt' ich ſo ungerecht ſeyn? — Es iſt Mißtrauen in mich ſelbſt. Ich kann ihm nicht genug, nicht Alles geben, was ſein Weſen bedarf; und ich mögt' es doch ſo gerne! Wenn ich dann ſehe, daß er es anders wo ſucht, ſuchen muß: ſo werd' ich verſtimmt. Mir bangt, ſeine Liebe zu verlieren; und dann hätt' ich ja Alles verloren! Solt' ich da nicht ängſtlich werden? Ach! wär' ich mehr, als ich bin; könnt' ich ihn immer ſo gut unterhalten, Ideen und Empfindungen ſo mit ihm wechſeln, wie Prallow es kann; wüßte ich ſo viel von der Geſchichte, von den Staatsverfaſſungen, von Ländern, Naturmerkwürdigkeiten und Naturkräften: dann ſollte mir nie bange ſeyn. Das Gefül meiner Schwäche macht mich ſchwach. Ich traue mir ſelbſt nichts zu; darum trau' ich der Liebe meines Hugo nicht recht. Oft dünkt mich, er könne mich nicht anhaltend lieben; er habe nichts an mir; ich ſey ſeiner nicht werth. Und dann bin ich recht unglüklich, lieber Wandulf. Das begreifen Sie leicht.

Aber ich habe Alles vor Hugo verborgen und will Alles vor ihm verbergen. Er ſoll mir nichts aufopfern; keine halbe Stunde Genuß mit ſeinem Freund. Ich will nicht blos glüklich ſcheinen, — das bin ich ja! — ich will auch immer heiter ſeyn. Hugo wenigſtens, ſoll mich nie anders ſehen. Nicht umſonſt ſollen Sie mir die Augen geöffnet haben. Ich will redlich kämpfen und bittend auf Gott bliken, der alle redliche Bekämpfer ihrer ſelbſt unterſtüzt. Dann werd' ich ſiegen. Mir iſts, als hab' ich ſchon geſiegt.

Dank indeß, mein väterlicher Freund, für Ihre Warnung, für Ihren Rath, für Alles.

Acht und dreißigster Brief.

Wandulf an Selane.

Grenzau.

Sie sind und bleiben doch ein gutes, kindliches Wesen, liebe Selane; so sehr Sie auch manchmal Rath und Warnung bedürfen. Darn zeigt sichs eben am deutlichsten, wenn Sie diese bedürfen. Wie der Mensch hört, so ist er, und wie er ist, so hört er. Sie hören so ganz, geben der Wahrheit so leicht und gerne recht, auch gegen sich selbst, daß ich wenigstens, mich mehr für Sie interessire, weil Sie sich manchmal verirren und sich so zurecht finden, als wenn Sie sich nie verirrt hätten.

Also: durchaus wahr in Ihnen ist Alles, was Sie in Ihrem lieben, traulichen Briefe von sich sagen. Redlich ist Ihr Vorsaz, und ich schäze Sie, weil Sie ihn faßen konnten. Aber doch hab' ich noch Manches zu erinnern, gegen

Ihre Anſichten und gegen Ihren Verſaz. Es mag ſeyn, daß Sie ein gewiſſes Mißtrauen in ſich ſelbſt haben, und daß auch daraus, die Beſorgniß entſteht, Sie mögten Ihrem Hugo nicht genug geben und ſeyn können. Aber darum ſollten Sie es um ſo viel lieber ſehen, wenn ihm ein Freund dieſen Mangel erſezte. Mißmutig darüber werden, wenn ein Anderer dem Geliebten giebt, was man ihm ſelbſt nicht geben kann, das iſt nicht Liebe. Sie ſollten Ihrem Hugo dieſen Genuß bereiten, ihm einen Freund zuführen, der ſeine geiſtige Bedürfniſſe befriedigte; das wäre Liebe! Aber Sie irren ſich auch, wenn Sie glauben, Hugo ſuche bei Ihnen eine ſolche Art von Unterhaltung, wie er ſie bei Prallow findet. Als Ihr väterlicher Freund darf ich offen reden, weil ich es hier muß: die Unterhaltung eines weiblichen Weſens genügt nie einem gebildeten, denkenden Manne, wenn von wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden die Rede iſt, wenn bedeutende Ideen gewechſelt werden ſollen. Er ſucht auch ſo etwas nicht bei dem Weibe, und es macht ihm Langeweile, wenn Eins ihn auf dieſe Art unterhalten will. Ueberhaupt kann

kein Weib dem vielbedürfenden Mann einen Freund erſezen, ſo wenig der Freund ihm ein Weib entbehrlich machen kann. Bei dem Weibe ſucht er die feinen Bemerkungen, die ihr der Augenblik eingiebt; das richtige Urtheil, das ſich nicht auf lange Beobachtung, auf reifes Nachdenken, ſondern auf einen gewiſſen Takt für das Wahre und Gute gründet; das feine Gefül für alles Schöne, und Wolanſtändige, und jene Anmuth, durch die jede Kleinigkeit gewürzt und intereſſant gemacht wird. Sieht er denn dieß Alles noch dabei in dem verklärenden Licht der Liebe; wird dieſe Liebe erwiedert durch holdes Anſchmiegen an ſeinen Sinn, ſeinen Geſchmak, ſein Herz; bemerkt er überall, daß das Weib ihm gefallen, ihm das Leben ſüß machen will: Glauben Sie mir, Selane; dann vergißt er, welchen Werth das Weib etwa an ſich habe; er fült nur, welchen es für ihn hat. Er vergißt alle ideenreiche Unterhaltungen über Naturkräfte, Naturerſcheinungen und Volkscharaktere. In ſolchen Augenbliken, Stunden, Tagen, entbehrt er nichts.

Lächlen mußt' ich über Ihren Verſaz, Ihrem

Hugo Alles zu verbergen, und in der Stille ſich ſelbſt zu überwinden. Nicht, als mißbilligt' ich ihn; als ehrt' ich weniger den Sinn, aus dem er floß. Aber das machte mich lächlen, daß Sie Ihren Vorſaz für ausführbar hielten; daß Sie glaubten, Ihrem ſcharfſehenden Gatten, die Stimmung Ihres Gemüths verbergen zu können. Ich getraute zu wetten, daß er ſie ſchon bemerkt hat; denn Eiferſucht verbirgt ſich ſo wenig wie Liebe. Sie ſpricht ſich aus, in jedem Blik, in jeder Miene, in dem Ton der Stimme, ſelbſt in der aufgeklebten Freundlichkeit, mit der man redet zu dem Gegenſtande ſeiner Eiferſucht. Und als Sie nun gar Ihre Begleitung auf dem Spaziergang ablehnten, — o! ich höre den Ton, mit dem Sie ſagten, Sie wollten nicht ſtören. Der zehente Theil des Scharfblikes Ihres Hugo hätte hingereicht, Sie durch und durchzuſehen. Deſſen bin ich gewis. Sie ſelbſt fürchten, daß Prallow Ihren Mißmuth bemerkt haben möge; und Sie wollen ihn vor Ihrem Hugo verbergen, der Sie ſo viel beſſer kennt?

Nein, liebe, kindliche Seele; das geht nicht.

Bleiben Sie ſich ſelbſt gleich. Entdeken Sie ſich Ihrem Hugo ganz. Sie wiſſen ja, wie treflich es das Vorigemal gewirkt hat; es wird jezt nicht anders wirken. Käm' er Ihnen zuvor; dräng' er in Sie, ihm Ihre Eiferſucht zu geſtehen; ſo müßten Sie ſchon viel bei ihm verlieren. Säh' er ja, daß Sie kein Zutrauen zu ihm hätten! Und wenn er gar, ſo handelte, wie Sie handlen wollen; wenn er ſchweigend, Ihnen den Umgang mit ſeinem Freund aufopferte: dann wär' Alles zu ſpät, was Sie thun könnten. Alſo je eher je lieber! Nichts zurükgehalten! Niemand darf Ihr Zutrauen in höherem Grade beſizen, als Ihr Hugo. Auch ich nicht. Das iſt wenigſtens der beſtimmte Rath Ihres väterlichen Freunds.

Neun und dreißigster Brief.

Selane an Wandulf.

Lilienfeld.

O! Wandulf, wie hatten Sie recht! Wie weit hat der Erfolg noch Alles übertroffen, was Sie mir vorausgesagt haben! Ich lebe jezt in einem Paradiese von Zutrauen, Liebe und Seeligkeit, und mein Hugo auch und Prallow nicht weniger. Hören Sie, wie sich Alles machte!

Freilich hatte mein Hugo Alles bemerkt! Freilich wollt' er mir zuvorkommen! Aber hören Sie!

Als ich Ihren Brief einigemal überlesen hatte, fand ich, daß Sie recht hätten, wie es denn immer der Fall ist. Ich nahm mir also vor, Ihrem Rath zu folgen, so schwer es mir auch eingieng. Ich dachte mir für den folgenden Morgen eine Stunde aus, in der ich Hugo ge-

wie allein treffen würde und gieng zu ihm, feſt entſchloſſen, ihm mein ganzes Herz zu ergießen.

„Ich habe Dir eine Schwachheit zu bekennen, lieber Hugo," — fieng ich' mit bebender Stimme an.

Er horchte hoch auf, merkt' aber gleich, wohin ich wollte.

„Und ich dir eine große Undelikateſſe, liebe Selane." Er reichte mir die Hand, und zog mich neben ſich auf den Sofa. „Wer hat uns all unſere ſchöne, einſame Stunden genommen?"

Wie er mir mein Bekenntniß erleichterte! O! es iſt ein ſehr edler Menſch, mein Otto.

„Das hat er wol manchmal. Aber ich hab' es verdient, durch meine Verſchloſſenheit, durch mein Mißtrauen durch meine — Eiferſucht auf Prallow." Hier verbarg ich mein glühendes Geſicht an ſeiner Bruſt.

„Ich hab' es wol bemerkt, liebe Selane, und bin feſt entſchloſſen, das Verhältniß zu ändern."

„O mein Hugo! ſo hart wirſt Du mich ja nicht ſtrafen. Bekenn' und beren' ich ja meine Verkehrtheit, und will mich gewis beſſern.

Mehr fodert ja Gott nicht von dem Menſchen!"

„Nein; nicht Strafe, liebes, liebes Weib, (er umarmte mich mit warmer Liebe) ſondern eigener, innerer Trieb, eigenes Gefül iſt es, daß ich uns zu viel raube, was mich zu dieſem Entſchluß bringt."

— „Den Du aber nicht ausführen darfſt, wenn Du Deine Selane nicht unglüklich, ſehr unglüklich machen willſt." — Meine Thränen floſſen.

„Nein; das will ich gewis nicht. Aber es muß anders werden. Wir verlieren Beide zu viel dabei."

„Nun; ſo höre meinen Vorſchlag. Pralow hat keine Haushaltung. Ich will ihm vorſchlagen, die Koſt bei uns zu nehmen." —

„Auch dieſe Stunde ſoll dir noch genommen werden? Nein Selane —"

„Höre mich nur aus. Dieſe Stunde ſoll uns gewis recht angenehm verfließen. Dafür gönnſt Du mir manchmal eine traute, einſame Stunde, einen einſamen Spaziergang. Du ſiehſt, daß ich nichts überſpannen will."

Er ſah mich wieder ſcharf an, mit ſeinen großen eindringenden Augen.

„Nun gut, du Herzensſeele! (So hatt' er mich lange nicht genannt.) Ich ſehe, daß es dir Ernſt iſt. Thue das. Schlage du es Prallow vor. Deſto eher nimmt er es an. Aber Eins mußt du mir verſprechen."

„Alles, lieber Hugo!"

„Daß du mir es gleich, offen ſagſt, wenn dir die Tiſchgeſellſchaft oder irgend etwas in meinem Umgang mit Prallow weh thut."

„Der Fall wird ſicher nicht kommen: aber ich verſpreche Dirs."

Ich ſagt' ihm nun noch Alles, — meine Anſichten, meinen Vorſaz und Ihren Rath. Und ich hörte von Hugo, daß Sie in Allem recht gehabt hatten. Ich machte Prallow den Vorſchlag, bei uns zu eſſen, wir beſtimmten uns gewiſſe Stunden zum einſamen Genuß, ohne uns darum ſklaviſch zu binden. Prallow iſt heiterer, unterhaltender, intereſſanter wie je. Meinem Hugo blizt das Vergnügen aus den Augen. Kurz: wir ſind ſehr glüklich. Und das verdank' ich Ihnen, lieber Wandulf, dem ich ſchon ſo

viel verdanke. Das Bewußtſeyn, drei gute Menſchen glüklich gemacht zu haben, ſey Ihre Belohnung. Dann brauch' ich nicht zu wünſchen, daß Sie wol leben mögen. Der Wunſch iſt erfüllt, eh' er ausgeſprochen ward.

Vierzigſter Brief.

Roſalie Grambold an ihre Mutter.

Brandhorſt.

Ich habe lange gezögert, liebe Mutter; es iſt hart eingegangen: aber ich habe Ihren Rath befolgt. Ich habe Grambold freiwillig meine Heftigkeit bekannt. Und wie hat er es aufgenommen! O! ich ahnete, fürcht' es vorher, daß er es nicht gerade nehmen, daß er wieder irgend einen Plan von Koketterie, von Täuſchung, irgend eine ſchlechte Abſicht dahinter finden würde. Immer werd' ich es vor mir ſehen, das lauernde, ſchlaue, hämiſche Geſicht, mit dem er mich anſah, als er von ſeinem Erſtaunen zurükgekommen war und begriffen hatte, was ich wollte. Eine — nein! es war keine Engelsfreude — entwikelte ſich nach und nach, auf dem Geſicht. Und wäre mein Leben damit zu retten geweſen, mit dem Bekenntniß, ich hätt' es ihm jezt nicht

mehr gethan. O liebe Mutter; ſolche Männer, die ſich ſelbſt nichts rein-Gutes bewußt ſind, trauen es auch Anderen nicht zu; können es ihnen nicht zutrauen. Der Menſch hat gar keinen Sinn für das, worvon gar nichts in ihm iſt. Nur der ähnliche Sinn kennt den ähnlichen; alſo auch nur der Edle den Edlen.

„Und der Wunſch, den du mir nun zu eröffnen haſt?“ ſagt' er mit einer tükiſch-lächlenden Miene, als er mich ganz ausgehört hatte.

„Ich hatt' und habe keinen Wunſch, Grambold, als den, Dir mein Unrecht zu bekennen.“

„So? Ich ſoll alſo nur vorbereitet werden. Ich ſoll dich für eine recht gewiſſenhafte Frau nehmen, damit ich kein Arges daraus habe, wenn es mir ſcheint, als würde das Gewiſſen zum Stillſchweigen deklamirt und äſthetiſirt. — Nun; ich will ſehen, ob ich Ein Auge zu thun kann. Zwei, das wäre wol zu viel.“

„Grambold; Du verkennſt mich auf eine“ — ich unterdrükte das heftige Wort — „auf eine unerwartete Art. Es thut mir leid für Dich.“

„Ich erwiedre die Theilnahme. Auch für dich thut mirs leid.“

Ich fülte, daß mir das Blut ins Geſicht trat, weil ich den Sinn ſeiner Worte aus ſeiner Miene erriet.

„Und warum, wenn ich fragen darf?“ Ich geſteh' es, daß mein Ton gereizt war, ob ich mich gleich ſehr zurükhielt.

„O! weil ich nicht Alles für Gold nehme, was freilich recht ſchön glänzt.“

„Schrekklich! ſchrekklich!“ rief ich mit Heftigkeit; „ſo verkannt zu werden, von dem, der uns am beſten kennen ſollte.“ — Ich faſſete mich noch einmal. „Graubold; was kann ich wollen mit dieſem Bekenntniß, da ich mich zurükgezogen habe, von Allem, was Dir mißfällt, und mich durchaus ganz entfernt davon halten will? Um Alles zu thun, was mich mein Gewiſſen heißt, glaubt' ich Dir auch noch meine Heftigkeit bekennen zu müſſen. Ich betheure Dir noch einmal, daß ich nichts Anders wollte, will und wollen kann.“

„Und doch könnt' Einem noch etwas einfallen, was du dann nicht zuerſt, gewollt und

verſucht hatteſt, was oft von Weibern, mit gutem Erfolg verſucht worden iſt. Haſt du die Reiſe nach dem Deiſter geleſen?"

„Nun ja! und was ſoll ſie hier?"

„Das will ich dir ſagen. Nicht, als dächt' ich, du wüßteſt es nicht; ſondern damit du ſiehſt, daß ich die Weiber auch kenne. Sieh, meine ſcharfſinnige Roſalie; — er empörte mich, der Blik, mit dem er mich hier anſah, — wenn du mir den kleinen Fehler, deine Heftigkeit, bekenneteſt, und deinen angenehmen Umgang entſagteſt, ſtill und einſam zu Hauſe ſäßeſt, einen ſtillen Seufzer — doch merken ließeſt, eine Thräne — verbergen zu wollen ſchienſt, aber nicht verbörgeſt; ſo müßte doch das, einem nicht ganz harten Manne zu Herzen gehen. Er wird dann ſeine Frau bedauren, ihr zu verſtehen geben, daß er eine beſſere Meinung von ihr bekommen habe, daß er ihrem Geſchmak keinen Zwang anthun wolle. Wenn ſie denn dabei bleibt, daß ſie ihm um keinen Preiß mißfallen wolle; daß ſie jedem Umgange gern entſage, u. ſ. w. — ſo wird er ſie natürlich, bitten, ihre Deklamationsübungen fortzuſezen, den fein-gebildeten Mann doch

öfter zu ſehen, und ſie wird ſich am Ende — erbitten laſſen, nach dem Deiſter zu fahren.“

So etwa äußert' er ſich, und o Mutter! — mit einem Minenſpiel, mit einem Spott, mit einer Zuverſicht, die tauſendmal ärger war, als ſeine Worte.

Ich ſtand auf, weil ich fülte, daß ich mich nicht mehr halten konnte.

„Du verdienteſt eine ſolche Frau zu haben: aber ich bin's nicht. Die Folge wirds zeigen. Ich werde kein Wort mehr darüber verlieren.“

So gieng ich weg.

O! daß ich mich ſelbſt ſo gedemütigt, mich ſo weggeworfen habe, gegen einen Menſchen, der das Beſte in einer reinen weiblichen Seele, für Intrike, für einen Betrügersplan halten kann! Meine lezte, mit Feſtigkeit ausgeſprochene Aeuſſerung, ſcheint ihm doch aufgefallen zu ſeyn; denn er ſieht mich manchmal von der Seite an, ob ich ruhig bleibe, oder wieder auf eine Rolle ſinne. In mir iſt indeß eine Ruhe, ein Stolz, eine Gleichgültigkeit gegen ſein Urtheil, die mich bis zum Gefrierpunkt erkältet, und mich abſtumpft gegen Alles, was mir gekommen iſt,

und mir noch kommen kann. Nie kann er mir näher werden; wie kann ich etwas an ihm achten. Ich will ſo handlen, daß ich mich ſelbſt achten kann; will in meinem Berufsgeſchäfte leben und nur in der Welt, die geiſtvolle Menſchen, durch ihre Bücher um mich her zaubern. So hoff' ich, das Leben ertragen zu können, wie der Laſtträger ſeine Laſten trägt, in Hoffnung auf den Abend, der ihm Ruhe bringt. Auf weiter nichts mach' ich Anſpruch.

Ein und vierzigſter Brief.

Adelaide B. an ihre Tochter, Roſalie Grambold.

Heldheim.

Dein Brief, liebe Roſalie, hat einen verſchiedenartigen Eindruk auf mich gemacht. Er hat mich gefreut und betrübt, erhoben und niedergeſchlagen; vieles darin war mir ſehr recht, aber manches auch gar nicht. Der Totaleindruk iſt mir aber geblieben: wenn Roſalie fortfährt, zu ſeyn, was ſie ſeyn ſoll; ſo wird Alles gehen, wie es gut iſt. Freilich hätt' ich mir Grambold nicht ſo ſchiefſehend, ſo ohne Sinn und Glauben an das Gute gedacht. Er hat eine tiefeingewurzelte Krankheit, die nur durch eine ſehr anhaltende Kur geheilt werden kann. Aber daß ſie heilbar ſey, daran zweifl' ich nicht. Grambold ſieht Dich und alle Weiber, wirklich ſo, wie er ſie beſchreibt. Daß er ſie ſo ſieht, iſt

Folge ſeiner Organiſation, ſeiner Erfahrungen, die er wol allerdings nicht in der beſten Geſellſchaft geſammelt haben mag, vielleicht auch wol einer gewiſſen Lebensart, die dem Sinne für Gutes und Edles nicht vortheilhaft iſt. Aber iſt er nicht unglüklich genug, daß er an keine Herzensreinheit zu glauben vermag? Kann es wol thun, ſich unter lauter eigenſüchtigen Betrügern und Betrügerinnen zu fülen, ſich auf Niemand verlaßen können? Und ſollten wir den Unglüklichen nicht eher bedauern, als erbittert werden über ihn? Der Menſch, der immer Alles, wie durch ein konver-geſchliffenes Glas ſieht, wär' es auch mitunter durch ſeine Schuld, verdient er unſeren Zorn, wenn ſich ihm alle Schönheit in Carrikatur verwandelt, wenn er ſpottet, ſobald man ihm etwas, als Schönheit darſtellen will? Ihm erſcheint ja keine Schönheit mehr! Daß es Dich im Erſten Augenblik kränken, tief kränken mußte, iſt natürlich. Nach Deinem Temperament konnt' es Dich auch empören. Ich freute mich ſogar Deiner Faſſung, die durch nichts, als durch das lezte bittere Wort unterbrochen ward. Aber daß Du nun Deine Lage für unveränderlich

hältſt und Grambold für unverbeſſerlich: das hat mich betrübt. Man hat nichts verloren, wenn man den Muth nicht verloren hat; oder mit ihm Alles. Hoffnung iſt dem Menſchen, was die Mutter dem Kinde iſt. Manches kann ihm wol machen, ihm etwas geben und ſeyn: aber die Mutter bleibt ihm, muß ihm bleiben, wenn es von Allen verlaßen iſt. So wenig die Feder in der Uhr entbehrt werden kann, weil ſie allein Alles in Bewegung ſezt und in Bewegung erhält: ſo wenig kann der Menſch die Hoffnung entbehren. Alle ſeine Kräfte ſtoken, ſo gros ſie auch ſeyn mögen, ohne ſie. Nein, meine Roſalie; es kann beſſer werden und ich getraue Dir zu ſagen: es wird beſſer werden, wenn Du feſt und anhaltend willſt. Nicht, als ob Du irgend etwas thun, irgend daran denken ſollteſt, Deinen Mann zu beſſern. Du ſollſt an nichts denken, als recht gut zu ſeyn, die Pflichten der Hausfrau treu zu erfüllen, und auch die, der Gattin, ſo weit es Euer trauriges Verhältniß erlaubt. Verſchwendet er; ſo ſpare Du, und frage nicht nach dem, was er verſchwendet. Sey nicht mürriſch, hänge keine Traurigkeit aus,

verbirg sie vielmehr ernstlich: aber affektire auch keinen Frohsinn, den er selbst nicht natürlich finden könnte. Besorge das, was Du für ihn zu besorgen hast, in der Stille, aber genau. Mache die freundliche Hauswirtin, wenn Ihr Gesellschaft habt; die gute, pflichttreue, aber nie die liebende Gattin, wenn Ihr allein seyd. Zeige, daß Du nichts anders wollest, als Deine Pflichten erfüllen; erfülle sie eine Zeitlang so treu, daß Dir Dein inneres Bewußtseyn keine vorsäzliche Unterlaßung vorwirft, und Du wirst nichts Anders wollen; Du wirst in ihrer Erfüllung eine Ruhe finden, die unabhängig von allen äußeren Verhältnissen ist und Dich unabhängig von ihnen macht. Alle Stürme des Schiksals, oder — laß uns wie religiöse Wesen, das heißt, wie Menschen reden — Alles Leiden, was der allweise Menschenvater, Dir kommen läßt, wird auf Dich wirken, wie der Sturm auf die See wirkt. Die Oberfläche wird erschüttert; der tiefe Grund bleibt ruhig. Dein Mann wird Dich vielleicht ein Jahr lang, vielleicht noch länger, scharf beobachten: aber wenn er Dich immer gleich gut findet, gleich pflichttreu und

gleich anmaaßungslos; wenn Du gutmütig-freundlich ſeinen Willen befolgſt, in ſo ferne ſein Wille nicht unrecht iſt, aber mit ſanfter Feſtigkeit Dich weigerſt, ſobald er etwas Unrechtes von Dir verlangte: ſo wird ſich ſein Weſen unwillkührlich vor Dir beugen, er wird Dich achten müſſen, er wird an die Tugend, auch an die weibliche glauben. Unmerklich, faſt ſchüchtern wird er ſich Dir nähern. Wenn Du ihm dann nichts zeigſt von jenem Stolz auf Deine Tugend, der die Tugend vergiftet und widrig macht zugleich; wenn Du ihn gehörig beſchneideſt dieſen üppig-aufſchießenden Pfahlaſt am Baum, durch den der ganze Baum verdirbt; wenn Du Dich Deinem Manne wieder näherſt, ſo weit Du kannſt, und weiſe genug biſt, Dich ihm nicht weiter nähern zu wollen: ſo wirſt Du nicht mehr unglüklich, und gebeſſert ſeyn durch Unglük. Auch Dein Grambold iſt beſſer worden; denn der Erſte Schrit zur Tugend, iſt Glaube an die Tugend. Dem Glauben an ſie, folgt Achtung ſo natürlich, wie der Tag dem Sonnenaufgang folgt. Und auch Dein Grambold wird Achtung wollen; wird ſich alſo bemühen, ſie zu

verdienen. Er wird alſo beſſer werden, und das wird Dein Werk ſeyn, deſſen Du Dich freuen wirſt zu einer Zeit, wo uns all unſer Thun und Weſen erſcheint im Lichte der Wahrheit. O! daß die Zukunft ſo lebendig vor Dir ſtände, wie ſie vor mir ſteht. Es würde Dir Mannah ſeyn, durch deſſen Kraft Du, wie jener Notable ſeiner Zeit, fortgehen kannſt in Deiner Wüſte.

Weißt Du indeß, womit Du am Meiſten zu kämpfen haſt in Deiner Lage, außer jener Muthloſigkeit? Mit Deinem Stolz! Die Ruhe, die ſich darauf gründet, iſt ein Haus auf Sand gebaut, das gerade dann einſtürzt, wenn man es am Nöthigſten braucht. Nie wird Grambold an Deine Tugend glauben können, ſo lange Du ſtolz auf Deine Tugend biſt; und er hätt' im Grunde recht. Wer blos darum gut handelt, um höher zu ſtehen als Andere, der handelt eigentlich nicht gut. Er will ſich nur ſelbſt erhöhen. Mit eben dem Sinn würd' er ſchlecht handlen, wenn man ſich dadurch über Andere erhöhe. O! in jener Parabel des Einzigen, in jenem, mit ſo wenigen Zügen ſo treffend dargeſtellten Bild eines ſtolzen Tugendhaften, und

eines demütigen Sünders, liegt eine Weisheit, die tief aus der Natur der Tugend und des Menschen geschöpft ist. *) Außerdem entzieht der Stolz dem Weibe jeden Reiz, den sie als Weib hat; denn ein stolzes Weib ist kein Weib. Stolz fodert jeden Menschen auf, Fehler aufzusuchen an dem Stolzen; und man findet sie leicht, wenn man sie sucht. Reize ziehen an; aber Stolz stößt zurük. Er wirkt also den Reizen ganz entgegengesezt; er zerstört ihre Wirkung. Ein stolzes Weib kann nicht lieben. Sie liebt nur sich selbst, denkt wenigstens nur an sich selbst. Man ahnet auch bald, daß sie nicht lieben könne; und nur das Weib zieht an, in der man Liebefähigkeit ahnet. Nein; meine Rosalie soll nicht stolz seyn. Dann wird sie auch begreifen, daß man sich nie demütigt, und nie gedemütigt werden kann, sondern daß man sich über sich selbst erhebt, wenn man ein Unrecht zurük nimmt, also recht thut. Im nächsten Früling besuchst Du mich. Dann wollen wir uns an den mütterlichen Busen der Natur legen, und alles

*) Ohne Zweifel meynt sie die Parabel von dem Pharisäer und Zöllner.

Elend der Erde vergeſſen; wollen ſie in Liebe umfaſſen und uns von ihr umfaſſen laſſen, und uns ſoll wol ſeyn, weil ſich in dem reinen Spiegel unſerer Herzen, All ihre Herrlichkeit abbilden, beleben, verklären, vermenſchlichen kann. Leb' indeß wol, weil Du gut lebſt.

Zwei und vierzigſter Brief.

Adelheid an Theophan.

Lindenfeld.

Ja, mein theuerſter Theophan; ich bin wieder verheiratet, an einen ſehr braven, redlichen und verſtändigen Mann verheiratet. Das hätten Sie wol nicht gedacht, als mit dem Tode meines verklärten Salem, alle Lebensfreuden für mich abgeſtorben waren, als ich nur die Einzige, mein ganzes Weſen erfüllende Sehnſucht hatte, bald dorthin zu kommen, wo er iſt. Ich ſelbſt hätt' es nicht für möglich gehalten. Mit welchem Vergnügen ſah ich in den Erſten Monaten meine Arme abmagern, und wie oft vergoß ich Thränen in der Folge, als ich wieder zunahm, als dieſe Arme ſich wieder rundeten, und dieſe blaßgeweinten Wangen ſich wieder etwas färbten! Einem Manne wieder nahe zu werden, nachdem ich dem Einzigen, Edlen und von Herzen De-

mütigen, ſo innig-nahe geweſen war, das ſchien mir ſo unmöglich, als daß ich wieder in meine ſeeligen Kinderjahre zurüktreten ſollte. Auch jezt ſcheint es mir oft ein Traum, und meine Träume haben mehr Leben und Wahrheit, als mein wirkliches Daſeyn. So kann ich träumen in vollem Wachen. Oft geh' ich allein, in das trauliche Melkthal, in dem man ſich abgeſondert von der ganzen Welt fült, wo das Auge unwillkührlich auf dem ſich weit hinziehenden, in der Ferne ſich verlierenden Gipfel des Jbergs, oft glänzend im Sonnenſtral ruht. Hier ſah ich meinen Salem meine Hand ergreifen, und ſich mit mir erheben zu jenem Gipfel, und weit über ihn zu jenen Sternenhöhen, mit der Leichtigkeit, mit der ſich der Blik zu ihm erhebt. Mir wars manchmal, als hört' ich die Stimme des Großen, Vorausgegangenen, uns entgegenrufen: „Jhr fahret auf zu meinem Vater und zu Eurem Vater, zu meinem Gott und zu Eurem Gott." Jch vergaß die Menſchen und die Erde, mein Geiſt ſchwebte zwiſchen den Sternen, bis die Sonne ſank, und die Dunkelheit um mich her, mir die Erinnerung gab, daß ich noch

auf der Erde ſey. Mit welcher glühenden Andacht hab' ich unſer beſtes Aller-Seelenfeſt gefeiert! Wie brünſtig hab' ich gebetet zu dem Verklarten, daß er mir nahe bleiben, mich wie mein Schuzengel umſchweben, mich warnen, leiten, anſpornen, zurükhalten, tröſten möge, wie und wo ich es bedarf! Daß er für mich bitten möge, bei der heiligen Jungfrau, der er gewis jezt recht nahe iſt, mit ſeinem reinen Sinn, um eine baldige Vereinigung mit ihm! — Und jezt! — Noch einmal: ich begreif' es ſelbſt nicht, wie es möglich war, meine Hand einem andern Manne zu geben, da der Verklärte noch immer mein ganzes Herz hat.

Ja, ich habe zu ihm gebetet und bete noch zu ihm. Und warum ſollt' ich nicht? Iſt er mir nicht der Näheſte? Und iſt er nicht der heiligen Jungfrau nahe, und dem Herrn, und dem Vater? Warum ſollt' ich einen Heiligen um ſeine Fürſprache bitten, den ich nicht kannte, und der mich nicht kennt? Iſt nicht mein Salem ein Heiliger, ſo gut wie irgend Einer? Wird nicht der Herr achten auf ſeine Fürbitte, weil er ſo fromm war, und jezt ſo rein iſt?

Nein, Theophan; Sie sagen gewis nichts dagegen, daß ich zu ihm bete. Es ist das andächtigste Gebet, das je über meine Lippen und aus meinem Herzen kam.

Aber ich wollt' Ihnen ja hauptsächlich sagen, wie es mit meiner jezigen Heirat zugegangen ist. Mein jeziger Mann war ein Freund meines Verklärten, wie es zwei Menschen seyn können, die sich von der Hauptseite ihres Wesens nicht berühren. Nach dem Tode meines Verklärten erwies er mir so viel Liebe; er sprach mit so viel Achtung — Respekt, darf ich wol sagen, von dem Einzigen, er besorgte mir meine weitläuftigen Geschäfte mit so viel Treue, daß ich die tiefste Dankbarkeit gegen ihn empfand, ihm herzlich gut, und daß mir sein Umgang fast unentbehrlich ward, weil ich stundenlang mit ihm von dem Verklärten reden, und ihm all meine Liebe zu diesem, ergießen konnte. Was Andere, meine Schwärmereien nannten, worüber sie mich tadelten, zurechtwiesen, mitunter auch spotteten, das hört' er mit der größten Theilnehmung an, sagte zwar wenig dazu, aber was er sagte, war einstimmend mit meinem

Sinn. Er war der Einzige, der mich mit ſo viel Geduld anhörte. Man bemerkte nicht einmal, daß er Geduld dazu bedürfe. Er hatt' eine Gattin verloren, die er liebte, ich einen Gatten, der mir Alles war. So ſchien es mir ſehr natürlich, daß wir uns verſtanden, und miteinander übereinſtimmten. Was mich aber am Meiſten beſtimmte, waren ſeine Kinder, die ſich ganz an mich angeſchloſſen hatten, und mich wie eine Mutter liebten. In der Erſten Zeit, war der Vater mit ihnen, alle Tage in meinem Hauſe geweſen. Das gieng jezt, des Wolſtands wegen, nicht mehr an. Ich ſagte das Külthal, er begriff's, und zog ſich zurük. Die Kinder konnten ſich nicht von mir trennen, und ich konnte ſie nicht miſſen. Sie haben mir Beſchäftigung und meinem Herzen, Liebe, die ich ſo ſehr bedurfte. Jezt bat Külthal um meine Hand. Er ſagte mir, mit dem innigſten Tone der Wahrheit, wie glüklich er in der Erſten Zeit geweſen, und wie unglüklich er jezt ſey. Ohne ſeinen Kindern Zwang an zu thun, könne er ſelbſt ſie, in ſeinem Hauſe nicht viel ſehen. Er ſtellte mir vor, daß ich doch Jemand be-

dürfe, meine weitläuftige Geſchäfte zu beſorgen, und wie viel auf die Treue dieſes Geſchäfts-manns ankäme. Ich ſah ein, daß er recht hatte: aber mein Herz ſprach nicht für ihn. Ich er-innert' ihn daran, wie dieß Herz noch ganz an dem Verklärten hänge, wie wenig ich ihm alſo gäbe, wenn ich ihm meine Hand gäbe. Er er-klärte mir, daß er mit dem zufrieden ſeyn wol-le, was ich ihm geben könne. Man redete mir von allen Seiten zu. Mein Onkel ſtellte mir vor, daß es mir Pflicht ſey, in den Wirkungs-kreis zu treten, den mir die Liebe eines edlen Manns und die feſte Anhänglichkeit guter, hoff-nungsvoller und mutterloſer Kinder, alſo Gott anwies. Mein hieſiger Beichtvater, der redliche Pater Aloys ſtimmte mit ein. Und ich gab ihm meine Hand. In den Erſten Tagen unſerer Verbindung lebt' er immer um mich und für mich. Ich ſprach mit ihm von dem Einen, was noth iſt; ich las ihm vor; ich dachte mich mit ihm in jene ſeelige Zeiten, wo Alles vereint lebt, was zuſammen gehört, wo man „nichts mehr fragt," wo ſich Alles umfaßt mit der rein-ſten, heiligſten Liebe. Die Kinder hiengen an

mir, waren überglüklich bei mir, und ich war's auch. Wenigstens fülte' ich mich in meinem Element; ich lebt' in und für die Welt, wo ich den Herrn weiß und jene heilige Jungfrau und meinen Schuzpatron, den Mittler zwiſchen mir und dem Herrn, meinen Salem. Zwar bemerkt' ich bald, daß mir Külthal nicht geben könne, was mir mein Salem immer gab: aber er ſchien doch Theil zu nehmen, zu empfangen von mir, und ſich zu freuen des Empfangenen. Doch dieſer Schein täuſchte mich nicht lange. Bald ſah ich an ihm, einen zwar guten, redlichen, gegen mich ſehr gefälligen, aber einen Alltagsmenſchen, ohne Bedürfniß für das Höhere, Heilige, ganz lebend und webend, für dieſe Welt. Er ſaß den ganzen Tag über ſeinen Akten, ritt auf mein Landgut, beredete ſich mit Advokaten, Landwirten, Juſtiz- und Kammerräthen. Zu etwas Anderem hatt' er immer weniger Zeit. Wir hatten uns gewöhnt, Morgens und Abends etwas Erbauliches zu leſen und uns darüber eine halbe Stunde zu unterhalten — ach! welche genußreiche Stunden waren das immer mit meinem Salem! — Auch jezt las ich ihm noch vor.

Aber — am Morgen konnt' ich ihn nicht zu rechter Zeit aus dem Bette bringen. Dann eilt' er an ſein Geſchäft. Und am Abend! — mir thut es weh, daß ich es ausſprechen muß — ſchlief er oft ein. So hab' ich denn die ſeligſten Stunden meines Lebens verloren, — ohne Zweifel unwiederbringlich verloren! Ich werd' alſo Niemand an meiner Seite haben, wenn ich mich erheben will zu dem, der uns ſo gern' um ſich hat, und uns zu ſich ziehen will, daß wir Eins ſeyen mit ihm! Niemand werd' ichs ſagen und erzälen können, was der Herr an meiner Seele gethan hat, wie nah' ich mir ſie fülte, die Heilige, die Ihm ſo nah' iſt, und den, der in ihrer Mitte lebt! Einſam muß ich meinen Weg gehen, meine Sehnſucht in mich verſchließen, und mein Mund darf nicht überfließen über das, wovon mein Herz voll iſt.

Doch dieß muß verleugnet werden! Aber Eins liegt mir noch auf der Seele, worüber ich Sie um Rath fragen muß, ehrwürdiger Theophan. Iſt es nicht meine Pflicht, daran zu arbeiten, daß mein Külthal frömmer und chriſtlicher werde? Soll nicht die Liebe das Wol des

Geliebten befördern, und giebt es ein höheres als das Wol ſeiner Seele? Sollt' ich mich nicht bemühen, ihn in einem näheren Umgang mit dem Herrn zu erhalten? Und kann ich das beſſer thun, als wenn ich ihm recht oft etwas vorleſe, aus Sailer, Dereſer, Brunner, oder aus unſeren älteren, Arnd, Kempis, und aus den Schriften der Engelsſeele, Fenelon? Von unſerer heiligen Jungfrau ſpricht er mehr, wie von einem zartfülenden, frommen Mädgen, als von einer erhabenen Gottesmutter, durch die ſich ſo viel bewirken läßt, bei dem Sohne. Und das mögt' immer hingehen; denn ich glaube ſelbſt, daß unſere heilige Maria, einem Manne nicht ſo viel ſeyn kann, nicht ſo unentbehrlich iſt, als uns Weibern, die wir ein Weſen unſeres Geſchlechts bedürfen, wenn wir uns ganz traulich ergießen ſollen: aber daß er ſich auch ſo wenig nach der Nähe des Herrn ſehnt; daß er Tage, Wochen zubringen könnte, ohne etwas von Ihm zu hören, zu leſen, zu reden: das thut mir oft in der Seele weh, und ich meyne, ich müſſe es ändern. Wenn ich dann aber nicht weiß, wie ich es anfangen, wie ich

ihm Trieb und Luſt dazu einflößen ſoll; dann überfällt mich eine Aengſtlichkeit, ein Mißmut, ein ſtiller Gram, den ich Ihnen gar nicht beſchreiben kann. Ich fül' einen Widerwillen gegen die Welt und die Menſchen und — gegen mich ſelbſt. Nur die Kinder können mich wieder aufheitern, durch ihre Liebe. Nur unter ihnen mögt' ich ſeyn und ſonſt keinen Menſchen ſehen. Bei Allem dem fül' ich aber doch, daß dieß nicht die rechte Stimmung iſt. Darum rathen Sie mir, leiten Sie mich, oder beſſer: kommen Sie ſelbſt. Sehen Sie Alles mit an, und ſeyen Sie mein Seelſorger, mein Führer auf dieſem dunkeln Pfad.

Drei und vierzigſter Brief.

Theophan an Adelheid.

Brukholm.

Kommen kann ich nicht, verehrte, theure Adelheid; aber rathen will ich Ihnen und Sie leiten, ſo gut ich kann. Sie wiſſen, daß mir Ihr Schikſal immer am Herzen lag und daß ich immer ruhig darauf hinbliken konnte. Immer waren mir Ihre Verhältniſſe klar, und ſie ſind auch jezt. Sie würden auch Ihnen klar ſeyn, wenn Sie mit Ruhe darauf hinſehen könnten, was ein warmes Weſen wie Sie, freilich, bei ſeinen eigenen, ſelten kann.

Laßen Sie mich nichts davon ſagen, ob Sie ſich bei Ihrer Herzensſtimmung mit Külthal hätten verbinden ſollen oder nicht. Ihre Beweggründe waren edel; es iſt geſchehen, und alles Geſchehene, muß man reſpektiren. Alles, was uns nun Einmal gekommen iſt, gehört zu

den Bildungsmitteln unſeres großen Erziehers, die wir ihm einſt verdanken werden, mehr als Alles, was uns hier wol gemacht hat. Schwerlich würd' ich Ihnen unter den, mir dargelegten Umſtänden, dieſe Heirat widerraten haben, wenn Sie mich auch vorher um meinen Rath gefragt hätten; denn unſerer edlen, frommen Adelheid hätt' ich es feſt zugetraut, daß ſie nicht eigenſinnig über ihrem Schmerz brüten, und ſich eigenwillig, der Welt und jedem Weltgeſchäft entziehen werde, da ſie doch nach dem Willen ihres Führers, noch in dieſer Welt leben ſoll. Ich hätt' ihr die Kraft zugetraut, liebevoll doch alle Pflichten gegen ihren Gatten erfüllen zu wollen, ob ſie gleich ahnet, daß er ihr Herz nicht ausfüllen werde, obgleich ihr Herz noch an dem Weggegangenen hängt. Ich hätte mirs geſagt, was ich ſo oft beobachtete, daß Liebe zu einem Verſtorbenen, nie Abbruch thut der Liebe zu einem Lebenden, den man achten muß; daß das zärtliche Andenken an Jenen, vielmehr ermuntere unſere Liebe zu dieſem, in dem Maaße, wie Jener gut und edel war. Alſo: Sie ſollten Külthals Gattin werden,

und die Mutter ſeiner Kinder; und es iſt gut, daß Sie es wurden. Das glauben Sie mir, oder vielmehr dem, der Sie ſo geführt, und durch Umſtände Ihren Entſchluß ſo beſtimmt hat.

Vor Allem ſtellen Sie ſich aber nun auf den Standpunkt, aus dem Sie Ihren Külthal richtig anſehen können. Ich bin noch gar nicht überzeugt, daß er weniger religiös, weniger chriſtlich ſey als Sie, oder Ihr ſeeliger Salem. Wenigſtens folgt es nicht aus dem, was Sie ſagen. Das wird Ihnen auffallen: aber ich rede nach voller Ueberzeugung. Religion iſt Liebe, aufs Ueberſinnliche gerichtet; Chriſtenthum iſt Liebe zu Chriſtus, als dem, der für uns Menſchen, der Gottheit am Näheſten iſt, und am Näheſten uns. Mit dieſer Liebe iſts aber, wie mit aller Liebe. Manche gründet ſich auf hohe Achtung, manche auf höhere Bedürfniſſe, manche auf Sympathie. Im Erſten Fall iſt ſie kälter, wenigſtens ruhiger, in anderen Fällen wärmer, feuriger. Und wer weiß, welche am längſten dauert. Manche Religioſität gleicht den gewöhnlichen Obſtbäumen, die keine Früchte tragen, wenn ſie nicht blühen; manche aber auch

dem Feigenbaum, bei dem die Früchte hervorkommen, ohne Blätter und Blüte. Religiöse Geſpräche, religiöse Lektüre, Anhören religiöſer Vorträge, iſt freilich den meiſten Menſchen nöthig, zu Nährung ihres religöſen Sinns; und die Menſchen, die es immer im Munde führen, daß Alles auf Erfüllung unſerer Pflichten, und nichts auf dieſe aſzetiſche Mittel ankäme, die ſcheinen mir gerade ſo weiſe, wie ein Deſpot, der immer zum Arbeiten anhalten laſſen, und nichts vom Eſen hören wollte. Aber Liebe; ich mögt' auch hier ſagen: der Menſch lebt nicht allein vom Brod, ſondern von Allem, was Gott ſchuf. Unendlich mannichfaltig iſt das Göttliche, das uns anſpricht, in der todten und lebenden Natur, im menſchlichen Geiſt und menſchlichen Herzen und menſchlichen Antliz, in erhabenen Formen, in hoch-ſittlichen, ächt-religiöſen Menſchen und in unſerem eigenen Gemüth. Und unendlich mannichfaltig iſt die Art, wie es uns anſpricht, wie es unſer Inneres berührt, wie verborgen oder allſichtbar es wirkt. Mir ſind Menſchen bekannt, die nie ein Wort über Chriſtenthum und Religioſität reden, die aber ächt-

religiös, ächt-christlich handlen, bei denen jeder religiöse Gedanke sogleich zum Vorsaz und jeder Vorsaz sogleich zur That wird. Sind Sie ganz sicher, daß Ihr Külthal nicht auch zu dieser Klasse gehört? Ich weiß nicht, ob Sie je unseren Herren von Seite seiner Weitsinnigkeit (oder wie ich es sonst nennen soll) beobachtet haben. Er fand die Perlen in jeder Art von Muschel, die Edelsteine in jeder Art von Gestein auf. Nathanael war ihm ein lieber Israelite, als er den hohen Beruf des Einzigen bezweifelte; jener Gelehrte, ein Mann, den er sich zum Schüler wünschte, ob er gleich zu der verruchtesten Klasse seiner Nation gehörte, und Lazarus Schwester hatte nach seinem Zeugniß, „ein gutes Werk" gethan, als sie zehen Louisd'or auf ein Parfüm für Ihn verschwendete, um das Er keinen Heller gegeben hätte. Gewiß war, nach dem Zeugniß mancher sogenannten Frommen und Aufgeklärten, Judas hier weit frömmer und aufgeklärter, als Jesus. Liebe; wir haben den Sinn Jesus noch nicht recht erfaßt, sind wenigstens noch nicht in Sympathie mit Ihm zusammengeflossen, wenn uns dieser

allumfaſſende, Religion und Gutes, in allen Formen anerkennender und ſchäzender Sinn abgeht.

Aber geſezt auch — was ich freilich nicht ſicher beurtheilen kann, — Ihr Gatte wäre nicht ſo religiös wie Sie; wollten Sie ſeine Religioſität befördern durch aſzetiſche Vorleſungen, die er eigentlich nicht hören mag, die er nur aus Gefälligkeit gegen Sie anhört, über denen er unwillkührlich einſchläft? Wollten Sie Eſſen einſtopfen, dem, der keine Eßluſt hat? Muß dadurch nicht Ekel vor den Speiſen entſtehen, anſtatt der Gleichgültigkeit dagegen, die man heilen wollte? Nein, meine verehrte Freundin; es giebt nur ein Mittel, um Ihren Gatten, chriſtliche Religioſität ehrwürdiger oder lieber zu machen: — wenn Sie ſelbſt dadurch ehrwürdiger und liebenswürdiger geworden ſind. Halten Sie Ihre Andachtsſtunden wie ſonſt; nähren Sie Ihren religiöſen Sinn mit dem, was ihn wirklich nähren kann. Nie gehen Sie darauf aus, dieſe Beſchäftigung vor Ihrem Gatten zu verbergen; aber auch nie, ſie ihm zu zeigen. Doch dieſe Speiſe geb' Ihnen Luſt und Kraft zur Ar-

keit. Froher, treuer, liebevoller und kräftiger zu wirken in Ihrem Beruf, als Gattin, Mutter, Hausfrau; nachsichtiger zu urtheilen, geduldiger zu tragen, wolthätiger um sich her zu wirken, ohne Aufsehen und Eigenwillen; das Kleinste zu erfüllen, so gewissenhaft, so anhaltend wie das Größte, zu überwinden jeden Mißmut, jede üble Laune, die sich in Ihnen aufregen möchte: — dazu erhebe Sie der hohe Geist der Religion, den Sie am Morgen in sich belebten, und das sey die still-beredte Mißionnairspredigt an Ihren Gatten, die langsam aber sicher wirken wird.

Daß Sie Ihren Gang allein gehen mußten, Liebe, das zeigt, daß Sie weiter gekommen, weiter geführt worden sind, und weiter geführt werden sollen. Die Blüte fällt ab, wenn sich die Frucht ansezt. Das Kind wird an der Hand geführt; es muß allein gehen lernen, wenn es heranwächst. Christenthum ist keine Veranstaltung, blos zu geistigem Genuß, sondern zu geistigem Leben, das Wirksamkeit und Genuß in sich faßt. Wenn Wirken mit Liebe einmal Ihr öchster Genuß ist, dann erst stehen Sie in

wahrer Sympathie mit dem, „deſſen Speiſe, deſſen Genuß es war, den Willen zu thun ſeines Vaters im Himmel.“ Dann iſt Er Ihnen gewiß näher, als Er Ihnen in irgend einer Andachtsſtunde ſeyn konnte. In Hinſicht auf Ihren Gatten, vergeſſen Sie es aber nie, daß man alsdann am Meiſten auf Menſchen wirkt, wenn man nicht daran denkt. Nichts wirkt beſſer für Religioſität, als ruhiges, inniges, aus dem Innerſten gefloßenes Zeugniß von der Feſtigkeit unſerer Ueberzeugung, und ſichtbares Streben, ganz und unter allen Umſtänden zu handlen, ihr gemäß.

Leben Sie wol, und ſagen Sie mir bald, in wie ferne Sie eingehen können in meine Anſicht.

Vier und vierzigſter Brief.

Adelheid an Theophan.

Lindenfeld.

Theophan, lieber, ſchrecklicher Theophan; Sie haben mein ganzes Weſen ergriffen und bis auf den Grund erſchüttert. Das ganze Gebäude meiner Religioſität wankt. Ich fürchte, daß ich auf einem ganz unrechten Wege bin: aber noch weiß ich nichts, kann nichts ſagen. Laſſen Sie mir Zeit, in mich ſelbſt zu bliken, zu mir ſelbſt zu kommen. Jezt ſeh' ich mich noch wie ein unbekanntes Weſen, vor dem ich erſchreke, das ich aber doch nicht laſſen kann. Wenn dieſe Periode nun erſt die Periode meiner neuen Geburt wäre! Oder wenn es jezt gar einſtürzte, das Haus auf Sandgrund, das ich mir baute, deſſen ich mich ſo freute! — Sie dürfen mich nicht verlaſſen, Sie müſſen mich leiten. Mein Küſ-

thal ſieht, daß ich unruhig bin; er weiß aber nichts, ich kann ihm nichts ſagen. Sie! Sie! Und meine heilige Jungfrau und mein Salem! Wenn ich ſie nur erreichen kann. Bald mehr!

Fünf und vierzigster Brief.

Theophan an Adelheid.

Brukholm.

„Tous sentimens inquietans ne sont point de Dieu, mais de l'amour propre, quelque apparence de vertu qu'ils semblent avoir." „La sensualité spirituelle est aussi dangereuse, que la corporelle. La raison est, que lorsqu'on cherche en Dieu les consolations sensibles, on s'accoutume à une certaine mollesse, qui rend susceptible des sensualités exterieures; et quoiqu'on ne s'en apperçoive pas, lorsque la grace est forte, on s'en apperçoit dans la suite, on se trouve foible dans l'occasion, on est plein de penchans et d'inclinations pour la creature, d'amour de soi-même; on se fait pitié à soi même pour la moindre croix. Il faut avoir une vertu mâle." — „Il n'y a personne, qui n'ait son favori est son Jsaac à sacrifier, qui

est ce, qui leur coute le plus. Dans les uns c'est la propre sagesse, dans les autres, c'est quelque autre chose. Mais c'est peu, de sacrifier à Dieu tout le reste, si on ne lui sacrifie cet endroit favori." — Il faut une patience infinie avec Vous même; sans cela Vous ne feriez rien. Ne Vous ennuyéz point de la longueur du chemin; ne Vous etonnez point de Vos deffauts, mais supportez Vous Vous même, comme Dieu Vous supporte. Vous Vous gênez trop, et la gêne de Votre esprit empêche la liberté de l'onction de Votre coeur." *) — Ich ſchreib' Ihnen blos dieſe Stellen aus Ihrem Lieblingsſchriftſteller Fenelon ab, und bitte Sie, ihrem tiefen Sinne reiflich nachzudenken. Sie werden dadurch in ſich ſelbſt geführt, geleitet und geſtärkt werden, ſo wie Sie es bedürfen. Werden Sie dadurch gereizt, Ihren Fenelon ſelbſt zur Hand zu nehmen; deſto beſſer! Nicht blos Einzelne Stellen, der ganze Geiſt,

*) Ich überſetze dieſe Stellen nicht, weil ſie die Leſer und Leſerinnen dieſer Schrift, gewiß lieber in der ſchönen Originalſprache leſen. Suchte man ſie in der trefflichen Claudiuſiſchen Ueberſetzung auf; ſo war' es noch beſſer. Man wurd' auf Stellen ſtoßen, die für religiöſe Menſchen belehrender waren, als Alles, was ich für ſie ſchreiben kann.

der in ſeinen Briefen weht, wird Sie anhauchen. Er wird ein: „Friede ſey mit Dir!“ über Sie ausſprechen, wie ich gerne Eins mit Kraft und Nachdruk ausſprechen mögte, und es nicht kann. Das darf ich Ihnen mit Zuverſicht ſagen, daß Sie nicht rükwärts gehen, ſondern vorwärts; daß Sie ruhig ſeyn können, und Alles ſind, was Sie ſeyn ſollen, wenn Sie das ſind. Mit Sehnſucht erwart' ich Ihren nächſten Brief.

Sechs und vierzigster Brief.

Aeone an Wandulf.

Werdau.

Ich bin vom Tode zum Leben gekommen, lieber, theurer Wandulf! Zu einem doppelten, zehnfachen, hundertfachen Leben! Kaum hab' ich vorher geahnet, was Leben iſt, — eh' ich Mutter war. Nein; ein Weib iſt nur halb vollendet; ſie iſt nur ein Embryo von einem Weibe, wenn ſie noch nicht Mutter iſt. Wie iſt mirs jezt ſo Anders, als es mir heute vor ſechs Wochen war! Ich habe geboren und bin neugeboren. Gewis glaubt' ich, daß ich bei der Geburt ſterben würde. Ein inneres, ununterdrükbares Gefül ſagte mirs. Ich bereitete Alles auf meinen Tod vor, und machte meinem Edelwald dadurch oft weh. Zwar ſagte er mir immer, es ſey Folge eines körperlichen Gefüls; gab mir auch manchmal eine Erklärung darüber,

die ich vergeſſen habe. Aber wenn es ihm dann weh that, daß ich ihm zeigte, wo Alles zu finden ſey, da dacht' ich doch oft, er müſſe wol auch etwas fürchten, und wolle michs nur nicht merken laſſen. Das Alles iſt vorüber; und ich bin ſeelig, überſeelig in meinem Eduard. Ein neuer Sinn iſt in mir erwacht. Man hat keine Vorſtellung davon, kann Niemand Anders einen Begriff davon machen, ſo wenig, wie man einem Blindgeborenen, einen Begriff vom Sonnenaufgang machen kann. Und noch weit weniger; denn was iſt ein todter Sonnenaufgang gegen die Geburt eines lebenden Kindes? — Oft ſeh' ich mit Erſtaunen, mein Kind an, als wär's aus einer höheren Welt gekommen; als hätte mirs ein himmliſches Weſen gebracht. Und iſts dann nicht auch ſo? — Es iſt ein junger Menſch! Und den hab' ich, — ich — geboren! Der iſt ein Theil meines Ich! Etwas ſo Künſtliches, viel Verſprechendes, Göttliches hab' ich in mir getragen; es iſt ſo geworden, ohne daß ich weiß: wie? Es hat Leben bekommen, ohne daß ich weiß: woher? Das Künſtlichſte, was der größte Künſtler machen kann, verdient

den Namen eines Kunſtwerks nicht, gegen dies lebende Kunſtwerk, das ohne Müh' und Kunſt, im Verborgenen wurde, wuchs und reifte! Und was es jezt iſt, wie unbedeutend gegen das, was es werden wird, werden kann! Ein todt geweſener Fleiſchklumpe, ein verworrenes Gewebe von Faſern — ein durch und durch lebendiges Weſen, das Dinge um ſich her, auf die mannichfaltigſte Art, auch von Weitem her erkennen, das denken und Gedachtes verſtehen, lieben und geliebt werden kann! Ja; geliebt werden! Das fül' ich durch mein ganzes Weſen hin, wie ich es nie fülte. Und auch lieben! Darauf muß ich mich verſtehen! Das ſeh' ich deutlich aus dem Blike, der mich ſucht, aus dem Lächlen, das zu mir ſpricht, aus der Art, wie es meine Bruſt ſtreichelt mit ſeiner kleinen Hand, wenn ich ſie ihm reiche. Und noch Einmal: ſo ein Weſen hab' ich in meinem Schooße getragen! Es iſt aus mir herausgegangen; es iſt ein Theil von mir, und ich fül' es wol: der beſſere Theil! Ja; es iſt mir lieber als ich ſelbſt. Es hat alle Eigenſucht aus mir vertrieben, oder vielmehr: ſie hat ihre ganze Richtung auf dieſen

Theil meines Ich genommen. Ihm gönn' ich lieber eine Freude, als mir! Tauſendmal lieber! wollt' ich einen Schmerz, eine Gefahr leiden, als dieß liebe Weſen. Und natürlich! Leid' ich ja weit mehr, wenn es leidet, als wenn ich leide! Hab' ich ja weit mehr Genuß, wenn es genießt, als wenn ich genöße! — das Herz iſt aus mir herausgenommen und hat ſich in ein Ganzes organiſirt, in meinem Kinde. — da ſpreche man mehr gegen Wunder! Giebts dann ein größeres, als ein ſolches Weſen, das ſo wenig war, und ſchon ſo viel iſt, und ſo viel werden kann? So lag Napoleon, Karl der Große, Luther, Chriſtus, auch auf einem Mutterſchoos, wie mein Eduard; und was waren und wirkten ſie?

Ein wahrer Gottesdienſt iſt es, wenn Edelwald bei mir ſizt, und ich das junge Menſchenweſen auf dem Schoos oder an der Bruſt habe. Wie er mit großer Bedachtſamkeit das Weſen anſieht, und ſeine Beobachtungen anſtellt, und Bemerkungen über deſſen künftigen Charakter macht, und wie ich ihm die meinigen mittheile, über den Scharfſinn, den aufdämmernden Verſtand, beſonders über die Liebenswürdigkeit des

Kinds, die wirklich einzig in ihrer Art iſt; und wie er denn anfängt, Erziehungsplane, ſtükweiſe auszudenken, die Fragmente aneinander zu fügen, und ein Ganzes daraus zu machen, was die Männer nicht laſſen können; wie ich ihm dann in die Queere komme, ihm einen Grundſaz verwerfe, und wenn er mir ihn beweiſen will, den Grundſaz mit ſamt dem Beweiſe vergeſſen habe, über ein Lächlen, einen Blik des kleinen Engels, worüber ich Himmel und Erde vergeſſen könnte, weil ich in einen Himmel ſehe, in einem Himmel lebe. Ich ſag' Ihnen: ich bin nie frömmer geweſen; denn ich war nie ſeeliger.

Welche Angſt mich manchmal befällt, wenn der kleine Apoll ſchläft! — Und er ſchläft oft lang und ſehr feſt. — Ich gehe dann an ſein Bettgen, horche auf ſeinen Athem, befüle ſeine Händgen, ob der Puls noch ſchlägt, der Athem noch geht; ob er auch noch lebt! Sie müßten es ſehen! lachen würden Sie gewis nicht.

Welche Wonne aber auch, wenn ich ihn an mein Herz drüke und an meine Bruſt, wenn ich ihn mit Mutterliebe füttere wie mit Muttermilch! Er fült es ſchon, denn manchmal läßt

et ab von der Bruſt und lächelt zu mir herauf. Dann iſt mirs, als ob ein Engel Gottes mir erſchienen wäre, und mich, wie jene Mutter des Einzigen gegrüßt hätte.

Kurz: ich weiß nicht, was einem Weibe zu ſeinem Glük fehlt, wenn ſie ein Kind hat, und — hab' es wenigſtens vergeſſen, wie man glüklich ſeyn kann, ohn' ein Kind.

O! daß Sie kämen und ſelbſt ſähen!

Sieben und vierzigſter Brief.

Adelheid an Theophan.

Lindenfeld.

Ich wollte länger warten, eh' ich Ihnen wieder ſchrieb, lieber Theophan; wollte recht ruhig werden, recht ruhig auf meine Lage bliken, Ihren Rath vor mein Innerſtes bringen, und dann thun, was es mir ſagte. Aber es geht nicht. Unzälige Zweifel werfen mich hin und her. Bald iſt mirs, als hätten Sie recht; bald, als nähmen Sie die Sache zu leicht. Bald will ich in meinen Külthal dringen, mit aller Kraft der Liebe, daß er öfter nähre ſeinen religiöſen Sinn; bald empört michs, ihm ein Wort darüber zu ſagen, weil er ſich nicht von ſelbſt dazu hingezogen fült. Bald erſcheint mir Külthal ächt-religiös, weil er ſo gewiſſenhaft handelt, ſich für Andere ſo willig aufopfert, ſo kindlich ſich in Alles begiebt, was kömmt, was ich ſelten mit

der Willenlosigkeit kann; bald ist mirs, 'als sey das Alles, blos Naturanlage, und nicht Religiosität, weil er von Religion äußerst selten, und wol meist nur, aus Gefälligkeit gegen mich, spricht. Ich schwanke dann zwischen Handlen und nicht Handlen. Mein Handlen bekommt den Anstrich von Unruhe, vielleicht manchmal von stürmischem Wesen, weil keine Zuversicht in mir ist, so daß ich wol füle, ich thäte besser, nicht zu handlen. Und doch wird mir wieder angst und bange, wenn ich Külthal so vergnügt, so satt sehe in seinem Erdenwesen. Ich füle, daß ich unmöglich so leben könnte, daß ich bei einem solchen Leben, mich selbst verlieren würde und Gott. Es treibt mich, auf Külthal zu wirken, ihn um Gotteswillen zu bitten, daß er doch, wenigstens am Morgen und am Abend, sich gemeinschaftlich mit mir erbaue; und es reut mich wieder, wenn ich sehe, daß er es einige Tage thut, aber blos zu meiner Beruhigung thut.

Nein; so kann es nicht bleiben. Ich füle Alles, was Sie mir aus Fenelon schreiben: aber ich bin noch weit davon entfernt. Ich kann

mich noch nicht einmal feſt überzeugen, daß es recht ſey, Alles ſo gehen zu laſſen, wie es geht. Hören Sie darum mit Nachſicht, alle meine Zweifel, Skrupel, Scheingründe, — Schwärmereien, wenn Sie wollen, und überzeugen Sie mich, beruhigen Sie mich.

Sie meynen, mein Külthal könne doch ſehr religiös ſeyn, wenn er gleich ſelten etwas Religiöſes läſe, oder von etwas Religiöſem redete: aber wie iſt das möglich? Haben Sie mir nicht ſelbſt, mehrmals geſagt, jeder Sinn in dem Menſchen müſſe genährt werden, alſo auch der religiöſe? Und welche Nahrung giebt es für ihn, wenn man nichts Religiöſes lieſet, von nichts Religiöſem reden mag? Iſt es nicht auch unnatürlich, von etwas nichts zu reden, mit etwas ſich nicht zu beſchäftigen, das uns intereſſirt? Der Muſikliebhaber ſpricht gern mit Muſikliebhabern, von Muſik, der Philoſoph gerne mit Philoſophen, von Philoſophie, der Politiker gerne von Politik, der Liebende gerne von der Geliebten; und der Chriſt ſollte nicht gerne von ſeinem Chriſtus ſprechen, und von den hohen Offenbarungen, die wir Ihm verdanken, und von ſeiner from-

men, heiligen Mutter, unſerer himmliſchen Freundin, und von jener Welt, wo wir uns Alle finden, und Alle die wir hier zu lieben anfiengen, und dort zu lieben fortfahren werden, von Ewigkeit zu Ewigkeit? Nein; das iſt unmöglich! O Theophan, wenn ich nichts Religiöſes mehr hören, leſen und reden ſollte; — lieber mögte man mir das Brod entziehen, und die friſche Luft, als das! „Der Menſch lebt nicht allein vom Brod, ſondern von jedem Wort aus Gottes Mund!" — Wie viel tauſendmal hab' ich das ſchon erfahren! Und Külthal ſollte ſo anders ſeyn? ſein inneres Leben ſollte keine Nahrung bedürfen? Das ſcheint mir unmöglich. Gerne will ichs Fenelon und Ihnen glauben, daß die Sehnſucht nach ſolcher geiſtigen Nahrung in eine Art von Wolluſt ausarten kann, bei der man nicht mehr an den Zwek denkt, ſich zur That zu ſtärken, ſondern das Mitel zum Zwek macht, nemlich den Genuß. Wirklich giebt es für mich, keinen höheren, ich mögte ſagen, keinen anderen Genuß. Auch mag dieſer Genußdurſt zu einer Weichlichkeit führen, die eben keine Kraft zum dulden, wirken und

verleugnen giebt; und daher mag es wol kommen, daß ich noch oft die Stunden beweine, die ich mit meinem Salem einsam zubrachte, wo mir „das Herz im Leibe brannte," als er mir so klar und so liebevoll „die Schrift eröffnete." *) Ach! die köstlichen, Einzigen Stunden! — — Aber wenn ich auch zu viel daraus machte, soll man gar nichts daraus machen? Soll man nicht eßen, mit Luſt eßen, weil es lekere Menſchen giebt, die hauptſächlich nur leben, um zu eßen? Das Rechte ſcheint doch in der Mitte zu liegen.

Und wenn nun mein Külthal ſeinen religiöſen Sinn nicht genug nährt; wenn die unſichtbare Welt und unſere Beſtimmung dazu, und der, der uns dahin führen will, ſeinem Blik allmälich ganz ſchwände; ſollt' ich dieß nicht zu verhindern ſuchen? Sollt' ich ihm keine Arznei reichen, ſie ihm nicht einſchmeicheln, wenn er gefährlich krank wäre, aber keine Arzenei zu bedürfen glaubte? Und iſt ſeine Seele nicht krank, ſehr krank, wenn ſie nicht mehr in dem Klima leben mag, für das ſie beſtimmt iſt? Und wenn er auch Anfangs die Arzenei nähme, blos aus

*) Bibelausdrüke.

Gefälligkeit gegen mich, würde ſie darum nicht wirken? Würde nicht ſeinem innern Sinn, das Heilige, Ewige, wieder erſcheinen in ſeinem eigenthümlichen, unwiderſtehlichen Reize, wenn ich es ihm nahe brächte? Würd' er ſich nicht mit der Zeit wieder gewöhnen, an dieſes himmliſche Mannah, dem keine Erdenſpeiſe gleicht? Und das ſoll ich unterlaßen, meine Andacht allein halten, mich allein ſtärken, und ihn gehen laſſen ſeinen Weg, ohne zu wiſſen wohin er führt? Wäre das Liebe?

Beantworten Sie mir dieſe Fragen, liebes Theophan. Klären Sie mich auf, über meine Pflicht; beruhigen Sie mich. Wie meine Unruhe, aus Eigenliebe ſtammen könne, was Sie mir durch Fenelon ſagen laſſen; das verſteh' ich wenigſtens nicht.

Acht und vierzigſter Brief.

Theophan an Adelheid.

Brukholm.

Nein; an mir ſoll es nicht liegen, wenn Sie in dieſem unruhigen Zweifelzuſtande blieben. Ich will Ihnen wenigſtens meine Anſicht von Ihrer Lage ſo klar geben, wie ich es vermag, und mit der Zuverſicht, die in mir iſt. Meinen, im lezten Brief, Ihnen gegebenen Rath kann ich nicht zurüknehmen, ſo wenig er auch Ihrem Sinne zu entſprechen ſcheint. Ich muß ihn vielmehr beſtätigen, und bin der Folgen gewiß.

Die Verſchiedenheit unſerer Anſichten beruht großentheils darauf, daß Sie ſichs zu beſchränkt denken, wie Religioſität in dem Menſchen entſteht, genährt wird und ſich äußert. Allen Menſchen und Völkern iſt irgend etwas, heilig. Alle haben einen gewiſſen Sinn, eine Ahnung von etwas Beßerem, Bleibenderem, Höherem, als

was ſie um ſich finden und in ſich. Zu dieſem Höheren, Heiligen, finden ſie ſich mehr oder weniger hingezogen. Es tritt ihnen entgegen auf die mannichfaltigſte Art; ſie ergreifen's, ſuchen ſich's ergreifbar zu machen, in den mannichfaltigſten Formen. Und unter allen Völkern, bei allen Menſchen, iſt dieß Heilige, das ſie ahnen, wornach ſie ſich ausſtrecken, Mittel zu ihrer Heiligung. Erſcheint es ihnen in der Natur, in ihrem Herzen oder Anderer Herzen, oder in einer Offenbarung; der Sinn durch den es ihnen erſcheint, iſt religioſer Sinn. Das Streben darnach, nach Vereinigung damit, iſt Religioſität. Dies beſtätigt ein ſehr beſchränkt-geweſener, und gerade durch Chriſtenthum weitſinnig gewordener Menſch, der auch für Heiden, eine Offenbarung annimmt. *) Iſt die Sehnſucht bis auf einen gewiſſen Grad geſtiegen, und ein Menſch kennt Chriſtus und Chriſtenthum, wie die Bibel, beide darſtellt: ſo wird er ein Chriſt, wenn er nicht ſchon an dem feinſten Organ in ſeinem Gemüth, an der Glaubenskraft gelähmt iſt. Aber würd' er es auch; ſo kann doch ſein Sinn auf gar

*) Vermutlich Anſpielung auf Röm. I., 14, 20.

mannichfaltige Art genährt werden und ſich äu-
ßern. Er kann in ſich ſelbſt bliken, aus ſich
ſelbſt ſchöpfen, oder aus der Natur, oder aus
der Bibel. Sind es ja drei Zeugen für Eine
Wahrheit; drei Offenbarungen, die ſich einander
erklären, beleben, unterſtüzen. Natürlich wird
aber der Sinn, auf eine andere Art genährt,
der Gottes Offenbarung mehr in ſich, als der,
der ſie in der Natur oder in der Bibel findet;
und man würde ſehr übereilt urtheilen, wenn
man ſagen wollte, der Erſte nähre ſeinen höhe-
ren Sinn nicht, weil er weniger in der Bibel
läſe. Auch auf Temperament und Charakter
wirkt Religioſität verſchieden, wie Liebe. Man-
cher Mund fließt über von den Herrlichkeiten des
Geliebten; mancher Sinn mag immer und über-
all von ihm reden, hören, ſchreiben; manchem
iſt der Geliebte zu heilig, als daß er nur ſeinen
Namen nennen ſollte. So iſt es auch mit den
Aeußerungen. Bei dem Einen wird Religion,
wie Liebe, ſogleich That; bei dem Andern wird
ſie erſt ſüße Rede, Erguß von Empfindung.
Keins liebt darum weniger; keins iſt weniger
religiös.

Freilich braucht man davon in unſeren Tagen nicht viel zu reden. Im Ganzen genommen ſchäzt und braucht man ſie viel zu wenig, jene Mittel, wodurch der höhere Sinn genährt und belebt wird. Selbſtſucht, Ehrgeiz, Luſtbarkeitswut laſſen ihn ohnehin wenig aufkommen. Da predigten denn unſere aufgeklärte Kanzelredner recht nach dem Herzen der Zuhörer, wenn ſie den geringen Werth des Kirchengehens bewieſen und das Gebet blos zu einem moraliſchen Exercitium herunter demonſtrirten, das die, verſteht ſich, ſehr moraliſche Herren und Damen, gar nicht mehr zu bedürfen glaubten. Man wähnt, ſehr weiſe zu ſeyn, und etwas ganz Unwiderlegliches zu ſagen, wenn man die wichtige Sentenz ausſprach: es kommt nur darauf an, daß man ein ehrlicher Mann iſt, und ſeine Pflichten erfüllt. Gerade ſo weiſe, als ob man ſagte: es kommt nur darauf an, daß man den ganzen Tag arbeitet. Das Eſſen iſt überflüßig! Vielleicht würd' ich in einer guten Stunde dieß Ihrem Külthal ſagen, und ihn zu überzeugen ſuchen, daß man nicht als Menſch lebt, wenn man nicht für die höhere Welt lebt, und daß man nicht

für ſie leben kann, wenn man ſie ſich nicht vergegenwärtigt, ſich nicht manchmal über dieſe niedere Welt erhebt.

Vielleicht! ſag' ich; denn ich kenn' ihn nicht genug, um zu beſtimmen, ob religiöſer Sinn ſchon in ihm belebt iſt, ob er ihn nährt oder nicht nährt, und wodurch er ihn nährt. Aber ſey es damit, wie es wolle; immer irren Sie, liebe Adelheid, wenn Sie ihm irgend eine geiſtige Nahrung aufdringen wollen. Es iſt damit, gerade wie mit der leiblichen. Wer keinen Hunger hat, ſoll nicht eßen, ihm taugt kein Eßen. Und man erregt keinen Hunger, wenn man einem Andern Speiſe aufdringt, ſo geſund und gut ſie auch ſeyn mag. Sie erregt nur Widerwillen, wenn ſie aufgedrungen wird. Jede Erhebung über die Erde, ſezt ein Bedürfniß voraus, ſich zu erheben; ſonſt erhebt man ſich nicht. Jede Beſchäftigung mit der höheren Welt ſezt Sinn für dieſe Welt voraus, und Sehnſucht nach ihr; woher ſonſt dieſe Beſchäftigung? Wahr iſt es, der Menſch ſoll nicht warten, bis er zur Andacht, zur Herzenserhebung geſtimmt iſt; man kann ſich ſelbſt ſtimmen. Aber

ſich ſelbſt, und ſich ſelbſt ſtimmen wollen. Der Wille kommt nicht dadurch, daß ein Anderer ſo mit uns handelt, als hätten wir dieſen Willen ſchon. Will uns ein Anderer gegen unſeren Willen ſtimmen zur Andacht, ſo verſtimmt er uns ſchon deswegen, weil er unſer Freiheitsgefül empört. Der, dem es mehr als Einem anlag, Menſchen zu gewinnen für die höhere Welt, weil Er mehr wie Einer, in der höheren Welt lebte und für ſie, begriff doch, wie es Menſchen geben könne, die kein Zutrauen zu Ihm hätten; drang ihnen nichts auf, ſondern ſagte das ſchöne, weitſinnige Wort: „es kann Niemand zu mir kommen, es ziehe ihn denn der Vater, im Himmel.“ Wollten Sie eifriger für Verbreitung des Chriſtenthums ſeyn, als Chriſtus ſelbſt?

Daß es Ihnen weh thut, die ſchönen Stunden verloren zu haben, die Sie mit Ihrem Salem durchlebten, begreif' ich wol. Aber ich begreif' auch warum ſie Ihnen entzogen wurden. Es thut dem Kind' auch weh, wenn es von der Mutterbruſt entwöhnt werden ſoll: aber es kann doch nicht immer ein Säugling bleiben. Am

Laufband oder an der Mutterhand kann es eben ſo wenig bleiben; es muß allein gehen lernen, wenn es auch oft ſtrauchelt und manchmal fällt. Es giebt eine Brautzeit in der Religion wie in der Liebe, wo man in den ſüßeſten Empfindungen ſchwimmt und blos für dieſe Empfindungen lebt, — lebt, als ob man in dieſem frommen far niente ſeine höchſte Beſtimmung erfüllt hätte: aber dieſe Brautzeit iſt nur Vorbereitung zu der Ehe, wo gewirkt, verleugnet, auch Manches geduldet werden muß. Gatte, Vater, Mutter, Familienhaupt zu ſeyn, iſt kein Rückgang von dieſer Brautzeit, ſondern Fortgang im Leben. Sie verſtehen mich!

Und nun noch Eins! Bei Ihrem Enthuſiasmus für unſern verklärten Salem, kann ich wol denken, wie Sie ſich manchmal ergießen werden über ihn. Nun iſt zwar Ihr Külthal gut, und war ein Freund des Seeligen: aber ich rath' Ihnen doch Behutſamkeit. Freilich giebts Männer und Weiber, die in der Liebe zu dem verſtorbenen Geliebten, nur die Morgenröthe des ſchönen Tags ſehen, der ihnen aufgegangen iſt. Und das ſind die edelſten, liebefähigſten

Wesen, weil sie diese Gottheit überall verehren, gegen wen sie sich auch äußern mag. Eifersucht auf die Liebe zu einem verstorbenen Wesen dagegen, ist kindische Schwäche oder selbstsüchtiger Stolz, nicht Liebe. Davon hat sicher Ihr Külthal nichts; in ihm lebt eher jener edlere Sinn. Aber immer hat doch ein Witwer und eine Witwe, gewisse Delikatessen zu beobachten, wenn von dem oder der Verstorbenen die Rede ist. So wenig man dieß Wesen herabsezen soll, wenn auch die Verbindung mit ihm nicht ganz glücklich war; — das müßte die Achtung des lebenden Theils schwächen, und selbst das Vertrauen zu ihm, weil man sich leicht an die Stelle des Verstorbenen sezt, — so wenig soll man es enthusiastisch erheben, am Wenigsten, Parallelen ziehen. Auch bei einer delikaten, unpartheyischen, selbst bei einer, für den lebenden Theil partheyischen Parallele, kann leicht etwas aufgeregt werden, was diesem weh thut, besonders dem feinsinnigeren, ängstlicheren Weibe. Die Zweifel, ob nicht diese oder jene Eigenschaft, die der lebende Theil nicht in hohem Grade besizt, dem Gatten gerade vorzüglich werth sey; ob die Pa-

rallele nach einiger Zeit nicht anders auffallen werden; ob man nicht aus Schonung. die Parallele gerade so gezogen habe, werden gar leicht, besonders in dem Weibe erzeugt, und sie beunruhigen oft das zarte Gemüth mehr, als es der Verstand Wort haben will. Am besten, wenn wenig davon gesagt wird, wenn man Fragen nur einfach und ruhig beantwortet. Glauben Sie dieß einem Erfahrnen. Schon oft sah ich die Ruhe eines guten Ehestands zerstört, wenn der verstorbene Gatte oder die Gattin spukte im Hause.

Und nun genug, über genug! Ich wünsche und hoffe, daß Sie meine ganze Predigt nicht bedürfen. Ich leg' Ihnen hier eine Parabel bei, die ich einmal gegen den Konfessions- und Sektengeist schrieb, die Ihnen noch mehr Winke geben wird.

Die Reiſe nach der Quelle.

In der kleinſten Provinz eines großen Reichs hatte ſchon ſeit langer Zeit eine anſtekende Krankheit geherrſcht, die ſich auf verſchiedene Art äußerte, von der aber Keiner je ganz genas. Einige fülten ſich ſo matt, daß ſie unfähig waren, ihre Geſchäfte zu verrichten; ſie klagten ſehr über dieſe Mattigkeit, und das waren bei Weitem nicht die Kränkſten. Andere hatten bösartige Geſchwüre an ſich, ekelhaft anzuſehen; aber auch ſie gehörten nicht unter die Gefährlichſten; die Krankheitsmaterie drang wenigſtens in die äußeren Theile hin. Noch Andere raſeten im Fieber; und ihr Zuſtand war nur deſto gefährlicher, je ſtärker ſie ſich in ihrem Fieberanfall wähnten. Endlich gab es nicht Wenige, deren blühende Wangen und glänzende Augen mit dem Scheine von innerer Geſundheit täuſchten; und Niemand wurde mehr davon getäuſcht, als die Kranken ſelbſt. Ihr Fieber war in ein hektiſches Fieber übergegangen; ihre Lunge war angegrif-

fen, und ſie wähnten, daß ſie nur einen kleinen Catharr hätten. Der Landesherr ließ indeß eine Heilquelle bekannt machen, die ſich mitten in einem ſteilen, hohen Gebirge fand; und Viele dachten doch im Ernſte daran, ſich dieſer Heilquelle zu bedienen, beſonders diejenigen, die noch nicht ſo krank waren, daß ſie gefüllos wurden. Sie ſuchten die Heilquelle in dem Gebirge auf, geleitet von dem Leibarzte des Landesherrn, bedienten ſich ihrer nach ſeiner Anweiſung, und kamen geheilt zurük. Mehrere, die von ihnen ſelbſt waren dahin begleitet worden, gelangten auch wieder zu ihrer Geſundheit. Als ihnen endlich der Landesherr ihren Wunſch erfüllt, und ihnen Wohnſize in dem Gebirge, nahe bei der Quelle, angewieſen hatte, ließen ſie eine Anweiſung zurük, wie man zu der Quelle kommen könne. Der größte Theil der Einwohner blieb indeß in dem ungeſundeſten Klima der Provinz. Die, die ſich geſund wähnten, glaubten natürlich, keiner Heilquelle zu bedürfen. Andere hielten nicht viel von der Quelle, weil ſie in hohen Gebirgen, und nicht in der Ebene, floß, weil dunkle Wolken auf den Gebirgen ruhten, die ſie

mit ihren Fernröhren nicht durchſehen konnten. Sie behaupteten, daß man dort den Weg nicht finden werde, daß dort das Klima ungeſund ſeyn müſſe und dergleichen mehr. Vermuthlich wußten ſie nicht, daß wirkſame Heilquellen ſelten in der Ebene fließen; daß Wolken meiſt auf hohen Gebirgen ruhen, daß man aber über die Wolken erhaben iſt, und Alles überſehen kann, wenn man ihren Gipfel erſtiegen hat. Sie fielen alſo darauf, ſelbſt Arzeneien zu bereiten, oder ſich ſolche von ihren Mitbürgern bereiten zu laſſen. Das ſumpfiche Thalwaſſer wurd' etwas gereinigt; man vermiſcht' es mit Zuker, und ſagte ſich nun, daß es ſehr heilend ſey, weil es — ſüß ſchmekte. Manche behaupteten, es gebe keinen weſentlichen Unterſchied zwiſchen Geſundheit und Krankheit; der Kranke befinde ſich meiſt beſſer als der Geſunde; nur darauf müßte man ſehen, daß die Krankheitsmaterie keine ekelhafte Geſchwüre erzeuge. Ein reicher, vornehmer Mann, noch bei ziemlich guter Geſundheit, eiferte aber ſehr gegen dieſe Irrlehre. Er behauptete, der Menſch müße durchaus geſund ſeyn, und könne ſich ſelbſt geſund machen durch die Macht ſeines Gemüths.

Er ließ einen Befehl ausgehen, daß Jedermann schlechterdings gesund seyn solle, und gab als Kennzeichen der Gesundheit an, daß man können müßte, was die Bewohner des Gebirgs, der Residenz und aller Provinzen könnten, die er aber nicht kannte. Man fand den Befehl sehr recht; aber Niemand wurde davon gesund. Endlich fanden Einige der Weisesten, daß man die Arzeneien für den kranken Menschen aus dem Ich, aus den innersten, feinsten Theilen seines Körpers zubereiten müßte. Man zapfte sich Blut ab, beobachtete es genau, weil man so sich selbst am besten zu beobachten glaubte; man suchte nun die guten, gesunden Theile von den kranken zu scheiden, nahm einen Trank aus den gesunden Theilen zu sich, und glaubte so sich selbst durch die Quintessenz seiner selbst zu heilen. Ich weiß nicht, ob etwa der Trank eine berauschende Kraft hatte, oder wie es war. Wenigstens sprachen die Menschen, die ihn genommen hatten von der Gesundheit, als ob sie begeistert wären. Auf eine hinreißende Art beschrieben sie es, wie der Gesunde eigentlich nicht gehe, sondern fliege; wie er bei keiner Kälte

frieve, bei keiner Hize ſchmachte, über allen Einfluß der Witterung, der Nahrungsmittel und der verpeſteten Luft erhaben ſey, weil er durch ein inneres Werkzeug immer die reinſte Lebensluft athme. Viele Leute glaubten, jene Berauſchten ſeyen wirklich geſund, weil ſie ſo trefflich von Geſundheit reden konnten; und man will behauptet, die Berauſchten haben es ſelbſt geglaubt. Aber es zeigten ſich doch bei mancher Gelegenheit ſolche Spuren der Krankheit, daß man wol ſah, auch ſie ſeyen nicht geheilt.

Unter dieſem Gewirre dachten indeß Viele daran, den Weg nach der Heilquelle anzutreten. Sie thatens wirklich; aber als ſie merkten, daß der Weg immer höher, ſteiler, die Gegend immer öder und trokener wurde, kehrten ſie um. Zwar fanden ſich hin und wieder Beeren auf dem Wege, deren wunderbar erquikende Kraft jene Bergbewohner gerühmt hatten. Aber weil ſie ſo klein, unſcheinbar waren, weil ſie nicht ausſahen, wie das Obſt in ihrer Provinz; ſo aßen ſie nichts davon. Einige kehrten ſich nicht an die Anweiſung der Bergbewohner, ſie wähnten, der Weg ſey ihnen ſelbſt offenbart worden,

beſtiegen das Gebirge, verirrten ſich, und kamen faſt verſchmachtet zurük. Einige wollten ſchneller zur Quelle kommen. Sie beſtiegen raſche Pferde, rannten bergan, die Pferde ſtürzten an ſteilen Stellen zurük. Alle dieſe Leute wollten nie wieder von einer Reiſe nach der Quelle hören; ſie warnten Jeden davor. Die, die gern im Thale bleiben wollten, wieſen auch immer auf dieſe Zurükgekehrte hin. „Sehet da die Quellſucher!“ ſagten ſie. „Das kömmt davon, wenn man ſich bis in die Wolken verſteigt!“ Ob ſie nie davon gehört, oder es vergeſſen hatten, daß doch Viele wirklich an der Quelle geweſen, und geheilt zurükgekommen ſeyen, weiß ich nicht.

Sie mußten wol davon wiſſen; denn ohnerachtet der Warnungen der Zurükgekommenen, und der Spöttereien vieler Bergſcheuen, reiſeten von Zeit zu Zeit Manche mit der Anweiſung in der Hand nach der Quelle hin, und kamen mehr oder weniger geſund, wenigſtens Alle beſſer zurük.

Am Fuße des Gebirgs hatten ſich auch verſchiedene Haufen geſammelt, die immer davon

ſprachen, daß man den Weg nach der Quelle antreten müſſe, warum dies ſo nöthig ſey, wie ſie eigentlich heile, ob man eine gewiſſe Lebensordnung dabei beobachten müſſe, ob ſie die Naturkräfte aufrege, oder ganz neue Kräfte mittheile oder nicht. Sie ſprachen darüber mit vielem Scharfſinne, machten ſich ſcharfſinnige Einwürfe, und beantworteten ſie eben ſo ſcharfſinnig. Hauptſächlich ſtritten ſie ſich über die verſchiedenen Wege, die zu der Quelle führten, und über die Art, wie man die Reiſe vornehmen ſolle. Man gab Gründe an, warum es beſſer ſey, einen ſteilen, ſchmalen Felsweg zu wälen, der faſt geradezu auf das Gebirge führte; es fehlt' aber auch nicht an Gründen für einen minder ſteilen, breiteren Weg, der ſich um das Gebirg herum zog. Der allerkürzeſte Fußpfad hatte ſeine Vorzüge für die, die gut über Felsklüfte ſpringen konnten. Noch beſſer wär' ein anderer geweſen, ohne Klüfte; wenn ſich nur mehr Sträuche von den erquikenden Beeren in ſeiner Nähe gefunden hätten. Man ſtritt ernſthaft, manchmal heftig. Man entwarf Zeichnungen von jedem Wege, nemlich wie er in der

Ferne erſchien, und wie man ſich das übrige dachte; natürlich kam man aber dadurch der Quelle keinen Schritt näher. An der lachendſten Seite des Gebirgs hatte ſich ein großer Haufe verſammelt, der die Reiſe antreten wollte. Man hatt' eine hohe, glänzende Fahne machen laſſen, die voraus getragen werden, und welcher der ganze Haufe ohne Widerſpruch folgen ſollte, ohne ſich weiter um den Weg zu kümmern. Auch ein Gemälde von einer friſchen Quelle ſollte voraus getragen werden; man hatt' eigene Quellenlieder verfertigt, um ſie auf der Reiſe zu ſingen und viel Rauchwerk angeſchafft, um ſich dadurch zu erquiken.

Jeder Haufe hielt ſeinen Weg für den beſten Weg, ſeine Art zu reiſen, für die beſte Art. Manche glaubten gar, auf einem anderen Weg, und auf andere Art komme man gar nicht zu der Quelle. Dieß kam daher:

Schon längſt hatte man die Anweiſung der Gebirgbewohner beiſeite gelegt, oder ſo gut, wie beiſeite gelegt. Die Anführer jedes Haufens hatten ſich Auszüge daraus gemacht, und darin blos das aufgenommen, was ihnen vernünftig,

d. h. nach ihrem Sinne schien. Viele suchten sogar die Bezeichnung des Wegs so zu erklären, wie ihnen der Weg durch ihre Ferngläser erschien, und sie behaupteten unter sich, die Anweisung sey nur für die, die keine Ferngläser hätten. Einige behaupteten sogar, die ganze Erzählung von der Quelle und den Gebirgbewohnern sey nur eine lehrreiche Fabel, um die Kranken zu ermuntern, sich da Bewegung auf das Gebirge zu machen, und durch Bewegung und reine Bergluft zu genesen. Der große Haufe fragte gar nicht nach der Anweisung, weil er blos der Fahne und ihrem Träger folgen sollte.

So entstand allmälich der Wahn, daß nur Ein Weg der rechte Weg nach der Quelle sey; und daß Alle auf Einerlei Art dahin reisen müßten.

„Was soll Eure Fahne, Eure gemalte Quelle, Euer Rauchwerk? Was sollen Eure Lieder? Wird die gemalte Quelle Euch heilen? Oder das Rauchwerk? Werden Euch die Lieder auf das Gebirge bringen?“ sagte man zu dem größten Haufen.

„Das nicht,“ — antworteten einige ernst-

haſte Männer; — „aber die gemalte Quelle ſolls uns vergegenwärtigen, wohin die Reiſe geht. Das Rauchwerk ſoll uns erquiken, und die Lieder ſollen uns wach erhalten auf der Reiſe. Man muß die Menſchen nehmen, wie ſie ſind!“

„Aber was ſoll Euer Fahnenträger und Eure Fahne? Sind denn Eure Leute lauter Unmündige, die man durch einen glänzenden Lappen führen muß? Wofür wäre die Anweiſung, wenn man durch eine Fahne geführt werden ſollte?“

„Sie iſt für den Fahnenträger. Der große Hauſe verſteht ſie nicht. Jezt kann er nicht irre gehen, wenn er nicht durchaus will. Ihr verirret Euch ſicher, hört mans ja ſchon, wie Ihr Euch über den Weg ſtreitet! Ohne Fahne kommt Ihr nie zur Quelle.“

„Man muß den ſteilſten Weg wählen.“ Sagten Einige. „Es iſt der geradeſte.“

„Man muß den ebenſten wählen, wenn er auch länger iſt;“ ſagten Andere.

„Der Weg mit den Klüften iſt der beſte,“

ſagten die Jünglinge und raſchen Männer. „Ueber die Klüfte ſpringt man leicht.“

„Wem ſein Leben lieb iſt, der bleibe von dieſem Wege,“ ſagten die Alten und die Weiber. „Man ſpringt ſo leicht hinein; und dann iſt man verloren.“

„Man muß recht viele Beeren unterwegs eſſen,“ ſagten die Kinder.

„Man muß gar keine eſſen,“ ſagten abgehärtete Männer.

Jede Parthei behauptete, es müßte ſo und müßte nicht Anders ſeyn.

Wenn die Menſchen heftig ſtreiten, ſo werden ſie blind. So begreift ſichs, warum die Leute nicht darauf merkten, daß ſchon Mehrere auf all den verſchiedenen Wegen nach der Quelle hingereiſet und geheilt worden, wenigſtens beſſer zurükgekommen wären.

Dieſer Verblendung war es auch zuzuſchreiben, daß ſie mit dem Streiten über den rechten Weg, und die Art zu reiſen, die beſte Zeit zur Reiſe verſäumten, daß ſie immer kränker wurden, und daß die Erhizung bei dem Streite eben auch nicht zu ihrer Geneſung beitrug.

Sie schienen überhaupt vergessen zu haben, daß nicht die Art der Reise, sondern das Trinken aus der Heilquelle die Hauptsache sey.

Endlich traten einige Männer auf, die immer in der Anweisung nachgesehen und sich reisefertig gemacht hatten. Ernst und liebreich redeten sie ihre Mitbürger von allen Partheyen an. „Ihr streitet ganz vergebens!" sagten sie. „Jede Parthey hat Recht und Jede hat Unrecht. Es giebt verschiedene Wege, zu der Quelle zu kommen; der steile Weg ist ein rechter Weg, aber der ebene auch. Das sagt die Anweisung ausdrüklich. Keiner ist also allein der rechte. Der, der sich noch stark fühlt, wähle den steilen; wer nicht gut steigen kann, wähle den ebeneren Weg. Der rasche Jüngling springe über Klüfte. Der Alte kann dies ja natürlich nicht. Jeder esse so viel von den erquikenden Beeren, als er nöthig hat. Dafür stehen sie an den Wegen. Ihr erinnert Euch vielleicht nicht mehr, daß selbst die Bergbewohner auf verschiedenen Wegen zur Quelle gereiset sind! Lasset doch jenem Haufen seine gemalte Quelle, sein Rauchwerk und seine Lieder. Wenn sie nur darüber nicht die

rechte Quelle vergeſſen! Wenn ſie durch die Lieder ermuntert, durch das angezündete Rauchwerk erquikt werden und deſto muthiger fortreiſſen! — Wenn es nur nach der Quelle zu geht! — Indeß — fuhren ſie fort, wollen wir nicht auch mit Euch ſtreiten. Machet es jezt, wie Ihr wollet. Wir müſſen fort.“

Sie wollten Abſchied von den Streitenden nehmen; aber ihre Worte, Ihr Ernſt und ihre Liebe hatten gewirkt. „Gehe Jeder den Weg, unter den bezeichneten, den er für den beſten hält!“ ſagten ſie. „Und trennen wir uns wie Brüder!“ — Sie ſangen das Lied:

„Wir glauben All' an Einen Gott!“

reichten ſich die Hände, und ſchieden von einander mit den Worten:

„An der Quelle finden wir uns wieder!“

Auch viele von denen im Thale Zurükgebliebenen machten ſich auf den Weg nach der Quelle, weil ſie merkten, daß ſie durch alle ihre ſelbſterfundenen Arzeneien nicht beſſer wurden. Viele ſtarben an der Krankheit. Lange Zeit hernach wurden die Uebrigen durch eine fürchterliche Erderſchütterung und Waſſerfluth, nach den Gebirgen

hin getrieben. Halbtodt kamen ſie auf dem Gipfel an. Hier ſahen ſie die Quelle, die ſich zu einem großen See ausgedehnt hatte und einen balſamiſchen Geruch duftete. Manche kletterten hinab, tranken noch jezt aus der Quelle, und wurden mit der Zeit beſſer. Viele aber wurden von dem Dufte betäubt, erſchraken vor dem groſſen See und ſtürzten über den Felsklippen herab. Man kann denken, wie ſie ſich verwundet, zerſtoßen, zerſchüttert, wie übel ſie ihren ganzen Körper zugerichtet hatten. Auch ſah man ſie nicht mehr; ſie ſchienen getödtet worden zu ſeyn durch den Fall. Aber doch wollten Einige behaupten, daß ſie nicht an ihren Wunden ſterben würden. Das Waſſer der Quelle werde endlich bis zu ihnen ſteigen, und es habe eine gar wunderbare und allheilende Kraft!

Vielleicht iſt es blos eine Hoffnung, die ihnen Mitleid eingab. Aber warum ſollten wir es nicht mit ihnen hoffen, da die Quelle ſo reich an Heilkraft iſt, und da die Unglüklichen auch Menſchen ſind?

Neun und vierzigster Brief.

Edelwald an Wandulf.

Werdau.

Jezt freu' ich mich doppelt, daß ich auf dem Lande lebe, lieber Wandulf. Nicht blos darum, weil man dort mehr sich selbst leben kann, weil mein Weib eine Aeone ist, der ich Alles mittheilen kann, die mir alles erwiedert: nicht blos, weil man dort die Natur in ihren mannichfaltigen Reizen sieht, fült, genießt, sich mit ihr verheiratet in und aus Liebe — vielleicht die Einzige glükliche Polygamie, die es geben mag, die von Göthes Fernando nicht ausgenommen! — Nein; jezt hauptsächlich um nicht in die Gefahr zu kommen, so ein Ehemann, eine Ehemannsmaschine zu werden, wie Grambold worden ist. Gewis erinnern Sie sich seiner noch von Göttingen her. Sie wissen, der Mensch hatte manche schöne Anlage, die auch nicht ohne Aus-

bildung blieben. Immer ſucht' er ſich Weiber auf: aber eigentlich lüſtete er ſie nur und liebte ſie nicht. Darum ſucht' er auch nur die, die ſich leicht finden ließen. So lernt' er den beſſeren Theil dieſes Geſchlechts nicht kennen, lernte das Geſchlecht nicht achten. Er mißtraute ihnen und ihrer Tugend; er fieng an, ſie zu verachten. Eine Art von Atheiſmus, ärger als der, deſſen man Spinoza und Fichte beſchuldigte. — Indeß blieb es immer ein Menſch von Geiſt und Leben. Jezt hat mich eine Geſchäftsreiſe nach Brandhorſt geführt, wo er lebt und verheiratet iſt. Was iſt aus dieſem Gramblod worden! Er hat eine Frau, die nicht ohne Reize, auch nicht ohne Bildung iſt. Sie ſchäzt Bildung und gebildete Menſchen mehr als er, der ſich an Allem überſätigt zu haben ſcheint, und wieder zu dem Allergemeinſten zurük gekehrt iſt. Sein Weib verdient Achtung; ſie hat viel Edles in ihrem Weſen. Ihr Hauptfehler iſt wol, daß ſie ſtolz und heftig, alſo kein Weib iſt. Dieß und ſeine Kälte, ſein Egoiſmus und ſeine Ausſchweifungen, Quell und Folge von beiden, hat, wie ich höre, arge Szenen zwiſchen dem Ehepaar

veranlaßt. Jezt giebt es weder arge noch andere Szenen, außer langweiligen. Die Frau thut Alles pünktlich, was ſie thun ſoll; aber offenbar, weil ſie es ſoll. Ihr ganzes Wirken und Leben trägt das Gepräge der Pflicht ſo auffallend, wie ein ehemaliges Preußiſches Exercitium; ſie begehrt es auch gar nicht zu verbergen, daß ſie nur ihre Pflichten erfüllen wolle, aus Pflicht. Grambold theilt ſeine Zeit zwiſchen Geſchäft, Eßen, Klubb und Schlaf. An Unterhaltung iſt gar nicht zu denken. Ein ſolcher Menſch iſt weder Gatte noch Vater. Die Frau hat gar nichts an ihm; ſie iſt Witwe von Seite des Geiſts und des Herzens. Der Mann führt ſein eigentliches häusliches Leben im Klubb, Kolleg, in der Reßource, oder wie ſo eine Zeitungs- Tabaks- und Spielſchenke heißen mag. Zu Hauſe hat er nur ſein Kosthaus. Und was kann er von dorther mitbringen? Dort giebt es nur Hausmanns-Bonmots, Spielraffinements und Spieldebaten, Zeitungsleſerei, die auch für den politiſchen Kopf keinen Werth hat, weil nur geſchrieben wird, was man glauben ſoll, und politiſche Kannengießereien, die unter allen Gieße-

reien und Kannenfakriken, die unfehlbarſte Waare liefert. Denken Sie ſich ſelbſt, wie ſich ein ſolcher Mann, im Verhältniß mit ſeiner Frau ausnehmen muß, wenn er am Morgen frühſtükt, Tabak raucht, an ſein Geſchäft ſchleicht, zum Mittageſſen kommt, noch über ſeinem Geſchäfte brütet, ſeine Sieſte hält, in ſein Kolleg geht, ſpielt, auf ſich warten läßt, iſſet, noch in einem Roman lieſet, und dann zu Bett geht; und wenn ſich dieſe intereßante Abwechſelungen alle Tage wiederholen. Ich hab' einmal bei dem reßourcenloſen Reßourcenjäger Grambold ein ſolches Taggeſpräch beobachtet und mir aufgezeichnet. Es beſtand in folgenden, bedeutenden männlichen Aeußerungen:

1.

(Morgenunterhaltung.)

„Guten Morgen Roſalie!"

„Haſt Du gut geſchlafen?" — (gähnend.)

„Wieder einmal ſchlechte Milch!" — —

„Laß mir doch heute die alten Stiefeln puzen; die neuen drüken mich." — —

„Den Raßeur ſchaff' ich auch ab. Was das ein Ausbleiben iſt!"

„Iſt denn die Zeitung noch nicht gekommen? laß doch einmal nachſehen.“

2.

(Mittagsunterhaltung.)

„Eine soupe aux herbes könnteſt Du auch öfter machen laſſen. Sie kommt viel zu ſelten.“ —

„Hat der Schneider die neue Pantalons noch nicht geſchickt?“

„Wir wollen in Zukunft um halb zehen Abends eſſen. Um neun Uhr iſt gewöhnlich die Partie noch nicht aus.“

„Das Ragout ſchmekt wieder nach gar nichts. Laß doch mehr Gewürz daran thun.“ — —

„Aergerlich iſts doch, daß man keinen Hund mit in die Reßource nehmen darf. Der Aly hat gar keine Bewegung. Nimm ihn doch mit, wenn Du ausgehſt.“ — —

„Bringe mir doch eine Bouteille Unkſteiner. Der Tiſchwein ſchmekt mir heute gar nicht.“

(Eine Zeitung wird gebracht, und geleſen.)

„Nun haben die Engländer, Walchern wieder geräumt. Das Miniſterium weiß doch nie, was es will.“

„Was? Südamerika hätte ſich unabhängig erklärt? Da haben ſie recht gehabt, die Leute. So wird es allen Deſpoten noch ergehen. Die Nationen werden doch endlich des Druks müde werden. Ein herrliches Wort, was Beaumarchais ſagt: Ils sont grands, parceque nous sommés à genoux. Levons nous!"

(Er hatte das geſtern in der Reßource von einem politiſchen Avanturier gehört. Seine Gattin lieſet übrigens nie politiſche Zeitungen.)

3.

(Abendunterhaltung.)

„Dieſen Abend hab' ich ein raſendes Gnignon gehabt. Mit drei Matadors, ſechs Trümpfen, einer Force und einer Renonce, einen Solo zu verlieren! Es iſt unerhört."

(Seine Frau ſpielt nie.)

„Der Aßeßor B. thut aber auch gar nichts mehr, als ſpielen. Es iſt immer, als hab' er Einem in die Karten geſehen, ſo genau weiß er, was man in der Hand hat." —

„Es iſt doch auch ſchreklich heis hier!"

„Sind keine neue Bücher aus der Leihbibliothek gekommen?“ —

„Schike mir doch den George mit der Laterne jezt alle Abend. Es iſt zu dunkel.“ —

(Er blättert in den Büchern aus der Leihbibliothek.)

„Altes, abgedroſchenes Zeug! Peregrine Pikle! — 1776! Warum nicht lieber aus dem fünfzehenten Jahrhundert! — Heſperus? — Hundspoſttäge! Dummes Zeug! — Allmanach dramatiſcher Spiele! — Gottlieb Merks! — Soll eine Satyre auf Merkel ſeyn. Gut! das les' ich gerne!“

„Gute Nacht Roſalie!“ —

Da hatte ja Kopf und Herz des Weibs, Nahrung bekommen, durch dieſe geiſtreiche Unterhaltung! Und das gute Weib, ein perſonifizirtes Sittengeſetz, ohne Genuß und ohne Liebe, wie dieß, — ſchien das ſo gewohnt, erwartete ſo wenig etwas Anders, hatte ſich ſo ſichtbar in ihre Haushälterinnenrolle ergeben, daß man tiefes Mitleid mit ihr gefült hätte, wäre nicht zugleich ein gewiſſer Stolz und ſtiller Troz bemerklich geweſen, der dem ſchönſten Weib allen Reiz

nimmt, und an dem alles Mitgefül ſchwächt. Sie that Alles, was ihr Mann wollte; ſagt' ein trokenes: Ja, zu dem, was er antwortete, und ein eben ſo trokenes: ſo?, wenn er etwas bemerkte. Es war eine Unterredung, bei der man einen Taubſtummen hätte beneiden können. O! Wandulf, wenn ich zu einem ſolchen Oelmülenpferd geworden wäre, wenn ich meine herrliche Aeone zu dem troken-moraliſchen Pfahl verhölzert hätte, der ſich bewegt, wenn das Pferd geht, und ſteht, wenn es ſteht!! Und wär' ich ganz ſicher davor geweſen, wenn ich in der Nähe eines ſolchen Iſolirhauſes, einer ſolchen Männerkaſerne gelebt, und das Beiſpiel der Männer rings um mich her, geſehen hätte? Grambold war ſo reizbar, ſo empfänglich für die mannichfaltigſten Eindrüke, bedurft' und ſucht' ſie, ſo gut wie ich. Seine Roſalie iſt nicht ohne Bildung und nicht ohne Reiz. Und doch! — Ich ſchaudere vor dem Gedanken.

Wie iſt's doch bei uns ſo anders! Wie unerſchöpflich ſind die Gegenſtände unſerer Unterhaltung! Nichts iſt für uns unwichtig, nichts unintereſſant, was Eins ſagt, erzält, bemerkt,

wünſcht; ſchon deswegen weil es von dem Andern bemerkt oder gewünſcht wird. Jezt, da die überſeelige Aeone Mutter iſt, da ſie unaufhörlich an ihrem kleinen Liebling beobachtet, immer etwas Neues ſucht und natürlich, auch findet, giebt es ſo viel zu erzälen, zu bemerken und zu projektiren, daß uns kaum Zeit zu einer Lektüre oder zu einer Muſikparthie übrig bleibt. Nur ſind wir über zwei Punkte, verſchiedener Meynung, die ich Ihrer Weisheit zur Entſcheidung vorlegen ſoll und gerne vorlege, weil ich weiß daß Sie recht haben, wenn Sie auch gegen mich entſcheiden.

Der Erſte betrifft die Wartung und Pflege unſers Eduards. Aeone hat eine Kinderwärterin; aber nur zum Schein. Sie iſt's ſelbſt. Sie waſcht, badet, füttert, ſchleppt den kleinen Menſchen. Sie thut eben Alles. Die Wärterin bringt ihr das Nöthige herbei und ſieht zu. Nachts ſchläft er an ihrer Seite und am Tage kommt er auch nicht weit weg. Das Alles iſt recht gut und löblich: aber ich fürchte nur, daß ihre Geſundheit darunter leidet. Schon ſcheint ſie viel von ihrer blühenden Farbe verloren zu

haben. Wär' etwas zu thun, was die Wärterin nicht eben so gut thun oder dieß wär' eine Perſon, auf die man ſich nicht verlaſſen könnte: ſo mögt' es gehen. Es wär' ihre Pflicht. Aber das Waſchen, Anziehen, Füttern ſind ſo mechaniſche Beſchäftigungen, daß ich ſicher bin, Roſine hat mehr Fertigkeit darin, als Aeone. Und dann die Störung in der Nacht! Bei der geringſten Bewegung des Kinds ſich aufgerichtet, nachgeſehen, gehorcht, zurechtgelegt, oft aufgeſprungen, troken gelegt, anders gebettet! Da iſt weder Ruhe noch Raſt! Ich begreife nur gar nicht, wie ſie noch am Tage ſo munter ſeyn kann. Und wenn ich noch ſo ernſtlich etwas ſage, ihr Vorſchläge thue, wenigſtens Nachts mit Roſine abzuwechſeln, ihre Geſundheit nicht ganz zu zerſtören, ihre Kräfte nicht ohne Noth aufzuopfern: ſo hört ſie Alles an, tändelt mit ihrem Eduard, macht mich aufmerkſam auf ſein Lächlen, auf ſeine Grübgen in den Wangen, auf ſeinen Blik, und wenn ich mir durchaus Gehör verſchaffen will, ſo klopft ſie mir auf den Baken, giebt mir einen Kuß, ſpringt fort mit dem Knaben, und ſagt: „Das verſtehſt du nicht!“

Wirklich Wandulf, müſſen Sie ihr ernſtlich darüber zureden. Ihnen glaubt ſie.

Dann iſt noch Eins, worüber wir uns manchmal ſtreiten. Aeone wär' eine gute Katholikin geworden; denn ſie liebt die Feſttage, und freut ſich darauf, wie die Kinder auf das Chriſtfeſt. Da ſollen alle Namens- und Geburtstäge gefeiert werden und unſer hoher Vermälungstag, und der Tag, an dem Eduard entwöhnt wird, und ich weiß nicht, welche Tage noch roth in ihrem Kalender ſtehen. Das ſcheinen mir nur Kindereien. Wir ſind jeden Tag froh und fromm; jeder Tag iſt alſo bei uns ein Feſttag. Was bedürfen wir noch Anderer? Wenn Grambold und ſeine Roſalie manchmal ſo einen Tag beſtimmten, wo er aus der Reßource bliebe und für ſeine Familie lebte, wo ſie einmal die pflichtmäßige Hausfrau ablegte, und die liebende Gattin ſpielte: ſo hätte das noch einen Zwek. Man erinnerte ſich doch manchmal wieder, was eine wahre Ehe iſt. Aber Aeone und ich leben immer für einander; ſie ſpielt die liebende Gattin nicht, ſie iſt Eine, jeden Tag. Was ſoll alſo ein ſolches eheliches Hoffeſt? Und

dann kömmt mirs ſo lächerlich vor, wenn der Mann aus der gemeinſchaftlichen Kaſſe etwas nimmt, um der Frau ein Geſchenk zu machen, und dann die Frau zur Dankbarkeit, etwa die nemliche Summe aus eben dieſer Kaſſe nimmt, um das feine Cadeau eben ſo fein zu erwiedern. Es erinnert mich immer an den alten Junggeſellen von E., der aus Einem Beutel, gegen Zinſen in den andern lieh, und pünktlich Rechnung über jeden führte. Das Alles hab' ich ihr geſagt; aber ſie läßt ſich nicht abbringen von ihrem Sinn; nennt meine Gründe eheliche Freigeiſterei, ſchilt mich einen ruchloſen Menſchen, und mir wird an jedem Geburtstag ein Feſt gegeben, als wenn ich ein Fürſt wäre, und dabei geſagt, ſie gebe ſich ſelbſt das Feſt, wenn ich es für mich nicht wolle. Was ſoll ich nun thun? Gründe richten bei den Weibern wenig aus. Alſo müſſen Sie ein Machtwort ſprechen, ſonſt haben wir jeden Monat ein Paar Feſttage, wenn die Familie heranwächſt.

Fünfzigster Brief.

Wandulf an Edelwald.

Grenzau.

So betrübt mich der Anfang Ihres Briefs gemacht hat, so sehr hab' ich lachen müssen über den Schluß. Der arme Grambold! Die unglükliche Roſalie! Zwar hat er ſein Schikſal verdient. Dieſe frühe Abneigung gegen ächtjungfräuliche, reine, zurükhaltende Weiber, und ſein Hang zu leichten Koketten, die auf halben Weg entgegenkommen, nur liebeln nie lieben, nur geben um zu feſſeln und am Ende Alles geben um feſt zu halten; ſeine Liebe zu Spiel und Trinkgelagen, verbunden mit dem Mißtrauen in weibliche Tugend, einem Unkraut, das auf ſolchem Boden reichlich wuchert, haben ihn frühe zum Genuß des reinen häuslichen Glüks unfähig gemacht. Aber Roſalie konnt' eine glükliche und beglükende Gattin werden, wenn ſie einen Hugo

oder Edelwald zum Gatten bekommen hätte. Liebe würd' ihre Heftigkeit gemildert, und ihren Stolz langsam weggeschmolzen haben; denn Beides besteht nicht bei Liebe. Noch jezt ist sie mir ehrwürdig, sehr ehrwürdig, so sehr Sie auch über ihre strenge Pflichterfüllung spötteln mögen. Was soll sie denn bestimmen zum Handlen, Dulden und Verleugnen, da sie auf keine Liebe hoffen darf und keine in sich fült? Oder kann man denn auch so einen groben Egoisten lieben, wie Grambold ist, so lang' er das ist? Gut, wenn das Schiff mit vollen Segeln fahren kann; wenn der Mensch durch Liebe getrieben wird, zum Erfüllen seiner Bestimmung. Aber bei gänzlicher Windstille muß es fortgerudert, oder am Schlepptau fortgezogen werden, Pflicht muß eintreten, wo keine Liebe möglich ist. Ist Grambold noch zu bessern; kann er sich noch erheben zum Glauben an eine weibliche Tugend: so ist es nur auf diesem Wege möglich, wenn er sieht, daß bei seiner Gattin keine andere Absicht denkbar ist, als Erfüllung ihrer Pflicht. Doch daran zweifl' ich. Wer sich selbst so abgestumpft, alle höhere Bedürfnisse so in sich erstikt hat, zu einem blos

ſein-ſinnlichen Thier herabgeſunken iſt, der kann nur gehoben werden, wenn ein himmliſcher Stral ihn durchblizt, durch Religion oder Liebe. Und da muß ein Gott wirken; ein Menſch vermag es nicht. Traurig nur, daß ſo viele Männer in dieſem Falle ſind; ſo todt für Alles Höhere, Geiſtige, daß der Leichenduft uns oft anekelt, in Geſellſchaft der blühendſten Menſchen.

Ob Sie je ſo hätten werden können, wenn Sie in der Stadt gelebt hätten? Nein, Edelwald; ſo wie Grambold, und bei einer Aeone gewis nicht. Aber hätten Sie ein Weib an der Seite, das Ihnen wenig geben könnte, wenig wäre, und Sie lebten in einer Stadt, wo Alles Abends die Reßourcen, Klubbs und Kollegien beſuchte; ſo würden Sie aus Langeweile manchmal und bald immer öfter hingehen. Sie würden rauchen, weil Andere rauchen, ſpielen weil Andere ſpielen, und kannegießern, weil Jedermann es thut. Sie würden ſich vielleicht daran gewöhnt haben, und auch dieſe Gewohnheit würde zur andern Natur werden. Das Reßourcebeſuchen und ſpielen iſt wie das Tabakrauchen und Tabakſchnupfen. Mag es uns gleich An-

fangs zuwider ſeyn; es kann uns ſo zum Bedürfniß werden, daß wir es nicht laßen können. Wär' es auch widrig, dem Weibe, den Kindern und Allen, die ſich uns nähern; wir ſezen es doch fort, weil man ſich zu ſehr an das Opiat, an das Reizmittel gewöhnt hat. Und doch giebt es kaum etwas, das den häuslichen Lebensgenuß und alle wahre Geſelligkeit ſo ſehr ſtörte, als dieß tägliche Kolleg- oder Klubblaufen, daß Iſoliren von ſeiner Familie, von aller geſellſchaftlichen Unterhaltung, von Allem, was geiſtig heißt, und geſellſchaftliche Humanität erfodert. Das tägliche Spielen troknet Geiſt und Herz ſo aus, daß am Ende nichts übrig bleibt, als ein gewiſſer Scharfſinn im Kombiniren, wie man einen ſchlechten Gaſto gewinnen, oder einen guten Solo verlieren machen müſſe. Die Freude darüber, wenn es gelingt, iſt oft noch die Einzige Freude, deren ſo ein lebendiger Kartenkönig fähig iſt. Darum ſind auch meiſt ſolche Menſchen ſo einfältig und ſo unerträglig langweilig, daß ſie überall zu ſchlafen ſcheinen, und erſt am Kartentiſch erwachen. Dabei regt es Leidenſchaften, wenigſtens Neigungen auf, die zu den un-

edelsten gehören, — nemlich Habsucht und Schadenfreude, und das oft bei den liberalsten, besonnensten Menschen. Daß die Gattin nichts an einem solchen Gatten und die Kinder nichts an einem solchen Vater haben, versteht sich von selbst. Ist denn das Weib sich nicht selbst genug, — und wie selten sind das, rein-weibliche Wesen. — Wesen? — oder ist sie nicht ganz Mutter; so macht sie sich auch ihre Spiel- Medisir- oder gar Liebespartieen, und die Kinder sind verwaiset in Hinsicht auf ihren Kopf und ihr Herz.

Sie bei Ihrer Neone sind indeß nicht in Gefahr, und wenn Sie in die klubbs- und ressourcenreichste Stadt versezt würden. Ich habe sie wieder von Neuem schäzen gelernt, gerade durch das, worin sie Ihnen widerspricht. O! wie recht hat sie, die Wärterin ihres Kinds — nicht zu machen, sondern zu seyn! Es ist höchst-traurig, wenn die Mutter glaubt, sie könne dieß Geschäft mit gutem Gewissen, einem fremden Mietling überlassen, weil diese ihr Kind waschen, füttern, pflegen kann so gut wie sie, oder geübter ist wie sie. Dem Herzen des

Kinds muß etwas gegeben; ſein Menſchengefül muß genährt und aufgepflegt werden, indem man ſeinen Körper nährt und pflegt. Liebe iſt ſo unentbehrlich, um den Menſchen in dem Kinde zu nähren, wie es Milch iſt, zur Nahrung für das Thier in dem Kinde. Nur durch ſie wird in dem Kinde Liebe geweckt, zu den Nächſten ſeines Kreiſes, die ihm Repräſentanten der Menſchheit und der Gottheit ſind. Und dieſe Liebe iſt die Wurzel, durch die es geiſtiges Leben ſaugt aus dem Univerſum, durch die es zuſammenhängt mit der Menſchheit, durch die es ein Menſch wird. Trägt eine Wärterin dieſe heilige Liebe zu dem Kind in ihrer Bruſt und kann ſie's? Kann ſie alſo die Stelle der Mutter erſezen? Und erſezte ſie dieſe einigermaßen; — ich mögte ſagen: deſto ſchlimmer! Die Pflegerin, nicht die Gebärerin iſt ihm dann Mutter. Ihr und nicht der Mutter nach dem Fleiſche, entfaltet ſich die Erſte Blüte der kindlichen Liebe. Den Erſten Eindruk von Liebe macht die Wärterin auf das Kind; und er iſt nur auszulöſchen, wenn dieſe ihn ſelbſt auslöſcht. Eine Aeone könnt' ihn freilich auslöſchen

und auf ſich ziehen, durch höhere, feinere Liebe: aber ſie wird auch ihr Kind nicht blos einer Wärterin überlaßen, eben weil ſie Aeone iſt. Ich begreife nicht, wie ſich Mütter die Pflege ihrer Kinder verſagen können. Sie haben die ſchönſte Belohnung, den höchſten Mutterſegen, einer fremden hingegeben; bezalen noch Geld dazu, nur — um nicht im Schlaf inkommodirt zu werden, um ungeſtört öffentliche Luſtbarkeiten beſuchen, eine Parthie Whiſt ſpielen oder einen neuen Roman leſen zu können. Eine Kleinigkeit gegen dieſen Leichtſinn wars dagegen, als jener General ſeinen von Friedrich den Großen erhaltenen Orden verſezte, um Geld zum Pharao zu bekommen. Es war doch nur ein Orden, nur von Friedrich gegeben; und er verſezt' ihn doch nur! Doch; ich mag nicht ſpotten. Das Herz blutet mir jedesmal, wenn ich ein Kind ſehe, das auf der Mutter Arm, nach ſeiner Wärterin weint. O! die Arme, die ſich ſelbſt aus dem Paradieſe vertrieben hat, wie werden die Dornen und Diſteln der liebeleeren Mutterſchaft, ſie noch im Alter ſtechen! Daher unter Andern kommt es, daß die Bande zwiſchen Ael-

tern und Kindern in den höheren Ständen so lose sind, und immer loser werden, je höher der Stand ist. Nicht durch die Geburt werden diese Bande geknüpft, sondern durch sorgsame, pflegende, freudeschaffende Liebe, womit sich in diesen Ständen, in der Regel, die Mutter am wenigsten abgiebt.

Lächeln mußt' ich über Ihre Besorgniß, daß Aeone durch die Pflege ihres Kinds, ihre Gesundheit zerstören werde. Nein; dafür hat der Schöpfer des Mutterherzens besser gesorgt. Befriedigte Mutterliebe ist besser, auch gesunder als Schlaf. Das Kind schläft statt der Mutter, für die Mutter, so wie sie Speise genoß, statt des Kinds und für das Kind, vor seiner Geburt. Das Bewußtseyn: jezt hat Dein Kind Alles, was es haben wollte; seine Bedürfnisse hast Du sämmtlich befriedigt; jezt schläft es wieder ruhig! — diese Lebensarzenei für die Mutter, stärkt mehr als aller Schlaf. Ich sah schwächliche Mütter, die während der Pflege ihres Kinds wieder aufblühten, als ob sie das stärkste Stahlwasser getrunken hätten. Ich sah Wöchnerinnen, die ihr krankes Kind nicht vom Bette ließen,

und ſich wol befanden, ſobald es genas. Lieber Edelwald; eine Mutter kann Alles ertragen und vertragen, wenn es das Wol ihres Kinds gilt. Ihre Aeone hat recht: das verſtehen Sie noch nicht; Sie werden's aber verſtehen lernen.

Und auch in dem andern Punkt hat ſie recht, in dem Sie verſchiedener Meinung ſind. Familienfeſte müſſen ſeyn wie Gottesdienſtliche. Alles, was in dem Gemüt aufgefriſcht, deſſen Eindruk erneuert werden ſoll, ward und wird es am Natürlichſten durch ein Feſt. So gewis Religion abſterben würde in der Welt, — wenige Erwälte ausgenommen: ſo gewis werden alle Familienbande loſer, ohne Familienfeſte. Der menſchliche Geiſt und das menſchliche Herz bedürfen gewiſſe Abſchnitte, Ruhepunkte, oder vielmehr Erhebungsperioden, wo das gewöhnliche Leben bei Seite gelegt wird, und ein Anderes eintritt; — einen Sonntag unter den Werktagen, ein Stük Poeſie unter der Proſe des Alltagslebens. Unter allen Völkern, zu allen Zeiten wurd' Intereſſe für einen Gegenſtand, durch Feſte unterhalten, wenn man es erhalten wollte. Nicht blos Religion, auch Vaterlands-

liebe, Patriotismus, Körperkraft und Gewandheit hatten und haben Ihre Feste, wurden und werden wichtig erhalten durch dieſe Feſte. Warum Häuslichkeit, Familienliebe nicht? Durch ſolche kleine Feſte wird in Bewegung geſezt, was vorher ſtokte. Es wird ein Sinn, es werden Kräfte in Anſpruch genommen, die man im Alltagsleben nicht benuzt. Welche Schlauheit im Ausforſchen deſſen, was man bedarf oder wünſcht! Welche Behutſamkeit, alle Anſtalten zu verbergen! Welcher Scharfſinn, Alles gut zu wälen! Welcher Aufwand von Kunſttalent, im Zeichnen, Malen, Stiken, in Muſik und Poeſie! Es iſt dann ein verborgenes Leben im Hauſe, wie ein Früling, in der Natur, und mit Jubel und Herrlichkeit bricht es aus, wie in ihr.

Wie mögen Sie doch darüber ſpotten, daß man ſich aus Einer Kaſſe beſchenkt? Es kommt ja nicht auf den Werth deſſen an, was man ſich giebt, ſondern auf die Wahl. Ein Bedürfniß des Andern erraten, eh' es ſich deſſen ſelbſt bewußt war, ſeinen Wunſch, eh' es ihn ausgeſprochen hatte; ſeinen Geſchmak treffen, ein klei-

nes Feſt bereiten, das ganz auf das Andere berechnet iſt: darin, und nicht in der Koſtbarkeit des Geſchenks zeigt ſich der ſchöne Geiſt der Liebe, der nicht blos Alles glaubt und Alles hofft, ſondern auch Alles erräth. Solche Geſchenke können auch Beziehungen andeuten, ſtillſchweigends Abſichten verraten, die uns unendlich wol thun. So ſah ich in einer Art von Taſchenbuch eine Sammlung kleiner Zeichnungen, deren jede an eine Szene erinnerte, bei der die Freundinnen ſehr glüklich geweſen waren. Mir wurd' einmal ein Tintenfaß, ein Leuchter, ein Zahnſtocheretui und eine Lorgnette mit einer feinen Kette geſchenkt, und ich begriff ſelbſt den Zwek der Wahl nicht gleich. Aber bald bemerkt' ich, daß ich immer etwas von dieſen Geſchenken in meiner Nähe haben mußte, und der Wunſch der Geliebten ſprach ſich ſehr zart aus.

Kurz; ich hätt' Ihnen nicht zugetraut, daß Sie gegen ſolche Feſte ſeyn würden, und ich komme in die Verſuchung, auf Sie anzuwenden, was Göthe ſeinen Werther, von jenem weiſen Doktor ſagen läßt: er hab' ihm Sinn zugetraut, weil er Verſtand an ihm bemerkt habe. Aber

ich wiederhol' auch hier: der Sinn wird schon erwachen, wenn Ihnen Aeone ein Paar Feste veranstaltet hat.

Leben Sie wol.

Ein und fünfzigster Brief.

Theophan an Adelheid.

Brukholm.

Schon lange hört' ich nichts von Ihnen, liebe Adelheid; aber ich denke, das iſt deſto beſſer. Das ſind die glüklichſten Familien, wie die glüklichſten Staaten, von denen man nichts hört. Ich hoffe Sie haben ſich in Ihren nächſten Umgebungen eine Welt geſchaffen, die Ihnen genügt; und wäre das auch nicht, ſo bin ich immer für die innere Ruhe eines jeden Menſchenweſens unbeſorgt, in dem ich ächte Religioſität kenne. Noch vor wenigen Tagen hab' ich davon eine Erfahrung gemacht, die mich unbeſchreiblich in dieſem Glauben geſtärkt hat.

Lange Jahre war ein Schiffskapitain nach Frankreich gefahren und glüklich gefahren. Er wollte jezt ſein Schiff einem Andern überlaßen und bei ſeiner Familie bleiben. Die Einrichtung

war aber nicht ſo geſchwind zu machen; er muß-
te es noch einmal führen. Schon war er auf
dem Rükweg als ihn ein heftiger Windſtos vom
Verdek riß und in die See warf. Das Schiff
fuhr gerade mit vollen Segeln; er war nicht zu
retten. Wolbehalten kam das Schiff im Hafen
an; es hatte nichts als ſeinen Führer verloren.
Ich bekam den traurigen Auftrag, der uns Pfar-
rern gewöhnlich wird, der Frau dieſe Nachricht
zu bringen, die mit glühender Sehnſucht ihren
Mann erwartete, der ſie nun nicht mehr verla-
ſen wollte. Zum Glük wußt' ich, daß ſie reli-
giös iſt. In ihr wohnt ein ſo feſter, lebendiger
Glaube an eine beſſere Zukunft, an Wiederfin-
den ſeiner Geliebten nach dem Tode, und an
Fortdauer der Liebe, daß ich hoffte, ſie dabei fa-
ſen zu können. Sie war einmal mit ihrem Gat-
ten im ſüdlichen Frankreich geweſen, und die
Gegend von Bourdeaux hatte ihr vorzüglich ge-
fallen. Darauf hatt' ich eine Einleitung gebaut,
und gieng zu ihr. Sie wußte noch nichts von
der Ankunft des Schiffs.

Ich fand ſie äußerſt lebendig und geſchäftig,
mancherlei einzurichten und zu ordnen. Als ich

ſie um die Urſache dieſer Geſchäftigkeit gefragt hätte, ſagte ſie gleich und ſehr froh, ſie habe Nachricht, daß ihr Mann in den nächſten Tagen ankommen werde.

— „Das Schiff iſt angekommen, und ich habe Ihnen Nachricht vom ihm zu bringen.“ —

„Nachricht von ihm? Und er iſt nicht ſelbſt da? Mein Gott! was iſt das?“

„Er iſt zurükgeblieben: aber an einem ſehr guten Ort.“

„Zurükgeblieben? Und hat ſein Schiff allein fahren laſſen? Ach Gott! haben Sie mir etwas zu hinterbringen. Sagen Sie mirs!“

„Ich ſagt' Ihnen ja, daß ſein Schiff glüklich angekommen, und daß er allein zurükgeblieben ſey!“ —

„Aber wo denn? Warum denn?“

„Hören Sie! — Ihnen Beiden hat es im ſüdlichen Frankreich ſo ſehr gut gefallen. Sie waren ganz entzükt, als Sie zurükkamen. (Das Alles war buchſtäblich war.) Beſonders iſt eine Gegend um Bourdeaux, die Sie für die ſchönſte auf Erden erklärten. Sie haben ſo oft davon geredet. Ganz unerwartet iſt ihm eine Gelegen-

heit gekommen, ſich dort niederzulaſſen. Er hat ein Landgut gekauft.“ —

— „Dann will ich gleich auch dahin.“

— „Das wird nicht gehen, Liebe. Sie werden ſich eine Zeitlang trennen müſſen.“

„(Schnell) Und warum trennen? (Langſam, bedenklich, und mit ſtarr auf mich geheftetem Blike) Warum trennen?“

„Sie ſollen hier ſich von Allem los machen, Ihr Haus verkaufen, die ausſtehenden Schulden einkaßiren, und ihm dann nachkommen. Er will dann dort Alles für Sie einrichten; und es wird Ihnen gewis gefallen.“

„(Mißtrauiſch-forſchend.) Iſt es denn auch wirklich ſo? Ach! ich fürchte“ — —

„Es iſt noch weit beſſer! Ihr Scheldau hat ſich an einem weit ſchönern Orte niedergelaſſen, als Frankreich Einen hat. Er beſizt mehr, [illegible]“ —

„Ach! er iſt todt! er iſt todt!“ (Sie ſtürzte auf ihre Kniee und weinte heftig.)

Ich ließ ſie ruhig weinen. Der Erſte Schmerz muß ſeine Rechte behaupten. Ihr Wei-

nen wurd' allmälich ſanfter; es gieng in laute Klagen über.

„Ach Gott! warum? Warum jezt? — Es iſt Dein Wille: aber wie hart! Wie hart!"

„Sein Rath iſt wunderbar, aber Er führt Alles herrlich aus," ſagt' ich ſanft.

„O! mein Gott, gieb mir Kraft! Verlaß die arme Witwe nicht — die Witwe die allein ſteht." — (Ein heftigerer Thränenſtrom.)

Das dauert' etwa eine Viertelſtunde fort. Nun ſtand ſie auf, reichte mir die Hand und ſagte:

„Jezt erzälen Sie mir! ich bin gefaßt! das Schlimmſte weiß ich ja, denk' ich."

„Ja; das wiſſen Sie. Er hat nichts gelitten; vermutlich vom Sterben nichts empfunden."

Ich erzält ihr ſeine Todesart. Sie weinte ſanft fort. Endlich ſagte ſie gefaßter: „Ja; es war Gottes Wille. Er hatte mir ihn gegeben; Er hat mir ihn genommen. — Noch kann ich nicht ſagen: Sein Name ſey gelobt! Aber im Glauben ſag' ich: Was Gott thut, das iſt wol gethan."

So gefaßt hab' ich ſie nachher immer gefun-

den, und immer gefaßter. Jenes Leben, Wiederfinden in jenem Leben, ewige Dauer der Liebe, das ſind jezt ihre Lieblingsgegenſtände. Sie würde verzweifeln, wie jedes liebende Herz, wenn ſie das nicht feſt glauben könnte; und ich bin überzeugt, daß ſie nie geliebt haben, die Menſchen, die keine Fortdauer des Bewußtſeyns von unſerem Erdenleben oder gar ein Zuſammenfließen mit dem Weltall glauben, und ſich dabei beruhigen können. Wenigſtens haben ſie vergeſſen, was der Menſch bedarf und wie es dem Menſchen iſt, der liebt. Nur Religion, feſter Glaube an eine höhere, beſſere Welt, an Befriedigung unſerer heiligſten, unaustilgbarſten Bedürfniſſe in dieſer höheren Welt, kann uns Kraft geben zu ertragen die Vergänglichkeit in dieſer, durch die uns oft Alles genommen wird, wodurch das Leben einen Werth hat für uns. Schon Weiber, die ſich an Männer verheiraten, die ſie ſelten ſehen, an reiſende Kaufleute, Künſtler u. d. gl., bedürfen Religion, um „zu beſizen, als beſäßen ſie nicht.“ Bei hohem Liebesbedürfniß ſollten ſie ſich nie ſo verheiraten, weil ſonſt ihr Leben ein beſtändiges Schmachten

iſt; oder ihr Einziger Beruf ſey der Mutterberuf, ihre ganze Bemühung, in dem Mutterleben, ſich zu ſchaffen ihre Welt; fehlte beides, ſo würden ſie, müßten ſie faſt verſinken, um zu befriedigen ihren Liebesdurſt. Aber wenn ein weibliches Weſen ſich gar verheiratet, mit einem Manne, der ſich häufig in Gefahr begeben muß, mit einem Offizier, einem Schiffskapitain, einem Seereiſenden, wie mächtig wird ſie hingezogen zur Religion! Wie wird ihr Vertrauen auf Gott, Gebet, Warten im Glauben an Gott, Bedürfniß! Wie wird ſie darin geübt! Jede Reiſe iſt ihr Symbol des Tods, jedes Wiederkommen, Symbol jenes Lebens. Und mehr als Symbol. Sie, mehr als jedes andere Weib, wird, wenn ſie rein bleibt, für das Unſichtbare gebildet, weil ihr Herz an einem Weſen hängt, das meiſt für ſie unſichtbar iſt. Ein ſolches Weib ohne Religioſität iſt gleich dem Geiſtlichen dem ſie fehlt; und es wird aus ihr, was aus ihm wird: ein gefülloſes Weſen, abgeſtumpft gegen alles Höhere, Heilige, ein fein-ſinnliches Thier, oder das unglüklichſte Geſchöpf, das die Erde trägt. Warnen ſollte man jedes weibliche

Wesen, in dem man Herzensbedürfnisse kennt, vor einer solchen Heirat, wie man den, mit Schwindel behafteten warnt, keinen Felsen zu erklimmen und kein Dachdeker zu werden. Nur mit lebendiger Religion im Herzen, wird ein schwerer Verlust für das Herz ertragen. Wir müssen etwas Festes haben woran wir uns halten, wenn uns die beste Erdenstüze genommen wird.

Sie sehen, der Gegenstand hat mich ganz erfüllt; und wirklich müßte man kein Menschenherz haben, wenn er uns jezt nicht erfüllte, da so viele hundert Gattinnen zu Witwen worden sind, durch den unseeligen Krieg, und noch so viele Hundert es werden können; da man so viele verweinte Augen und abgebleichte Wangen sieht, die so wurden aus beständiger Furcht vor dem Verlust, und so manchen Blik der Verzweiflung, der Muthlosigkeit, des tödtenden Grams, über den Verlust, den man wirklich erlitten hat. Nein; der Offizier sollte kein anderes Leben an das Seinige knüpfen, das täglicher Gefahr ausgesezt ist, besonders in unserer Zeit, wo es lauter Waffenstillstand und keinen Frieden

giebt. Und kein Mädgen ſollt' ihr Herz hingeben einem Manne, der ihr ſein Herz kaum auf Tage verſichern kann.

Doch nichts mehr über ein Verhältniß, das mir ſchon oft, als Pfarrer, an der Seele genagt hat.

Schreiben Sie mir bald und leben Sie wol.

Zwei und funfzigſter Brief.

Roſalie Grambold an ihre Mutter.

Brandhorſt.

Wie ich lebe? fragen Sie, liebe Mutter. Ich lebe gar nicht; denn athmen heißt nicht leben. Grambold hat eine Oelmüle eingerichtet, die durch ein Pferd in Bewegung geſezt wird. Alle Morgen werden dieſem die Augen verbunden. Es wird eingeſpannt, geht mit verbundenen Augen in einem Kreiſe herum, wird ausgeſpannt, gefüttert, wieder ein- und ausgeſpannt, wo es denn zu ſeiner Ruhe kommt bis zum andern Morgen. Das Pferd iſt mein Ebenbild, liebe Mutter, nur daß ich mich ſelbſt an- und ausſpann' und mir ſelbſt die Augen verbinde. Darüber klag' ich denn nicht; es muß einmal ſo ſeyn. Hoffnung? Ja; ich fül' wol, wie wolthätig dieſe Fee wäre, wenn ich ſie mir erbitten könnte. Manchmal, wenn Grambold einen ge-

wiſſen, traulichen Ton anzunehmen — ſcheint; wenn er ſich mit mir über etwas, auch nur Oekonomiſches beredet, will ſie in mir erwachen. Und ſie wäre ſchon erwacht, bei manchen Vorſchlägen zu Luſtparthieen, wenn ich nicht bald bemerkt hätte, daß er mich blos in Verſuchung führen wollte. O! Mutter, das warf mich wieder ſehr zurük, und ſtörte meine Ruhe, — das einzige Gut, was mir übrig geblieben iſt, — auf kurze Zeit. Noch vor etwa ſechs Wochen machten meine ehemalige Bekannte und ſogenannte Freunde eine Landparthie ins Murgthal, und in ein Paar Bäder, die nicht weit davon liegen. Grambold ſchlug mir vor, mitzugehen. Er ſey zwar durch Geſchäfte verhindert; aber dadurch ſollte ich mich nicht abhalten laſſen. Er ſagte mir das, mit jenem mißtrauiſch-beobachtenden Blik, den ich leider! ſchon kenne. Ich antwortete nichts, als: wenn Du mitgehſt, und es willſt; ſo geh' ich mit. Sonſt auf keinen Fall. Er redete mir zu; aber immer mit jenem Blik. Natürlich blieb ich aber feſt. Er ſagte nun nichts mehr; als ſie aber weggiengen, beobachtete er mich ſcharf. Ich glaube indeß, mir

gleich geblieben zu ſeyn im Aeußeren. Denn freilich im Inneren war ich ſehr empört. Nicht darüber, daß ich keinen Theil an der Parthie nehmen konnte, — denn ich bin wirklich allem Lebensgenuß abgeſtorben — ſondern über das Mißtrauen, über das heimtükiſche Probiren, wodurch ein gerades Gemüth zur Verzweiflung gebracht werden kann.

Unter die Menſchen mögt' ich gar nicht mehr. Ihr ganzer Sinn iſt mir zuwider. Dieſe Eitelkeit, dieſe Gefallſucht, dieſe Luſtbarkeitswut iſt unerträglich für jeden Menſchen, den die Schikſale ſeines Lebens ernſthaft gemacht haben. Da iſt z. B. die ziemlich bejahrte Madame B., die faſt alle Tage die ſchönſten jungen Mädgen um ſich her verſammelt, blos um die jungen Herrn herbeizuloken, und mit ihrem Wiz unter ihnen zu glänzen. Und die Frau von L—n, die alle Woche einmal, Gelehrte, Künſtler und Schöngeiſter zu ſich einladet, blos um die Welt zu bereden, daß ſie ſich auch auf Kunſt verſtehe, oder gar — ein ſchöner Geiſt ſey. Mädgen und kokette Weiber lernen noch franzöſiſch tanzen und deklamiren. Man erlebt noch, daß ſie Ballete

tanzen und öffentlich Schauſpiele aufführen, zum Beſten der Armen, damit das Ding noch hübſch menſchenfreundlich erſcheine. Denken Sie, was mir neulich mein Dienſtmädgen erzälte. Der alte R—f, der in der ganzen Stadt für einen gar edlen, wolthätigen Mann gilt, hat neulich ein junges Mädgen ausgeſtattet und verheiratet, mit der er vermutlich vorher einen verbotenen Umgang gehabt hat. Wenigſtens hat ſeine Köchin die Beiden angetroffen, wie das Mädgen an ſeinem Hals hieng, weinte, ihn mit Küßen überhäufte, und wie von „Heirat, Glük machen,“ die Rede war. Beide ſind ſo ſchlau oder ſo frech geweſen, nicht einmal zu erſchreken, und die Köchin hat noch vor der Thüre gehört, daß das Mädgen geſagt hat, ſie wolle immer für ihn leben. Iſt das nicht abſcheulich? Der alte Heuchler hat mehr Mädgen ſchon erziehen und ſich deswegen bis in den Himmel erheben laſſen. — Soll mich eine ſolche Welt nicht anekeln?

Neulich war ich, weil es Grambold durchaus für nöthig hielt, in einer Wolſtandsgeſellſchaft; da hätten Sie die Kriegsräthin Unwerth hören ſollen! Und mit welchem Intereſſe ihr

die alte Oberſtin Roſſheim antwortete! Es war ein Duodrama von Mediſance, das nicht natürlicher dargeſtellt werden konnte. Die Hofräthin hatt' immer eine Neuigkeit über die andere, die ſie Alle im Vertrauen erzälte, wovon ſie ſelbſt nichts glauben wollte, die nur darum ſo merkwürdig waren, weil man daraus ſah, wie arg jezt die Welt ſey. Die junge, ſchöne D. ſollte eine Zeitlang gekränkelt haben, dann ins Bad gereiſet und ſehr blaß zurükgekommen ſeyn. Den artigen F., der eine Anſtellung ſucht, wollte man in der verdächtigen Wenkerſtraße, und gar, in einem verdächtigen Hauſe geſehen; der wizige G. ſollt' über den Miniſter geſpottet, und der freimüthige H. ſogar den Kaiſer Napoleon geſchimpft haben. Von Allen wurde beiläufig, im Allgemeinen etwas Gutes geſagt: aber doch zu bedenken gegeben, wie ſchrekllich es ſeyn würde, wenn ſich etwas von den Nachreden beſtätigen ſollte. Die Oberſtin fand Alles ſehr wahrſcheinlich, weil ihr die junge D. wegen ihrem freien Umgang mit Männern, ſchon längſt verdächtig geweſen ſey, weil der artige F. ſich immer unter den ſchönſten Mädgen herumgetrieben und der

wizige G. immer ein loſes Maul gehabt, ja ſogar einmal über ihren eigenen roſenfarbenen Anzug geſpottet habe. Sie erzält' es eine halbe Stunde hernach, der geheimen Finanzrätbin Z., die zu ſpät gekommen war, als ausgemachte Wahrheit. Welche Menſchen! Wie boshaft muß das Herz ſeyn, aus dem ſolche Läſterungen quillen! Mich bringt man nicht mehr in dieſe Geſellſchaft.

Seben Sie nun, daß meine Exiſtenz nicht den Namen: Leben verdient? Wie oft denk' ich an Göthes Iphigenie, und ſag' ihr nach:

Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zuſtand iſt beklagenswerth.
Im Haus und in dem Kriege herrſcht der Mann,
Und in der Fremde weiß er ſich zu helfen.
Ihn freuet der Beſiz; ihn krönt der Sieg;
Ein ehrenvoller Tod iſt ihm bereitet.
Wie eng gebunden iſt des Weibes Glük!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Iſt Pflicht und Troſt; — — —

(und einem Mißtrauiſchen, Tükiſchen zu gehorchen, troſtet mich wenigſtens nicht!)

— — — wie elend, wenn ſie gar
Ein feindlich Schikſal in die Ferne treibt.
(Und ferne iſt ja, wo die Mutter nicht iſt.)
Frei athmen macht das Leben nicht allein:
Ein unnüz Leben iſt ein früher Tod.
Dieß Frauenſchikſal iſt vor Allen mein.

Doch laßen Sie ſichs nicht beunruhigen, liebe Mutter. Alles ſoll ſtill getragen werden. Ich will Ihrer nicht unwürdig ſeyn. Mit der Zeit ſtumpft ſich ja Alles ab.

Drei und fünfzigster Brief.

Adelaide B. an ihre Tochter, Roſalie Grambold.

Holdheim.

Dein Brief, liebe Tochter; hat mich mit tiefem Schmerz erfüllt. Er trägt ein Gepräge von Muthloſigkeit und Bitterkeit, das mein Herz zerreißt. Die Einzige Hoffnung die Du noch hegſt, verdient dieſen Namen nicht; denn man hofft nur ein Gut, und Stumpfheit iſt ein Uebel aber kein Gut.

Und ich müßte mich ſehr irren, oder Du haſt Grund zu hoffen. Aus Deiner eigenen Erzälung geht es hervor, daß Grambold wenigſtens in ſich zweifelhaft iſt, ob Du nicht wirklich blos Deinen Pflichten leben und nichts Anders wolleſt. Er macht Verſuche; er beobachtet Dich genau, und man verſucht und beobachtet nicht, wenn man ſeiner Sache gewis iſt Gehſt

Du Deinen Weg ruhig und feſt fort; ſuchſt nichts und meideſt nichts, außer das, was Du nach Deinem Berufe ſuchen und meiden mußt; entferneſt Du Dich nicht von Deinem Gatten und näherſt Dich ihm auch nicht weiter, als es Euer Verhältniß mit ſich bringt; thuſt Du Einen Tag wie den andern, Alles für Dein Haus und für ihn, was man irgend von einer guten Hausfrau und einer ſorgſamen Gattin erwarten kann: ſo bin ich ſicher, die Rinde um ſein Herz wird ſchmelzen. Er wird zu Dir hingezogen werden, ohne daß er es Anfangs will und weiß. Eine Zeitlang wird er nur in Verlegenheit ſeyn, wie er ſich Dir nähern ſolle: aber er wird ſich Dir nähern in einem glüklichen Augenblik, und Du wirſt das ſüße Bewußtſeyn in Dir tragen, daß Du den, der Dir ſo nah' iſt, Dir ſelbſt und der Tugend gewonnen habeſt durch Tugend. Glaube mir, liebe Roſalie; es iſt mit der reinen Tugend, wie mit gewiſſen, von Natur großen Menſchen. Unwillkührlich beugt ſich Alles vor ihr. Man achtet ſie innerlich; man wird gezwungen zu dieſer Achtung, durch ſein eigenes Gemüth, auch wenn man ſich äußerlich gegen ſie

empört. Und oft iſt das Wüten gegen ſie, eine Folge des Aergers darüber, daß man etwas achten müſſe, wodurch doch unſere ganze Sinnes- und Handlungsart verdammt wird. So wirkt indeß die ſtille, anmaaßungsloſe weibliche Tugend nicht. Auch den Laſterhaften empört ſie nicht; denn ſie drükt nicht. Will er ihr ſeine Achtung durchaus verſagen, ſo hat er keine andere Wahl, als ihre Exiſtenz zu leugnen.

Aber ich rede von reiner Tugend, liebe Roſalie: und reine Tugend iſt nicht bitter; ſie richtet und verdammt nicht, legt Andern keine Abſichten unter, die nicht klar hervorſpringen aus ihrer Handlungsart. Ich kann und will dies nicht verbergen, daß ich etwas von dieſer Bitterkeit, von dieſem Splitterrichten in Deinem Briefe gefunden habe. Freilich liegt es dem unſchuldig Unglücklichen ſehr nahe, bitter zu werden gegen die, die ſchuldig und doch glüklich ſind. Wir werden leicht ſtreng gegen Andere, wenn das Schikſal ſtreng iſt gegen uns. Auch ſind wir eben nicht geneigt zur Nachſicht gegen Fehlende, wenn wir uns ſelbſt keine Fehler nachſehen. Aber das ſind Schlaken, die geſchieden

werden müſſen von dem reinen Gold der Tugend. Der Menſch, der ſich ſelbſt keinen Fehler erlaubt, bleibt doch nur auf dem halben Wege der Sittlichkeit ſtehen, wenn er nicht duldſam gegen Anderer Fehler iſt. Und worauf gründen ſich Deine ſcharfen Urtheile über Madame B., über die Frau von L — n, und über die Mädgen und jungen Weiber, die franzöſiſch tanzen und deklamiren lernen? Im Grund auf ſehr unſchuldige, vielleicht löbliche Handlungen. Wenn die gebildete B. junge Mädgen um ſich her verſammelt, muß ſie es gerade thun, um junge Herrn anzuloken? kann ſie nicht auch die Abſicht haben, dieſe junge Mädgen für die Geſellſchaft zu bilden? Würde ſie ſich durch junge Schönheiten ſo arg in Schatten ſezen laſſen in der jungen Männer Augen, wenn es ihr um das Glänzen zu thun wäre? Und die Frau L—n kann ſie nicht Künſtler und äſthetiſche Menſchen um ſich her verſammeln, da ſie bekanntlich eine Liebhaberin der Kunſt iſt? Sollte nicht jeder Kunſtliebhaber, der es kann, den Künſtlern ſo einen Verſammlungsort bereiten, wo ſie Ideen wechſeln, ſich einander mittheilen und von einander empfan-

gen können? Muß es alſo gerad' Eitelkeit ſeyn? Und nun gar, Dein hartes, gewiß ungerechtes Urtheil über den ehrwürdigen R—f, der ſchon ſo viel unleugbar Gutes zu Stande brachte! Wegen des Geſchwäzes von ein Paar Dienſtmädgen, eine Szene, die offenbar gerührte Dankbarkeit und Vatergefül gegen ein, vom Herzen adoptirtes Kind hervorbrachte, ſo herabzuwürdigen und darum den alten Mann für einen Heuchler zu erklären; — ich muß Dir nur ſagen, daß das wahre Läſterung iſt. Kaum verzeihe ich Dirs! In dem Dialog der Kriegsräthin Unwerth mit der Obriſtin Pallheim hätteſt Du Dein Ebenbild erkennen ſollen. Dafür urtheilſt Du höchſt ſtreng über die Mediſance dieſer Weiber, erklärſt Alles für Ausbruch eines böſen Herzens, indeß Du ſelbſt — es thut mir leid, daß ich es Dir ſagen muß — eben ärger mediſirt, gerichtet und verdammt hatteſt, als ſie.

Alle Mediſance iſt ſchädlich, oft dem, der ein Gegenſtand derſelben iſt, immer aber dem, der ſich daran gewöhnt. Er verdirbt ſich ſeinen Sinn für alles Große, Edle, Liebenswürdige in der menſchlichen Natur, weil er blos auf Fehler

Jagd macht. Wie der kleinliche Kunſtkritiker, den Eindruk einer großen Anordnung, eines erhabenen Ausdruks in einem Gemälde verliert, weil er gleich nach einer verzeichneten Fußzähe, oder einem unvollendeten Haarpuz ſucht. Die Liebe, wird dadurch allmälig getödtet, und der Wahn von eigenen Vorzügen genährt. Denn jedesmal, wenn man einen Fehler aufgefunden hat, dankt man Gott, daß man nicht ſo ſey, wie ein ſolcher Sünder. Man braucht Anderer Fehler zur Folie, um ſeine Tugend im rechten Glanze zu zeigen. Aber die Quellen dieſer Mediſance ſind doch ſehr verſchieden. Ich habe die gutherzigſten Menſchen, ſo arg wie die boshafteſten mediſiren hören über Menſchen, die ſie mit beträchtlichen Aufopferungen gerettet haben würden, wenn ſie im Unglük ihre Hülfe angeſprochen hätten. Es iſt oft Gemeinheit, Leerheit, weil man ſich unterhalten will, und nicht weiß, womit man ſich unterhalten ſoll, Scheindelikateſſe, Scheintugend und Eitelkeit auf dieſe plattirte Tugend. Es giebt dann da ſo ſchöne Gelegenheit, ſein Erſtaunen auszudrüken über einen ſolchen Fehltritt; Gelegenheit, zu verſi-

chern, daß man gar nicht begreife, wie ein Menſch ſo handlen, ſo verſinken könne. Zugleich tritt da ſo viel Gewiſſenhaftigkeit, Reinheit, Unſchuld hervor, daß man in dem ſchönſten Licht erſcheinen würde, wenn die Geſellſchaft nicht wüßte, wie ſie dieß Erſtaunen zu nehmen hätte. Gemeiniglich iſt das: „unter uns," in der ſogenannten guten Geſellſchaft, der Eingang und die Rechtfertigung, um recht viel Böſes von ſeinen nächſten Umgebungen zu ſagen. Freilich denkt man alsdann laut: aber Jeder hört, wie ſchlecht man von ſeinen Freunden und Freundinnen gedacht hat. Oft kann man lauter wahre Anekdoten von einem Menſchen erzälen: aber wenn man Einſeitig, nur ſie erzält, ſo bekommt die Geſellſchaft doch eine ganz falſche Anſicht von dieſem Menſchen; und in dem Maaße falſcher, wie der Menſch ein großer, ausgezeichneter Menſch iſt.

Du kamſt nun freilich nicht oft in den Fall, Uebles von Andern zu reden. Vielleicht erlaubſt Du Dir es gar nicht. Aber es iſt ſchon ſchlimm, für den Einzelnen oft noch weit ſchlimmer, wenn man Böſes von Menſchen

denkt. Wer ſich die Menſchen als Teufel denkt, der lebt wirklich in einer Hölle, ſo wie der ſich einen Himmel auf der Erde ſchafft, der in den Menſchen Engel ſieht. O meine Roſalie, daß doch das Erſtere nie Dein Fall werden möge!

Ich glaube wol, daß Dir die Menſchen wirklich ſo erſcheinen, wie Du mir ſie beſchreibſt. Dem Gelbſüchtigen erſcheinen auch wirklich alle Gegenſtände gelb: aber darum ſind ſie's nicht. Ueberhaupt ſind die Menſchen lange nicht ſo böſe, wie ſie ſcheinen. Beſchränktheit, Schwäche, Leichtſinn, Verwöhnung, haben weit mehr Antheil an den menſchlichen Verkehrtheiten als Bosheit. Haben doch die wenigſten auch nur die Kraft, recht böſe zu ſeyn! Früher oder ſpäter wird das Göttliche in ihnen belebt, und ſie werden neu geboren, durch Schikſale und einen höheren Geiſt. Oft entwikelt ſich der neue Lebenskeim, gerade aus der Fäulniß des ſittlichen Verfalls. Aufgeben, verdammen muß man alſo Niemand.

Du verkennſt das Mutterherz nicht, das mir dieſe Warnungen eingiebt. Es iſt blos Deine eigene Ruhe, die ich vor Augen habe, die Du

nie erreichen wirſt, wenn Du Dich nicht reinigſt von aller Bitterkeit gegen alle Menſchen und mit harmloſen, allenfalls mitleidigem Blik auf ſie hinſiehſt. Gewis leben doch manche gute, achtungswerthe Menſchen in Deinem Kreiſe. Blik' auf ſie, beobachte ihre Handlungsart, und ſie ſeyen Dir Stellvertreter des Menſchengeſchlechts. Du biſt, was Du ſeyn ſollſt, alſo gewis nicht unglüklich in Dir ſelbſt, wenn Du Dich den Menſchen wieder nahe fülſt.

Vier und Fünfzigſter Brief.

Aeone an Wandulf.

Werdau.

Edelwald iſt in Geſchäften nach Hannover, mein Eduard ſchläft, und ſo hab' ich Muße, ein wenig mit Ihnen zu plaudern, lieber, ehrwürdiger Wandulf.

Gerne thät ich das recht oft, wenn mir nicht dieſe beiden Mannsperſonen zu viel zu ſchaffen machten, und wenn ich mich nicht gar zu gerne mit ihnen beſchäftigte. Ein Brief iſt zwar ein ſchlechter Erſaz für eine Unterhaltung: aber es iſt doch auch eine. Ohnehin habe ich von Zeit zu Zeit etwas im Kopf oder auf dem Herzen, was ich Ihnen mittheilen mögte, und nur Ihnen. So iſt es mir unter Andern ein eigener Genuß, zu leſen, was Männer über unſer Geſchlecht ſchreiben, es zu beurtheilen, und mein Urtheil von einem recht ſcharfſinnigen und

ſinnvollen Manne (verbeugen Sie ſich, wenn Sie dieſe Stelle leſen) prüfen zu laſſen. Auch über andere Schriften ſag' ich gerne mein Urtheil gerade heraus, und höre, was ſolche Männer dazu ſagen. Laßen Sie mir alſo heut' einmal dieſen Genuß.

Von der hochberühmten Corinne der Frau von Staël ſag' ich nichts, ob ich ſie gleich mit hohem Intereſſe geleſen habe. Ich kenne wenig Engländer und faſt gar keine Italiener: aber nach meiner, freilich nur teutſchen Anſicht ſind ihre Weiber, keine rechte Weiber und ihre Männer keine rechte Männer. Das Buch kommt mir vor, wie die Gemälde der guten Landſchaftsmaler. Kompoſition, Baumſchlag, Licht und Schatten, Luftperſpektive, Alles iſt gut; nur die Perſonen taugen nicht viel. Man ſieht, daß ſie blos um der Landſchaft willen da ſind. Wenigſtens würd' ich mir einen Liebhaber verbitten, wie ihr Engländer Einer iſt, der über den Cicerone oft den Liebhaber vergißt.

Auch ſag' ich nichts von dem fils naturel der Frau von Genlis. Es mag ſeyn, daß darin die Sitten, Neigungen und der ganze Sinn von

Menſchen aus der großen Welt, recht treu geſchildert iſt. Aber ich mag dieſe Menſchen nicht, und die Menſchen nicht, die ſie mögen. Laſſen Sie mir immer meinen kleinſtädtiſchen Geſchmak. Die beſten Großſtädter bringen wenigſtens das aus der großen und verdorbenen Welt mit, daß ſie, gewöhnt an ſchlechte Streiche aller Art, mit einer gewiſſen gleichgültigen Nachſicht davon reden, wenn mein Innerſtes dadurch empört wird. Hat man eine Zeitlang in einer Stube gelebt, worin übler Geruch herrſcht; ſo riecht man ihn nicht mehr. Wer aus der freien, reinen Luft kommt, fährt zurük. Oſtadens Gemälde ſtellen auch eine wahre Natur vor: aber wer mag eine ſolche Natur?

Eigentlich wollt' ich Ihnen nur ein Paar Bemerkungen über Ehrenbergs Schrift: „weiblicher Sinn und weibliches Leben" machen, in dem ich ſo viel Wahres und Treffliches finde. An Ihrem Sinn und Scharfſinn mögt' ich dann mein Urtheil ſtreichen, um zu wiſſen wie viel reines Gold von Wahrheit darin iſt. Sehr wahr ſcheint mir, was er über die Duldenskraft der Weiber ſagt, und wie er ſie aus der weib-

lichen Natur entwikelt. Aber manches lag ihm so nah, daß ich es bei dem Umschlag jedes Blats zu finden hoffte, und es doch noch nicht fand. Vor einem Unglük nemlich, — das hat er nicht bemerkt, — ist das Weib weit schwächer, als der Mann. Die weibliche Phantasie ist nicht beschränkt durch eine Wirklichkeit, also unermeßlich. Der Mann wird aber weniger durch seine Phantasie regiert. In ihm liegt ein gewisses leichtsinnig-trozendes Daraufankommen lassen, das oft für Muth gilt. In dem Unglük ist das Weib stärker, als der Mann, wenn nicht entgegen gestrebt, sondern nur geduldet werden soll. Ueberhaupt sind Weiber organisirt zu Virtuosinnen im Dulden, in Liebe und in Religion. Bewußtseyn ihrer Schwäche und Glaubensfähigkeit, die sie noch mehr wie Männer bedürfen, macht sie so empfänglich für Religion. Ein irreligiöses Weib ist darum auch gar kein Weib. Mit der Religiosität hat sie das Zarteste ihrer Weiblichkeit abgelegt, das aus einer höheren Welt stammt, und nur durch diese höhere Welt genährt werden kann. Das Weib, wie der Helio-

troy, bedarf Himmelslicht und Himmelswärme, wenn es blühen und duften ſoll.

Eine Stelle iſt mir ſehr aufgefallen, weil ſie einen Vorzug des Weibs zu einem Mangel macht, oder vielmehr, dem Weib etwas abſpricht, was man dem ganzen Menſchengeſchlecht abſprechen muß. „Reine Verehrung des Ueberirrdiſchen," ſagt er irgendwo, „iſt bei den Frauen ſeltener als bei den Männern." — Seltener bei den Weibern? Etwas Reines, ſeltener als bei uns? Ich bitte Sie! — „Das Höchſte und Ewige wird von ihnen mehr in Liebe umfangen und ihre Verehrung hat immer etwas von dem Charakter und der Geſtalt der Liebe an ſich." — Ja, ja, ſo ſagt der Mann. Und wäre ſie darum weniger rein? Wird Liebe den Grad der Verehrung mindern? Iſt nicht eine ſolche Liebe, wie etwa die, der Maria zu Jeſus, die ſchönſte Modifikation der Verehrung und die menſchlichſte? Wollte Jeſus, will Gott anders verehrt ſeyn? Mir kommts manchmal vor, als müſſe bei manchen Philoſophen, worunter aber ſonſt, Ehrenberg gar nicht gehört, Alles recht kalt ſeyn, wenn es rein heißen ſoll.

Wenigſtens hat mir manche Lektüre, die von reiner Gotteserkenntniß, reiner Moral, und reiner Liebe ſprach, eine wahre Erkältung zugezogen. Aber leſen Sie weiter: „Bei den Frauen hält der Sinn den Verſtand, der ſich zum Unendlichen aufſchwingen will“ (Iſt Ihnen je ein ſolcher aufgeſtoßen, Wandulf?) „an der Erde zurük. Die Phantaſie muß zwiſchen Beiden, Vermittelung ſtiften, indem ſie das Unſichtbare in ſinnliche Hüllen kleidet.“ Sehr ſchön geſagt! Auch wahr wär' Alles, wenn man nur ſtatt: Frauen, Menſchen ſezte. Denn iſt es nicht bei dem Menſchen überhaupt der Fall? Hat je der Menſch etwas Göttliches anders, als in einer ſinnlichen Hülle verehrt? Kann er die Gottheit anders verehren? Er kennt keine andere Weisheit, Barmherzigkeit, Liebe, Vollkommenheit, als menſchliche. Er ſteigert ſie nur nach Vermögen, wenn er ſie Gott zuſchreibt. Muß alſo ſeine Gottheit nicht eine menſchliche Hülle haben? Kann er ſie ohne Hülle verehren, eine Weisheit ohne ſich einen Weiſen, eine Liebe ohne ſich einen Liebenden zu denken? Da mögte die Verehrung weder ſehr

rein oder ſehr kalt ſeyn. Ehrenberg fährt fort: „Um das, was über ihr Denken hinaus liegt,“ (liegt denn das Göttliche nicht über das Denken der Männer hinaus?) „zu faßen, müßen die Frauen es zu ſich herabziehen; das Göttliche muß ihnen ein veredeltes Menſchliches werden; es muß ſich mit Bedürfniſſen des Herzens in Verbindung ſezen und Neigungen des Herzens anſprechen, damit es in ihnen die heilige Stimmung erweke.“ Wie wahr aus der menſchlichen Natur geſchöpft! Aus der menſchlichen, nicht blos aus der weiblichen. Ja; ſo iſt es! Wir bedürfen einen Gott, der uns ſo nahe iſt, wie ein Freund, oder einen Freund, der ſo allwiſſend, ſo mächtig, ſo weiſe iſt, wie ein Gott. Aber wir haben ihn gefunden. Wir brauchen das Göttliche nicht zu uns herabzuziehen; es hat ſich zu uns herabgelaſſen, unſerem Bedürfniſſe gemäß, in dem Einzigen, der der Gottheit ſo nahe wie der Menſchheit war und iſt. Unbegreiflich, wie der religiöſe Verfaſſer ſo wahr und dicht an das Jeſusbedürfniß führen, und nicht darauf wirken, auch nicht einmal wirken konnte, daß es befriedigt ſey.

Nach ſeiner Darſtellung wäre das Chriſtenthum blos eine Religion für Frauen, was freilich jezt beinahe wahr iſt: aber der, für Chriſtenthum ſo warm-ſchreibende Verfaſſer wollte das gewis nicht. Vielleicht bemerkt' und fand er nur noch bei den Frauen die reinen religiöſen Anlagen, die bei Männern auf ſo mannichfaltige Art zerknikt und verwüſtet werden. Und dafür ſag' ich ihm meinen Dank im Herzen, ſo wie für die ganze Schrift.

Aber noch Eins, was mehr in meinem Erkenntnißkreiſe liegt!

Ich verzeih' es den Männern gerne, daß die Marieen ihre Lieblinge ſind. Wer iſt nicht gerne gehört? Wem thuts nicht wol, wenn ein Weib über dem Anhören ſeiner Rede, Alles vergißt? Aber ich mag's doch nicht, wenn ſie auf Koſten der braven Martha erhoben werden, wie Ehrenberg thut. Ihre Häuslichkeit ſchildert er zwar recht gut. Aber denken Sie: es ſoll ihr unbegreiflich ſeyn, daß Maria mit Jeſus nicht von Küche und Keller ſpreche. Sie kannte wol etwas Beſſeres! Man denke nur an die Szene bei Lazarus Grabe. Es ſoll ihr nicht Ernſt ge-

weſen ſeyn, daß Maria auch etwas angreife, weil ſie ſchon allein habe fertig werden können? Warum hätte ſie denn der Schweſter den Vorwurf gemächt, daß ſie von den Reden Jeſus Alles allein haben wolle, und ihr keine Zeit laſſe, Ihn auch zu genießen? War ihr das wol auch nicht Ernſt? Wollte Sie etwa nur dadurch die Größe des Opfers fühlbar machen, das ſie Jeſus brächte? Ja; wenn ſie eine vornehme Jeruſalemitin oder Berlinerin geweſen wäre! Ueberhaupt find' ich, daß man die Marthas, gegen die Marieen, allzuſehr zurük ſezte. In der Sorgfalt des Weibs, einen angenehmen Gaſt zu bewirten, liegt auch oft eine Selbſtverleugnung, die weit mehr Werth hat, als der Egoiſmus, der den Gaſt über ſich ſelbſt vergißt, der ihn blos benuzen will, unbekümmert darum, wie er hernach bewirtet werde. Dieſe Selbſtverleugnung übt das Weib oft in Hinſicht auf ihren Mann aus, der die Unterhaltung des Gaſts genießt, indem ſie die Laſt übernimmt. Und in unſerer Zeit ſollte man gar nichts gegen die Marthas reden, da ſie immer ſeltener werden. Hätten wir nur erſt viele Marthas: ich

wäre für die Marias unbesorgt. In dem eigentlich-weiblichen Berufskreise entwickelt sich jede ächt-weibliche Eigenschaft und jedes weibliche Bedürfniß so natürlich, daß auch der wahre Marieensinn daraus hervorgeht, der freilich nicht über einem Roman, einem Schauspiel, einer Arie oder Deklamationsübung aber wol über heiligen Lebensworten aus dem Mund eines Heiligen, alles Andere vergessen kann.

Sie denken doch nicht, daß mir darum Ehrenbergs Schrift mißfallen hätte? Im Gegentheil! sie hat mich sehr angezogen; ich habe mich nicht von ihr trennen können. Es giebt so wenige Schriftsteller, die das rein-Weibliche in unserer Natur empfinden; und er ist Einer von den Wenigen. Ich sag' Ihnen nur, was mir aufgefallen ist, und würd' es freundlich dem, gewis recht freundlichen Manne selbst sagen, wenn ich einmal in seinen Kreiß träte. Sagen Sie mir doch Ihre Meinung über meine Radotage.

Von meinem Eduard ein Andermal. Er fängt schon an, unruhig zu werden, und dann fällt alles Schreiben weg.

Fünf und fünfzigster Brief.

Edelwald an Wandulf.

Werdau.

Ich muß Ihnen wieder einmal von unſerem häuslichen Leben etwas vorplaudern, lieber Wandulf, von meiner Aeone, meinem Eduard, von meinen Planen zum Lebensgenuß, zur Erziehung, zur eigenen Fortbildung, und von der Art, wie meine Aeone das Leben genießbar macht, erzieht, und ſich fortbildet, — ich glaube, auch mich, ohne Plan. Wirklich iſt es ſo! Wir ſizen Abends zuſammen, ich mache Projekte, wie wir den nächſten Sommer genießen, unſeren Garten anlegen, welche Exkurſion wir machen, wie wir unſere Zeit eintheilen, unſere Freunde in der Nachbarſchaft beſuchen, welche Muſik wir uns verſchreiben, beſonders, wie wir die aufkeimenden Kräfte unſeres Eduards entwikeln wollen. Ich unterſtüze all meine Projekte mit

Gründen, widerlege gründlich die Einwendungen, die man dagegen machen könnte, zeige, wie Alles auf die wolfeilste Art ausgeführt werden könne, wie leicht es auszuführen sey. Kurz: ich organisire unser ganzes häusliches Leben, bei einer Pfeife Tabak, so gründlich, wie es unsere neuen Staatenorganisirer kaum können. Im Gespräch hängt wenigstens Alles zusammen, wie ihre Organisation auf dem Papier. Aeone sizt dann bei mir mit ihrer Arbeit, giebt Beifall, macht Einwendungen, leitet meinen Gedankenstrom durch blühende Auen, wenn er sich etwa gegen Felsen und Abgründe wenden, und hilft ihm fort, wenn er stoken will. Kommt mir eine Idee, die ihr auffällt und gefällt; so sinkt ihr die Arbeit auf den Schoos; ihr Auge ist fest auf mich gerichtet, sie will es noch einmal hören; und dann, Wandulf, ist mirs, wie einem angehenden Schriftsteller, der eine recht vortheilhafte, ausführliche Rezension in einer Literaturzeitung lieset. Ich bin sehr stolz und sehr glüklich. Indeß bleibt das Alles, nur ein Gespräch. Sie vergisset vieles davon und ich vergeß' es selbst Aber wenn gehandelt werden soll,

dann handelt sie. Es werden kleine Parthieen arrangirt, Spaziergänge vorgeschlagen; es wird Musik in der Stille ausgewählt, einstudirt, und in einer schönen stillen Stunde vorgetragen, am Abend, zum Dessert für den Tag. Die Ideen, bei denen sie das Arbeiten vergaß, werden nicht vergessen. Sie bewahrt Alle in einem feinen, guten Herzen, und sie bringen Frucht zu ihrer Zeit. Oft seh' ich sie ausgeführt, wenn ich nicht mehr daran denke. So sagt' ich ihr einmal etwas, über Sinnenübung bei Kindern, und wenige Monate darauf zeigte sie mir, daß Eduard alle Hauptfarben zu unterscheiden wisse, und daß er auch schon einigermaßen die Nähe und Ferne unterscheiden könne. Wenn ich dagegen um der systematischen Ordnung willen, etwas projektire, was viele Unbequemlichkeit im Hause machen würde; so erinnert sie mich sanft oder mit lächelndem Spott an diese Unbequemlichkeit, fragt, wie sie ihr abhelfen solle, und wenn ich in Verlegenheit komme — dann fällt mir gleich Göthes Pater Brey ein, und manche neue Organisirer, die den Kaffee, den man alle Tage braucht, ganz ebenhin ins C, und

den Tabak bei den Teufelsdrek ſtellen, weil Alles nach dem Alphabet geordnet ſeyn muß. Sie wirft mir dann einen Kuß zu, lacht mich aus, und ich lache mit.

Manchmal machen wir auch eine kleine Muſikpartie, und wälen ein Muſikſtük, nach unſerer Stimmung. Bald iſts ein leichtes franzöſiſches Lied, bald ein ernſter, teutſcher Geſang, bald eine wirbelnde, italieniſche Arie. Bald ſchmelzen wir zuſammen, in dem innigen Herder'ſchen Duett: „Gieb mir die Blume, gieb mir den Kranz" — bald entzükt mich Aeone mit einer Arie von Pacr, und bald erheben wir uns über die Sterne durch Himmel'ſche, oft auch himmliſche Kompoſition aus Tiedgens Urania. Wanduſ; kein weibliches Weſen von einiger Bildung, ſollte doch Muſik vernachläßigen. Alle Weiber aus höheren Ständen ſollten ſingen oder ſpielen lernen, wie ſie leſen lernen. Was dieß gebildete Talent einem feinſinnigen Manne giebt, das iſt unbeſchreiblich. Weiß das Weib einigermaaßen zu wälen: ſo verſezt ſie ihn in jede Stimmung, in die ſie ihn verſezen will. Sie hält ihn ab, ſich an Klubbs, Kolleze und

Reſſourcen zu gewöhnen, weil ihr Spiel und ihr Geſang ihm eine beſſere Reſſource iſt. Aber auch Reſſource für ſie ſelbſt. Sie kann ſich ſelbſt wieder zu Harmonie ſtimmen, wenn ſie verſtimmt iſt. Sie kann ſich beruhigen, ihren Muth heben, ihr Herz ergießen. Das Klavier oder die Harfe iſt ihr eine Freundin, die ihre Klagen theilnehmend aufnimmt, oft Klagen, die ſie nirgends anders, als hier, ergießen darf. Oft erhebt ſich hier ihr Geiſt zum Gebet, wenn ein Reinhard'ſches

Hinauf, hinauf, zu jenen Höhen
Erhebe dich Geſang!

oder ein Haydn'ſches:

Dich beten Erd' und Himmel an —

ſie begeiſtert. Wer wollte ſeinen Kindern, beſonders ſeinen Töchtern, dieſe geiſtige Lebensarznei verſagen, die ſie ſich ſelbſt bereiten können, und die in der jetzigen Welt ſo nöthig iſt? Neulich ſtieß ich auf eine Stelle in der Peſtalozziſchen Monatſchrift für Menſchenbildung, die mir aus der Seele geſchrieben iſt, und die das, was ich ſagen mögte, weit beſſer ſagt, als ich's ſagen kann. „Was Muſik ſeyn könne und ſolle,

ſagt mir der Landmann, der, nachdem er für ſeinen und der Seinigen Magen ſich während ſechsmal vier und zwanzig Stunden matt und müde geſorgt hat, ſich nun Sonntags vor ſeine Hausthüre hinſezt, dann zu ahnen beginnt, daß in ihm ein Gemüt und eine Gemütswelt liegt, dann den Drang zu ſingen verſpürt und dann wirklich ſingt. So ſagt mir alſo das reine Herzensbedürfniß des unverdorbenen Landmanns, was die Muſik ſeyn ſoll und ſomit ſeyn kann. Mir ſagten es die hohen, orientaliſchen Geſtalten der Bibelwelt; mir ſagten's all die ſchönen und edlen Genien des griechiſchen Alterthums. Ein Beförderungsmittel ächter Humanität, ächter Religioſität ſoll ſie ſeyn, und kann es, vorzüglich im Dienſt der Poeſie werden; die Richtung zum Idealen ſoll ſie uns geben, wenn ſo vieles um uns her, uns nur die Richtung zum klein-bürgerlichen, und ſtomachaliſch-Reellen geben mögte; aufſchließen ſoll ſie uns die Gemütswelt mit ihren hohen Traumgeſtalten und ſternigen Prachtwundern; die Leiter ſoll ſie uns halten oder vielmehr ſelbſt eine Leiter ſeyn, an der wir aus dem Häßlichen, Kleinlichen, Irdiſchen und Vergäng-

lichen zu dem Schönen, Erhabenen, Göttlichen, Ewigen hinaufſteigen; unſer ganzes inneres Weſen ſoll ſie zu einer ſüßen Melodie, all unſere Kräfte zu einer reinen Harmonie machen. Darum, weil Tonkunſt dieſes leiſten ſoll und leiſten kann, war ihr allüberall, der Eintritt in den Tempel und zu dem Altare des ewigen Gottes geſtattet. Darum mußten die ſtrengen Reformatoren, als ſie in den Hallen der Gottesverehrung keine Werke der Malerei und Bildhauerei mehr dulden wollten, doch nachſichtiger für die Tonkunſt ſeyn.“ Werner läßt darum ſeinen Luther ſagen:

„— Das Liederweſen,
Ich meyne ſo der Ton, die Melodei —
Das thut uns, meyn' ich, noth, wie Brod und Waſſer.
Denn ſchau! wenn ich recht viel zu Tag gefördert,
Und ſize Abends ſo bei meiner Gertraud,
Und meine Buben ſpielen um mich her,
Und's jüngſte Madel ſchlummert mir im Arme, —

Dann ſchau Gevatter! — wenn ich auch
nicht ſing',
So iſt mirs doch, als ſäng' mir was im
Herzen,
Als ob mir, Gott verzeih's, der liebe
Herrgott
Ein Liedlein ſelber ſpielt' in meiner Bruſt."

Und dieß herrliche Beförderungsmittel der Humanität und Religioſität, das beglükt, indem es veredelt, und veredelt indem es beglükt, ſollte man nicht vorzüglich in die Hände, in die Kehle und das Herz des Geſchlechts legen, das ſchon ſo lange Depoſitur aller Humanität und Religioſität iſt, ohne das wir längſt — Hottentoten und Kannibalen geworden wären? Gewis ſollten alle Kinder, beſonders alle Mädgen, ſingen lernen, ſo gut wie ſie leſen und ſchreiben lernen. Daß Manche gar keine Stimme, kein Gehör, kein Talent dazu hätten, mag ich nicht hören. Ohne Zweifel iſt ein großer Unterſchied in dem Grad des Talents: aber keinem Menſchen fehlt es ganz, ſo gewis er ein Menſch iſt. Er hat die Fähigkeit, ſingen zu lernen, ſo ge-

wis er eine Kehle hat, die verſchiedene Töne hervorbringen, und ein Ohr, das dieſe verſchiedenen Töne unterſcheiden kann. Erkennte man die Nothwendigkeit, ſingen zu lernen, ſo wie man die Nothwendigkeit, leſen zu lernen, erkennt; alle Kinder würden ſingen können, ſo gut ſie Alle leſen können. Und wer weiß, welches von beiden das Nöthigſte wäre! Das Weib kann vielleicht als Weib ausgebildet werden, ohne je etwas zu leſen. Von den liebenden Aeltern, dem liebenden Manne kann ſie allenfalls hören, was ſie zu wiſſen braucht; und des Geliebten lebendige Stimme, iſt ein weit eindringenderes, weit ſicherer zum Gemüte dringendes Lehrkel, als ſchwarze, todte Buchſtaben auf weißem, oft grauem Papiere ſind. Eduard ſoll ſingen lernen, ſo wie er reden lernt.

Doch, wo gerath' ich hin? War mirs doch, als wenn ich mit Aeonen plauderte, wo ich mich auch oft in das Gebiet der Pädagogik, der Philoſophie, der Aeſthetik verliere! Durch ein Wort von ihr, find' ich mich indeß leicht wieder zurecht. Jezt hat mich die Erinnerung an Eduard wieder zurecht gebracht.

Von unſerem häuslichen Leben wollt' ich Ihnen ja erzälen! Im Grunde weiß ich aber nicht recht, was ich Ihnen erzälen ſoll. Es geht damit, wie es mit den erhabenſten Eindrüken, mit den ſeeligſten Gefülen, mit dem reinſten, feinſten Genuſſe geht. Man fült das Erhabene, genießt die Herrlichkeit, aber man findet kein Wort dafür.

Aeone iſt eben ein liebes Weſen, die Alles um ſich her beglükt, indem ſie ſelbſt das Gepräge der Glükſeeligkeit auf ihrem ganzen Weſen trägt. Sonſt weiß man gar nicht, wodurch ſie ſo wohlthätig auf all ihre Umgebungen wirkt. Sie ſtekt an, mit ihrer Heiterkeit. Wenn man in ihr Geſicht ſieht, ſo wirds Einem, als ob man an einem recht heiteren Maymorgen ins Freie gienge! Und wie reinlich, ordentlich, niedlich Alles um ſie her ſeyn muß! Ihr Anzug iſt nie koſtbar: aber ſo reinlich, ſo geſchmakvoll, einfach, ſo anſchmiegend an die Form ihres Körpers, daß ſie auch im Haus- und Arbeitskleid gefällt. Alles wird gleich wieder weggebracht an ſeinen beſtimmten Ort, wenn es gebraucht iſt. Dazu hat ſie auch die Dienſtboten gewöhnt.

Daher findet man immer Alles in Ordnung. Ihre feine Nase duldet nicht den geringsten üblen Geruch in einem Zimmer; und er wird vertrieben, nicht durch Parfüms, durch Rauchwerk, sondern durch frische Luft, die in jeder Jahrzeit, einigemal am Tage, freien Durchzug haben muß. Und wie sie Allem, was durch ihre Hände geht, auch dem Einfachsten, ein Ansehen von Zierlichkeit zu geben weiß! Keine Schüssel kommt auf den Tisch die nicht niedlich angerichtet wäre. Ihr saurer Kohl ist mit Gewürzkräutern belegt. Ihre Schinken sind mit Blumen geziert, ihre Braten, wo möglich, mit einigen Zitronenscheiben garnirt. Der Wein steht im Sommer in einem glänzend-reinen Kühlblech, und für unseren Morgenkaffee bereitet sie so niedliche Butterschnitten, als wenn ein Paar Engländerinnen mit uns frühstüken sollten.

Aber wie wär' ich auch so unglüklich, lieber Wandulf, wenn meine Aeone diese Eigenschaften nicht hätte, wenn sie das Gegentheil davon wäre! Ein unfreundliches, mürrisches Weib ist ein Unhold, aber kein Weib mehr. Sie hat das verloren, abgelegt, was das Weib zum

Weibe macht. Eine feige Memme von einem Manne, der ſich hinters Bett verkröche, wenn es Ehr und Leben der Seinigen gilt, macht keine widrigere Wirkung auf das geſunde Menſchengefül, als ein weiblicher Murrkopf, der allen Frohſinn um ſich her verſcheucht, da er ihn weken und beleben ſollte. Nur anhaltende Kränklichkeit, Nervenzufälle und langwieriger, muthraubender Verdruß, können ein Weib entſchuldigen, wenn ſie mürriſch iſt. Und nur entſchuldigen; denn das edle Weib erhebt ſich auch über Kränklichkeit und Verdruß. Sie duldet mit freundlicher Anmuth. Sie wird durch Leiden verklärt. Nur in einem freundlichen, heiteren, lieblichen Weſen, kann ich das Weib erkennen, das Weib lieben; nur gegen es kann ich die zarte Achtung, die milde Nachſicht fülen, die uns ein Weib einflößt.

Und nur gegen ein reinliches, ordentliches! Nichts empört meine Sinne und mein Gefül mehr, als Unreinlichkeit, die ich an einem Weibe bemerke. Die höchſten Reize ekeln mich an. Die feinſte Bildung, die ausgezeichnetſten Talente, der glänzendſte Wiz, können keine Rein-

lichkeit erſezen, nicht einmal Unreinlichkeit bedeken. Sing' ein Weib wie Bertinotti, zeichne ſie wie Angelika Kaufmann, dichte ſie wie eine Weſtphalen; ich mag ſie nicht ſingen hören, wenigſtens nicht in der Nähe; ich mag ſie nicht zeichnen ſehen; ich mag die Dichterin nicht ſprechen, wenn ſie unreinlich iſt. Ein übler Duft von ihrem ſchmuzigen Hauskleide, verwandelt mir ihren ſchönen Geſang in Mißtöne, ihre beſten Zeichnungen in Karrikatur und ihre beſten Gedichte in elende Knittelverſe. Was Rechtſchaffenheit bei einem Mann iſt, das iſt Ordnungsliebe und Reinlichkeit bei einem Weibe; das Fundament des ganzen Weſens, das durch nichts erſezt werden kann, durch nichts entbehrlich wird. Die Hofräthin Warmbrunn iſt eine liebenswürdige Frau, eine zärtliche Gattin, eine ſorgſame, verſtändige Mutter. Sie hat viel Wißbegierde und Kindlichkeit. Aber ich halt' es keine halbe Stunde in ihrem Zimmer aus, wenn ich unerwartet komme, und auch wenn ſie es weiß, muß ich mich zuſammen nehmen, nicht viel umher ſehen, und meine Naſe recht voll nehmen, ehe mirs einigermaaßen ge-

mütlich bei ihr wird. Und bei der so hochgebildeten Professorin Wildang wird mirs immer ganz verwirrt im Kopfe, wenn sie erst einen Stul von seiner mannichfaltigen Last befreien muß, eh' ich mich sezen kann. Da lernt man erst recht den Werth eines ordentlichen, reinlichen Weibs erkennen, wie den Werth der Gesundheit, wenn sie uns fehlt.

Doch ich denke, es ist genug geplaudert, und doch wenig gesagt. Kommen Sie und sehen Sie selbst; dann wissen Sie in den Ersten Paar Tagen mehr, als ich in zwanzig Briefen beschreiben kann.

Sechs und fünfzigster Brief.

Hugo an Wandulf.

Lilienfeld.

Ich hab' eine sonderbare Erfahrung gemacht, lieber Wandulf, die ich Dir mittheilen muß. Nicht, um Deinen Rath zu hören, — denn ich habe schon gehandelt, wie ich nach voller Ueberzeugung handeln mußte; sondern um Dich mit einer Erscheinung im ehelichen Leben bekannt zu machen, die auch Dir vermuthlich neu ist. Du weißt, daß Selane darauf bestand, Prallow an den Tisch zu nehmen, und daß ich endlich nachgab, weil ich sah, daß es ihr Ernst war. Es geschah auch und wir waren so vergnügt zusammen, daß sie in mich drang, Prallow solle ganz zu uns ins Haus ziehen, und er zog zu uns. Wir standen schon auf einem ganz vertraulichen Fuße; Selane that sich um seinetwillen so wenig Zwang an, daß sie es ihm geradezu

ſagte, wenn ſie gerne allein mit mir ſeyn oder gehen wollte. Aber in die Länge gings doch nicht, ob ich Dir gleich ſchwerlich entwikeln kann, warum es nicht ging. Gott weiß, wie es ſich machte; aber unſer ganzes Verhältniß wurde zerſtört. Selane war mir nicht mehr die liebe Gattin und Prallow nicht mehr der liebe Freund. Ich fülte, daß ſie Beide ſich näher gekommen und daß ich Beiden ferner geworden war. Du traueſt mir zu, daß kein Gedanke von Eiferſucht bei mir ſich einmiſchte. Auch war nichts weniger als Liebe, weder von Seiten Prallows noch von Selanens Seite mit im Spiel: aber es war fülbar und wurd' es täglich mehr, daß Selane und ich auseinander kamen. Wir giengen allein ſpazieren, freuten uns auf den Spaziergang, und wenn wir giengen, fülten wir eine Leere, die wir nie gefült hatten. Und was das Sonderbarſte iſt, Selane fülte ſie am meiſten. „Wenn Prallow das ſähe, das hörte, was würd' er dazu ſagen?" Dieſe Frage warf Selane oft auf, und wir unterhielten uns eigentlich am beſten, wenn wir uns darüber ſtritten, ob es Prallow ſchön oder häßlich, rich-

tig oder unrichtig finden würde. Dabei fiel meiner Selane Manches an mir auf, was ihr sonst nie aufgefallen war. Sie bemerkte wol in aller Unschuld, daß doch Prallow weit ordentlicher, geschmakvoller in seinem Anzuge sey, als ich; daß er mehr Attention für sie habe, und weniger Prätensionen mache, ob sie gleich meine Vorzüge auch nicht verkannte, die denn aber nicht so tief in das gesellschaftliche Leben eingreifen, also für sie, weniger Reiz haben müssen. Ich fand in Hinsicht auf Attentionen, das Nemliche an Selanen, und wir gestanden es uns offen. Auch Prallow hatte das ganze Verhältniß beobachtet und machte die nemliche Bemerkung. Wir wußten indeß wirklich nicht, wie wir es uns erklären sollten, da wir uns alle drei herzlich liebten, Keins das Andere von dem Dritten entfernen wollte, und keine Spur von Eifersucht statt fand. Wir beschlossen also einmütig, das Zusammenleben aufzugeben und Prallow nur sehr oft zu sehen. Es geschah wirklich. Prallow bezog unter einem guten Vorwand ein anderes Logis, nahm im nemlichen Hause den Tisch, und die Menschen wußten

nicht, woran ſie waren, als ſie eben darüber raffinirt hatten, worüber wir uns wol entzweiet haben mögten, als ſie natürlich auf eine Liebſchaft, Eiferſucht u. ſ. w. fielen, und nun ſahen, daß wir ſo traulich wie vorher mit einander ſpazieren giengen, häufig Beſuch von Prallow erhielten, und ihn auch oft beſuchten. Anfangs that es uns Beiden leid. Wir fülten eine Lüke, die wir nicht auszufüllen vermogten. Aber nach und nach gewöhnten wir uns wieder an das eheliche Tete a-Tete. Es ging: wie es gewöhnlich geht: wenn ſich Einer aus der Geſellſchaft entfernt, ſo rüken die Uebrigen zuſammen. Jezt genießen wir auch Prallow doppelt, wenn er kommt.

Sag' mir doch, ob Dir auch ſchon eine ähnliche Erſcheinung vorgekommen, und wie die ſonderbare Entfernung, ohne Eiferſucht zu erklären iſt.

Und doch bin ich beinahe entſchloſſen, eine dritte Perſon ins Haus zu nehmen. Es iſt die Tochter meines Bruders; aber eigentlich noch ein Kind von zwölf Jahren, der eine gute Erziehung nöthig iſt, und die meiner Selane einen

neuen Wirkungskreis öffnen wird. Sag' mir doch auch, was Du davon denkst. Ich finde kein Bedenken dabei; denn auſerdem, daß es ein gutes Werk iſt, ſind die Verhältniſſe ganz anders, zwiſchen einem Freunde, der immer um uns iſt, und einem Kinde, das uns noch nicht eigentliche Geſellſchaft ſeyn kann, und das man an eine Arbeit ſchikt, ſobald es läſtig wird.

Sieben und fünfzigster Brief.

Wandulf an Hugo.

Grenzau.

Nein Freund, eine Erfahrung, wie Du mir Eine erzälst, hab' ich nie gemacht, auch nichts Aehnliches in dem Kreiſe meiner Bekanntſchaft beobachtet. Aber als ich den neueſten Roman von Göthe: die Wahlverwandſchaften las, fiel mir Manches, über die Aufnahme einer dritten Perſon, in die Familie, — ich mögte ſagen in den Ehebund, ſo ſehr auf, daß ich der Sache ernſtlich nachdachte, und das Reſultat war, daß es immer höchſt bedenklich ſey. Was Charlotte ihrem Gatten ſagt, als dieſer den Major zu ſich nehmen wollte, war mir aus der Seele geſchrieben, und es wekte gleich in mir eine leiſe Ahnung, daß es auf irgend eine Art nicht gut gehen werde. Freilich lenken ſich in dem Roman, die Verhältniſſe, auf die gewöhnliche Seite, auf

Liebschaften hin: aber eh' es so weit kommt, sieht man schon, wie das innige Verhältniß zwischen dem Ehepaar, nach und nach zerstört wird. Daß es bis zur Liebe kommt, daran ist blos die unweibliche Charlotte Schuld, die nicht lieben, also auch nicht geliebt, auch nicht von ihrem Gatten geliebt werden kann. — Ich seze voraus, daß ein Weib, die so kalt bei dem Tod ihres Kinds bleibt, auch ihre Kinder nicht recht liebt; und das ist doch die lezte Leidenschaft, die in dem weiblichen Wesen stirbt. — Wär' es auch nicht so weit gekommen; wäre Charlotte eine Art von Ottilie gewesen: der Major und noch eine vierte Person hätten doch übel in der Familie gewirkt.

Und mir scheint es ganz natürlich. Sind Mann und Frau allein; so sind sie sich selbst genug, gewöhnen sich immer mehr daran, sich genug zu seyn. Anfangs zwängt und drükt sie eine dritte Person. Man kann nichts Trauliches reden; sich über manche Gegenstände gar nicht auslassen, wenigstens nicht zu der Zeit und auf die Art, wie es die augenblikliche Empfindung eingiebt. Um dem Zwang auszu-

weichen, ſagt man etwas und immer mehr und am Ende Alles, in ihrer Gegenwart. Die dritte Perſon giebt auch ihre Anſicht, urtheilt, bemerkt, widerſpricht, ſtimmt mit neuen Gründen bei. Das macht die Unterhaltung vielſeitiger, intereſſanter. Dadurch wird ſie uns nothwendig und am Ende unentbehrlich. Iſt das Ehepaar allein; ſo vermiſſet man ihre Anſichten, ihre Bemerkungen, ihr Urtheil. Es iſt eine Lüke, wenn ſie fehlt. Und ſo iſt ſie ſchon der Familie mehr geworden, als ihr eine dritte Perſon ſeyn ſollte. Wer ſein Ohr an vierſtimmigen Geſang gewöhnt hat, der vermißt die Mittelſtimmen bei dem ſchönſten Duett; und es geht ſelten an, wie es in der Einzigen St—iſchen Familie, daß alle vier Stimmen von Gliedern der Familie geſungen werden können.

Noch mehr: eine dritte Perſon ſucht immer zu gefallen, giebt immer ihre ſchönſte, beſte Seite, wenigſtens der Perſon des andern Geſchlechts, in deren Kreis ſie lebt. Sie thut dieß ohne Vorſaz; es liegt in der Natur. Der Gatte iſt aber gegen die Gattin, die Gattin gegen den Gatten ungeſpannt. Sie geben ſich, wie ſie

ſind. Leicht kann alſo die dritte Perſon anziehender, reizender, fehlerloſer erſcheinen. Dazu kommt, daß die Frau manchmal dem Mann, der Mann ſeiner Frau widerſpricht, vielleicht widerſprechen muß. Das braucht die dritte Perſon nicht, thut es nicht. Sie hat und muß, als dritte Perſon, gewiſſe Delikateſſen beobachten; ſie erweiſet kleine Gefälligkeiten, Liebesdienſte, die darum nur deſto mehr gefallen, weil ſie klein ſind, alſo oft vorkommen können, und ohne Verpflichtung erwieſen werden. Iſt die dritte Perſon ein Mann; ſo kann er ſchon nicht anders, als etwas galant gegen die Hausfrau ſeyn, und das gefällt immer, beſonders da der Mann natürlich aufgehört hat, es zu ſeyn. Iſt es ein Weib; ſo muß der Hausherr gewiſſe Artigkeiten gegen ſie beobachten; ſie muß es erwiedern, durch kleine Gefälligkeiten. In beiden Fällen giebt es leicht ein Verhältniß, das dem ehelichen nicht vortheilhaft iſt, ihm ſogar leicht nachtheilig werden kann.

Durch eine dritte Perſon wird auch oft in dem Mann oder der Frau etwas entwickelt, was ſonſt nicht entwickelt worden wäre, oder etwas

Acht und funfzigster Brief.

Rosalie Grambold an ihre Mutter, Adelaide B.

Brandhorst.

„Freuet Euch mit mir; denn ich habe mein Schaf wieder gefunden, das verloren war;" darüber hört' ich heute unseren Superintendenten treflich predigen. Aus meiner Seele sprach der erfahrene Mann über die ganz eigene Freude, wenn es durch unsere Bemühungen in unserem Kreise besser wird, als wir es erwarteten; denn ich empfand und empfinde gerade diese Freude. Ich habe meinen Mann wieder gefunden, der verloren, wenigstens für mich verloren war. Ich seh' es — er achtet mich; er nähert sich mir, mit einer gewissen Scheue, die man nur bei einem reineren Wesen empfindet. Ich fang' ihn wieder an zu lieben; oder vielmehr, ich liebe ihn, wie

ich ihn nie liebte, denn er verdient' es nie so wie jezt.

Hören Sie, wie sich das Alles machte.

Noch eine beträchtliche Zeit gieng ich still meinen Weg fort, und er den seinigen. Ich war freundlich, aber nicht warm, ernst aber nicht mürrisch; ich that für ihn, Alles was ich thun konnte, ohne mich erinnern oder bitten zu lassen. Wenn ich seine Wünsche und Bedürfnisse nur ahnen konnte, so sucht' ich sie zu befriedigen, ohne ein Wort darüber zu reden. Er machte mancherlei Versuche, mich aus meinem stillen Leben heraus zu ziehen; er ließ mich durch An' dere bitten; ich schlug aber Alles aus. Er selbst veranstaltete einige Parthieen; ich nahm Theil daran, blieb aber in meinem Ernst, vermied alle Gelegenheit zu traulichen Unterhaltungen, mit meinen ehemaligen Bekannten, und als etwas gelesen werden sollte, schlug ichs unter einem schiklichen Vorwand aus. Grambold machte jezt einige kleine Reisen, ohne mir zu sagen, wohin er reise. Als er wieder zurükkam, war ich nicht ernster und nicht trüber wie vorher. Wirklich ostete mich das Alles sehr wenig, weil ich nichts

mehr erwartete. Er besuchte die bekannte Gesellschaft weit öfter als sonst, kam sehr spät nach Haus, und beobachtete mich am folgenden Morgen scharf. Ich blieb mir gleich. Endlich trieb er es so weit, daß er mit den berüchtigten Mädgen eine Parthie machen, und mich dabei haben wollte. Das Leztere schlug ich bestimmt aus, und als er mich um die Ursache fragte, sagt' ich gerade zu, er wisse wol, daß ich um meines eigenen Rufs willen, mit diesen Mädgen keinen Umgang haben könne.

„Aber ich gebe doch mit ihnen um!"

„Was ein Mann thun darf, mußt Du wissen. Ich weiß, was einem Weib ansteht."

„Aber wer soll mir denn Alles einrichten? Ich habe sie nun einmal eingeladen, mit mehreren Freunden."

„Ich will Alles besorgen, und mein Mädgen mit schiken. Es soll Dir an nichts fehlen. Sage nur, wie Du es haben willst."

„Ich will sehen, ob ich es noch ändern kann, da du doch nicht Theilnehmen willst."

„Das mutheſt Du mir in Ernſt nicht zu.

Oder mache den Vorſchlag einmal einer Andern von Deinen weiblichen Bekannten.“ —

„Das hab' ich ſchon gethan. Sie ſind aber eben ſo wunderlich, wie du.“

„Ich muß mir Dein Urtheil gefallen laſſen; aber es wird meinen Entſchluß nicht ändern.“

„Ja, dazu kenn' ich dich.“

„Du wirſt mich nie eigenſinnig gefunden haben, ſo lang' ich glaubte, etwas thun zu dürfen.“ —

Er gieng weg. Ich blieb mir gleich; er aber war verlegen. Als ich glaubte, daß es Zeit ſey, Anſtalten zu machen, gieng ich zu ihm in ſein Zimmer und fragt' ihn, ſo freundlich und ſo ernſt wie gewöhnlich, was er wünſche. Er nannte mir mehrere feine Schüſſeln, die gemacht, und die fremden Weine die gegeben werden ſollten. „An Champagner beſonders, darf es nicht fehlen,“ ſagt' er. „Alle meine Freunde und Freundinnen lieben ihn.“ Ich verſicherte, daß ich für Alles ſorgen wolle und gieng. Es ſchien mir, als ſey ihm mein Benehmen fremd; aber er ließ mich gehen. Kurz hernach gieng er aus, kam zurük und ſagte mir mit einer eigenen

sanften Verlegenheit, es könn' aus der Parthie nichts werden. Man sah deutlich, daß sein Inneres in großer Bewegung war. Noch einigemal kam er, unter allerlei Vorwand in mein Zimmer, fragt' allerlei, und gieng wieder. Ich mied ihn nicht und sucht' ihn nicht. Ich wollt' es mit möglichster Ruhe abwarten, wie die Krise entschieden werde; denn daß eine Krise bevorstehe, war mir klar. Der Tag gieng indeß vorüber; Grambold war nachdenkend, oft bis zur Zerstreuung, aber gut und manchmal weich. Er suchte meinen Blik und mied ihn doch wieder, wenn ich ihn möglichst unbefangen ansah. Aber am folgenden Morgen bei dem Frühstük reicht' er mir schnell die Hand, drükte mir sie und sagte:

„Liebe Rosalie, ich habe dir viel abzubitten; ich habe dir sehr Unrecht gethan."

„Wie so, Grambold? Ich habe mich nie über Dich beklagt."

„Aber du hattest und hast dich zu beklagen." —

„Laß das gut seyn, Grambold! Ich habe Ruhe gefunden, in Erfüllung meiner Pflichten;

ich verlange nichts weiter.“ (Mein Ton wurde bei den lezten Worten, gegen meinen Willen etwas weich.)

„Gutes, edles Weib; kannſt du mir verzeihen? — Du weißt nicht, wie ſehr ich mich an Dir vergangen habe.“ —

„Ich bitte Dich, ſage mir nichts davon. Es iſt Alles überwunden, Alles verziehen.“ —

„Nein; du mußt Alles wiſſen; ſonſt weiß ich nicht, ob du mir verzeihen kannſt. Ich war ſo verſunken, daß ich an keine Tugend eines Weibs mehr glauben konnte; auch nicht an die deinige.“

„Das hab' ich wol bemerkt, und es hat mir ſehr weh gethan; Anfangs um meinetwillen, und zulezt um Deinetwillen. Es thut mir noch jezt weh.“

„Nein; ich bin überzeugt, und — (mit ſichtbarer Rührung) du haſt mich überzeugt. Ich habe Dich auf ſo manche Probe geſezt, und du haſt ſie Alle beſtanden, wie ein untadelhaftes Weib.“

„Du vergiſſeſt meine Heftigkeit und Bitterkeit.“ —

„Wie hab' ich dich auch gereizt! Und wie haſt du mir ſie bekannt! Wie haſt du dir Unrecht gegeben gegen dich ſelbſt! Ich begreife nicht, wie du es über deinen Stolz gewinnen konnteſt."

„Es kam auch nicht aus mir ſelbſt. Meine treffliche Mutter hat mich dazu gebracht."

„Hätte ſie das?"

„Sie allein hat mich auf den Weg geleitet, auf dem ich bisher gegangen bin."

„Unmöglich! Die feinſinnige, die doch ohne Zweifel wußte, mit welcher Unfeinheit ich dich behandelte. Unmöglich!"

Ich ſtand auf, holte Ihre Briefe, und legte ſie vor ihn hin.

„Ich hab' ihr Alles geſchrieben; habe mich bitter über Dich beklagt: aber lies ihre Antworten."

Er las mit Begierde, verſchlang die Zeilen, kam in heftige Bewegung, rief zwiſchen durch: „O! Gott!" — „Welche Nachſicht!" — „Ich Elender!" — warf endlich die Briefe hin, fiel mir um den Hals, weinte wie ein Kind, und konnte nichts hervorbringen: „O! meine Ro-

ſalie! wenn du mir vergeben könnteſt?" — „Du Engel!" — „Du Einzige!" — „Und der Engel, deine Mutter!" —

Und ich! — Mutter, es war, wie wenn im Sonnenland, nach Salis Beſchreibung, gegen Juli, die Sonne über den hohen Felſen hervortritt, die das enge Thal einſchließen. Schnee und Eis ſchmilzt ſchnell. Es iſt in wenig Tagen warmer Sommer, da wo vorher todter Winter geweſen war. Grambold mit dieſer Wahrheit, dieſer Empfindung, an meinem Halſe hängen zu ſehen; dieſe Belohnung einzuerndten für meine ſtille Verleugnungen, meinen ſchweren Beruf, mein Alleinſtehen auf der Erde: das ergriff mich von allen Seiten auf Einmal. Auch ich ergoß mich ganz. Nie hab' ich Grambold ſo an mein Herz gedrükt, wie damals; nie hab' ich ſo ein glüh-heißes Intereſſe für ihn empfunden, wie ich jezt empfinde. Er iſt mir lieb wie der geliebteſte Bräutigam. An dem Tage wurden unſere Herzen eigentlich kopulirt.

Er geſtand mir, wie oft er, mich auf die Probe geſtellt, mich bewährt gefunden, und mir doch nicht geglaubt habe. Auch der lezte Vor-

ſchlag, mit jenem berüchtigten Mädgen eine Partie zu machen, war eine Probe, um zu ſehen, ob ich auch Feſtigkeit habe, bei meiner Willenloſigkeit; ob es Schlafheit, Schwäche oder Pflichtgefül ſey, was mich leite. — Er geſtand mir Alles; auch ſeine Lüſternheit gegen jene Mädgen und ſeinen jezigen Ekel gegen ihren Eigennuz, ihre plumpe Coketterieen und ihren Intrikengeiſt.

Kurz, liebe Mutter; wir ſind Eins! Ein Herz und Eine Seele, und ich bin unbeſchreiblich glüklich. Kein Gedanke wird in Gramboldſ Seele kommen, den er mir nicht mittheilte, und keiner in der meinigen ſoll verborgen bleiben vor ihm. Ich verſtehe jenes Wort des Großen Einzigen: „es iſt mehr Freude über einen Menſchen der ſeinen Sinn vom Böſen zum Guten lenkt, als über neun und neunzig, die es nicht bedürfen.“ Ich liebe Grambold mehr, als ich ihn je hätte lieben können.

Schreiben Sie mir bald, und freuen Sie ſich mit mir.

Neun und fünfzigſter Brief.

Adelaide B. an ihre Tochter, Roſalie Grambold.

Holdheim.

Ja wol ſchreib' ich Dir bald, und freue mich mit Dir, liebe, theure Roſalie. Ich hätte gleich zu Dir fliegen, Dein neues Glük mit anſehen, an Deinem und Grambolds Halſe hängen, und durch Freudenthränen danken mögen, dem, der Dich dieſe Zeit her geſtärkt, und Dein Werk ſo geſegnet hat. Ich geſtehe Dirs: Deine Lage war ein wunder Flek an meinem Herzen. Es blutete, wenn er berührt ward. Jezt iſt er geheilt. Mit einer Wonne, die nur im Mutterherzen hauſen kann, denk' ich Deiner; vergegenwärtige mir alle Szenen, die jezt nach einander — nicht wie bisher, geſpielt, ſondern durchlebt werden, ſeh' auf Euer künftiges Leben hinaus, und es verbreitet ſich in meinem Inneren eine

Ruhe, die ich bisher nicht kannte, die mir deßwegen doppelt wol thut.

Aber, da siehst Du nun, wie stille Ergebung und absichtslose Pflichterfüllung wirkt! Jezt genießest Du die reiche Erndte, von der mühsamen Saat! Jener Weise hatte vollkommen recht: wenn die Tugend in sichtbarer Gestalt auf der Erde erschiene; so würde sich Alles vor ihr beugen. Wenigstens beugt sich das Innere, wenn auch das Aeußere widersteht. Es freut mich unendlich, daß mich mein Glaube an das unaustilgbar-Göttliche in dem Menschen, nicht getäuscht hat. Wie könnt' auch etwas Göttliches vertilgt werden? Ich denke: wer nicht an das Göttliche in dem Menschen glaubt, der kann auch nicht recht an Gott glauben; denn wo trät' uns das Göttliche näher, als in dem Menschen? Wo wollen wir es finden, wenn wir es hier nicht suchen? Daß es so viele tief in Sinnlichkeit versunkene, dem Guten entgegenstrebende, Menschenglük zerstörende Menschen giebt, muß uns nicht irren. Auch die göttliche Kraft kann mißbraucht werden von Menschen, die frei sind: aber sie hört darum nicht auf, göttlich zu seyn.

Würde sie durch Liebe verklärt; so erschiene sie wieder in ihrer ganzen Göttlichkeit. Mich dünkt, die heilige Therese hatte recht: die Hölle kann nichts anders sein, als ein Ort, wo man nicht liebt, und Lavater, wenn er einmal den Teufel beschrieb, als ein Wesen, das Alles kann, nur nicht lieben.

Eben darum trau' ich jezt Deinem Grambold viel Gutes zu, weil wieder Liebe in seinem Herzen erwacht ist. Aber doch, liebe Rosalie; muß ich Dich warnen vor allzu rascher Annäherung, vor einem allzu innigen Anschmiegen, das wieder viel verderben könnte. Gewiß erstaunst Du, wenn Du dieß lieseſt, weil alle meine Ermahnungen und Vorschläge bisher dahin giengen, Dich Deinem Gatten näher zu bringen. Aber ich kenne die Heftigkeit, mit der Du liebst und hassest, Dich zudrängst und zurückstürzest. „Alles oder nichts!" war, wie bei Alcibiades, immer das Symbol Deines Wesens, wenn Du es auch nie ausſprachst. Nun weißt Du aber, wie manche Seiten Grambold hat, von denen Du ihn nie berührest, und wie manche Seiten Du hast, von denen er Dich nicht berühren, die

er nicht einmal verſtehen kann. Er iſt zu Lüſternheit verwöhnt, zu Mißtrauen geneigt; ſein Glaube an weibliche Tugend iſt zwar durch Dich wieder geweckt worden: aber er iſt ſchwach, und wird nie recht ſtark werden. Du biſt nicht lüſtern, aber Du liebſt — innig und warm, wenn Du liebſt. Dein Glaube an Menſchen, iſt wie der meinige, unerſchütterlich; nur daß Du, wegen Deiner großeren Heftigkeit, für eine Zeitlang den Muth verlierſt. Das Alles zuſammengenommen, macht eine geiſtige Einheit zwiſchen Euch Beiden, unmöglich; wenigſtens müßten Jahre hingehen, wenn Ihr ſo weit kommen ſolltet. Dabei liebt Grambold ſein-ſinnige Genüſſe, Du fein-geiſtige. Grambold liebt Geräuſch, Aufwand, äußeren Glanz; Dir iſt woler in der Stille, mit ein Paar Freunden, durch das, was ſie geben konnen, woren kein Uneingeweihter etwas weiß und zu wiſſen braucht. Im Gegentheil, es ſtört Dein Vergnügen, wenn fremdartige Menſchen daran Theil nehmen, und es mitzugenießen — ſcheinen. Wolltet Ihr Euch einander ganz nähern; ſo müßte Grambold ſich bemühen, Geſchmak zu finden an Deinen Ver-

gnügungen, und Du an den seinigen. Ihr müßtet Euch aufspannen, um recht seelenvergnügt zu scheinen; nur immer sorgfältiger auf Euch achten, je lebendiger Ihr fühlet, daß Ihr nicht vergnügt wäret. Das ist ein unleidlicher Zwang. Der Mann am Ersten sucht sich diesem Zwang zu entziehen unter mancherlei Vorwand und entfernt sich dadurch unvermerkt von der Frau. Die Frau will das schöne Verhältniß erhalten, und drängt sich dem Manne mit Liebe, wenigstens mit einer Art von Liebe auf. Sie beredet sich selbst, daß sie an den Vergnügungen des Manns Geschmak finde; der Mann bemerkt aber doch, daß sie sich's nur beredet. Das Alles macht das eheliche Verhältniß unnatürlich; man fühlt sich nie zu Haus, nie in seiner Assiette. Immer muß eine Rolle gespielt, oder eine Entschuldigung ausgedacht werden, warum man sie jezt nicht spielen könne. Die Lage wird täglich lästiger, drükender. Der Mann reißt sich endlich los, oder das Weib, wenn sie mehr Charakter hat, als der Mann. Im Grunde sinds Beide zufrieden, und so entfernen sich Eheleute

gänzlich von einander, blos darum, weil ſie einander ganz nahe ſeyn wollten.

Hüte Dich vor dieſer Treibhausnäherung, liebe Roſalie.

Ich weiß nicht, wo ich es einmal las: ein Paar Menſchen, die zuſammen lebten, und doch nicht ganz gleichgeſinnt wären, glichen einer Familie, die ein Haus bewohnte, in dem manche Zimmer dem Mann, manche der Frau unleidlich wären, einige aber ihnen Beiden gefielen. Nichts ſey natürlicher, als ſich nur in den lezteren gemeinſchaftlich aufzuhalten, die übrigen aber für ſich allein zu benuzen. Das ſey auch Deine Weisheit.

Ich will Dir gar nicht rathen, ſteif und zurükhaltend gegen Grambold zu ſeyn. Im Gegentheil! Es iſt jezt Zeit, ſeine neu-erwachte Liebe zu nähren durch Liebe und Traulichkeit, die von jeder Liebe unzertrennlich iſt. Nur laß' ihn ruhig ſeinen Weg gehen, ſeinem Geſchmak folgen, und folge Du dem Deinigen. Dein weiblicher Takt wird Dir ſchon ſagen, was er, gemeinſchaftlich mit Dir, und mit gleichem Vergnügen genießen kann. Hier würz' ihm ſeinen

Genuß, ſo viel Du es vermagſt. Aber bered' ihn nicht zum Mitgenuß der ſtillen Freuden, die Dir ſo viel ſind. Dring' ihm Deine Geſellſchaft nicht auf und entziehe ſie ihm nicht. Sorge dafür, daß er nie aus Gefälligkeit in Deiner Geſellſchaft bleibe. Eng' ihn auf keine Art ein. Männer ſeiner Art ertragen das gar nicht; und ihre Geſellſchafter ſpötteln dann gleich über den Pantoffel, wenn dem Weibe zu gefallen, etwas gethan oder unterlaſſen wird. Du biſt gewohnt, Dich frei und unbefangen zu äußern über Männertalente und Männerſchönheit; frei und unbefangen umzugehen mit gebilderen Männern. Sey vorſichtig darin! Dein Grambold kann unmöglich das Alles ſo abſichtëles und unſchuldig finden, wie es wirklich bei Dir iſt. So hat er die Weiber nicht kennen gelernt. Lade Dir den Zwang nicht auf, daß Du an all den rauſchenden Vergnügungen Theil nehmeſt, die nach Gramboldo, aber nicht nach Deinem Geſchmak ſind Der Zwang würde Dir am Ende doch zu ſtark werden, würde durchbliken, und dadurch könnt' Euer ganzes Verhältniß zerſtört werden. Aber empfang' ihn mit freundlicher Liebe, wenn

er von einer ſolchen beräubenden Parthie zurük kommt; und willſt Du ihm einmal ein Feſt geben, ſo ſey es natürlich nach ſeinem und nicht nach Deinem Geſchmak angeordnet. Auf dieſem Wege ſollt Ihr, hoff' ich, 'n einem freundlichen Verhältniſſe mit einander bleiben. Die Näherung muß ſich von ſelbſt machen, wenn ſie weiter gehen ſoll. Im nächſten Früling muß ich doch ſelbſt ſehen, wie Ihr zuſammen hauſet.

Weisheit und Liebe leite Dich auf den richtigen Weg!

Sechszigster Brief.

Adelheid an Theophan.

Lindenfeld.

Bedauren Sie mich, Theophan, ich habe meine Freundin Theodore, und mit ihr Alles verloren. Ja, Alles! Denn sie war noch die Einzige, mit der ich recht traulich reden konnte, über das, was allein verdient, der Gegenstand unserer Unterhaltung zu seyn, wovon ich auch allein mit rechtem Interesse reden mag, von jener besseren Welt, von dem Wiederfinden seiner Geliebten in dieser Welt, und von dem, der uns dort eine Wohnung bereitet hat. Jezt hab' ich durchaus nichts mehr, was mich an diese Erde fesselt

Nach oben, nur nach oben,
Geht der bethränte Blik.

Zwölf Jahre haben wir miteinander in ununterbrochenem Umgang gelebt, und in ununter-

brochener Freundschaft. Doch; das war nicht mein, sondern ihr Verdienst. Wir waren sehr verschieden von Temperament und Charakter. Sie wissen, wie mich gleich jeder irreligiöse Leichtsinn, jedes Abweichen von dem klaren Bibelsinn, jedes Profaniren des Heiligen, selbst der Schein davon, empört. Meine verklärte Theodore dagegen, war ganz Nachsicht und Schonung. Sie besaß einen ganz eigenen Scharfsinn, Anderer Vergehungen zu erklären, durch Erziehung, Lage, Umstände, und Entstehung, und sie so — wenigstens zu entschuldigen. Oft sagt' ich ihr: „bei dir ist nichts schwarz; höchstens grau!" — „dann kann es ja wieder weis werden!" antwortete sie. Hundertmal hab' ich ihr vorgeworfen, daß sie zu gleichgültig in Religionssachen sey, und sie erwiederte immer mit lächlender Liebe: „Wer wär' ich, daß ich einen fremden Knecht richten sollte? Glaube mir, ich habe genug mit mir selbst zu thun."

Daß unsere Freundschaft nie unterbrochen, wenigstens nie gestört werden konnte, dafür sorgte sie mit aller Weisheit der Liebe. Oft, besonders in den Ersten Jahren war ich sehr un-

willig über ſie, weil ſie ſo freundlich gegen Alle, auch verſunkene, frivole, irreligioſe Menſchen war, ihren Umgang zwar nicht ſuchte, aber auch nicht auffallend mied. Ich macht' ihr Vorwürfe darüber; ſie antwortete mir ſanft, ſie wolle nicht frömmer ſeyn, als unſer Herr, der auch Niemand gemieden und ſelbſt die Gaſtmäler der damaligen Finanzpächter beſucht habe. Mehrmals verdroß michs, daß ſie ſo ganz anders handelte als ich; daß ſie durchaus kein Wort über Religion ſprach, wenn ſie kein Bedürfniß, keine Luſt an ſolchen Geſprächen bei Anderen bemerkte. Dang zog ich mich zurük. Aber ſie wußte mich wieder mit ſo viel Liebe herbei zu ziehen, daß ich nicht widerſtehen konnte. Einmal hatt' ich mir in Ernſt vergenommen, mich von ihr zu trennen, weil ich irre worden war an ihr, durch mancherlei Sagen, von ihrem Umgang mit leichtſinnigen, irreligiöſen Menſchen, und weil uns unſere häusliche Lage abhielt, uns zu ſehen. Ich hatte mit Heftigkeit gegen ſie geredet, und meinen Vorſaz erklärt. Da ſchikte ſie mir folgende Verſe:

Nein; Du trennest Dich nicht von mir, die
so innig Dich liebet;
Könntest nicht, wolltest Du auch. Liebe ist
ewig, wie Gott.
O! ich kenne sie wol, die Heilige, die uns
vereinigt,
Die uns vereinigen wird, auch für die
bessere Welt.
Nie noch schwand sie dem Blik; auch in der
fernesten Ferne,
Glänzt mir das Lichtdiadem, das sie doch
immer noch trug.
Selbst, wenn Du zürnend mich flohst, vom
Nebel der Sagen getäuschet,
Von des Unglaubens Hauch, krampfhaft
in Dornen verscheucht;
— Trennung, weit ärger als die, die spann-
langer Erdenraum wirket;
Sie, die oft Trennung Dir schien, auch
für die bessere Welt;
Sie selbst raubt ihn mir nicht, den Glauben
an ewige Liebe,
Väterlich in mich gepflanzt, von dem, der
durch Glauben erzieht.

Einſt, wenn die Nebel Dir ſchwinden, von Sorgniß der Liebe erzeuget,*)
Schäzeſt Du mehr dieſen Sinn, als Alles, was Gott in mich legt'.
O! der Einzigen Wonne, in Himmelsklarheit zu ſehen:
Immer gleich war ihr Herz; nur die Ferne verbarg's.
Daß doch ein Stral dieſer Klarheit, jezt auch Dein Weſen erleuchte,
Glaube an Menſchen und Gott, wurzelte feſter in Dir! **)

Natürlich hatte der Himmelsſtral in dieſen Verſen, die durchweg darin herrſchende Liebe, mein Innerſtes durchdrungen. Ich flog wieder an ihr Herz.

Und ſie hat dieß ſtürmiſche Herz feſt gehalten, bis an ihren Tod. Oft ſchon hab' ich mich gefragt, durch welche Mittel, da ſich weibliche

*) Die Gute! wie ſie meine eigenſinnige Heftigkeit, zu entſchuldigen wußte!

**) Daß die Verſe wirklich bei einem ähnlichen Anlaß gegeben wurden, brauch' ich kaum zu ſagen; alſo auch nicht, daß ſie nur auf Herzlichkeit Anſpruch machen konnen.

Freundschaft ohnehin so schwer erhält, und besonders bei mir, von der sie manchmal mit ihrem sanften Liebeslächeln, und ich glaube, mit Wahrheit sagte, daß Alles zur Leidenschaft werde, selbst Frömmigkeit. Bei ihr war nichts Leidenschaft; Alles war ihren Pflichten untergeordnet; selbst die Frömmigkeit, oder vielmehr die Andachtsübungen, die unentbehrliche Nahrung für Frommigkeit. Und ich glaube, auch dieß war ein Mittel, Freundschaft zu erhalten. Ihre liebste, heiligste Morgen- oder Abendstunde, gab sie gleich und mit freundlicher Willigkeit auf, sobald sie einer Freundin einen Dienst leisten, oder in Krankheit sie pflegen konnte. Das that unbeschreiblich wol, besonders wenn man wußte, wie viel ihr eine solche Morgen- und Abendstunde war. Sie unterließ nie, ihre Freundinnen zu warnen, zu ermahnen, zu leiten, wo sie es für nöthig hielt. Aber sie wälte dazu die traulichste Stunde, sprach mit der unverkennbarsten Liebe, und verletzte nie, auch bei dem heftigsten Widerspruch, den sie von mir sehr oft erfuhr, auch nur mit Einem Worte, die Achtung, die sie ihnen schuldig zu seyn glaubte. Auch be-

ſtand ſie für den Augenblik nicht auf ihrem Sinn; ſondern bat nur, das Geſagte ſtill zu prüfen, weil das eigene Gewiſſen entſcheiden müſſe, ob ſie recht habe oder nicht. Nun warf ſie noch ein Wort hin, das man nicht vergeſſen konnte, und ſchwieg dann für immer, war auch gleich liebevoll, ob man ihrem Rath gefolgt oder nicht gefolgt hatte. Beſonders ließ ſie nicht das kleinſte Mißverſtändniß aufkommen, wenn ſie merkte, daß es ſich auch nur acht Tage erhielt. Sie wußte, daß es einer Lavine gleicht, die oft mit einem kleinen Schneeball anfängt, und ſich mit der unglüklichſten Zerſtörung endet. Es mußt' aufgeklärt und ausgeglichen werden; und das that ſie mit dem Scharfſinn und der Klarheit, die aus einem liebenden Herzen ſtammt. Nie, an keinem Ort und gegen Niemand verleugnete ſie ihre Freundinnen. Sobald ſie merkte, daß etwas zu ihrem Nachtheil — auf dem Wege war, erklärte ſie ſich freimüthig für ihre Freundinnen — daß ſie ihre volle Achtung und Liebe verdienten. Gemeiniglich ſchwieg man nun. Wurd' aber die Unhöflichkeit ſo weit getrieben, daß man doch irgend etwas Nachtheiliges er-

gälte: so erklärte sie es nach der Wahrheit, oder mit dem, ihr eigenen Scharfsinn, so daß die geschwäzige Zungen zum Stillschweigen gebracht wurden. Sie engte ihre Freundinnen nicht ein, hatte nicht die Anmaaßung, sie allein oder vorzüglich zu genießen; keine Eifersüchteleien auf Andere. Besonders schäzte sie die ehelichen und mütterlichen Verhältnisse, und wollte durchaus nicht, daß ihr zu gefallen irgend etwas vernachläßigt werden sollte, was in diese Verhältnisse eingriff. Ueberhaupt rechnete ihre Freundschaft nicht, weder bei Besuchen, noch bei Dienstleistungen. Sie that für ihre Freundinnen, was sie konnte, ohne nur daran zu denken, ob diese auch etwas für sie thaten. O! Theophan; wie war und bin ich darin so anders! Wie oft haben Eifersüchteleien unser schönes Verhältniß gestört! Wie genau achtet' ich darauf, ob ich auch immer die Erste sey! Wie schwer giena mirs schon ein, zu sehen, daß ich nicht die Einzige war! Wie manche weibliche Freundschaft mag wol schon durch diese eitel-stolze Eigensucht zerstört worden seyn? Meine verklärte Freundin hatte davon durchaus nichts.

Selbst den Reiz der Neuheit ehrte sie, wenn eine interessante Person in unsern Kreiß trat, und man sich mit Wärme an sie hieng. Sie wartet' es ruhig ab, bis der Reiz genossen war, und man zurükkehrte zu ihr. O! und ihre Offenheit, Traulichkeit! Sie hatte durchaus kein Geheimniß vor ihren Freundinnen, außer ihren geheimen Wolthaten, von denen sie behauptete, man müsse sie selbst, so bald wie möglich vergessen. Kein Fehler dagegen, keine Schwäche, keine Uebereilung, so selten auch so etwas kam, die sie nicht ihren Freundinnen, oft mit Beschämung bekannt hätte. Sie rügte das an sich selbst, mit einer so feinen Gewissenhaftigkeit, daß man beschämt wurde, weil man das Nämliche oder etwas Aehnliches, sich hundertmal ohne Rüge erlaubt hatte. Anderer Geheimniße waren ihr indeß ein Heiligthum; niedergelegtes, zum Aufbewahren gegebenes Geld, das man nicht angreifen darf, wenn man es auch bedürfte.

Noch Eins, was ihre Freundschaft so liebenswürdig machte. Sie bedurfte für sich wenig; nur Geben, Rathen, Helfen, Erfreuen war ihr Bedürfniß. Solche Menschen drüken

oft, eben dadurch, daß man fült, sie bedürfen unserer nicht. Wie wußte die Feinsinnige, Liebe, dieß peinliche Gefül zu beseitigen — nein! nicht zu beseitigen, ihm zuvorzukommen! Sie bat um etwas, was man für sie machen, ausrichten oder einrichten sollte. Sie erbat sich einen Besuch, wenn sie mehr als gewöhnlich litt; man durfte nicht müßig seyn; mußt' ihr Arzenei geben, sie pflegen, ihr vorlesen. Und sie dankte so herzlich für Alles! Wenn sie nicht allzusehr litt, so war ihre Unterhaltung das, was sie über das Gelesene bemerkte, weit mehr werth, als alle Dienste, die man ihr irgend erweisen konnte. So gab sie, indem sie zu empfangen schien, wie die väterliche Gottheit nach der Bibel, die das als Dienst für sich fodert, was uns gut und glüklich macht.

Ihr Ideal von Freundschaft war die Verbindung zwischen David und Jonathan. Der Lezte aber war ihr Held. Sie kannte nichts Größeres, was je die selbstlose Freundschaft eingegeben hatte, als das feierliche Wort des Erbprinzen an David, als sie sich zum Leztenmal sahen: „Fürchte dich nicht! Mein Vater wird dich nicht fin-

den; du wirst König werden über Israel, und ich will der Nächste um Dich seyn.“

Ich denke, wenn weibliche Freundschaft so zart behandelt würde, wie sie meine verklärte Freundin behandelte, so würde sie fest seyn wie die männliche, und noch fester, weil wir treuer lieben können, als sie.

Ach! wann würd' ich fertig werden, von der Einzigen zu reden? Ist das ja Alles, was mir noch übrig bleibt, mich im Geist mit ihr zu beschäftigen und mich über sie zu ergießen, gegen Menschen, die es werth sind! Nun sind mir zwei Wesen vorausgegangen in die höhere Welt, und wie freu' ich mich, sie wieder zu finden! Auch unsere Freundschaft war nicht blos für diese Unterwelt, das weiß ich!

Bleiben Sie mir nur, lieber Theophan, damit ich nicht allein stehe auf der Erde. Von meinem guten Külthal ein Andermal!

Ein und ſechszigſter Brief.

Leone an Wandulf.

Werdau.

Ich hab' Ihnen lange nicht geſchrieben, lieber Wandulf; und ich werfe mir's vor, wie eine Sünde. Iſts dann nicht auch Eine? Wenn man ſich nicht ſehen kann; ſo iſt Schreiben der einzige Erſaz. Auf andere Art berührt man ſich nicht; giebt ſich einander nichts und empfängt nichts. Ich ſchreib' alſo, ob ich gleich nichts Beſtimmtes zu ſchreiben habe.

Aber wie kann ich ſo reden? Hätt' ich Ihnen denn nichts Beſtimmtes zu ſchreiben, über Edelwald, Eduard und mich? Iſt es Ihnen denn nicht wichtig, zu wiſſen, daß wir Alle wol und glüklich ſind, daß Eduard zunimmt an Verſtand Alter und Weisheit und Gnade findet vor Gott und Menſchen? *) Daß ich Edelwald

*) Bibelausdrüke.

noch immer liebe, und er mich; daß ich ihn, unter uns gesagt — noch lieber habe, als Anfangs? Ist das Alles nicht bestimmt genug und wichtig noch dazu? Freilich könnten Sie das Alles auch denken, vermuthen, glauben: aber sicherer ist doch eine Offenbarung, die ich Ihnen denn hiermit feierlich gebe, und mit meiner Unterschrift bekräftige.

Und doch hab' ich noch etwas Bestimmteres, — nicht zu schreiben, aber zu fragen. Unser Eduard fängt jezt an, sich mächtig zu entwikeln, in seiner Wißbegierde, seinem inneren Leben, seiner Zerstörungssucht, und besonders in seinem Knaben- und Eigensinn, der ja wol, wie Edelwald sagt, wenn der Himmel will, sich einst zum Charakter entwikeln wird. Nun, dessen wird er nicht zu wenig bekommen, was auch ganz gut seyn mag, in einem Zeitalter, wo die Menschen nicht recht wissen, was sie wollen, und nicht wollen, was sie wissen, wo ein halber Wille schon etwas Seltenes ist. Ansehnlich wild ist er denn auch, und man muß seinen Egoismus ganz ablegen, wenn man ihm nicht das Toben verbieten will, vor dem man sein eigenes Wort

nicht hört. Nun beobachten und ſpekuliren wir zwar ſehr viel über ſeine Erziehung, Edelwald und ich; es kommt auch Manches auf das Papier. — Ja; Sie ſollten es kaum glauben, daß ich eine ordentliche Schriftſtellerin geworden bin. Ich ahme aber der hochberühmten Kaiſerin Catharina nach, und ſchreibe pädagogiſche Bemerkungen für Sie, Edelwald und mich ſelbſt, ſo wie die Kaiſerin Schauſpiele für ihre Enkel ſchrieb. — Aber mit Allem dem wünſchten wir doch Ihren Rath. Sie haben ſo viel erzogen, beobachtet, gedacht; Sie kennen Alles, was darüber geſchrieben iſt; Erziehungskunſt war eine Zeitlang Ihr Lieblingsſtudium. Und ſo können Sie manchen Rath geben, vor manchem Fehlgriff warnen, den man mit aller Weisheit, vielleicht eben aus hoher Weisheit machen könnte. Ich wünſche nur allgemeine Regeln und Warnungen; wir wollen ſie dann ſchon zuſtuzen nach Eduards Bedürfniß und Sinn. So viel hab' ich ſchon bemerkt, daß Kraft und Liebe gleichen Schritt halten müſſen, wenn es bei ihm wirken ſoll. Er wird ſtörriſch, bitter, unleidlich wenn er keine Liebe ſieht, und ungehorſam, unartig, deſpotiſch, wenn

man ihm keine Kraft entgegen ſezt. Das Erſtere begreif' ich freilich am Leichteſten; denn es iſt unbegreiflich, was mir Edelwald mehrmals erzälte, daß er erſt in ſeinem ſechszehnten Jahre zum Erſtenmal gemerkt habe, daß ſein Vater ihn liebe, weil dieſer es ſorgfältig verborgen habe vor ihm; und daß er ganz erſtaunt, bis zu Thränen darüber gerührt worden ſey. Edelwalds Vater war, wie Sie wiſſen, ein ſehr guter, nicht unverſtändiger, und dabei gewiſſenhafter Mann; noch dazu ein Verehrer des Chriſtenthums. Wie es einem ſolchen Menſchen, nur eine Woche entgehen konnte, daß man mit Liebe am Meiſten ausrichtet, daß Liebe am Stärkſten und Tiefſten auf Kinderherzen und auf alle Menſchenherzen wirkt; wie er, der ſeine Frau unausſprechlich geliebt und ihr aus Liebe Alles zu gefallen gethan hatte, nicht dieſes nemliche Mittel bei ſeinem Sohn anwandte, der ohne Liebe ſo ſchwer zu beugen iſt: davon verſteh' ich kein Wort. Immer aber ein neuer Beweis, wenn es noch Einen bedurfte, daß der Menſch den Schnitt und die Farbe ſeines Zeitalters trägt, und wenn auch der Schnitt über einen ſechs Ellen weiten Reifrok

gemacht, und die Farbe caca de Dauphin wäre. Denken Sie doch! ein Mann der Chriſtenthum kennt, glaubt und ehrt; — dieß Inſtitut, in dem durch lauter Liebe auf Liebe gewirkt wird, in dem die Menſchen für die Ewigkeit erzogen, vollendet werden ſollen durch lauter Liebe, — der verbirgt ſeinem Sohn abſichtlich und mühſam ſeine Leebe; macht ſichs zur Pflicht, ſie ihm nie zu zeigen und immer nur den ſtrengen Jehovah gegen ihn zu machen!! Da las mir neulich Edelswald aus ſeinem lieben Montaigne eine Stelle, wo es ein Marſchall von Monluc bitter bereut, ſeinem hoffnungsvollen Sohne keine Liebe gezeigt zu haben, nachdem er auf der Inſel Madera geſtorben war. „Der arme Junge," ſagt' er, „hat nichts von mir geſehen, als eine ſteife und verächtliche Zurükhaltung, und hat den Glauben mit ſich nehmen müſſen, daß ich ihn weder geliebt noch geſchäzt habe, nach ſeinem Verdienſt. Warum hielt ich ſie doch zurük, die beſondere Neigung, die ich in meinem Herzen gegen ihn hegte? Wer Anders als er hätte den ganzen Genuß davon haben ſollen? Da zwang und folterte' ich mich, um die elende Maske zu behalten,

und darüber hab' ich das Vergnügen seines Umgangs verloren; und wie auch sein Sinn war, er konnte nicht anders als kalt gegen mich seyn, weil er nichts als Härte, und ein tyranniſches Betragen von mir erfahren hatte." Warum doch dem Manne ſein geſunder Menſchenverſtand und ſein Vater- und Menſchengefül, dieß nicht früher geſagt hatte!

Die heutige Erziehung iſt freilich ganz Anders. Die höchſte Erziehungsweisheit ſoll ſeyn, gar nicht zu erziehen, und Alles ſich entwikeln zu laſſen, wie es ſich entwikeln will. Ich denke man dürfte nur genau und anhaltend nach dieſem Prinzip handlen, und man würde bald merken, daß die Menſchen auf allen Vieren giengen, und ſich einander ohne alle Regeln umbrächten, da ſie es jezt doch nach Regeln thun. Die Wahrheit mag alſo wol in der Mitte liegen: aber dieſe Mitte zu finden, einen reizbaren, kräftigen Knaben nicht zu knifen in ſeiner Kraft, nicht zu empören in ſeinem Gefül, und ihn doch nicht aufwachſen zu laſſen, wie ein Thier des Feldes, daß er Alles thun wolle, was ihn gelüſtet und im Revolutionszuſtand ſey, gegen Alles, was

ihm nicht ſeinen Willen thut: das mögten wir, und dazu bedurften wir Ihren Rath, lieber Wandulf, da Sie uns ohnehin das ſind, wofür uns Göthe in den Wahlverwandſchaften ſeinen Mittler geben will, nur daß Sie ſchon mehr vermittelt haben, als man von dieſem erfährt. Alſo ſezen Sie ſich auf Ihren Rathsherrnſtul und ſtimmen Sie gründlich. Ich bin die Regentin, und thue, — was ich will. Nein; Sie wiſſen wol, wie gern' ich Ihnen folge.

Noch Eins: Sie erinnern ſich noch, daß Sie uns mehrmals ſagten, wenn Jemand — verſteht ſich, wer beobachten und bemerken kann, ſeine Beobachtungen und Bemerkungen aufſchreibe, in dem Augenblike, da er ſie gemacht habe; wenn er dabei bemerkte, ob und in wie ferne ſie ſich beſtätigten: ſo könnte man daraus, wenn ſie von vielen zuſammengetragen würden, eine Lebensphiloſophie ſammlen, die mehr werth wäre, als manche Bücherphiloſophie, die die Einzige wahre heiße, die aber durch den geſunden Menſchenverſtand wieder auf den rechten Weg gebracht werden müſſe. Das lezte verſteh' ich zwar nicht, und hab' auch nicht Luſt, es zu verſtehen;

denn es mag mir eine artige Philoſophie ſeyn, in der manchmal kein geſunder Menſchenverſtand iſt. Aber das hat mir doch eingeleuchtet, daß es nicht übel ſeyn mögte, ſo etwas aufzuſchreiben. Da haben Sie ein Pröbgen davon. Vielleicht ſagen Sie mir auch ein Wort darüber. Sie ſehen wol: ich mache keine geringe Anſprüche, auf Ihre Güte und Ihre Zeit.

Ein Pröbgen von Aeonens Lebensphiloſophie.

Ueberſpanne dich in keinem Stük; nicht im Aufwand des Gelds, noch des Verſtands, des Wizes, der Empfindung. Dürftigkeit folgt bald nach. Ueberſpannen heißt nicht blos, mehr geben, als man hat, ſondern Alles ausgeben, was man hat. Man behält dann keinen Nothpfennig, nichts, wenn du Jemand ein außerordentliches Vergnügen machen willſt.

Bei Bekannten und Freunden geſtehe nur bald deine Fehler ein. Du ſezeſt dich ſonſt in tauſend Verlegenheiten und was noch ärger iſt, in die Gefahr, dich zu verſtellen, zu heucheln, unwahr zu werden. Willſt du das nicht; ſo giebt es noch ein beſſeres Mittel: lege ſie ab, damit du ſie nicht zu geſtehen brauchſt.

Was dir ſchwer wird, zu bekennen, das bekenne nur bald und bei der Erſten Gelegenheit;

bei irreligiösen Menschen deine Religiösität, bei leichtsinnigen Weibern, deine, von ihnen sogenannte Prüderie, bei leichtsinnigen Männern, deinen Widerwillen gegen alles leichtsinnige Reden in deiner Gegenwart. Man wird dich mehr schonen, und eben darum — mehr ehren. Auch kömmst du nicht so leicht in Gefahr, dein Heiligstes zu verlieren oder zu verleugnen.

Mache dir keinen Genuß zum täglichen Bedürfniß, damit er dir Genuß bleibe. Man vermißt das, was Bedürfniß ist; aber es ist kein Genuß mehr. Die Alten verstanden dieß viel besser. Sie aßen gewisse Lieblingsspeisen nur an ausgezeichneten Tagen, gaben ihre guten Weine nur, wenn sie mit ihren Freunden recht froh seyn wollten. Nach der heutigen Sitte soll immer Genuß seyn; und darum haben wir keinen. Selbst einen recht schönen Plaz im Garten, ein recht angenehmes Zimmer, sollte man sich aufbewahren, für feierliche Tage. Edelwald hat mir eine kleine Sammlung von schönen Kupferstichen geschenkt; damit wird aber nur an Familienfesten und andern Festtagen, unser schön-

ſtes Zimmer dekorirt. Meine lieblichſten Lieder ſing' ich nur in ſchönen Stunden des Lebens, oder in ſolchen, die verſchönert zu werden verdienen. Nichts muß alltäglich werden, was mehr zu ſeyn verdient.

Gehe nicht mit lauter Weibern, aber auch nicht mit lauter Männern um. Unter lauter Weibern ſchrumpft Geiſt und Herz zuſammen, wenn es nicht lauter Freundinnen ſind. Die Wenigſten haben etwas zu geben; und die etwas haben, halten es bei Weibern zurük, um nicht mehr zu ſcheinen, als ein gewöhnliches Weib. Auch entwikelt ſich nichts unter Weibern. Der Umgang mit lauter Männern mache eitel; man will glänzen, eine Rolle ſpielen, überſpannt ſich, oder man wird roher, unweiblicher, ſezt manche Anſtändigkeiten bei Seite, die das Weib immer beibehalten ſoll. Gemiſchte Geſellſchaften ſind eigentlich Geſellſchaften, wo Jedes giebt, was es hat, wo Ein Geſchlecht durch das Andere belebt, aufgeſpornt oder zurük gehalten wird. Doch iſt blos — weiblicher Umgang dem Weib' auch nöthig. Auch über das Detail der kleinen weib-

lichen Geschäfte muß sie sich manchmal unterhalten. Weiber, wie Männer müssen manchmal plaudern von ihrem Beruf.

Traue den Menschen etwas zu, und handele so gegen sie, als ob du ihnen noch mehr zutrautest. Jeder Mensch strebt von Natur, das zu seyn, was man ihm zutraut. Er ist schon ganz verdorben, wenn er dieß Zutrauen blos nuzt, um zu täuschen. Ist er das aber nicht: so wird er wenigstens in Rüksicht auf dich, besser handlen, und wenn dieß oft kommt, besser werden. Denk' auch nicht leicht, daß der Andere dir etwas übel genommen habe, oder übel nehmen werde. Man nimmt nicht leicht etwas übel, wenn der Andere recht frei und unbefangen handelt, ohne nur von ferne merken zu lassen, als halt' er es für möglich, daß man es übel nehmen könne. Im Gegentheil: man nimmt eher etwas übel, wenn der Andere fürchtet, man mög' es übel nehmen. Und natürlich! das sezt ja voraus, daß er es selbst für etwas hält, was man übel nehmen könnte. Es ist, als ob er kein gutes Gewissen bei dem Handlen hätte,

oder gehabt hätte: Und daran ist immer etwas übel zu nehmen, wenn ein Anderer gegen uns, mit bösem Gewissen handelt. Der Wille, weh zu thun oder zu kränken ist ja die Hauptsache!

Jeder sey in Gesellschaft seiner Freunde und Bekannte — zwar nicht mehr — (das würd' ihn spannen und Andere einengen) aber doch Alles, was er gerade jezt seyn kann Es giebt Leute, die in Gesellschaft immer reden und nie hören, immer geben und nie empfangen wollen; grands parleurs, wie sie die Franzosen passend neunen, die mit einer unerträglichen Allgenügsamkeit und Anmaaßung, (suffisance — die Franzosen haben das Wort, weil sie auch die Sache, ursprünglich haben. Wir haben uns das Muster wie andere Modeartikel, von Paris kommen lassen, und sie wie andere Modeartikel nachgemacht) über Alles sprechen. Andere wollen nie geben sondern nur empfangen. Beide stören gesellschaftlichen Genuß. Jeder will manchmal reden und manchmal hören. Der Mensch, dem es nicht um Befriedigung seiner Eitelkeit, sondern um reinen gesellschaftlichen Genuß zu thun ist, hat zwar auch

Langeweile wenn er nie zum Reden kömmt, aber es spannt ihn doch, wenn er immer reden soll. Eine Gesellschaft sey ein Piknik, wo nicht Einer das Souper giebt, sondern Jeder seine Schüssel bringt, — was er nun eben im Hause hat, und wo Alle von allen Schüsseln genießen.

Suche dir manchmal ein Vergnügen zu verdienen, mit etwas Müh' und Anstrengung zu erkaufen. Du wirst es doppelt genießen. Wie schmekt' uns die Erdbeerenkalteschaale, wozu wir uns die Erdbeeren auf den Bergen um Nekargemünd her, selbst gesucht hatten! Wie wol that uns die Ruhe, die Unterhaltung und das Frühstük, bei dem guten Pfarrer in E—n—w—r, als wir am Morgen zu Fuß, zwei Stunden Wegs, dahin gegangen waren! Wer immer Zeit und Geld und Gelegenheit hat, sich jedes Vergnügen zu verschaffen, der genießt weit seltener ein Vergnügen, als ein Anderer, der sich die Zeit stehlen, das Geld erst verdienen, die Gelegenheit ablauren muß, eh' er zu einem Vergnügen kommt. Dieß sey nicht blos von großen

parties de plaisir, ſondern auch von kleinen häuslichen Freuden geſagt!

Geſellſchaftliche Erheiterung iſt am leichteſten bei einer traulichen Malzeit möglich. Die Geſellſchaft muß nicht zu gros; die Menſchen müſſen gut zuſammen gewält, und die Malzeit muß mäßig ſeyn. Das Herz wird da offener und traulicher; es ergießt ſich mehr. Frohe, harmloſe Geſpräche, erheiternde, in den Fluß des Geſprächs eingemiſchte, aus dem Geſpräche gefloſſene Geſundheiten, (Toasts) froher Geſang nach populären Liedern, wie ſie Reichard und Pfenninger ſammelten; das Alles macht ſo wol, ſo liebevoll, ſo gut. Beide Geſchlechter müſſen natürlich daran Theil nehmen. Der Tiſch ſey rund und mit Blumen geziert! Kein auflaurender Bedienter ſtöre die Unterhaltung, halte Jemand ab, zu ſagen, was für die Geſellſchaft, aber nicht für geſchwäzige Livreebedienten taugt! — Ich begreife nicht, wie man aus Eitelkeit, aus Oſtentation oder ſklaviſcher Nachahmungsſucht, ſich dieß Vergnügen ſo erſchwert, und verdirbt. Mit dem Aufwand, den

ein großes, schweres Diner erfodert, könnte man sich zehen kleine, frohe Soupérs mit seinen Freunden verschaffen. Und meist ist dieß Diner, den Gästen, besonders aber dem Hausherrn und am meisten, der Hausfrau so lästig, daß Alle herzlich froh sind, wenn es vorüber ist. Der Schwall von Essen, die vielen fremden Weine, die, meist unverhältnißmäßig geringe Zahl von Aufwärtern, ihre Ungewandtheit für solche seltene Gelegenheiten, sezen die Hausfrau, oft auch den Hausherrn in eine solche Spannung; die künstliche Maschine der Anordnung, geht so schwerfällig, stokt so oft, daß nothwendig aller Genuß wegfallen muß. Den besseren, humaneren Gästen theilt sich diese Verlegenheit mit; sie wünschen aus Mitleid mit der Hausfrau, das Ende der Malzeit und der Noth, und Niemand unterhält sich, außer den schadenfroben Werbern, die es in der Stille, dem Himmel und ihrer Geschiklichkeit danken, daß es bei ihnen ordentlicher hergehe als hier.

Zum ächten Lebensgenuß gehört, daß man jede Tags- und Jahrszeit, jede Art von Witte-

rung, jede Stufe der Entwikelung in der Natur, zu genießen, wenigstens zu brauchen weiß. Dazu gehört eine gewisse Kindlichkeit, die das rosenfarbene Flekgen überall findet, sich in Alles zu schiken weiß und keinen Eigensinn kennt. Der Eigensinn will immer Früling oder Sommer, immer einen gewissen Grad von Wärme, nicht zu wenig und nicht zu viel, immer heiteren Himmel. Jede andere Jahrszeit, jede andere Witterung verstimmt ihn. Das ist dann das wetterlaunische Wesen, die unerträglichste aller Launen. Jede Tags- und Jahrszeit hat ihre eigene Reize; jeder Witterung läßt sich eine Seite abfinden, die wohlthätig auf uns wirken kann. Bei heiterem Himmel genießt man die ganze Erdenschöpfung und den Himmel zugleich. Bei Sturm, kaltem Regen und Ungestüm, freut man sich seines wolverwahrten Zimmers und seiner warmen Stube. Eine schwüle Gewitterluft ladet ein zu dem dolce farniente; und man macht sich schon einen Vorschmak von der erquikenden Lebensluft, die durch das Gewitter entwikelt werden wird. Beim Nebel erscheinen uns alle Umgebungen in einer Zaubergestalt; wir

ſehen Oſſianiſche Menſchen und Oſſianiſche Geiſter. Die Phantaſie hat vollen Spielraum. Der Morgen iſt zum Arbeiten, zum Nachdenken, zum Still leben gemacht. Außerdem iſt er für den Tag, was die Kindheit für das Leben iſt; man kann ſich da für den Tag ſtimmen, erziehen, wie in der Kindheit für das Leben. Unbefangen blikt man auf Alles hin, wie das Kind, und iſt glüklich wie es, wenn es unter der linken Bruſt richtig iſt. Der Mittag iſt ein Ruhe- und Genußpunkt. Die Familie verſammelt ſich; Befriedigung eines Bedürfniſſes wird ihr Genuß. Sie würzt den thieriſchen Genuß, und veredelt ihn zu einem humanen, durch trauliches Geſpräch. Er iſt für den Tag, was das Jünglingsalter für das Leben iſt. Viel Gutes kann hier fortgeſezt, aber auch vieles umgeſtimmt werden, was man ſich am Morgen vorgeſezt hatte. Der Abend iſt die Ruhe- und Erholungszeit von den Laſten des Tags. Er iſt ganz zum traulichen Umgang, zum freien Koſen und Plaudern gemacht. Eine Abendmalzeit, gemeinſchaftlich genoſſen von lauter Menſchen, die ſich gut ſind, die nichts für einander Geheimes ha-

ben, das ist Einer der menschlichsten Genüsse auf Erden. Immer hat er mir wol gethan, der fein-menschliche Sinn Jesus, daß Er das Wichtigste, Heiligste, was Er Menschen unvergeßlich machen wollte, an eine Abendmalzeit knüpfte; und ich dächte, Menschen, die es wissen, was Er mit seinem Abendmal wollte, sollten es manchmal im trauten Kreise, bei einer mäßigen Malzeit halten, wie die Ersten Christen, und dabei seiner mit dankbarer Liebe gedenken, wie diese. O! die Stille und Ruhe, die am Abend herrscht; die Geschäftlosigkeit, die man sich da erlauben darf; das Bewußtseyn, nun wirst Du nicht mehr abgerufen, nicht mehr gestört! — wie süß ist schon das! Den ganzen Tag kann man sich auf einen guten Abend freuen. Es ist Einem, als hätte man den ganzen Tag gut zugebracht, wenn man den Abend gut zubrachte. Ein genußreicher Abend — sagt Edelwald — nach einem mühseligen Tag, ist wie ein gutes Glas Tokaier (sein Lieblingsgetränk) auf einen sauren Wein. Der Magen wird geheilt; man wird wieder ein anderer Mensch.

Es ist eben so interessant, Alles im Herbst

nach und nach hinwelken, wie im Früling, Alles sich entwikeln und aufblühen zu sehen. Der Sommer hat seine Abende, seine Fülle und seinen heiteren Himmel. Der Winter ladet zu Traulichkeit mit Menschen ein. Es ist, als ob man mit seinen Freunden auf ein einsames Landgut gezogen wäre. Man ist auf sie allein beschränkt, sie auf uns und man genießt sich darum besser. Die Gesellschaft, die fremden Herrn und Damen sind abgereiset; nur die Nächsten sind geblieben. Man rükt näher zusammen.

Sich viel unschuldigen Genuß verschaffen, aus Allem Vortheil ziehen für seinen Genuß, und sich keinen verderben durch Eitelkeit, Modesucht und Thorheit; das ist wichtiger, als man wol glaubt. Die Menschen sind wie Kinder. Sie werden nur unartig, wenn sie Langeweile haben. Wer sie zu unterhalten weiß, der erhält sie gut, und bessert sie wol gar. Ich bin sicher, daß wir alle besser wären, wenn wir das Leben recht zu genießen wüßten, besonders aber das viele Genießbare, was auch das gewöhnlichste Leben hat. Der Mensch sucht Vergnügen. Oft

thut er etwas Böses, blos aus Langeweile. Er jagt oft dem Vergnügen mit Kourirpferden nach, weil er nicht weiß, daß er es vor seiner Thüre, in seinem Hauſe, seinem Garten, weit beſſer finden könnte. Die Luſtbarkeitenwut iſt im Moraliſchen, was im Phyſiſchen die Krankheit iſt, bei der Alles unverdaut von dem Menſchen geht, (ich weiß nicht, wie ſie heißt) wobei der Menſch unerſättlich iſt.

Niemand ſpanne ſich doch, dem Andern mehr zu ſeyn, näher zu werden, als es ſich von ſelbſt macht. Es giebt Leute, die ein romanhaftes Ideal von Freundſchaft im Kopfe haben, in das alle Menſchen paſſen ſollen. Sie klagen über Kälte, Untreue, Verlezung der Freundſchaft, wenn Jemand dieſem Ideale in irgend einem Stüke nicht gleicht. Das iſt verkehrt. Wenn man ſich einander kennt, oder ſich nahe genug geworden iſt, um ſich zu kennen; ſo muß ſich alles Andere von ſelbſt geben; ein Fädgen nach dem andern muß ſich unvermerkt anknüpfen; Umſtände und Situationen, müſſen Bedürfniſſe weken, um ihre Befriedigung durch den Freund

zu erfahren. Giebt ſich durch ſo etwas, nicht mehr Annäherung: dann hilft alles Zudrängen und alles Klagen nichts. Man iſt ſich gemeiniglich weniger, als man ſich ſeyn könnte, weil man ſich mehr ſeyn will. Mancher Freund, manche Freundin iſt uns wie Brod, manche wie Wein; manche, wie ein ſich feſt an uns ſchmiegendes, gemächliches Hauskleid. Man laſſe doch Jeden und Jede das ſeyn, was er oder ſie ſeyn kann.

Es giebt vielfaſſende, vielbedürfende Herzen, die ſehr viele Berührungspunkte haben. Da nun jeder Berührungspunkt da iſt, um berührt zu werden: ſo wird es ſolchen Weſen nur in dem Maaſe recht wol, wie ſie berührt werden von allen Seiten. In der Regel müſſen ſie ſuchen, Menſchen zu finden, die ſie, auch nur von einigen Seiten berühren. Fünf, ſechs Menſchen müſſen ihnen die Stelle von Einem vertreten. Sie ſind zu einer Art von geiſtiger Vielmännerei oder Vielweiberei beſtimmt. Finden ſie aber Ein Weſen, das ſie von allen, oder nur von den meiſten Seiten berührt: ſo iſt das freilich die

köſtliche Perle. Sie mögen nur immer Alles hingeben, um dieſe Perle zu beſizen. Fehlen wird es ihnen auch nicht, wenn ſie das ihrige thun. Solche reiche, überſtrömende Weſen, ſehnen ſich eben ſo herzlich, auf mannichfaltige Art zu geben, wie ſich Andere ſehnen, auf mannichfaltige Art zu empfangen. Ich dachte dabei an Sylli und Clerdon, in Allwills Papieren.

Wie kommt's doch, daß man in der Geſellſchaft eines recht warmgeliebten, ſo wenig, wie in der Geſellſchaft eines gehaßten Weſens, recht eſſen kann? Bei einem gehaßten iſt es natürlich. Alles ekelt uns an in ſeiner Nähe. Aber bei einem Geliebten? Ich denke, man bedarf da der irrdiſchen Speiſe nicht; man hat etwas Beßeres. Der Menſch lebt nicht allein von Brod, ſondern auch von Liebe.

Es iſt ein ganz eigenes, peinliches Gefül, gedrükt zu werden, oder Andere zu drüken. Oft hab' ich darauf geachtet, und darüber nachgedacht, wie man beides vermeiden könne. Drü-

ken heißt ja wol, eine — freilich ganz eigene — Art von unangenehmer Empfindung in dem Andern erregen, durch eine gewiſſe Superiorität von Kraft, Verſtand, Wiz, oder was es ſeyn mag, ohne Sympathie mit uns. Wer gedrükt wird, der leidet eine ſolche unangenehme Empfindung durch die Nähe einer ſolchen Superiorität, von Jemand, der keinen Sinn für unſer Weſen hat oder zu haben ſcheint. Wenn man ſeine Kraft, ſeinen Wiz, ſeine Beredſamkeit zurükhält, oder ſich blos von der Seite zu geben ſucht, von welcher uns der Andere genießen kann; wenn man z. B. in Geſellſchaft, von mancherlei Gegenſtänden zu reden anfängt, und dabei bemerkt, wovon der Andere mit dem meiſten Intereſſe ſpricht, davon redet, oder vielmehr den Andern zum Reden bringt; ſeine Ideen an die, des Andern anſchmiegt, ſie in das Gewand hüllt, das dem Andern am kenntlichſten iſt: ſo wird man nicht leicht einen Andern drüken; außer den feinen phyſiognomiſchen Sinn, der eine gewiſſe Superiorität uns anfült, und wenn wir doch keine andere Naſe, kein anderes Kinn zeigen können, als wir wirklich haben.

Schwerer hälts, zu vermeiden, daß man ſelbſt nicht gedrükt wird. Eine gewiſſe Willenloſigkeit, ob man Aufmerkſamkeit errege, oder nicht errege, gefalle oder nicht gefalle; eine gewiſſe Ruhe oder Beruhigung dabei, daß man nun ſeine Meynung geſagt habe, und es nun wirken laſſen wolle, was es wirken kann; eine gewiſſe Feſtigkeit in wol durchdachten Grundſazen und Wahrheiten; eine Uebereinkunft mit ſich ſelbſt, nie mehr oder anders ſcheinen zu wollen, als man iſt, und eine daraus entſtehende ruhige Reſignation darüber, wenn man auch eine Zeitlang verkannt werde; das bewahrt am meiſten vor dem unangenehmen, oft bis zur Peinlichkeit gehenden Gefül, gedrükt zu werden. Eitelkeit, Ehrgeiz, Anmaaßung, die man nicht durchſezen kann, veranlaßen am meiſten, daß man gedrükt wird.

Wenn Jemand drüken ſoll, ſo muß er etwas Poſitives an ſich haben. Der bloße Mangel an gewiſſen Eigenſchaften, wär' auch die gewöhnlichſte Höflichkeit oder Freundlichkeit, kann empören oder lächerlich machen; der Mangel an al-

len gesellschaftlichen Talenten kann ermüdend, langweilig seyn: aber drükken kann er nicht. Ein Mensch dagegen, der sehr entscheidend spricht und doch Alles, durchaus schief ansieht, mit dem man sich einlassen muß, und doch nicht einzulassen weiß, weil man durchaus keine Seite auffinden kann, von der man ihn anfassen, keine Wahrheit, von der man mit ihm ausgehen könnte; der drükt gewissermaaßen auch, doch in einem etwas uneigentlichen Sinne. Ich sah Weiber, die mich in diesem Sinne drükten, ob ich mir gleich eine Superiorität von Verstand und Kenntnissen recht gut bewußt war.

Das Weib denke doch nicht, sie sey blos zum Empfangen, zum Nehmen da; die schöne Weiblichkeit befehle darin, immer mehr zu wollen; mehr Attention, mehr Gefälligkeit, mehr Delikatesse. Stolze Anmaßungen stören alles häusliche Glük, und allen gesellschaftlichen Genuß. Durch deine schöne Weiblichkeit muß du bewirken, daß dich die Männer mit Attention, mit Delikatesse behandlen; daß es ihnen natürlich, wie einem gebildeten Manne

die Höflichkeit wird. Kannſt du aber nicht ſo wirken; ſo wirfele und erzürne dich wenigſtens nicht. Lege deine Anmaßungen ab. Sicher kann der Mann immer weniger ſeyn, wenn das Weib viel von ihm, wie ein Recht fodert; und er iſt ſicher mehr für ſie, wenn ſie keine Anmaßungen hat. Ein Weib, das durch Vorwürfe, von ihrem Manne mehr Attention, mehr Delikateſſe verlangt, ſpannt ihn; und wer ihn in ſeinem Hauſe oft ſpannt, macht ihn unglüklich.

Der Mann laſſe dem Weibe einen freien Spielraum, einen eigenen, ſelbſt von ihm unabhängigen Wirkungskreiß. Im Haus, im Garten, mit der Pflege der Kinder, richte ſie Alles ein, nach ihrem Sinn; wolgemerkt, wenn ſie, was alle Weiber ſollen, richtige Begriffe von Kindererpflege hat. Er maße ſich nie mehr an, als ihr einen Rath zu geben. Das bringt viel Intereſſe in ihr Leben. Sie fühlt ſich etwas; legt einen gewiſſen Werth auf ihren Beruf. Und dieß iſt durchaus nöthig, wenn das Weib glüklich ſeyn und beglüken ſoll.

Intereſſe an den Kindern nimt das Weib für Intereſſe an ihr ſelbſt. Alſo — wer einem Weibe gefallen will, der beſchäftige ſich viel mit ihren Kindern. Dieß gilt auch den Ehemännern. Das Weib fühlt ſich zurükgeſezt, verachtet von dem Gatten, wenn er ſich nicht viel mit ſeinen Kindern abgiebt.

Der Mann verberge dem Weibe nichts, was er mittheilen darf, wenn ſie ſchweigen und Alles tragen kann; wenn ſie nicht zu ängſtlich iſt. Aber muß er ihr manches verbergen; ſo verberge er es auch ganz; ſo daß die Frau den gehabten Verdruß, die erlittene Kränkungen ꝛc. auch nicht auf ſeinem Geſichte leſen auch nicht ahnen kann. Nichts iſt peinlicher für das Weib, als wenn ſie dem Mann einen Gram, Verdruß, Aerger ꝛc. anſieht, und nicht weiß, woher er entſtand. Ihre zügelloſe, unbegränzte Phantaſie macht ſie unglüklicher, als ein wirkliches, die Phantaſie beſchränkendes Uebel, ſo groß es auch ſeyn mag.

Wie ſpät komt er doch zum wahren Leben,

der Sinn für alles Wolthätige, Göttliche, was überall, in dem Kleinsten und Größten der Natur, im Menschen und in uns selbst ausgegossen ist! Die Stürme in unserm Innern, die uns an Klippen und Sandbänken herumtreiben, halten wir oft für Leben; aber es sind nur Krämpfe. Ruhe gehört zum wahren innern Leben, so gut wie Thätigkeit.

Gold wollen wir suchen auf dem Grund eines hellen Bachs; aber aus stürmischer Gierde trübten wir den Bach, sahen den Grund nicht mehr und fanden — nichts. So ist es mit dem Genußdurst.

Das lezte Gefül, das in dem Weib erstirbt, ist Muttergefül, wenn es einmal in ihr aufgeregt war. Man traue keinem Weibe mehr, wenn dieß erstorben ist. Jedes Gefül was sich dann noch regt, ist wilde tobende Leidenschaft oder Schwärmerei. Beides vergeht, und läßt gänzliche Gefülserschlaffung zurük.

Zwei und ſechszigſter Brief.

Roſalia Grambold an ihre Mutter, Adelaide B.

Brandhorſt.

Wie mir's geht mit meinem Grambold? Wie unſer Verhältniß jezt iſt? Ob ich anfang', recht glüklich zu ſeyn? — das fragen Sie, liebe Mutter; und ich bin wirklich verlegen, was ich Ihnen darauf antworten ſoll. Grambold hat kein Mißtrauen mehr in mich; wenigſtens bemerk' ich keins, und ich würde es ſicher bemerken, wenn er es noch in ſich trüge. Er behandelt mich mit Achtung, und — mit einer Art von Liebe, die aber nichts giebt, ſondern ſich nur in Schonung, Nachſicht, und manchmal in einer gewiſſen ſtillen Freundlichkeit äußert, die mir wol thut. Könnt' er nichts mehr geben; ſo hätt' ich kein Wort darüber zu ſagen. Es iſt ein thörichtes Weib, das von ihrem Manne mehr Unterhal-

tung, Erheiterung, Belebung fodert, als er ohne Spannung geben mag. Aber Sie sollten ihn in Gesellschaft sehen! Da kennt man ihn gar nicht mehr! Er erheitert, belebt Alles um sich her; eine feine Bemerkung, eine interessante Erzälung jagt die andere. Sein Wiz ist unerschöpflich; auch dem gemeinsten Gegenstand weiß er eine so interessante Seite abzufinden, daß man ihn gern darüber reden hört. Nie geht er tief in etwas hinein, sondern läßt nur das Unterhaltendste oben abschöpfen, abschlürfen, so daß es nicht ermüden kann. Das Feinste, wenigstens aus einer gewissen Art der neuesten Literatur ist ihm gegenwärtig und er weiß es anzubringen, als ob es durchaus dahin gehörte. Kurz: er ist bei Weitem der unterhaltendste Gesellschafter in dieser Stadt, und Jeder sucht seinen Umgang, — mit Recht. Im Haus kann er aber einen ganzen Tag sizen, ohne zwanzig Worte zu reden; und was er redet, ist so unbedeutend, so gemein, daß man kaum darauf antworten mag. Er kann eine merkwürdige Neuigkeit wissen, das Allerinteressanteste gelesen, die interessanteste Bekanntschaft gemacht haben, und ich erfahre nichts

davon, bis ich ihn in Gesellschaft höre, wo es denn mit aller Feinheit angebracht wird. Ich muß gestehen, daß mich dieß manchmal innerlich empört. Warum Alles Angenehme, Liebliche seines Wesens, blos für Fremde aufbewahren, und seiner Gattin nichts davon zu Theil werden lassen? Das ist eben so, als ob eine Mutter, die unreifen, faulen, schlechten Kirschen, Aprikosen, Trauben den Kindern gäbe, oder diesen Holzbirnen abspeisen wollte, dagegen alles reife, gute, erquikende Obst, zu pflanzenden Dünger und Sauspers verwendete. Ein solcher Mann thut für die am Wenigsten, die für ihn am Meisten thut, und Alles für Leute, die nichts für ihn thun. Er traktirt Fremde mit einem solchen Aufwand, daß er darüber seine Hausgenossen darben lassen muß. Alle andere — Weiber und Männer, mit denen er umgeht, haben mehr an ihm, als seine Gattin.

Und wie ein solcher Mensch an sich selbst zerstört, das seh' ich deutlich an meinem sonst guten Grambold. Er opfert Alles der ärmlichen Eitelkeit auf, ein trefflicher Gesellschafter zu heißen, als solcher gesucht zu werden. Er ver-

wöhnt ſich zu Verſtellung, zu Uebertreibung, verdirbt ſeinen Wahrheitsſinn, erlaubt ſich Mediſance und Perſiflage gegen gute, edle Menſchen, denen man eine lächerliche Seite abgefunden hat. Kurz: er verfällt in alle die Fehler, die den Konverſir- Amüſir- und Witzbolden, den Aſſembleehelden, grands parleurs und Erzälungsvirtuoſen eigen ſind. Nicht ſelten macht ihn ſeine Eitelkeit auch recht unglüklich, wenn ſie nemlich nicht befriedigt wird. Neulich war ein gewiſſer Herr von Witzau, ein Fremder, mit uns in Geſellſchaft, ein ſehr intereſſanter Mann, der viel geſehen und erfahren hat, recht gut erzält, und immer eher abbricht, ehe man müd' iſt, ihn zu hören. Grambold wurde durch ihn in Schatten geſtellt. Niemand hört' auf ihn, wenn Jener ſprach. An dem Abend war er von einer unerträglichen Laune. Nichts konnte man ihm recht machen. Er war mit nichts und mit Niemand zufrieden, weil er mit ſich ſelbſt nicht zufrieden war.

Bisher hab' ich nichts dagegen gethan. Aber ſoll und kann ich nichts thun? Gerne mögt' ich einen Verſuch machen, ihn von dieſer elenden,

männlichen Koketterie zu heilen, weil ſie mich von ihm entfernt, ihm nach und nach meine Achtung raubt, und ihm ſelbſt nachtheilig, auch — ich bin es gewis — oft läſtig iſt. Aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen ſoll. Vorwürfe mag ich ihm nicht machen, weil ich weiß, wie wenig damit überhaupt, beſonders aber bei Grambold, auszurichten iſt. Mich an ihn zu drängen mit Liebe, find' ich auch bedenklich, weil ihm dadurch eine Art von Zwang aufgelegt, und meine Annäherung ihm widrig, vielleicht gar, wenn etwas von ſeinem ehemaligen Mißtrauen erwachte, verdächtig werden könnte. Rathen Sie mir alſo, liebe Mutter. Sie haben ſo viel Erfahrung, ſo viel Männer- und Menſchenkenntniß. Ich will Ihren Rath pünktlich befolgen. Wiſſen Sie aber nichts mit Sicherheit zu rathen; ſo will ich mein Schikſal geduldig tragen, denn ob ich mich gleich eben nicht glüklich nennen kann, ſo bin ich doch auch nicht unglüklich. Und das iſt gegen meine vorige Lage, ſchon ſehr viel. Ich erwarte mit Sehnſucht Ihre Antwort.

Drei und sechszigster Brief.

Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalie Grambold.

Holdheim.

Dein Brief, liebe Rosalie, hat mich weniger gewundert, als in Verlegenheit gesezt. Ich habe so etwas immer befürchtet. Ach! die Männer, die sich so übersatt genossen haben, daß sie nichts mehr eigentlich genießen können, die genießen nur noch, wie Mercier sagt, durch Anderer Augen. All ihre Herrlichkeiten sind ihnen selbst nichts; sie haben nur noch den Kizel der Eitelkeit, wenn sie sie Anderen zur Schau hinlegen können. So ist Dein Grambold mit seinem Wiz, seinem Talent für die Unterhaltung. Er legt blos noch Werth darauf, weil er dadurch glänzt, die Augen auf sich zieht, die Lacher auf seiner Seite hat und Alles um sich her verdunkelt. Er würde sich nie aufspannen, sich keine

Mühe geben, unterhaltend zu seyn, wenn er der Erreichung dieses Zwekks nicht sicher wäre. Darum wird er auch so verdrießlich, wenn er ihn nicht erreicht, sich vergebene Mühe gemacht hat. Solchen Menschen ist schwer beizukommen, so wie überhaupt Eitelkeit selten geheilt wird, weil die verdrießliche Laune mit der unbefriedigten Eitelkeit, wie die Tochter mit der Mutter verwandt, und die unselige Familie sehr ausgebreitet im Gemüth ist. Ja; wenn Du wahre Genußfähigkeit wieder in ihm schaffen könntest! Wenn er fähig würde, sich des Schönen wieder um des Schönen, des Witzes wieder, um des Witzes willen zu freuen! dann brauchte er keine glänzende Gesellschaften aufzusuchen, um seinen Wiz geltend zu machen, um eine interessante Erzählung zu würdigen. Auch blos in Deiner Gesellschaft würd' ihm so etwas wol thun. Du hättest dann Dich recht glüklich gemacht und ihn selbst. Aber freilich, das ist schwer.

Doch; es ist Dir ja mehr gelungen, was schwer ist; also versuch' es; zeig' ihm, daß auch Du seinen Umgang zu schätzen wissest. Frag' ihn nach einer interessanten Lektüre, nach einer

Anekdote, nach einer feinen Bemerkung, die er gemacht hat und die Dir erzält worden iſt. Mit ſichtbarer Aufmerkſamkeit hör' ihm zu, wenn er etwas Bedeutendes giebt. Bemühe Dich darum, daß Alles ſo auf Dich wirke, wie er es erwarten kann. Gelingt Dir das nur einigermaaßen, ſo wird es ihm doch nicht gleichgültig ſeyn. Sey dann zuvorkommender, liebevoller gegen ihn, als Du gewöhnlich biſt. Ich denke, man braucht Dir dieß nicht zu rathen. Dein eigenes Herz wird Dich dazu treiben. Er achtet Dich; Dein Beifall wird ihm wol thun. Die Liebe, die er in Dir, durch irgend einen Reiz ſeines Umgangs aufregte, wird ihm ſchmeicheln. Laß dieß auch immer Eitelkeit bei ihm ſeyn. Und es iſt die unſchuldigſte, wenigſtens die unſchädlichſte, wenn man es darauf iſt, daß man Liebe erregt hat. Liebe reinigt, heiligt Alles, was ſie berührt. Sie miſcht Liebe in die Eitelkeit des Andern, durch ihre elektriſche Kraft. Und wird dieſe Liebe genährt, findet ſie einen, nur nicht ganz unfruchtbaren Boden; ſo vertreibt ſie am Ende die Eitelkeit, wie der ſchnellwachſende Platanus, die Inſekten vertilgt. Vor allen Dingen aber ge-

wöhn' ihn an ſein Haus. Es kommt unglaublich viel darauf an, daß ein Mann daran gewöhnt werde. Wir ſind nun Einmal Gewohnheitsthiere, beſonders in dem ruhigen Manns- und Weibsalter. Leute, die ſich gewöhnt haben, am Abend auszugehen, können nicht zu Hauſe bleiben, wenn ſie auch außer dem Haus Alles ſchlechter finden; und Leute, die ſich an ihr Haus gewöhnt haben, bringt man mit Mühe heraus, wenn ſie auch viel Vergnügen in einer Geſellſchaft erwarten können. Iſt man einmal an ſein Haus gewöhnt, ſo ſucht man ſich da recht anzupflanzen. Man benuzt alles Bequeme, Angenehme, was es hat. Man gewöhnt ſich zugleich an Weib und Kinder, an die Unterhaltung, die Spiele, mit ihnen. Kurz: viel im Hauſe ſeyn, iſt noch keine Häuslichkeit, aber doch das Klima, in dem ſie gedeiht; die Luft und Sonne, ohne die ſie nicht fortkommen kann. Mach' ihm darum ſein Haus ſo angenehm, wie es Dir möglich iſt. Verſchaff' ihm darin alle Bequemlichkeiten, die der Mann in zunehmenden Jahren immer mehr liebt. Lad' ihm Geſellſchaft ein, in ſein Haus, und ſolche, die ihm intereſſant iſt,

die ihn intereſſant findet. Die Geſellſchaft werd' immer kleiner, aber gewälter. Du haſt es ſchon ſehr weit gebracht, wenn er nur in einem trauten Kreiſe gefallen will. Dann ſuch' auf ſein Herz zu wirken. Gewinn' es über Deinen Stolz, ihn auch einmal um eine gute Stunde für Dich zu bitten. Sag' ihm, wie ſehr auch Du Dich ſehnteſt, die Liebenswürdigkeit ſeines Geiſtes zu genießen. Giebt er Dir eine ſolche Stunde, ſo lok' aus ihm heraus, ſo viel Du kannſt. Leit' ihn auf einen Gegenſtand, von dem er gerne redet; und er wird gerne von dem reden, worüber er gut reden kann, wovon er viel weiß. Nimm vielen Theil an ſeinen Erzälungen und Bemerkungen. Erwiedere Alles, hauptſächlich durch Fragen, die ihn zum Fortreden reizen, etwas Neues in ihm weken, eine Wißbegierde, ein Bedürfniß verraten, das man ſo gerne befriedigt, weil die Befriedigung wol thut, dem der giebt und dem, der empfängt. Findeſt Du ihn gutmütig; ſo nimm auch wol, wenn es nicht gehen will, ſein Mitleid in Anſpruch, oder laß es durch eine Freundin thun, die es aber ſelbſt bemerkt haben muß, alſo nichts

von Dir erfahren haben darf. Dieß Mittel sezt aber nothwendig voraus, daß er sich für Deine Zufriedenheit interessirt, daß sein Inneres nicht ganz verderben ist, durch Eitelkeit und Eigensucht. Der verderbene Mensch, zieht immer an der Achtung so viel ab, als er an Mitleid zusezt; also bleibt die Summe des Interesses gleich, und nur so lange, als der Gegenstand unglüklich ist. Hört er auf, das zu seyn, so ist das: haben vermindert und das: soll bleibt, wie vorher. Ich rath' also eher zu jedem andern Mittel, als zu diesem.

Nun; laß mich nach einiger Zeit hören, ob Du meinen Rath befolgt hast, und welches die Wirkung davon war.

Vier und ſechszigſter Brief.

Adelheid an Theophan.

Lindenfeld.

Ich verſprach Ihnen vor einiger Zeit, von meinem Külthal zu ſchreiben: aber ich dachte nicht, daß ich Ihnen wieder mit ſchwerem Herzen ſchreiben würde, was ich doch leider! muß. O! Theophan; ſeine Geſinnungen haben ſich ſeit einiger Zeit ſehr geändert, oder vielleicht iſt mir's erſt klar worden, daß ſie ſich ſchon lange geändert haben. Nicht ſeine Geſinnungen gegen mich. Immer iſt er noch der ſanfte, nachſichtige, ſorgſame, treue Gatte, der er immer war. Auch in ſeinen Geſinnungen gegen Andere bemerk' ich keine Aenderung. Er iſt gefällig, dienſtfertig, gutmüthig; er kann Zeit und Kräfte für Andere aufopfern, und thut es nicht ſelten. In die langweiligſte Geſellſchaft ſchikt er ſich mit einer Gedult, die — ich nicht habe, und mir oft nicht

geben kann. Er iſt ſich immer gleich. Aber ſeine religiöſe Geſinnungen haben ſich ſehr geändert. Chriſtus und Chriſtenthum iſt ihm nichts mehr. Die Bibel eine treſliche alte Urkunde, eine wol erhaltene Reliquie einer ſchönen Zeit, die aber nicht mehr Werth hat, als ein anderes gutes Buch. Von Wundern will er nichts wiſſen. Sie ſind ihm Vorſtellungsarten aus einem Zeitalter, wo Jeder ſolche Sachen glaubte. Er hält ſich an das, was ihm ſeine Vernunft und was die Natur ſagt. Sittlichkeit iſt ſein Ziel, und Sittenlehre, feſte Grundſäze, das Mittel dazu. O Theophan, welcher Glaube oder vielmehr Unglaube! Wie entfernt von meinem Sinn, dem Chriſtus Alles in Allem iſt! So gut auch Külthal ſeyn mag; er fehlt doch gewis. Er unterläßt Manches, was er thun könnte, alſo auch ſollte. Gewiß iſt ſein Herz nicht immer ſo rein, wie es ſeyn müßte, vor den Augen deſſen, der die verborgenſten Gedanken und Neigungen kennt. Und das unleugbare Gute, was er thut, thut er es auch aus dem wahren Zwek, aus zutrauenvollem Gehorſam gegen Gott? Sollt' er ſich nichts, gar nichts vorzuwerfen ha-

ben, am Abend eines Tags, eines Jahrs, am Abend ſeines Lebens? Und wenn er ſich Manches vorwerfen muß; wie will er gewis werden der Vergebung Gottes, da es ihm ſein eigenes Gewiſſen nicht vergeben will? Kämen uns ſchwere Leiden, wie will er Troſt finden ohne den feſten Glauben, daß kein Haar von unſerm Haupte falle, ohne den Willen des guten Vaters, der Alles regiert, und Alles leitet zu ſeinem Zwek? Und woher will er dieſe Gewisheit ſchöpfen, als aus den Worten deſſen, der den Vater im Himmel beſſer als Einer kannte, und der es durch ſein Leben und ſeinen Tod bewieſen hat, daß Gott gut macht, was die Menſchen böſe zu machen ſuchten, daß Er das tödtendſte Gift in Lebensarzenei verwandeln kann? Wenn Liebe in ſeinem Herzen wohnt, Liebe, die ſich über das Grab hinaus erſtrekt, wie kann er ruhig hinbliken auf ſeinen Tod, auf den Tod ſeiner Geliebten, ohne die Ausſicht, daß er ſie wieder finden werde in einer beßeren Welt? Aber woher will ſie ihm kommen, dieſe Gewisheit, von der die bloße Vernunft nichts weiß, die uns warlich! die Natur nicht giebt, — die troſtrau-

bende Natur, in der nichts Einzelnes fortdauert, sondern sich auflöse in seine Elemente, woraus es zusammengesezt war? O! Theophan; mein Herz blutet mir manchmal, wenn ich ihn ansehe, wie gut er ist, wie er sich abarbeitet für Andere und für mich. Ich kann's nicht ertragen, daß er unglüklich werden sollte; und doch „giebts keinen anderen Namen, darin die Menschen seelig werden könnten, als allein den Namen Jesus.“*) Ach Theophan, hab' ich je Ihres Raths und Ihrer Stärkung bedurft, so bedarf ichs jezt. Meine ganze Ruhe ist gestört. Ihn krank, gefährlich krank zu wissen, wäre mir ein kleines Leiden gegen dieses — denn ist er nicht an dem besten Theile seines Wesens krank? Ist er nicht in größerer Gefahr, als wenn er die Wassersucht oder ein Nervenfieber hätte? Soll ich auch jezt nichts thun? Soll ich dem Todtkranken keine Arzenei geben, weil er keine zu bedürfen glaubt? O! dieser Wahn zeugt schon von der Höhe und Gefahr seiner Krankheit. Rathen Sie mir, lieber Theophan. Wer sollte mir sonst rathen?

Mir hat er von dem Allen noch nichts ge-

*) Bibelausspruch.

ſagt; auch läßt er ſich nicht das Geringſte merken, gegen meine Chriſtliche Anſichten. Im Gegentheil! Er reſpektirt meine Chriſtliche Erbauungsart öffenbar, und befördert ſie, wo er kann. Aber in Gegenwart der Madame Geiſtberg, hat er ſich etwa auf dieſe Art erklärt gegen den Hofrath Wildheim und den Aßeßor Geliz, deren Umgang ihn auch ohne Zweifel zu dieſem unglüklichen Glauben gebracht hat.

Ich leide unausſprechlich dabei, und erſt durch dieß Leiden hab' ich erkannt, daß ich wirklich Külthal mehr liebe, als ich glaubte. Mir iſts manchmal, als würd' ich ihn dort nicht wiederfinden. —— Zwar, wenn ich wieder ſehe, wie gut er iſt; wie gewiſſenhaft er ſeine Pflichten erfüllt; wie gern' er Jedermann hilft; wie er oft Monate lang, für Andere lebt: ſo dünkt michs unmöglich, daß Gott ihm zurechnen ſollte ſeinen Irrthum. Ich würd' ihm vergeben; aber ich bin auch ein ſchwaches Weib. —

Sagen Sie mir nun, was ich thun ſoll. Darf ich auch jezt ſchweigen, als wüßt' ich nichts? Und muß ich reden, was ſoll ich ihm ſagen, wo ſoll ich ihn anfaſſen? Wie ſoll ichs

machen, daß ich ihm nicht als Schwärmerin erſcheine, die man toleriren muß? — Es iſt mir unerträglich, tolerirt zu werden, — ſondern als liebende Gattin, die das gefunden hat was unſer Weſen bedarf, und es gerne mittheilen mögte mit ihrem Gatten.

Nie hab' ich eine Antwort ſehnlicher erwartet, als Ihre jezige, denn mir iſts immer, wenn ein Tag herum iſt, ohne daß ich etwas in der Sache gethan habe, wie jenem Kaiſer. Es klingt Nachts in mir wieder: Du haſt einen Tag verloren! O! laſſen Sie mich keinen mehr verlieren ohne Rath!

Fünf und ſechszigſter Brief.

Theophan an Adelheid.

Brukholm.

Weniger als Sie glauben können, war es mir neu und auffallend, was Sie mir von Ihrem Külthal ſchreiben, liebe Adelheid. Ich ahnete längſt, daß es dahin kommen werde, faſt kommen müſſe. Männer wie Külthal, die in Allem nach Klarheit und Deutlichkeit ſtreben; die Alles meſſen, wägen, zergliedern müſſen, um es in ſich gehörig ordnen zu können; die es nie in ſich empfanden, daß das Heilige überall in ein gewiſſes Dunkel eingehüllt iſt, daß es gerade da anfängt, wo die flache Klarheit aufhört, daß das Göttliche, ſeiner Natur nach, nirgends von Menſchen Augen durchgeſehen werden kann; — Menſchen, die dabei kalt, zu keiner ſtarken Neigung fähig ſind, die wegen eines gewiſſen Gleichgewichts in ihrem Weſen, immer mit ruhiger

Besonnenheit handlen; die durch Anlage, Erziehung und Umstände, frühe zu Sittlichkeit geleitet, an Sittlichkeit gewohnt wurden; — solche Menschen kommen selten zum Christenthum oder bleiben wenigstens nicht dabei, wenn sie es nicht frühe, von seiner trefflichen, Kopf und Herz zugleich, ansprechenden Seite kennen lernten. Es sind keine Bedürfnisse in ihnen aufgeregt, die nur durch Religion, oder vielmehr, nur durch das, ganz auf die tiefsten Menschenbedürfnisse berechnete Christenthum befriedigt werden können. Das, was sie ihre Religion nennen, ist ihnen blos Sache des Verstands; ein Versuch, sich und Anderen, gewisse Fragen zu beantworten, die uns häufig aufgeworfen werden, und worüber man sich selbst und Anderen Rechenschaft geben muß. Sie wären so sittlich, so ruhig, so stark, wie sie sind, auch ohne diese Religion. Das Christenthum ist, was auch sein Stifter im Symbol gab, und immer den Seinigen gegeben wissen wollte, — Brod und Wein, Fleisch und Blut, Nahrung und Erquickung für das Geistigste in uns, für den innern Menschen. Was sollt es dem, der nicht hungert? Er wird

die Beſtandtheile der Nahrung unterſuchen, ihm nährende Kraft berechnen, und wenn er nicht Alles zerlegen, zerſezen, die nährende Kraft berechnen könnte; ſo wird er die Nahrung verwerfen. Eſſen und trinken wird er auf keinen Fall. Kurz: er bedarf für ſich keine Religion; ſo weiß er auch den Werth derjenigen nicht zu ſchäzen, die blos auf Bedürfniſſe berechnet iſt. Jede Philoſophie über Gott, Menſchenbeſtimmung und Unſterblichkeit, iſt ihm recht, wenn ſie nur in ſich zuſammenhängt, und ſich klar auseinander ſezen läßt. Weiteren Gebrauch davon, macht er nicht.

O! wenn Eins der Bedürfniſſe in ihm lebte, von denen Sie mit ſo vielem Intereſſe ſchreiben; wenn er ſich Vergehungen bewußt wäre, die ihm ſein Gewiſſen ſelbſt, nicht verzeihen könnte; wenn ſchwere Leiden auf ihm lägen, gegen die keine menſchliche Weisheit und Kraft, Rath wüßte; in denen ihn nur der Glaube an eine allregierende, allweiſe und allväterliche Vorſehung troſten könnte; wenn Liebe genug in ihm wäre, um ihre Unauslöſchlichkeit in ſich, tief, wie ſein Daſeyn zu empfinden; wenn ihm alſo

das Wiederfinden der Geliebten Bedürfniß wäre, wie die Luft, die er athmen muß: — ja dann würd' er ſich wol ausſtrecken nach einer Religion, wie das Chriſtenthum iſt. Er würde wünſchen, es wahr finden zu können; er würd' es prüfen mit dem Ernſt und Intereſſe, mit dem man eine Reiſebeſchreibung nach einem unbekannten Lande prüft, in das man auch reiſen, das man bewohnen ſoll.

Und doch käm' es darauf an, wie er die Prüfung begänne. Wer ſich nicht erſt feſt überzeugt hat, daß der Menſch nie wiſſen könne, wie etwas an ſich iſt, ſondern blos, wie es ihm erſcheint, das heißt: daß er nie ohne Augen ſehen und ohne Ohren hören könne, daß er alſo gar nichts mehr wiſſen würde, wenn er etwas auf andere, als eine menſchliche Art wiſſen wollte: der wird immer forſchen und nie zur Erkenntniß der Wahrheit, nie zu Gewißheit kommen. Je tiefer er denkt, je weniger wird er wiſſen, weil er immer mehr einſieht, daß Alles nur menſchliche Vorſtellungsart iſt, über die er ſich erheben will. Am Ende wird er blos mit Gewißheit wiſſen, daß er nichts wiſſe.

Wehe ihm dann, wenn ſich Bedürfniſſe in ihm regen, die nur durch feſthalten an hohe, heilige Wahrheit befriedigt werden können. Er iſt der unglüklichſte Menſch, den die Erde trägt.

Hat er ſich nun gar dem lächerlichen Wahn überlaſſen, daß der Menſch die Gottheit an ſich, ſo wie ſie iſt, erkennen könne, daß ſogar der Nachdenkende, Aufgeklärte, ſie auf dieſe Art erkennen müſſe —— der Arme, Beſchränkte, der einen hoch-gemachten Menſchengeiſt nicht einmal erfaſſen kann, in ſeinem innern Seyn: — dann werden ſie ihn anekeln, die vielen menſchlichen Vorſtellungsarten der Bibel von Gott. Er wird ſich durch ſeinen Verſtand (Vernunft iſt es nicht!) ein göttliches Weſen komponiren, das, wie er wähnt, durchaus auf keine menſchliche Art denkt, ſchließt, empfindet, liebt, handelt. Dieß Weſen muß aber ein gemachter Göze ſeyn, weil wir überall nur Ein Exemplar aus der Geiſterwelt, den menſchlichen Geiſt, kennen, und alles Geiſtige, was nicht menſchlich iſt, uns in das Reich der Ideale führt, oder vielmehr in das Reich der Träume, weil kein Ideal, das ſich der Menſchengeiſt machen kann, auch nur von

Weitem, an die Gottheit zu reichen vermag. Auf alle Fälle wird dieſer Verſtandsgöze keine menſchliche Seite in uns berühren; es wird ein fremdartiges Weſen für uns bleiben. Wir werden uns zu Ihm nicht wenden, kein Vertrauen zu Ihm faſſen, es noch weniger lieben können. Der Menſch, der einen Gott bedarf, und nur einen ſolchen Gott hat, lebt alſo im Grund ohne Gott in der Welt; denn der ſelbſt- oder durch andere Philoſophen komponirte Gott, befriedigt allenfalls ſeinen Verſtand, giebt und iſt aber ſeinem übrigen Weſen nichts.

Sie ſehen, Liebe; wie tief das, was Sie Külthals Unglauben nennen, in ihm liegen kann, wahrſcheinlich in ihm liegt. Und ſo ſagt Ihnen ja ſchon Kopf und Herz, daß ihm ein redlicher, ſo tief in ſeiner Organiſation begründeter Irrthum, von dem Schöpfer dieſer Organiſation, nicht zugerechnet werden könne. „Sie würden ihn darum nicht verdammen!“ ſagen Sie. Und Gott ſollt' es thun, der ſeine Redlichkeit, ſeine Pflichttreue, aber auch ſein inneres Weſen kennt, der es am beſten weiß, warum Chriſtenthum bis jezt noch nicht darin wurzeln kann? Nur der

unredliche, leichtſinnige, gegen Wahrheit gleichgültige Abſprecher gegen Chriſtenthum iſt ſtrafbar; der Redliche, der es aus wahrer Ueberzeugung verwirft, kann es nicht ſeyn. Denn was ſoll er thun? Noch Einmal prüfen, raſtlos forſchen, bis er zur Ueberzeugung kommt? Aber wie ſoll er dazu kommen, da er Ueberzeugung gefunden zu haben, ehrlich glaubt, und ſo viel Wahrheit, als er jezt bedarf? Müßte nicht erſt Bedürfniß nach mehr Wahrheit in ihm geweckt werden, eh' er ſich mit Wahaheit darnach ſehnen kann? Und kann er ſie in ſich weken? Oder ſoll er prüfen und forſchen zum Schein? Oder ſich gar chriſtlicher ſtellen, als er iſt? Sie ſehen, auf alle Fälle würd' er unredlicher, alſo ſchlechter werden, als er jezt iſt. Und das kann Gott nicht wollen; das wollen Sie ſicher auch nicht.

Mit Allem dem, bin ich, wie Sie, des feſten Glaubens, daß der Menſch ſeine höchſte Beſtimmung, die in den heiligſten Momenten ſeines Lebens, aus ſeinem Innerſten, wie eine höhere Erſcheinung heraustritt, nicht erreichen, daß er in keine geiſtige Verbindung mit

der Gottheit kommen könne, ohne den, der in der allerinnigsten stand, so ganz Mensch war, und durch Zutrauen und Liebe, uns Alle, in Ein Wesen zusammenschmelzen will. Mir ist dieß so klar, daß ich es aus mir selbst, sobald ich Christus kennete, gefunden zu haben wähnen würde, wenn mich nicht so manche, dem Vergeben nach, durch Vernunft gefundene Wahrheiten, an Kolumbs Ey und Amerikas Entdekung erinnerten. So gewis es ist, daß der höchste Geist, Gott, und der niedrigste, in einem zu weiten Abstand von einander stehen, als daß sie einander berühren könnten; so gewis wir also ein Mittelwesen bedürfen, das an die Gottheit und an die Menschheit gränzt, — göttlich genug, um uns mit der Gottheit in Verbindung zu sezen, und menschlich genug, um sich bis zu uns herabzulassen, von uns erfasset werden zu können, und so gewis wir dieß Mittelwesen, in Christus gefunden haben, außerdem wir kein ähnliches kennen: so gewiß ist es mir, daß „Niemand zu dem Vater kommen könne, außer durch Ihn.“ *) Aber muß denn der Mensch

*) Bibelausspruch.

gleich jezt, oder ſchon hier Alles werden, was er zu werden beſtimmt iſt? Lehrt uns nicht Vernunft und Bibel, jene Welt anſehen, als eine Fortſezung unſeres Erziehungsſtands, der hier begann? Wer Chriſtus hier nicht kannte, oder nicht erkannte für das, was Er iſt, kann Ihn der nicht dort noch erkennen? Dort, wo offenbar, noch ganz andere, angenehme und unangenehme Bildungsmittel angewendet werden? Oder wird darum ein Menſch zurükbleiben auf ſeinem Wege zur Vollendung, weil er Chriſtus ſpäter erkannte, wenn er doch nach Sittlichkeit ſtrebte, ſo gut er es vermogte? Iſt Paulus darum zurük geblieben, weil er einige Jahre ſpäter, Zutrauen faßte zu Chriſtus und ſeiner Lehre? Oder Thomas, weil er ehrlich zweifelte, als die anderen Freunde Chriſtus ſchon glaubten, daß Er lebe? Gewis Liebe; wird unſer religiöſer Sinn nicht gemeſſen nach den Monaten und Jahren ſeines Lebens in uns, ſondern nach dem Grad der Wahrheit, der Innigkeit, der Wärme, mit dem er uns belebte. Da können manche Lezten, die Erſten werden, ohne daß ſie es je ahneten.

Jezt werden Sie ſchon ahnen, was ich Ih-

nen rathe. Sie ſollen ruhig bleiben und nichts thun. Durch Lagen und Schickſale wird Ihr Kälthal zum Chriſtenthum geeignet, wenn er hier dazu kommt. Durch andere Mittel gewis nicht. Das überlaßen Sie alſo ſeinem höheren Erzieher und dem Ihrigen. Ich will verantwortlich dafür ſeyn, wenn Sie etwas Pflichtmäßiges unterlaßen.

Aber Eins können Sie doch thun. Sie ſagen mir, daß Kälthal Ihren chriſtlichen Sinn doch immer ſchäze, Ihre Erbauungsmittel befördere. Iſt alſo Ihr Herz einmal recht voll von dem Einen, der uns Alles ſeyn kann und will; laſſen Sie es überfließen in ſeiner Gegenwart. Zeugen Sie von der Ruhe, der Kraft, dem Troſt, der himmliſchen Freude, die Ihnen das Chriſtenthum gewährt, mit all der Zuverſicht, die ein, ganz davon durchdrungenes Gemüth erzeugt. Nicht blos Ihr Mund, Ihr Auge, Ihr Geſicht, Ihr ganzes Weſen ſpreche zu ihm, und überzeug' ihn, daß Sie glüklich ſeyen, bei Ihrem Glauben. Von dem Beſten, was in der Menſchheit lebt, kann man ohnehin nur zeugen;

und es klingt wieder, in dem, der Sinn dafür hat.

Das beste Zeugniß ist aber auf alle Fälle, Ihr ganzes Betragen. Wer den Weinstok nicht kennt, dem wird man vergebens seine Treflichkeit beweisen. Das dürre, unscheinbare und fast unbrauchbare Holz kann ihm leicht Zweifel übrig lassen. Aber wenn man ihm Eine recht gute, reife Traube reichet, als Frucht von dem Weinstok, dann wird er an seine Treflichkeit glauben müssen, wenn er auch nicht begreift, wie sie aus dem troknen, unscheinbaren Holze habe hervorwachsen können. Ihre Ruhe, beste Freundin, Ihre Geduld, Nachsicht, Freundigkeit, Ihre Pflichttreue, und Ihre, in Allem sichtbare, empfindbare Liebe, ist der beste Beweis von der Wahrheit der Religion, zu der wir uns bekennen. — Das muß ja wol göttlich seyn, was göttlichen Sinn einflößt!

Leben Sie wol.

Sechs und sechszigster Brief.

Selane an Wandulf.

Lilienfeld.

Ich muß Sie wieder um etwas fragen, lieber Wandulf, das mir sehr am Herzen liegt. Meine Nichte Lernie hat jezt ihr siebenzehentes Jahr zurükgelegt. Sie sieht gut aus, ist wol gezogen und sehr sanft. Ihr Herz ist nie von Liebe berührt worden, so viel ich weiß; und ich wüßt' es gewis, wenn es wäre, weil sie vor mir nichts verbergen will und kann. Da ist aber der Hofrath Warneken, ein vierzigjähriger Witwer, ein achtungswerther, nicht unangenehmer Mann, der das Mädgen schon eine Zeitlang beobachtet, und ihren Umgang, wenigstens ihre Nähe gesucht, und mich nun gefragt hat, ob er sich ihr wol noch mehr nähern und sie, wenn er nicht zurükgewiesen würde, um ihre Hand bitten dürfe. Ich muß sagen, daß mich dieser Antrag

sehr in Verlegenheit sezt. Er ist Witwer, hat zwei Kinder von sechs und acht Jahren, ist vier- zig und sie siebenzehen Jahre alt; also drei und zwanzig Jahre älter als sie. Das ist viel Ungleichheit. Indeß ist Lernie an Stille und Eingezogenheit gewohnt; sie ist sehr ernst und gesezt für ihre Jahre. Auch scheint sie den Hofrath ganz gerne zu haben, ob ihr gleich gewis nie ein Gedanke an nähere Verbindung gekommen ist. Irr' ich mich nicht, so hat sie auch Zutrauen zu ihm; denn sie hat ihn schon mehrmals um sein Urtheil über Bücher und Menschen gefragt, und auf dieß Urtheil Werth gelegt. Kinder liebt sie auch sehr, und die Kinder des Hofraths kommen manchmal zu ihr, und sind gerne bei ihr. Dieß scheint auch ein mitwirkender Bestimmungsgrund für ihn gewesen zu seyn; denn er liebt seine Kinder sehr. Was soll ich thun? Soll ich Alles gleich abbrechen, oder es blos dem jungen Mädgen überlassen, die mich wieder um Rath fragen wird, wenn sie, — was ich sehr vermuthe, unentschlossen ist? Hugo ist selbst unentschlossen, was ich thun soll, und will, daß ich Sie um Rath frage. Also antworten Sie nur bald.

Sieben und sechszigster Brief.

Wandulf an Selane.

Grenzau.

Um Ihnen irgend etwas bestimmtes rathen zu können, müßt' ich durchaus Ihren Hofrath selbst kennen; denn darauf kommt eigentlich das Meiste an. Ich würd' also zu Ihnen kommen, wenn sich nicht grad' eine Gelegenheit von selbst fände, ihn kennen zu lernen. Wir haben nemlich beide ein Geschäft in Erlenhayn, das uns acht bis zehen Tage fesseln wird. Dort sind einige artige Familien, mit denen ich bekannt bin, in die ich also Ihren Hofrath einführen werde. Ich kenne selbst einige artige Töchter in dem Hause des Beamten. Es giebt also gewis Gelegenheit, ihn von mehreren Seiten kennen zu lernen. Morgen oder übermorgen gehen wir dahin. So lange können Sie nicht warten, und der Hofrath muß warten, bis er wieder zurük kommt. Gleich nach unserer Zurükkunft schreib' ich Ihnen wieder.

Acht und sechszigster Brief.

Wandulf an Selane.

Grenzau.

Ich hab' Ihren Hofrath gesehen, gesprochen, und ich wage fast zu sagen, ganz kennen gelernt; denn bei seiner Offenheit und Freimüthigkeit ist nichts leichter als das. Er gefällt mir sehr gut, und so weit ich mich in den Sinn eines jungen Mädgens versezen kann, ist es wol möglich, daß er auch ihr gefällt. Einmal ist er zwar vierzig Jahr alt; aber lebendig, kräftig, heiter, kurz jünger, als manche Jünglinge von zwanzig. Er weiß sich recht gut bei Frauenzimmern zu benehmen, faselt nicht, wie ein Fat, und affektirt keine Würde, wie ein Pedant. Dabei ist er höflich gegen Damen, und hauptsächlich daran sieht man, daß er über die Jünglingsjahre hinaus ist. Nimmt man dazu, seine unverkennbare Biderkeit, seinen klaren, gesunden Verstand, seine,

wie es mir ſcheint, ziemlich gleiche Heiterkeit: ſo begreif' ich recht gut, wie er ein unverdorbenes, ſolides Mädgen glücklich machen kann. Ich hab' mehr Beiſpiele, daß dieß möglich iſt. Ein Freund von mir, auch ein Witwer, lernt' ein Mädgen kennen, die gute zwanzig Jahre jünger als er war. Ihre Unſchuld, ihre Naivetät, ihre ſchöne weibliche Bildung und ihr Frohſinn zogen ihn an. Er wagte es aber nicht, ſich ſeinem Herzen zu überlaſſen: aber ich fand, daß das Mädgen ihn liebte; ich ſagt' es ihm, er verband ſich mit ihr, ward glücklich und beglückt' ſie in hohem Grad. Eine Freundin fand ich verheiratet, mit einem Manne, der fünf und zwanzig Jahre älter war, als ſie; ein frei- und tief-fühlendes Weib, die ſehr warm lieben konnte, aber auch, wie natürlich, Anſpruch machte auf gleiche Liebe. Ihr Mann gab ihr aber Alles, was ſie bedurfte; er überraſchte ſie oft mit einer kleinen Freude, ſuchte alles Lädige, Unangenehme auf eine ſo feine Art zu beſeitigen, und verſtand ſich in ihrer Nähe ſo natürlich, daß ſie mit vollem Herzen an ihm hieng und untröſtlich war bei ſeinem Verluſt'. Alſo — gar nicht geſagt, daß ein junges Mäd-

gen mit einem älteren Manne durchaus nicht glüklich seyn könnte. Es giebt allerdings Fälle, wo auch eine solche Verbindung glüklich war, und ich glaube, daß auch die, des Hofraths mit Ihrer Nichte glüklich werden kann.

Aber dieß sind Einzelne Fälle und der Hofrath ist wirklich eine Ausnahme von der Regel. Im Allgemeinen könnt' ich zu einer solchen ungleichen Heirat nicht rathen. Abgerechnet, daß ganz in der Ordnung der Mann zehen Jahre älter als das Weib ist, — wenn dann doch sein Alter, das des Weibs, um fünfzehen, zwanzig Jahre übertrifft: so wird die Verbindung schon sehr mißlich. Als Bräutigam spannt sich der Mann auf, und in dem Maaße mehr auf, wie er sich älter fült, als seine Braut; er verjüngt sich, für eine kurze Zeit, entweder aus Spannung oder aus Liebe. Das kann aber nicht dauern. Auf die Spannung folgt Erschlaffung, und der Unterschied der Jahre wird schon auffallend fülbar. Noch fülbarer wird er aber nach zehen, fünfzehen Jahren. Der Mann ist im eigentlichsten Sinn ein alter Mann, wenn das Weib noch in seinen besten Jahren ist. Hat er denn noch

dazu, seine Jugend nicht enthalsam zugebracht; — wie es leider! sehr oft der Fall ist — fehlt ihm die Energie, das innere Leben, das man noch in so hohem Grade bei dem Hofrath findet: so entsteht leicht verdrießliches Wesen von Seite des Weibs, und das pflanzt sich auf den Mann fort, oder umgewendet. Der Mann liebt Ruhe, Stille, Gemächlichkeit, oder Spiel und bonne chair; die Frau, parties de plaisir, Tanz, Landparthien, kleine muntere Spiele; Jedes, was seinem Alter angemessen ist. Harmonie, Sympathie ist da nicht möglich. Ein Theil muß verleugnen, sich aufopfern, wenigstens dulden; vielleicht Beide: Und wer verleugnet sich gern, opfert sich gern' auf, wenn ihn nicht hohe Liebe oder hohe Religiosität dazu treibt. Kommt dann noch Mißtrauen von Seite des Manns dazu; dann ist die Glückseeligkeit der Ehe ganz zerstört. Das Weib fült sich in einem Kerker, und der Mann glaubt sich genöthigt, den Kerkermeister zu machen. Da ist es denn eine große Frage, was am peinlichsten wäre. —

Ich weiß wol, daß die Verbindung einer alten Frau mit einem jungen Manne, noch weit

Wunsch erfüllt, wird er schon merken können, ob sie eine passende Gattin für einen etwas ältlichen Mann wird. Kann sie nicht ohne großen Kampf, und üble Laune, einem jugendlichen Vergnügen entsagen; findet sie gar keinen Geschmak an solchen Freuden, an denen auch ältere Leute Theil nehmen können; sucht sie ausschließend, nur die Gesellschaft junger Leute: so mag er die Idee in Zeiten aufgeben. Es ist höchst-wahrscheinlich, daß sich die gute Lernie nach einigen Jahren unglüklich fülen, und — was die natürliche Folge ist — den würdigen Mann unglüklich machen wird.

Besonders rathen Sie ihm, daß er sich giebt, wie er ist. Die Liebe verjüngt gewöhnlich; und Liebe zu einem jungen Mädgen verjünglingt, — ich mögte sagen, verkindert oft. Das lezte wird zwar bei dem gesezten Warneken der Fall nicht seyn. Indeß könnt' ihn doch seine Vorliebe für Lernie geneigt machen, sich ihr zu verähnlichen, ihren Geschmak in manchen Stüken anzunehmen, sich in eine gewisse jugendliche Spannung zu sezen, oder sich darin zu erhalten, um sich ihr gefällig zu beweisen. Das muß nicht seyn. Es

wäre möglich, daß sie ihn bei diesem Benehmen liebenswürdig fände, sich sein Wesen jugendlicher dächte, und sich betrogen sähe. Das wirkt nicht gut auf ein weibliches Gemüth, so wenig, wie auf ein männliches. Es sind immer falsche Zähne, die man einsezt, so unschuldig auch die Absicht dabei seyn mag. Rathen Sie ihm, Ihrer Lernie Alles zu seyn, was er ihr seyn und bleiben kann, nicht jünger, lebhafter, unterhaltender seyn zu wollen, als er wirklich ist, seine Manneswürde und sein Alter nie zu verleugnen, und sein Benehmen wirken zu lassen, was es wirken kann. Wenn sie ihm dann, nach einiger Zeit, freiwillig ihre Hand giebt; so glaub' ich, so weit ich Warneken kenne, und nach der Beschreibung, die Sie mir von Ihrer Nichte machen, daß Beide glüklich mit einander seyn werden.

Nur muß Alles von ihrer Seite freiwillig geschehen. Ich weiß recht gut, daß Sie an keine Art von Zwang denken: aber Ueberredung ist der ärgste Zwang, wie langsam, doch herabtröpfelndes Wasser, die ärgste Tortur seyn soll. Wer zwingt, der fodert die Kraft des Andern auf, und reizt dessen Freiheitsgefül zum Widerstand.

Wer beredet, der nimmt das Herz des Andern in Anſpruch. Er ſucht auf das Vertrauen, die Liebe des Andern zu wirken; und was kann nicht eine Mutter oder ihre Stellvertreterin wirken, wenn ſie in das heiligſte Verhältniß eingreift, und dieß nach ihrem Willen zu benuzen ſucht? Jedes Weſen, das Charakter hat, wiederſezt ſich dem Zwang; gefällt ſich wol in dem trozigen Widerſtand: aber gerade die beſten weiblichen Weſen laſſen ſich durch Vertrauen und Liebe beſtimmen? Tauſende ſind ſchon auf dieſem Wege geopfert worden; und die Opfer giengen, mit Blumen der zarteſten Empfindungen geſchmükt, in ihr Unglük.

Doch; Sie werden ſich auch dafür hüten. Beſtimmen Sie eine doch nicht allzulange Zeit, nach welcher Lernie ihr Jawort und Sie Ihre Einwilligung geben wollen. Vorher ſey aber kein Theil gebunden. Dann ſieht jeder klar.

Neun und sechszigster Brief.

Neone an Wandulf.

Werdau.

Ich hab' eine Reise gemacht, lieber Wandulf, mit Edelwald und Eduard, nach Hannover, Bremen, und über den Harz zurük; eine sehr interessante Reise. Machen Sie sich also gefaßt, auf einen langen Brief; denn

wenn Einer eine Reise thut,
so kann er was verzälen.

Reisen ja Manche blos, um etwas erzälen zu können! Das war nun freilich unser Zwek nicht: aber doch ist es wieder ein ganz eigener Genuß, seinen Freunden mitzutheilen, was man gesehen, gehört und genossen hat. Ich weiß nicht, ob die Erinnerung, durch Erzälungen gewekt, nicht in manchen Fällen süßer ist, als der Reisegenuß selbst. Drängt sich viel Interessantes zusammen, so verschlingt man es nur. Man läßt es den

dunklen, aber lebhaften Eindruk machen, den es machen kann, und bewahrt ihn, wie Maria, in seinem Herzen. Man rafft zusammen, in der Geschwindigkeit, was man mitnehmen will, und kennt seine Schäze kaum selbst, bis man zu Haus Alles auspakt, besieht, ordnet, und sich dessen in stiller Ruhe freuen kann.

Ich bin in die Baumannshöle und in die Bielshöle gekrochen, habe den Broken bestiegen, habe den Roßtrapp, den Tanzplaz und wer weiß, wie viele romantische Gegenden, und das Feenschloß Söder gesehen, und was mehr als dieß Alles ist, ich habe die treffliche St —— ische Familie kennen gelernt. Herrliche Kunstwerke, Gegenden und Menschen! Doch Eins nach dem Andern! Aber was werd' ich davon sagen können? Es ist ein elendes Wesen um das Beschreiben, besonders von Naturschönheiten. Sey Alles noch so richtig, selbst ästhetisch beschrieben, es hinterläßt durchaus nichts von dem Eindruk, den die Gegend selbst machte. Und was soll es uns dann? Machen mir doch die Naturschilderungen der treflichen Brunn, Langeweile, so meisterhaft sie auch sind! Was könnt' es auf Sie

wirken, wenn ich Ihnen ſagte, daß ich auf dem rauhen, öden, wilden Broken, von dem Thurn, den der ſinnvolle Graf Stolberg hat bauen laſſen, durch einen mäßigen Tubus, den Herkules bei Kaſſel, den Petersberg bei Halle und die Elbe bei Hamburg geſehen habe, daß die unzäligen Dörfer, Fleken, Städte, Wälder, Waſſer, wie auf einer Landcharte vor mir gelegen haben? Werden Sie ſich dadurch über die Erde gehoben, Alles ſo weit unter Ihnen, ſo klein und unbedeutend fülen, und ſich ſo verſezt in eine höhere Welt, wie ich? Wird Ihr Blik und Weſen ſo hinabgezogen werden, und ſo gefeſſelt bleiben in tiefem Staunen, in dem ſchäumenden, tobenden Strom, der ſich durch die enge Felſenſpalte des Roßtrapps durchwindet; wird Sie, ſo wie mich, ein heiliger Schauer durchbeben, ein Gefül des Unendlichen, Ewigen ergreifen, wenn ich Ihnen die Tiefe der Felſenſchlucht, nach Fuß und Zoll darlegte, und Ihnen die Waſſerwut in den Eingeweiden des geſpaltenen Felſen, mit der höchſten Kunſt beſchriebe? Nein; ſo etwas will geſehen ſeyn, wenn man es empfinden will. Ein todtes Wort giebt von dem lebendigen Eindruk

nichts wieder. Dafür schreib' ich Ihnen die sinnvollen, gemüthlichen Verse ab, die ich in dem Brokenbuche fand, die Sie ganz so genießen können, wie ich sie genossen habe.

Auf des Bernhards Schauerhöhen,
Wo der Schneegestöber Wehen,
Grausend oft den Pilger dekt;
Auf dem nie geschmolznen Schnee und Eise
Kaum die winterliche Meise,
Falber Sonnenschimmer wekt;
Wo des Frülings seegenschwangre Schauer
Ew'ger Gletscher felsenfeste Mauer,
Schnell erstarrt, umsonst umweh'n;
Hieß die Kirche, die mit Feuer und Schwerde
Die Religion des Lammes lehrte,
Ein Hospitium wunder gleich entsteh'n;
Lehrte hier dem Herzen, schwer von Sünden,
Ruhe in dem heiligen Berufe finden,
Helfer dem verlor'nen Pilger seyn.
Leicht sank jede irrd'sche Fessel nieder;
Himmelserben sahen sich die Brüder,
Und mit Recht lohnt sie ein Heil'genschein.

Auf des Brokens dürren Höhen,
Wo der Stürme kaltes Wehen,
Oft den schönsten Himmel dekt;
Wo auf mühevoller, langer Reise,
Oft den Pilger von dem schmalen Gleise
Trügerisch ein Nebel nekt;
Wo des Frülings seegenschwang're Schauer
Auf des Urgesteines Felsenmauer
Kaum ein dürres Reis umweh'n,
Hieß, die nimmer noch mit Feu'r und Schwerde,
Sanft und tröstend nur die Menschen lehrte,
Die Humanität ein Haus ersteh'n;
Lehrte in der Wälder Irrgewinden,
Bahnen für den fremden Pilger finden,
Der, Natur, zu deinem Altar strebt;
Kehrte freudig dann zum Himmel nieder,
Sah mit Ruhe auf den Broken nieder:
„Mein geweihter Stolberg lebt!

Wirklich hat die feinste, weiseste Humanität dieß Haus erbaut; Humanität, die nicht blos den Wanderer vor dem Ungestüm der Witterung schüzen, sondern ihm auch Lebensgenuß bereiten, und ihm den Zwek seines mühevollen Heraufstei-

gens, freie Aussicht erleichtern will, diese Zweke auch wirklich erreicht hat. Ein niedriges Haus mit sehr diken Wänden schüzt ihn vor Sturm. Es sind so viel Betten darin, daß eine ganze Gesellschaft, oben die Nacht zubringen und dem Sonnenaufgang ruhig entgegen schlummern kann. Vorher mußte man in der Nacht hinaufsteigen, wenn man den Einzigen prächtigen Sonnenaufgang sehen wollte. Im ganzen Sommer ist ein Wirth hinauf gesezt, der die Fremden speiset und tränkt, was man nach einer Brokenreise so sehr bedarf; und damit man den Vorgrund, den Berg selbst übersehen kann, was auf dem Boden nicht angeht, ist ein Thurm gebaut, der allen Stürmen trozt, und ein Tubus liegt bereit, der die Sehkraft verstärkt, und den Naturgenuß unbeschreiblich erhöhet. Hier sahen wir die Sonne untergehen und aufgehen, in stiller, göttlicher Erhabenheit. Eine Gegend nach der andern verschwand in dem Schatten des Todes, und trat hervor in's Leben, je nachdem sie niedriger oder höher lag. Das Wesen dieser Welt vergieng, ein neuer Himmel und eine neue Erde wurde geschaffen vor unsern Augen, für unser Auge.

Wir fülten uns an Gottes Thron, und beteten an demütig-schweigend, mit der vollen Zuversicht, daß Er lese in unserem Herzen und verstehe, was kein Wort auszusprechen vermag. Sie müssen hinreisen, lieber Wandulf und selbst sehen, und auch beten in diesem Allerheiligsten. Wer da nicht fromm wird, der ist verloren für Zeit und Ewigkeit.

Erlassen Sie mir's jezt, von dem geschmakvollen, prächtigen Söder, dem Landsiz des kenntnißreichen, gastfreien, humanen Grafen Brabek zu reden; von dem Hause, in dem man überall, durch Glasthüren und lichthelle Spiegelfenster durchsehen kann, in dem man sich nirgends zwischen Mauern, immer im Freien fült; von den elf Sälen in dem mannichfaltigsten und doch immer ausgesuchten Geschmak verziert, von der feinsten, geschmakvollsten Tischler- und Stukkaturarbeit, Alle durch Handwerker auf seinen Gütern, unter seiner Leitung gemacht; von der treflichen, ausgewälten Gemäldesammlung, in der man vier Wochen wenigstens leben mögte, von dem Miniaturpantheon, das auf einer Anhöhe erbaut ist, in dem ein vierstimmiger Gesang, wie ein

ganzes Chor tönt. Doch mach' ich Sie beſonders aufmerkſam, (denn Sie müſſen durchaus Alles ſelbſt ſehen) auf eine Stufenfolge von Madonnenbildern, die mit Rubens anfängt, und mit Raphael endet, und auf den unbeſchreiblich-ſcharf- und fein ſinnigen Kommentar, durch den der Beſizer die eigenthümliche Schönheit jedes Einzelnen und die Vorzüge der beßeren, herausgehebt. Nach einer großen Natur, kann ich der Kunſt nicht genug Geſchmak abgewinnen, um nur wie eine, nicht gefüllose Liebhaberin davon reden zu können.

Aber von den treflichen St —— gs will ich reden. Der Menſch iſt doch immer das Schönſte in der ſchönen und das Erhabenſte in der erhabenen Natur. Nemlich ſolche Menſchen! —

Es war eine große Familie, — Vater, Mutter, vier Söhne und vier Töchter, vier Schwiegerſöhne und vier Schwiegertöchter, als ich ſie ſah. Jezt iſt Eine, und Eine der Treflichſten unter dieſen Lezteren, ſchon hinüber gegangen in eine beßere Welt. Sie ſind von den verſchiedenſten Anlagen und dem mannichfaltigſten Charakter. Jedes redet, handelt, genießt und lebt,

ganz dieſem Charakter gemäß. Die jungen Leute jagen und neken ſich, treiben Muthwillen, tanzen, ſpringen, reiten, jubeln, nach Herzensluſt. Die älteren freuen ſich mit, machen Muſik, zeichnen, leſen, laſſen ſich vorleſen, gehen ſpazieren und genießen mit vollen Athemzügen die herrliche Harznatur um Wernigerode. Jedes hat ſeine Lieblingsbeſchäftigung, ſeine Lieblingslektüre, ſeinen Lieblingsplaz, ſein Stekenpferd. Es giebt ein Agneshaus, einen Marienſiz, eine Luiſenbank, eine Heinrichshöhe. Art und Umgebungen ſind ſo verſchieden, wie es die ſind, denen ſie gereicht wurden. Und doch herrſcht wieder Ein Geiſt in der ganzen Familie, in den Schwiegertöchtern, wie in den Töchtern, in den Schwiegerſöhnen, wie in den Söhnen, in den jungen Gardeoffiziers, wie in den älteren Landesregenten — der Geiſt einer humanen, demütigen, froh- und freundlichen Religion, der Geiſt des ächten Chriſtenthums. Es iſt die Sonne, die Alle erleuchtet, Alle erwärmt, Alles Gute in Allen reift, wie ſie reife Kirſchen, reife Aepfel und reife Trauben bildet, ohne daß die Kirſche darum aufhörte, Kirſche und die Traube, Trau-

be zu ſeyn. Am Meiſten wundert' ich mich, daß die Schwiegerſöhne und Schwiegertöchter auch in dieſem Geiſte leben: aber die Urſache zeigte ſich mir bald. Söhne und Töchter finden keinen Geſchmak an irgend einem männlichen oder weiblichen Weſen, in dem ſie keinen religiöſen Sinn entdeken. „Ihm fehlt das Beſte," ſagen Sie; „und über das Beſte kann ich mich ihm nicht öffnen." Er kommt ihrem Herzen nicht nahe, ſo liebevoll ſie auch mit ihm umgehen; ſo ſehr ſie auch ſeinen ſonſtigen Werth ſchäzen. Wie aber dieſer religiöſe Sinn in die Familie gepflanzt wurde, und ſo tief wurzelte, daß keine Berliner Frivolität, und keine Potsdamer Gardeſitten, ihn vertilgen konnten? — Die Frage lag mir ſehr am Herzen und ſie mußt' es, weil ich ja auch Mutter bin. Ich fragte die Gräfin Mutter freimüthig darum; ſie reſpektirte meinen Stand und Zwek genug, um ſich ausführlich darüber zu erklären.

„Erwarten Sie keine Kunſtgriffe der Erziehungskunſt von uns," ſagte ſie. „Wir laſſen ſie Alle auf ihrem Werthe beruhen; aber wir halten uns an das Alte, Einfache, ſchon Jahr-

hunderte lang Erprobte, an die Mittel, durch die auch Gott wirkt. Liebe, Beiſpiel und Gewohnheit, ſind die Einzigen Mittel, die wir angewendet, und wodurch wir, Gott ſey Dank! den feinſten religiöſen Sinn in unſern Kindern erhalten haben. Wir haben ihre Liebe zu weken und zu erhalten geſucht, durch Liebe. Wir haben uns bemüht, lauter Menſchen um ſie her zu verſammlen, von denen ſie auch mit Liebe behandelt wurden, die wenigſtens nichts Bitteres aufregten in ihrem Gemüth. An uns haben ſie immer die tiefſte Ehrerbietung geſehen, gegen Alles, was mit der Religion, auch nur äußerlich in Verbindung ſteht. Vor ihren Augen haben wir uns niedergeworfen und gebetet, mit ſtiller Andacht. Wir haben ohne Noth keine Kirche verſäumt, haben uns zu Haus über die Predigt unterhalten; — nicht, um den Prediger zu loben oder zu tadeln, ſondern um uns zu erinnern, an das, was er über den religiöſen Gegenſtand geſagt hatte, um uns unſere Bemerkungen darüber mitzutheilen, und unſere Herzen gegen einander zu ergießen, „über das Eine, was noth iſt.“ Wenn der Vater oder die Mutter

beteten, durfte kein Kind das geringſte Geräuſch machen, mußte ſich ſtill hinſezen, und warten, biß das Gebet geendigt war. Frühe, ſehr frühe haben wir ſie an's Beten gewöhnt. Wir waren nie der Meynung, daß man erſt Dorn und Diſteln in dem Herzen ſolle aufwachſen laſſen, ehe man dieſen beſten Saamen hineinſtreut. Wir wußten aus eigener Erfahrung, daß die Erſten jugendlichen Eindrüke, gerad' die tiefſten und unauslöſchlichſten ſind. Steht mir's doch noch immer vor Augen, und ergreift noch jezt mein Herz, wie meine Mutter um die Geneſung meines kranken Sohnes betete, und uns aufforderte, auch für ihn zu beten! Ich habe nie herzlicher und andächtiger gebetet, als damals. Nichts iſt auch leichter, als den Kindern begreiflich zu machen, wie und warum man beten müſſe. „Gott iſt unſer Vater, von dem wir Alles haben, der Alles kann, was wir nicht können. Er hat uns lieb, und auch dich, wie dich dein Vater, deine Mutter lieb hat. Ich kann dich und mich und deinen Vater und deine Geſchwiſter nicht geſund erhalten; das kann Er aber. Wir können uns ſelbſt und dich, nicht vor allen Gefahren beſchüzen.

Ihm iſt es aber eine Kleinigkeit; denn Er kann Alles. Wir ſehen Ihn nicht; Er hört uns aber.“ Wenn man das den Kindern ſagt mit Ernſt und Liebe; wenn ſie den Vater und die Mutter nun beten ſehen, alſo wiſſen, was ſie jezt thun, und daß ſie ſelbſt überzeugt ſind von dem, was ſie den Kindern ſagten: dann kommen die Kinder von ſelbſt zum Beten. Man betet mit ihnen, um ihre und der Aeltern Geſundheit, man leitet ſie an, zum Danken für das Gute, was ihnen Gott gegeben hat; man macht es ihnen zur Gewohnheit, Morgends und Abends zu beten. Und es iſt unſeren Kindern ſo, als ob ſie ſich nicht gewaſchen hätten, wenn ſie nicht gebetet haben. Nicht frühe haben wir ſie in die Kirche gehen laſſen. Der Prediger ſagt gar Manches, das ſie nicht verſtehen, das kein Intereſſe für ſie haben kann, das ihnen alſo nothwendig Langeweile machen muß. Das gewöhnt ſie dann an zerſtreutes Weſen, da, wo der Menſch immer geſammelt ſeyn ſollte. Es flößt ihnen vielleicht Widerwillen ein, gegen das, was ihnen Genuß ſeyn ſollte. Früher führten wir ſie aber in die leere Kirche, und ſagten ihnen, was die Erwachſenen dort

vornähmen. Außerdem hielten wir ihnen einen Gottesdienſt zu Hauſe. Außer den bibliſchen Geſchichten, die ich ihnen alle Tage erzälte, wurde die Geſchichte Jeſus auf den Sonntag verſpart. Sie wurd' ihnen dann erzält, ſo gut und lebhaft, als ich es vermogte. Ich ließ mich durch die Feſttage beſtimmen, ihnen die Urſache des Feſts zu erzälen, und las ihnen ein gemüthliches Lied, das ſich darauf bezog. Durch dieſe einfachen Mittel, die aber ununterbrochen fortgeſezt wurden, hat ſich, Gott ſey Dank! ein frommer Sinn bei unſeren Kindern erhalten, und wir bitten Gott täglich darum, daß er ſich unter ihnen erhalten möge, beſonders in dieſer Zeit, wo ſich ſo vieles verändert, wo man alſo nöthig hat, auf das zu bliken, was keine Menſchenmacht verändern kann." — So ſprach etwa die fromme, liebevolle Mutter, und es wird mir unvergeßlich ſeyn, mit welcher Wahrheit und Innigkeit, mit welcher Einfalt und Würde ſie es ſprach.

Wir haben ſehr glükliche Tage mit dieſer Familie in W. gelebt. Sie gehören zu den glüklichſten meines Lebens, und zu den frömmſten zugleich. Wir waren fromm im Freien, wie in

der Kirche, bei dem Scherz wie bei dem Ernſt, bei dem Tanz wie bei der Muſik. Die ganze Familie iſt muſikaliſch. Wenn ſich nun der Vater, die Söhne und Töchter hinſtellten und Eins von den einfach-ſchönen Schulziſchen Chören oder Reichard'ſchen geiſtlichen Liedern vierſtimmig ſangen, — mit der Innigkeit und Wahrheit, mit den frommen Geſichtern: O! Wandulf, wie wurde mein Weſen gehoben über die Erde! Ich hätte mit Wahrheit ſagen mögen, was jene Königin affektirte: „Erde, du biſt mir nicht nöthig; du biſt mir nicht genug!" Und doch, wie lieb wurden mir die Menſchen! die St —— gs, mein Edelwald, mein Eduard und Alle!

Nein; ich kann heute nichts mehr erzälen. Meine Seele iſt voll von der treflichen Familie; ich mag an nichts Anders denken. Das Nächſtemal mehr!

Siebenzigſter Brief.

Aeone an Wandulf.

Werdau.

Jezt müſſen Sie Geduld haben, lieber Wandulf, und ſich eine eigene Stunde zum Leſen meiner Briefe ausſezen, oder eine dem Schlaf entziehen. Ich habe noch Manches, — juſt nicht auf dem Herzen, aber doch im Gedächtniß; und Sie wiſſen wol, wenn wir Weiber ſo etwas haben, ſo muß es geſagt und erzält ſeyn, und ſollten wir unſere Freunde aus dem Schlaf erweken. Doch, ſo ganz zwekloß iſt es nicht, was ich Ihnen zu erzälen habe. Ich bin jezt wie die Käfer- Raupen- Inſektenſammler, oder wie die Botaniker. Ich ſuche und ſehe nur nach Erziehung, Erziehungsmethode und ihren Wirkungen. „Um zu rezenſiren?“ — O! Sie Boshafter! womit hab' ich denn das verdient? Ich beobachtete ehrlich alle Väter und Mütter, und die Art,

ihre Kinder zu behandlen. Ich ließ mir alle Kinderſtuben zeigen, und ſchnuffelt' in allen Kinderbüchern, die ich liegen ſah; — ehrlich um etwas zu lernen. Ja, ja! um zu lernen. Sie mögen lachen, wie Sie wollen. Was kann ich nun dafür, daß ich nichts lernte, als — was man vermeiden muß; daß ich nicht anders als tadeln, rezenſiren, ſatyriſiren kann? Urtheilen Sie einmal anders, wenn Sie geleſen haben.

Die Erſte pädagogiſche Weisheit, die mir ohne mein Suchen aufſtieß, war in Frinzheim, wo auch eine Gräfliche Familie, aber keine St —— iſche, reſidirt. Ich hört' aus unſerem Gaſthauſe, daß: „heraus!" gerufen, und die Trommel gerührt wurde. Ich ſah hin, und ſah, — ſah ein Kind von etwa ſechs Jahren, mit ſeiner Wärterin im Wagen, vor dem die Wache ins Gewehr treten mußte!! Es war der Kronprinz, der einſt das Reich regieren ſollte. Ich hört' auf mein Erſtaunen und Fragen, daß es auf hohen Befehl des Herrn Grafen, ſeines Vaters, geſchehe, der dadurch ſeine Unterthanen frühe an Ehrerbietung gegen ſeinen Nachfolger gewöhnen wolle. „Und den Sohn zugleich, daß

er niemals Ehrerbietung zu verdienen braucht?“ Die Frage entschlüpfte mir. Ich merkt' aber bald an den verlegenen und erschrokenen Gesichtern, daß ich einen respektswidrigen Ausdruk gebraucht hatte, und daß es wol hier zu den herkommlichen Sitten gehöre, Ehrerbietung zu fodern und zu bezeugen, ohne an Verdienst zu denken. Ich erzält' es Edelwald mit Erstaunen: aber er wunderte sich nicht. Er sagte, so etwas sey an der Tagsordnung, nicht blos bei solchen beschränkten Köpfen wie der Graf Frinzheim ist, sondern bei manchen weit Verständigeren. Sie gehen stillschweigends von dem Grundsaz aus: meine Kinder müssen als Prinzen, Prinzessinnen, Grafen, Gräfinnen, als gnädige Herrn, als Adliche erzogen werden, und darüber geht natürlich die Menschenerziehung verloren. Nach den Begrifsen nämlich, die sich ein Prinz, Graf, Edelmann, oder seine Durchlauchtigste, Hochgeborne, Gnädige Frau Gemalin von ihrem Stand, ihrer Würde, ihrem Verhältniß gegen andere Stände und Menschen macht, — und man kennt die fixen Ideen, die darüber gäng und gebe sind — wird die Erziehung eingerichtet. Erwachsene

Personen müssen dem Kinde mit einer gewissen Ehrerbietung begegnen, müssen sich von dem vornehm- und hochgebornen Aristokraten mißhandeln lassen, und die Mißhandlung in Unterthänigkeit, als gnädigen Scherz aufnehmen. Das kleine gnädige Wesen darf sich keine Schuhe und Strümpfe anziehen können, muß so hülflos und unbeholfen wie möglich bleiben. Mit gemeinen, d. h. bürgerlichen Menschen, darf es sich nicht gemein machen, muß sie seine angeborene Vornehmigkeit empfinden lassen, muß mit ihnen nur die gemeine Sprache, teutsch, aber mit allen Personen von Familie (bürgerliche haben keine Familie) französisch reden, gegen bürgerliche ein air de protection annehmen. Das Lezte zwar mit Recht; denn die Rolle will wirklich früh' und lang' einstudirt seyn, bis der zwanzigjährige Schwächling, den Beschüzer des kräftigen, vierzigjährigen Manns machen lernt, der von der frühesten Jugend an, sich selbst beschüzen und sich selbst helfen mußte. So wird dann ein aristokratisches Krebsbüchlein — nicht geschrieben, aber praktizirt; und der Erfolg wird, wie so manche Figuren um uns her, es zeigen.

Edelwald meynt, der größte Mann unſerer Zeit wäre ſicher, von manchen Seiten kein ſo großer Kaiſer geworden, wenn ſein Vater ein Kaiſer geweſen wäre, und mit großem Recht hab' er ſich der Erziehung aller derer bemächtigt, die Anſpruch auf die Krone einſt haben oder machen könnten.

Sie denken doch nicht, lieber Wandulf; daß Bitterkeit mir dieſe Sprache eingebe, weil ich etwa hier und da auf der Reiſe, von Vornehmen und Adlichen verächtlich behandelt worden ſey. Nichts weniger! Ich habe die intereſſanteſten, liebenswürdigſten Menſchen in den vornehmen Ständen gefunden. Ich bin von ihnen über die Gebühr geſchäzt, und mit Höflichkeit, — nicht überhäuft, aber ſanft und wohlthätig übergoſſen worden. Der Geldſtolz einiger reichen, breiten Kaufmannsweiber hat mich eher empört. Ohnehin hätte mich die treffliche St——iſche Familie, nicht blos mit den höheren Ständen ausſöhnen, ſondern für ſie beſtechen müſſen. Auſſerdem bin ich überzeugt, daß unſer Stand meiſt ſchuld iſt an dem Stolz der Vornehmen, und daß man unſere Würde anerkennen müßte, wenn wir ſie

ſelbſt zu behaupten den Muth hätten. Ich habe mehrmals in Vermont ein Andrängen, ſelbſt bedeutender Männer an die Vornehmen geſehen, das mich angeekelt und empört hat, und ich bin weggereiſet, ohne einen berühmten Mann und Schriftſteller geſprochen zu haben, ob wir gleich um ſeinetwillen dahingegangen waren — blos weil ich dieß unleidliche, unwürdige Anſchmiegen, Ankriechen ſah. Wenn wir uns die Bildung, auch die äußere verſchaffen, die zum Umgang mit gebildeten Perſonen gehört; wenn wir jede ungemiſchte adliche Geſellſchaft wie eine geſchloſſene betrachten, zu der ſich kein geſitteter Menſch drängt, der man aber auch nicht gram wird; wenn wir uns eben ſo zuſammenhalten, unſeren Geſellſchaften Intereſſe zu geben wiſſen, und in dem darin herrſchenden Ton, ſeine Bildung zeigen; wenn wir jede Höflichkeit eines Vornehmen mit Höflichkeit erwiedern, ohne Kriecherei und Affektation, nie und nirgends, um Einzelner Thoren und Thörinnen willen, abſprechen über einen Stand, der ſo zalreich iſt, und ſo viele fein-gebildete, intereßante, ehr- und liebenswürdige Menſchen in ſich faßt; wenn wir uns vor

jedem höheren Verdienſt, aber nie vor einem bloßen — von beugen: dann ſoll ſichs mit dem Adelſtolz wol geben. Unſer Stand hat jezt ſo bedeutende Männer und ſo viele gebildete Weiber, ſagte Edelwald neulich, daß wir den Adel überall entbehren können, aber nur in großen Reſidenzen, der Adel uns.

Lachen mußt' ich übrigens, als ich neulich in den intereſſanten, Reichardtiſchen vertrauten (aber durch den vertrauten Korreſpondenten dem Druk übergebenen) Briefen über Wien ꝛc. las: „Jeder Stand gewinnt unleugbar durch eine weiſe Abgeſchloſſenheit, an Würde und ächtem Lebensgenuß.“ — Ich denke gerade das wird er gewinnen, was man durch eine artige Steifheit gewinnt: denn ich habe von der weiſen Abgeſchloſſenheit ſo wenig Begriff, wie von einer artigen Steifheit, oder von einem geſelligen Mönchthum. Ob wol Reichardt das geſchrieben haben würde, wenn man auch gegen ihn, dieſe weiſe Abgeſchloſſenheit beobachtet hätte? Doch; ich verſtehe mich nicht auf alle Wege, wodurch man zu Würde und ächtem Lebensgenuſſe kommt. Mein Weg wär' es einmal

nicht, ſondern ich bin der Meynung des naiven Petrus: „Unter allerlei Volk und Ständen, wer redlich iſt, und ſich in gebildete Geſellſchaft paßt, der iſt mir angenehm.“

Aber nun auch kein Wort mehr, von allen Vornehmen und Großen der Erde! Sie werden hören, daß wir, in unſerem Stande, auch nicht ſehr weiſe ſind.

Ein und siebenzigster Brief.

Wandulf an Aeone.

Grenzau.

Mit hohem Intereſſe hab' ich Ihre beiden Briefe geleſen, liebe Aeone; beſonders hat mich Ihre Beſchreibung der St——iſchen Familie, in ein Elyſium gezaubert, das ich mir wie ein Heiligthum, ſo lange als möglich, in meinem Innern aufbewahren werde. Warum wir doch immer Theorieen aufbauen, wie man Kinder zu Religioſität bilden könne, und das ganze Zeitalter, und nicht lieber eine ſolche Mutter fragen die uns ſagt, nicht blos wie man es könne, ſondern wie ſie wirklich gebildet habe! Es wäre Zeit, daß man unſeren Vormündern der Menſchheit ſo etwas riethe. Seit einiger Zeit ſcheinen ſie denn doch aufmerkſam und verlegen zu werden, über den Verfall der Religioſität, der nicht mehr zu verkennen und zu verbergen iſt.

Es fällt ihnen ſelbſt auf, daß die Aufklärung, die Alles durchſehen, durchſichtig machen und alles Tiefe, Undurchſichtige beſeitigen will, nicht einmal ſo viel Religioſität zu erhalten vermag, als die einfältige Orthodoxie, die noch Alles glaubte, was die Verfaſſer der Bibel glaubten, wenn auch nicht Alles tout comme chez nous war. Es ſcheint ihnen ein Licht darüber aufgegangen zu ſeyn, daß man doch dem Baume ſchaden könne, wenn man die Rinde allmälich abſtreift, um ihn hübſch glatt zu machen, wie einen Freiheitsbaum. Sie fürchten ſogar, daß er abſterben könne, weil er wirklich weder Blätter noch Blüten trägt, im Früling der Aufklärung, und ſie überlegen untereinander, ob man ihm eine ſymboliſche Rinde *malen*, oder ihn mit einem modiſch-äſthetiſchen Ueberzug bekleiden ſolle. Man hat es hin und wieder ſogar verſucht: aber doch kein inneres Leben in dem Baume verſpürt, ſo daß man es wol, wie mit den Chriſttagsbäumen für Kinder machen, und Früchte mit Zwirnsfäden daran wird binden müſſen, welches ſich bei Nacht ganz gut ausnimmt. Indeß bleibt doch guter Rath theuer;

denn man merke wol, daß, wenn die Bäume der Landleute eben so weise behandelt, eben so glatt wären abgestreift worden, wie die Kunstgärtnersbäume: so würde man am Ende kein Obst mehr haben, um es anzubinden an die erleuchteten Christkindsbäume.

In Ernst, liebe Aeone, ist es der Einzige Weg, Kinder zur Religiosität zu bilden, den die weise Gräfin, geleitet durch Erfahrung an sich selbst, eingeschlagen hat und ausgegangen ist. Der Mensch kann nur das mittheilen, was er selbst hat. Man muß selbst religiös seyn, um Religiosität in Anderen zu weken, so wie man selbst lieben muß, um Liebe aufzuregen in seinen Kindern. Wie kann das Kind Ehrerbietung haben gegen das, was seine Aeltern nicht achten? Wie wird es beten mögen, wenn es merkt, daß seine Aeltern nichts machen aus dem Gebet? Wird es die Bibel lesen oder etwas aus der Bibel hören mögen, wenn seine Aeltern sie bei Seite liegen, ihm zur Noth durch einen elenden Lohnknecht, etwas daraus erzälen lassen, indeß ihm die Frau Mutter, statt dessen, erdichtete Erzälungen aus all den unendlichen Kinder-

freunden und moraliſchen Unterhaltungen vorlieſet? Und wenn ſie ihm denn noch ſo viel vorſagen, daß und warum es beten, ſich mit der Bibel bekannt machen, Religion achten müſſe, was wird es ſich aus dieſem Benehmen merken? „Rede nur recht ernſthaft von Religion; ermahne nur Andere, ſie zu achten. Rühme das Bibelleſen und das Gebet. Du ſelbſt kannſt thun was du willſt.“ Das iſt die Maxime, die ſie ihren Kindern — freilich nicht verſagen, aber — was noch mehr iſt, die ſie ihnen durch ihr Beiſpiel einprägen, die auch ſicher von den Kindern treulich befolgt wird. So kannt' ich eine Mutter, die in Gegenwart eines kleinen, naiven Mädgens, jede beſuchende Perſon verſicherte, daß ſie ihr durch ihren Beſuch ſehr viel Vergnügen machte, oft aber, wenn er ihr nicht gelegen gekommen war, unmittelbar nach ihrem Weggehen ſagte: „Das unausſtehliche Weib! Sie kam nur doch ſo ungelegen, wie möglich!“ die aber doch dem Mädgen ſo ſtreng gegen jede Unwahrheit ſprach, wie der ſtrengſte Kantianer hätte thun können. Das Kind leg nicht ſelten, machte es aber mit ſeiner Puppe gerade ſo, wie

es die Mutter mit ihm machte. Einmal hört' es die Mutter, und fragte das Mädgen, ob sie denn auch immer die Wahrheit rede. „Nein; das nicht, liebe Mutter," antworte das naive Mädgen: „aber man muß es den Kindern doch sagen." Das ist die Erndte von der schönen Saat!

Ueber den kleinen Machthaber, vor dem die Wache unter das Gewehr treten muß, hätt' ich gelacht, wenn dergleichen Elendigkeiten nicht gar zu traurige Folgen hätten. Es kommt mir vor, wie die Gewohnheit einiger Mütter in Ostfriesland, die ihren Kindern recht frühe Brantewein geben, um sie daran zu gewöhnen, und oft so viel, daß es dem armen Wesen in den Kopf steigt, worüber sich denn die unsinnige Mutter herzlich ergötzt. Was Sie über Adelstolz und Adelserziehung sagen, ist sehr wahr: aber Lieber; die Menschen sind nicht so streng zu tadlen, wie Sie glauben. Sie sind mit den Vorurtheilen ihres Standes aufgewachsen. Sie haben von Aeltern und Verwandten nichts Anders gesehen und gehört; Alle ihres Standes sind so erzogen worden. Wie wollen beschränkte Menschen, die

wenig Anders ſahen, ſich losreißen von dieſer Standesthorheit? Es ſind wenige Menſchen, die ſich über die Einſeitigkeiten, ſchiefe Anſichten und Vorurtheile ihres Zeitalters ganz erheben konnten; dieſe Wenigen ſind ausgezeichnete Köpfe. Und das können doch nicht alle Adliche ſeyn. Mit den Standesvorurtheilen iſt es eben ſo, wenn man nicht den Geiſt und die Sinnesart anderer Stände genau kennen lernt.

Die Art von Erziehung oder vielmehr das Syſtem, nicht zu erziehen, ſondern dem ganzen Thiermenſchen, beſonders dem Knaben, allen Willen zu laſſen, wie er auch Erwachſene behandlen oder mißhandlen mag, iſt indeß nicht ſo ſelten als Sie glauben, und wird aus gar mancherlei Scheingründen, in allen gebildeten Ständen manchmal befolgt. Der Knabe ſoll ſich aus ſich ſelbſt entwikeln; ſoll nicht in der Jugend geknikt werden; ſoll auf ſeinem Sinne beſtehen lernen, ſoll Charakter bekommen. Darum wird ihm jede Unart zugelaſſen, jeder tolle Einfall befriedigt. Kann und darf man es nicht; ſo fängt der kleine Deſpot an zu toben, zu ſchreien, zu krazen, zu beißen, und ſeine Wärterin — muß

sich bewahren so gut sie kann, muß schmeichlen, ableiten, zerstreuen oder nachgeben, was dem verzogenen Kinde schädlich ist. Kann man sie's verdenken, daß sie manchmal mit dem Knecht Ruprecht, mit dem Wauwau, mit einem Wesen aus der unsichtbaren Welt droht, wenn die Aeltern in der sichtbaren sie nicht unterstüzen wollen? Freilich wird so ein Kind auf seinem Sinne bestehen lernen; aber sein Sinn wird despotisch, unbiegsam werden. Und ist dann etwas gewonnen, wenn es auf seinem Sinne besteht? Freilich wird es Charakter bekommen; aber welchen? Den Charakter eines vollendeten Egoisten, der Alles nur für sich will, dem Alles zu Gebot stehen soll, der Alles und Alle nur als Werkzeuge betrachtet die seinen Willen thun, seine Launen und Leidenschaften zu befriedigen, geschaffen sind. Kurz: es giebt solche Jünglinge, wie wir sie nicht selten sehen, für die nichts Werth hat als ihre Sinnlichkeit, ihre Lust, und die Mittel, wodurch sie befriedigt werden kann. Es ist recht gut, Kindern nicht allzuviel zu verbieten, was unsere Alten manchmal thaten. Allerdings muß das Kind auch einen Willen haben

und auf ſeinem Willen beſtehen. Es liegt hohe Weisheit in der Erzälung von der Bildung jener Erſten Menſchen, daß ſie nur Ein Verbot bekamen, daß ſich ihre Erziehung nicht auf Befehlen und Verbieten beſchränkte, ſondern ſich ausdehnte auf Entwikelung und Uebung aller ihrer Kräfte. Sklavenſeelen, charakterloſe Talgmenſchen kann eine Alles verbietende, blos durch Furcht wirkende Erziehung bilden; aber keine freie, feſte Menſchen, noch weniger Männer mit Mannsmuth und Mannskraft. Allein dem Kinde nichts verbieten, ihm in Allem ſeinen Willen laſſen, oder ihm etwas verbieten und nicht feſt beſtehen auf dem Verbot, heißt, es aufwachſen laſſen wie ein Thier des Feldes. Alle Moralität gründet ſich auf Gebot und Verbot. Ohne dieß giebt es keine Uebung für den moraliſchen Sinn. Gehorſam iſt die Erſte Uebung dieſes Sinns, und es giebt keinen Gehorſam, wo weder Gebot noch Verbot iſt.

Ich glaub' Ihnen dieß auch in Hinſicht auf Ihren Eduard ſagen zu müſſen; denn Edelwald, der ſo viel auf Mannsſinn und Mannskraft hält, könnte ihn leicht auch zu einem ſolchen Allwillsgenie erziehen. Warnen Sie ihn davor.

Zwei und Siebenzigſter Brief.

Selane an Wandulf.

Lilienfeld.

Jezt, nachdem meine Lernie vier Monate verheiratet iſt, kann ich Ihnen wol etwas von der Ehe ſagen, lieber Wandulf, ohne Furcht, es bald zurüknehmen zu müſſen. Alles müßte mich täuſchen, oder ſie wird glüklich ſeyn. Schon als es ihr Warneken geſagt und ſie gefragt hatte, ob ſie ihm wol ihre Hand geben könne, ſprach ſie mir davon mit einer Art von Rührung, die mich viel Gutes ahnen ließ. „Warneken iſt ein ſo achtungswerther Mann," ſagte ſie „daß ich nicht begreife, wie er auf ein ſo unbedeutendes Mädgen fallen konnte. Gewis hat ihn aber ſein gutes Herz getäuſcht, weil er mich für gut hält. — Er muß mich wirklich beſſer kennen lernen."

„Und du ihn."

„O! ihn kenn' ich ſchon. Ich bin ſeiner nicht werth."

„Die Liebe macht Alles gleich; und er liebt dich."

„Es wird mir ſchwer, das zu glauben."

„Traust du ihm denn nicht, wenn er dir es ſagt."

„O! ja, ich trau' ihm auf jedes Wort. Aber er irrt ſich in mir. Ich weiß nicht, was er an mir finden ſollte. Ach! liebe Mutter, ſagen Sie mirs doch, wo ich etwa einen Fehler vor ihm verberge. Ich will ihn wenigſtens nicht täuſchen." (Sie ſagte dieß mit ſichtbarer Rührung. Ihr Auge ſchwamm in Thränen. Ich umarmte ſie.)

„Nein, liebes Mädgen; du täuſcheſt ihn nicht, und Niemand. Wer nicht täuſchen *will*, der täuſcht nicht. — Aber Lernie, ſage mir nun auch ganz offen: wünſchteſt du denn, daß er Dich liebte?"

„Ob ich's wünſche?" (kaum hörbar.)

„Ja?"

„Ja liebe Mutter." (mit hoher Röthe.)

„Und könnteſt du ihn wieder lieben?"

(Sie verbarg ihr Geſicht an meinem Hals) „Wer wird einen ſolchen Mann nicht lieben?"

Jezt wußt' ich genug. Ich ſagt' ihr indeß, daß ſie ſich beide näher kennen lernen müßten, daß ſie Alles wol überlegen ſolle, was ſie entbehren müſſe bei einem ältern Mann, daß Warneken nach zehn Jahren, ſchon ein alter Mann, und ſie noch in ihren beſten Jahren ſey; daß er mürriſch werden könne, u. ſ. w., das Alles ſchien aber gar keinen Eindruk auf ſie zu machen. Nun fragte ſie mich, was ſie denn erſt lernen müſſe? Und als ich ihr Bälle, Umgang mit jungen Mannsperſonen und dergleichen nannte, drükte ſie mir die Hand, und ſagte mit funkelnden Augen: „Nein; daran entbehr' ich nichts. Wenn Sie mir ein Wort ſagten, ich ſolle nie auf einen Ball gehen; es würde mich ſehr wenig koſten. Und nun gar —" Ich mogte ſie nicht beſchämen, durch die Bemerkung, daß ihr Warnekens Wort ſchon jezt mehr als das Meinige gelte. Ich lachte alſo und ſagte, nach drei Monaten wolle ich erklären, ob ich meine Einwilligung geben könne. Die drei Monate vergingen; beide näherten ſich immer mehr. Warneken überzeugte ſich täglich

mehr, daß Lernie ihn liebe, und Lernie glaubt' am Ende auch, daß ſie für ihn, kein ganz unbedeutendes Mädgen ſey. Sie wurden verheirater, und ſind glüklich, glüklicher als hundert junge Paare ſeyn mögen.

Aber welcher Mann iſt auch Warneken! Liebender Bräutigam und beſonnener Mann zugleich. Er faſelt nicht, ſchmeichelt nicht, erhält ſich in ſeiner vollen Mannswürde: aber er überraſcht ſeine Gattin ſo oft mit kleinen Vergnügungen, mit fein-ausgedachten kleinen Geſchenken; er erleichtert ihr Alles, auf eine ſo feine und doch natürliche Art, leitet ſie ſo ſanft, unterſtüzt ſie ſo kräftig und doch ſo ruhig, iſt ſo gleich-heiter und erweiſet ihr in Geſellſchaften eine ſo zarte Achtung, daß ſie ſich über ſich ſelbſt erhoben und im Himmel fült. Dagegen zeigt ſie ihm eine ſo liebevolle Ehrerbietung, einen ſo innigen Dank für Alles, womit er ihr Freude macht, ein beſtändiges Beſtreben, ihm wieder Freude und Alles nach ſeinem Sinne zu machen, daß man die Leute mit einer wahren Herzenswonne zuſammen ſieht. Lernie iſt ein Mittelding zwiſchen Gattin und Tochter, ohne es zu wiſſen und zu wollen.

Das drükt auch ganz das Verhältniß aus, in dem sie sich gegen Warneken fült, und macht sie unbeschreiblich liebenswürdig. Kurz: das Pärgen ist troz dem ungleichen Alter glüklich und ich freue mich unbeschreiblich dieses Glüks. Jezt seh' ich recht gut ein, daß Lernie mit einem Jüngling von zwanzig Jahren kaum hätte glüklich seyn können; am Wenigsten mit einem Jüngling nach der Mode, die jede Feinheit als unmännlich verachten und nur dann du dernier gout zu seyn glauben, wenn sie recht plump und lümmelhaft sind. Du arme Lernie! was wäre dann aus dir geworden? Nein; so ist es besser!

Drei und ſiebenzigſter Brief.

Edelwald an Aeone.

Hannover.

Herzlich hätt' ich lachen müſſen über Deine Beſorgniß, ich mögte von Werdau bis Hannover, auf der langen Reiſe von — zwölf Meilen, in den gefährlichen Wegen — einer Poſtſtraße, ein Unglük gehabt haben, oder wol gar von Mördern erſchlagen worden ſeyn; — ja ich hätte gelacht, wüßt' ich nicht, daß es dich wahrhaft unglüklich macht, wenn Dich einmal die Angſt ergreift. Ja wol: ergreift! — denn es iſt nie ein Weſen außer Dir, das Dich anpakt, von dem Du Dich nicht losmachen, über das Du nicht Herr werden kannſt. „Es muß ein Unglük ſeyn!" ſagſt Du. Und warum? Weil Du keinen Brief bekommen haſt, da Du Einen ſicher erwarteteſt. Aber kennt' ich nicht abgehalten worden ſeyn in der Stunde, in der ich Dir ſchrei-

ben wollte? Konnte der Brief nicht liegen geblieben, nicht verloren gegangen seyn? Ist das Alles, was so oft geschieht und so leicht geschehen kann, nicht unendlich wahrscheinlicher, als daß ich ein Unglük gehabt habe auf einem Wege, der gewiß schon funfzig Jahre lang, ohne irgend ein Unglük für einen Reisenden, befahren, beritten und gegangen worden ist? „Aber es kann doch seyn," sagst Du, „und schon der Gedanke an die Möglichkeit ist mir schrekklich." Freilich kann man die Möglichkeit nicht leugnen: aber wenn man sich vor Möglichkeiten fürchten wollte, so könnte man nie ohne Angst seyn. Der Schlag kann mich an Deiner Seite treffen; ein vom Dache fallender Ziegelstein kann mir das Gehirn zerschmettern; ich kann durch und in jeder Speise vergiftet, auf jedem Wege durch eine Straße kann ich überfahren werden, bei jeder Ueberfahrt über die Weser kann ich ertrinken. Willst Du deßwegen nie ruhig an meiner Seite sizen, Dich ängstigen, so bald ich aus dem Hause gehe, einen Mund voll esse, mich über die Weser sezen lasse? Nein, meine liebe,

gute Aeone, vor Möglichkeiten fürchtet ſich kein vernünftiger Menſch.

Nicht als wenn es meiner köſtlichen Aeone an Vernunft fehlte. Wie ich darüber denke, weiß ſie beſſer. Sie erinnert ſich wol noch, wie oft ich ſie die Vernunft des Hauſes nannte. Sicher weiß ſie auch Alles, was man ihr darüber ſagen kann; ſieht in ruhigen Stunden Alles ſelbſt recht gut ein, lacht wol über ihre eigene Angſt: aber die ruhigen Stunden kann ihr eben Niemand herbeiführen. Ihre lebhafte Phantaſie denkt ſich das Fürchterlichſte. Sie malt's ihr aus mit den grellſten Farben. Eben weil ſie von gar keiner beſtimmten Gefahr weiß, ſchweben ihr alle mögliche vor. Die Phantaſie kann unbegränzt frei wirken, eben weil ihr die Wirklichkeit keine Grenzen ſezt. Der Verſtand mag ſagen, man mag ihm vorſtellen, was man will; er hat nichts dabei zu ſagen, oder er iſt ſelbſt im Dienſt der Phantaſie, muß Gründe auffinden, um ihre Vorſpiegelungen als Wirklichkeit vorzuſtellen. Kurz: die Phantaſie herrſcht über Verſtand, Vernunft, Alles. Hätten ſich unſere lieben, herrlichen Weiber mehr Herrſchaft über ihre Phantaſie erwor-

ben: ſie wären ſo beherzt wie wir, und oft noch beherzter; denn in der wirklich eingetretenen Gefahr haben ſie gemeiniglich ſehr viel Muth und Gegenwart des Geiſtes, weil ihre Phantaſie durch die Wirklichkeit beſchränkt iſt. Auch meine liebe Aeone ſollte ſich alſo ernſtlich bemühen, mehr Herrſchaft über ihre Phantaſie zu erlangen.

Wirklich iſt es der Mühe werth; denn Aengſtlichkeit macht namenlos unglüklich, nicht nur die Perſonen, die ſich ängſtigen, ſondern auch Alles um ſich her, was nur einigermaßen Theil an ihnen nimmt. Es iſt die peinlichſte, quälendſte Lage, ein gutes geliebtes Weſen gefoltert zu ſehen von unnüzer grundloſer Aengſtlichkeit, und ihr durch alle mögliche Bemühungen nicht helfen, ihre Noth nicht um einen Gran lindern zu können. Man iſt empört, und empfindet das tiefſte Mitleiden; man glaubt, man müſſe ſie vernünftig machen können, und jeder Verſuch ſchlägt fehl. Wenn ſich denn unſer Inneres dagegen empören will; ſo ſehen wir wieder das arme Geſchöpf von Angſt, wie von einem böſen Dämon herumgetrieben, ohne Ruh und Raſt, von den unſeligen Bildern ſeiner Phantaſie, wie Makbeth

von dem Geiſte verfolgt, und wir mögten ſelbſt verzweifeln über ihre Verzweiflung. Weiß der Mann in der Ferne, wie ſehr ſich ſeine Frau ängſtigt; ſo iſt er in ſeinem ganzen Weſen gelähmt, ſo bald etwas nicht Vorhergeſehenes kommt, was ihn über die beſtimmte Zeit zurükhält. Er kann ſeine Geſchäfte nicht mit Ruhe verrichten, nicht mit Ruhe an ſeine Familie denken, ſich kaum auf ſeine Zurükkunft freuen. Kurz: die ganze eheliche Glükſeeligkeit iſt geſtört.

Oder iſt es Anders, liebe Aeone?

Die ungeſtörte Erhaltung unſerer ehelichen Glükſeeligkeit verdient' es alſo wol, daß Du Dich bemühteſt, mehr Herrſchaft über Deine Phantaſie zu erhalten, was freilich nicht auf Einmal geht. Ewald in ſeinem Handbuch für Frauenzimmer, ſehr ſonderbar, die Kunſt ein gutes Mädgen zu werden, genannt, hat Einiges darüber geſagt, was ſehr anwendbar iſt und kaum ſeine Wirkung verfehlen kann, wenn es ernſtlich und anhaltend gebraucht wird. Ich habe nun zweierlei hinzu zu ſezen; was jener Verfaſſer nicht berührt, und was in dem Augenblik der eintretenden Angſt angewendet werden kann. Laß der Aengſtlichkeit

keinen Augenblik Raum, hänge ihren Bildern keine Sekunde nach, sonst bist Du verloren. Die ängstlichen Phantasiebilder sind ein rollender Schneeball in den Schweizergebürgen. Anfangs ist er aufzuhalten; aber bald wird er zu einer Lavine, der nicht mehr zu widerstehen ist, die Alles mit sich fortreißt und das friedliche Dorf im Thale zerstört. Bemühe Dich also vorerst nicht, über den Gegenstand Deiner Angst vernünftig zu denken, sondern gar nicht. Wirf Dich auf der Stelle in ein Geschäft, das Deine ganze Aufmerksamkeit erfodert; in das schwerste, wichtigste, was Du jezt vorhast. Oder findet sich so keins, geh' in eine Gesellschaft — nicht an solche Orte, wo Du Dich deinen Vorspiegelungen überlassen oder wol gar Dich darüber auslassen kannst, sondern wo möglich in Eine, in der Du Dich zusammen nehmen mußt. Zwinge Dich Theil zu nehmen an Allem, hinein zu gehen in Alles, nur nicht in Dich selbst. Hast Du Deine Phantasie einmal zum Stillschweigen gebracht, so laß sie einschlummern und wek sie nicht. Man kann sie eher unterdrüken als leiten. Ihre Leitung erfodert Uebung von Jugend auf, die meine gute

Aeone nicht hatte, so viel sie auch hat. Und dann Liebe; schreib' Dir's jedesmal auf, wann Du Dich ängstigst, was Du befürchtest, und warum. Bemerke Dir ganz einfach, wie hoch die Angst stieg, wie lange sie dauerte, und — wie sich's zeigte, daß Deine Angst ungegründet war. Führe darüber ordentlich ein Buch und gieb mir's in die Hände. Ich werde dann schon sehen, ob es rathsam ist, es Dir zu geben, oder ob Du Dich selbst noch vergessen mußt. Kannst Du es aber einmal brauchen, so ist es eine Bibel für Dich.

Ich werde unter vierzehen Tagen noch nicht wieder zurükkommen können, Dir aber so oft schreiben, wie es mir möglich ist. Käm' einmal an einem Posttage kein Brief, so kannst Du sicher darauf rechnen, daß ich durchaus nicht schreiben konnte, oder daß der Brief liegen geblieben ist. Ich bin sehr wol, und sehne mich wieder bei Dir zu seyn, da dann ohne Zweifel die Aengstlichkeit ein Ende haben wird, wenn ich die — gefährliche Reise, in meinem bequemen Wagen mit zwei Postpferden, und — nur einem Bedienten, glüklich zurük gelegt habe. Jezt mag ich wol scherzen; denn jezt ängstigst Du Dich nicht. Ich denke Du scherzest selbst.

Vier und siebenzigster Brief.

Reone an Wandulf.

Werdau.

Jezt kann ich wieder schreiben, scherzen, spöttteln, rezensiren, pädagogisiren, wol gar philosophiren, — Alles, was Sie wollen; denn Edelwald ist wieder angekommen. Er hat kein Bein und keinen Hals gebrochen; kein Mörder hat ihn erschlagen. Ich hab' ihn wieder. Vorher komt' ich nichts, denn ich fürchte Alles. Doch nichts davon. Er hat mir von Hannover aus eine tüchtige Predigt darüber gehalten und ich hoffe, sie soll besser wirken, als die gewöhnlichen. Wenigstens bewahr' ich sie in seinem, guten Herzen.

Ich hab' Ihnen noch Einiges von unserer pädagogischen Reise zu erzälen, das Sie unterhalten wird, wenn man Anders durch die Thorheit der Menschen unterhalten werden kann. Ich wäre jezt dazu gestimmt; denn weinen oder la-

chen muß man über dieſe Thorheit, und zum Weinen hätt' ich keine Luſt. —

Mein Mann hatte zwei Bekannte in Gießbach, den Kriegsrath Ralph, und den Amtmann Bohnenberger. Da nun auf dieſer Reiſe alle Bekannten aufgeſucht und beſucht werden ſollten: ſo brachten wir auch einige Tage bei dieſen zu. Beide hatten Kinder und beide wolten an ihnen erziehen; wenigſtens beſchäftigen ſich beide mit ihnen. Aber freilich auf eine ſehr verſchiedene Weiſe. Beide haben viel Amtsgeſchäfte, ſehen alſo ihre Kinder meiſt nur beim Frühſtük und bei Tiſch. Kriegsrath Ralph, ein ſehr munterer Mann fängt dann gleich an, — nicht mit den Kindern zu ſpielen, ſondern ſie als Spielzeug für ſich zu brauchen. Er giebt ihnen einen Teller mit Eſſen, und wenn ſie es genießen wollen, nimmt er den Teller weg. Er rükt ihnen an den Stülen, daß ſie herunter zu fallen fürchten, manchmal wirklich herunterpurzeln, — was ſeine gröſte Freude iſt. Er kneipt ſie, wenn ſie wegſehen, und fragt ganz verwundert, wer ſie gekneipt habe; beſchuldigt es wol gar einen Bruder. Nach Tiſch jagt er ſie

herum, wirft er ſie auf den Boden und nekt ſie auf alle Art. Manchmal nehmen's die Knaben übel, vergeſſen allen Reſpekt, und knuffen tüchtig auf den unartigen Herrn Vater los; und das von Rechtswegen. Da lacht er denn daß ihm der Bauch ſchüttert, über den kraftloſen Zorn. „Da müſſen die Jungens Kourage bekommen, ſich zu helfen und ſich wehren lernen," ſagt er dann, und will ſeine Nekereien wol gar noch für pädagogiſche Uebungen ausgeben. Edelwald hat ihm aber tüchtig den Text darüber geleſen, und ich hab' ihm gerathen, er möge ſich lieber ein Paar junge Hunde oder Affen anſchaffen, damit er etwas zum Spielen habe. Er lacht' aber darüber, wie über Alles, und antwortete Edelwald nur: „Du biſt immer ſo ein Präzeptor geweſen." Eduard war ganz erſtaunt und empört über die Szenen. Er verließ die Seite ſeines Vaters nicht, um nicht in die gymnaſtiſchen Uebungen mit hineingezogen zu werden. Einmal, da er doch genekt werden ſollte, benahm er ſich ſo ernſthaft, wurde glühend-roth und ſein Mißfallen ſprach ſich ſo deutlich aus, daß Ralph bald nachließ, weil er ſich kein Vergnügen ver-

ſprechen konnte, von einer Bokiade, in der ein Mann die Rolle des Knaben, und ein Knabe die Rolle des Manns übernehmen ſollte.

Ganz anders benahm ſich der Amtmann, ein ernſter, bis zur Aengſtlichkeit gewiſſenhafter Mann. Auch er kann ſeine Kinder nur ſelten anders, und in der Regel, nur blos bei Tiſche ſehen. Hier glaubt er aber auch den ganzen cours d'éducation nachholen zu müſſen, der bei ihm in Ermahnungen, Warnungen und Tadel beſteht. Er lauerte auf den kleinſten Muthwillen, den ſie ausübten, auf die kleinſte Unanſtändigkeit — ein vielfaſſendes, hundertdeutiges Wort! — die ſie ſich erlaubten, auf jede Aeußerung ihres innern Lebens, die irgend mit den Sinnen wahrgenommen werden konnte. Dieß Alles wurde ſtreng getadelt. Daran wurden Ermahnungen geknüpft, wie man nun anfangen müſſe, „die Kinderſchuhe auszuziehen," wie man ſich geſezt und verſtändig betragen und dem Geſpräch der ältern Leute ſtill zuhören müſſe. — Wir ſprachen gerade von dem geſunkenen Handel Hollands, und von der Engliſchen Nationalſchuld. — Um die Zeit recht zu benuzen, warnt'

er ſie zugleich vor heimlichem Naſchen, vor Spielen mit Pulver, vor Hinaufklettern auf ein Dach, von dem man die Maulbeeren eines nahe ſtehenden Baums gemächlich pflüken konnte, vor Jagen der Hüner, Spielen mit dem Schweif der Pferde, vor Baden in einem gewiſſen Waſſer, und — vor Lügen. Er war im Begriff, die zehen Gebote durchzugehen, ihnen das verbotene Laſter zu beſchreiben und ihnen deſſen Ausübung mit ſo viel Ernſt zu verbieten, als ob ſie es eben hätten begehen wollen. Zum Glük hörten die Kinder nicht ſonderlich auf die weiſen Lehren, ſondern ſchnitten ſich einander Geſichter zu, wenn es der Vater nicht ſehen konnte, weil ſie durchaus nichts Anders treiben durften. Man ſah indeß ganz deutlich, daß die pränumerirte Moral, gerade ein ſo hohes Intereſſe für ſie hatte, als unſere Vorträge über Hollands Handel und die Engliſche Nationalſchuld. Mit Allem dem hatte ſich der muthwilligſte, oder in der Sprache des Hauſes zu reden, der unartigſte der Knaben, etwas von den Warnungen gemerkt; denn ich ſah in an dem Tage ganz gewandt und verſtolen, eine kleine Leiter anſezen und auf das

Dach ſteigen, das durch die Nähe des Maulbeer-baums und durch die Vorſtellungen des Vaters, ſo viel Intereſſe für ihn bekommen hatte. Ich zeigt' es Edelwald und wir zweifelten gar nicht daran, daß die Knaben, Ein Vergehen nach dem Andern, — wenigſtens probiren würden, vor denen ſie gewarnt worden waren, woran ſie aber nie gedacht hätten. Mich dünkt, der Amt-mann verfährt mit ſeinen Kindern, wie jener Bauer mit ſich ſelbſt, der die Arzenei, die er in vier und zwanig Stunden nehmen ſollte, auf Einmal verſchlukte, weil er am Tage keine Zeit hatte. Eins mag wol wirken, wie das Andere!

Ich zeigt' indeß unſerem Eduard, die ſchö-nen Kupfer zu Loßius moraliſcher Bilder-Bi-bel, und erzält' ihm von den großen Männern des Alterthums, ſo viel ich davon wußte, — nur damit er durch all die Warnungen nicht aus dem Paradiſe geſtoßen würde, in dem er noch lebt.

Von Gießbach giengen wir nach Bettings-hofen zu dem Oberferſtmeiſter von Gunders-blum, mit dem Edelwald eine große Reiſe ge-macht hatte. Einen auffallendern Kontraſt zwi-ſchen Mann und Frau ſah ich nie, und doch

Sympathie, die mir nur erklärlich wurde, durch den Kontraſt, der zwiſchen dem Inneren und Aeußeren der beiden Leute iſt. Der Mann ſpricht in dem rauheſten Tone — Edelwald nennt es Bierbaß, vielleicht Bierhausbaß — zieht bei der geringſten Gelegenheit die Augen furchtbar zuſammen, flucht wie ein junger Fähndrich und tobt gleich, wie ein Unmenſch. Wenn aber einem Menſchen oder Thier weh gethan werden ſoll; ſo läßt er es nicht dazu kommen, findet eine Entſchuldigung, und das Weſen muß ihm aus den Augen, nur damit er nicht zu ſtrafen braucht, droht ihnen aber mit der entſezlichſten Strafe, wenn es wieder geſchehen ſollte. Neulich wurden zwei Weiber hergebracht, die ihre Kühe an einem verbotenen Ort im Walde hatten weiden laſſen. Er fuhr auf ſie los, als wenn er ſie erwürgen wollte, ſagt' ihnen mit ſchweren Flüchen, daß er ſie in das Hundeloch bei Waſſer und Brod würde ſteken laſſen, daß ſie ihm alle Eichen bezalen ſollten, die auf dem Plaze hätten wachſen können. Und als ſie kläglich vorſtellten, daß ſie kein Futter mehr für ihre Kühe hatten, und doch von der Milch hauptſächlich le-

ben müßten, daß ihre Kinder ohne Milch nicht leben könnten: ſagt' er eben ſo rauh: „warum habt Ihr auch Kinder?" griff aber in die Taſche, gab jeder ein Stük Geld für die jungen Raker, verſchwor ſich aber, daß er ſie an den nächſten Baum würde hängen laſſen, wenn ſie es wieder thäten. Seine Frau, eine zarte Blondine, ſieht ganz ſchmachtend aus, liſpelt ſo leiſe, daß man ſie mit Mühe verſtehen kann, und fährt krampfhaft zuſammen, wenn ihr Mann einen Fluch ausſtößt. Aber neulich ſah ich ſie einen Hünerhund ſchrekklich durchprügeln, weil er, ich weiß nicht, was für einen Fehler auf der Jagd gemacht hatte; und noch geſtern zog ſie ſchnell ein Reitkleid an, und ſezte ſich auf ein Pferd, das zurük war gebracht worden, weil es ſich mit dem Oberforſtmeiſter überſchlagen hatte. Nach einer Stunde kam ſie zurük, und das Pferd war ganz weis von Schaum. Als ich ſie fragte, warum ſie ſich ſo ausſeze, ſagte ſie mit ihrem ſanfteſten Liſpeln: „Ich muß ihm Untugend abgewöhnen." Ihr Kammermädgen ſoll auch von ihren ſanften Händen zu rühmen wiſſen.

Dafür wiſſen aber die beiden Leute ihren

Kindern deſto mehr Untugenden anzugewöhnen. Da haben ſie eine Allwina, die der Göze der Mutter iſt, weil ſie eben ſo blaue Augen und ſo blonde Haare hat, wie jene. Das Mädgen iſt hübſch und wär' auch ganz artig, wenn ſie kindlich wäre, wenn man ſie kindlich gelaſſen hätte. Aber da muß das kleine Weſen ſingen, Clavier ſpielen, deklamiren, Solos tanzen, ſeine Zeichnungen produziren, und dabei produzirt's denn zugleich ſeine Geſtalt, ſeinen Wuchs, ſeine ſchmachtenden Augen, ſeinen Arm und ſeine Hand ſo ſichtbar und abſichtlich, daß man ſich betrübt für das Kind, und ſchämt in die Seele der Mutter. Dabei wird dann erzält, mit welcher Fertigkeit ſie das Alles treibe, in wie kurzer Zeit ſie dieß und das gelernt habe, wie ſie alle Andere ihres Gleichen übertreffe; ſogar, was dieſer oder jener bekannte Mann von ihr geſagt habe, und von ihren vielen Talenten. Der Knabe, ihr Bruder, muß denn auch ſeine Künſte machen, voltigiren, ſein kleines Pferd tummeln — er iſt noch nicht elf Jahre alt — nach der Scheibe ſchießen und eine ganze Rede in lauter Jagdausdrüken herſagen. Sein angeborenes Talent und das Beiſpiel

ſeines Herrn Vaters, hat ihn denn auch Fluchen gelehrt, ohne einen beſonderen Meiſter. — Ich glaube, der Vater hätt' ihm einen dazu gegeben, wenn er es nicht frühe genug von ſelbſt gelernt hätte. — Und was der Vater Alles von dem Sohne zu rühmen wußte! Welche Kourage er habe, wie er die Jungen von ſeinem Alter unter zu kriegen wiſſe, wie er ſich oft ſchon mit den Mädgen herumbalge, wie gerne ſie ihn küſſen. — Es iſt unbegreiflich, wie verſtändige Menſchen — was Beide außerdem ſind — in dem wichtigſten Geſchäfte ihres Lebens ſo unverſtändig, ſo unſinnig ſeyn können. Es giebt kein ſichereres Mittel, um den jungen Menſchen frühe zu einem aufgeblaſenen Lüſt- und Wüſtling, und das ſonſt ſo liebenswürdige Mädgen zu einer Erzkokette zu bildn.

Da kommt Eduard und will erzält haben. Alſo heut' nichts mehr, damit ich nicht einen Pendant zu den Erziehungskarrikaturen mache, — Anderer Erziehung rezenſire, ſtatt daß ich an die Erziehung meines Kinds denken ſollte. Ein Fall, der auch nicht ganz ungewöhnlich iſt. Adieu!

Fünf und siebenzigster Brief.

Wandulf an Aeone.

Grenzau.

Wenn man eine solche Gallerie von Erziehungsmethoden durchsieht, wie Ihr Brief, liebe Aeone, Einige enthält; so wird man versucht, von Menschen überhaupt zu sagen, was man so oft von Fürsten gesagt hat: man müsse sich wundern, daß sie noch so seyen, wie sie sind, wenn man mit ihrer Verziehung bekannt sey. Wirklich muß in der Schule des Lebens noch gar Viel gelernt und Vieles abgelernt werden; der große Erzieher muß durch Lagen und Schikſale noch gar viel an den Menschen bilden, von vielen Schlaken sie reinigen, weil noch viele so gut sind, wie wir sie sehen. Was könnte man z. B. Sicheres thun, um allen Respekt gegen den Vater in den Herzen der Kinder zu vertilgen, als das, was der Kriegsrath Ralph thut? Wird nicht

auf alle mögliche Art an den Knaben gereizt, damit ſie vergeſſen, daß der unartige große Junge ihr Vater ſey? Und wie kann je von einem ſolchen Vater auf ſie gewirkt werden, wenn alle kindliche Pietät aus dem kindlichen Gemüthe herausgeplündert iſt? Wenn die Mutter hier nicht gut macht, was der Vater verdirbt; wenn ſie nicht die Hochachtung gegen den Vater erhält, durch Erzälungen, was er für die Familie that und thut, wie gut und edel er bei manchen Gelegenheiten gehandelt hat, durch Darſtellung der Nekereien von einer weniger nachtheiligen Seite, beſonders aber durch Zurükhaltung der Knaben von allen Repreßalien, die ſie brauchen und zu brauchen gereizt werden, durch Beſchränkung auf eine gewandte Defenſive, die dann auch dem verzogenen Vater etwas von der Luſt nimmt, die Nekereien lange fortzuſezen. Ich ſeze voraus, daß dem Vater gar nicht beizukommen iſt, daß er zu allen Vorſtellungen lacht, und gar nicht darüber nachdenkt, welcher Schade daraus entſtehen kann; daß ihm die verſtändige Mutter auch keinen andern Zeitvertreib unterzuſchieben weiß; dann freilich wäre dieß das Beſte. An dem Quell

muß man verſtopfen, dann verſiegen ſie von ſelbſt die Bächlein, in die er ſich ergießt.

Noch ſchlimmer als der leichtſinnige, muthwillige Kriegsrath, iſt Ihr ängſtlicher, bedächtlicher, und doch ſo höchſt unbedachtſamer Amtmann. Sein ewiges Ermahnen macht taub gegen Alles Ermahnen; die Kinder hören auf keinen Tadel mehr, wenn ſie zu oft hinter einander getadelt werden. Und das iſt noch nicht das Schlimmſte. So altklug, ſo anſtändig und ſo todt kann kein Kind ſeyn, wie es der Amtmann und Konſorten haben will. Die Gegenwart des Vaters wird ihm alſo zur Laſt. Sie lernen ſich verſtellen in ſeiner Gegenwart, und halten ſich ſchadlos für den Zwang, ſobald der Vater ihnen den Rüken gewendet hat. Kurz: es iſt das ſicherſte Mittel, um in den Kindern alle Wahrheit zu tödten und alle Liebe. Dann iſt es mit ihnen, wie mit den Bäumen denen geſunder Wachsthum fehlt; alle Inſekten ziehen ſich dahin und zerſtören bald ſeine Blüte und ſein Laub.

Und nun gar das Warnen vor Fehlern, die ſie noch nicht begangen haben, die ſie vielleicht gar nicht kennen! Ein gewiſſer Ehrhard hat einmal

das Syſtem beſchrieben, das der Teufel haben müßte, wenn er ein geſchikter, konſequenter Teufel ſeyn wollte. Dieß Warnen vor unbekannten Vergehungen würde weſentlich in dieß Syſtem gehören. Das iſt die Schlange, die das unſchuldige Kind reizt, von der verbotenen Frucht zu eſſen indem ſie ſelbſt davon ißet. Durch jede Warnung vor unbekannten Vergehungen und durch jede Erzälung davon, wird es aus dem Paradieſe, vertrieben, in dem es keine Sünde kennt, weil es keine darin giebt; und jeder Menſch, wie das Erſte Menſchenpaar muß eine Zeit lang in dieſem Paradieſe leben; die Blüte des ſittlichen Sinns muß in der Hülle der Unwiſſenheit wachſen, ehe ſie ſich öffnen darf der freien Luft, der Sonne und den Inſekten, die daran zerſtören. Eine Gallerie von Unarten, die von Kindern begangen werden, beſonders mit Kupfern, iſt ein, in gleiche Doſen vertheiltes Reizmittel, um ſie Alle zu probiren, wie in ſo manchen Romanen von — und — und — *) die lebhafte Schilderungen von Ausſchweifungen und

*) Die Namen ſind unterdrükt, um nicht ein Reizmittel zu geben, ſo wie ſie.

ihren unſeeligen Folgen, ſind nur Aufmunterung es darauf hin zu wagen, ob die Folgen kommen werden. So fand ich mehrmals die Hälfte des dritten Bandes und den vierten, von — —, unaufgeſchnitten, da die Erſten Bände ziemlich zerleſen waren. Natürlich, weil die lezten Bände die Folgen enthielten, die den Lüſtling nicht kümmerten, die Erſten aber ein Detail von Ausſchweifungen, das ihn ſehr intereſſirte. Dieſe Warnungstafeln und Kinderſtubengalgen, wären ſie auch aus der Bibelgeſchichte hergenommen, gehören unter die unbekannten Sünden, die Gott unſeren Kinderſchriftſtellern ohne Kinderſinn verzeihen muß, auch wol verzeihen wird, weil ſie nicht wußten, was ſie thaten. Endlich: Warnung vor Lügen, wenn das Kind noch nie log, das iſt eine Herabwürdigung der kindlichen Natur, die ſich früher oder ſpäter rächen muß, dadurch, daß das Kind ſie verdient, wenn es anders weiß, was Lüge iſt. Auch das Kind iſt ein Menſch; und jeder Menſch wird ſchlechter, wenn man ihm viel Schlechtes zutraut, ſo wie der Menſch beſſer wird, wenn man ihm Gutes zutraut. Lüge iſt nie die Erſte Schuld, ſondern

Folge einer Schuld; ſie kommt nicht aus der menſchlichen Natur, ob dieſe gleich von manchen Seiten zerrüttet iſt; ſie wird hinein gepredigt, getadelt, erzogen, durch Beiſpiel hinein gebildet, oder das Kind will eine Vergehung bedeken durch dieſe größere. Einem Kind alſo eine Lüge zutrauen, heißt ſich ſelbſt verdammen, wegen ſeiner ſchlechten Erziehung, oder dem Kinde zutrauen, daß es ſchon verdorben ſey, der ſicherſte Weg um es zu verderben! Gerad' als ob man dem Kinde Merkurius geben wollte, auf den Fall, wenn es vielleicht — ein veneriſches Uebel hätte. Gott bewahre alle gute Kinder vor einer ſolchen Krebserziehung.

Ueber Ihre Forſtleute hätt' ich lachen müſſen, wenn ihr Benehmen nicht auch eine gar zu traurige Seite hätte. Der Mann mit ſeiner rauhen Auſſenſeite iſt noch viel beſſer, als die Frau mit ihrer glatten. Aber beide ſind Thoren und bilden ihre Kinder zu Thoren, wenn ich mich recht gelind ausdrüken ſoll. Eine ſolche Inokulation der Eitelkeit; ein ſo vorſäzliches Säen eines Unkrauts, das ohnehin nicht zu vertilgen iſt; ſo ein langſames aber ſicheres Vergiften des kind-

lichen Sinns und kindlichen Reizes, durch den das Kind gefällt, eben weil es nicht daran denkt, daß es gefallen könne, ohne zu wissen, was gefallen ist, jammert und empört den Kinderfreund, und thut das doppelt, wenn es von Aeltern geschieht. Theilten sie ihm Skropheln-gift mit: so wäre das traurig genug; indeß wären sie unschuldig. Sie geben ihm etwas Schlimmeres, und tragen die Schuld; denn ein geringes Nachdenken führt uns doch zu der Einsicht, daß dadurch die Kinder eitler werden müssen, und daß ein eitles Kind, ein unerträgliches Geschöpf ist. Schon ein erwachsenes, mit allen Reizen der Natur und der Kunst ausgestattetes Wesen, verliert all seinen Reiz, bei dem gesundfühlenden Menschen, wenn es immer nur die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, immer und durch Alles nur gefallen, Schmeicheleien und Lobsprüche erzwingen will. Dieser Sinn giebt dem besten, feinsten, was es sagt, giebt seinem Spiel und Gesang, etwas so Unedles, Gemeines, daß man Mühe hat, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, seinem Talent, und es mehr verachtet, in dem Maaße, als es Bewunderung erregen will.

und nun gar — ein ſolches Kind! Lieber wollt' ich noch Eins, recht roth gemalt, von oben bis unten hin, mit colifichets bimbirt, mit cul und gorge postiche ſehen, als ſo eine kleine, überall mit den Blikſen Beifall ſuchende Kokette.

Doch; Sie werden es herzlich müde ſeyn, meine Sarkaſmen zu hören, beſonders, da ich eher in der Stimmung bin, die Thorheiten zu beweinen, als wie Sie, darüber zu lachen. Alſo nichts mehr! Haben Sie noch einige pädagogiſche Verkehrtheiten in Ihrem Reiſejournal oder in Ihrem Kopfe, ſo theilen Sie mir ſie mit. Vielleicht bin ich dann anders geſtimmt.

Sechs und siebenzigster Brief.

Aeone an Wandulf.

Werdau.

Nein lieber Wandulf, Sie sollen sich nicht anders stimmen. Die Verkehrtheiten sind wirklich so arg und wirken so übel, daß man nicht dabei lachen sollte. Ich habe mirs nicht so arg gedacht. Und dann fällt mir ihre lächerliche Seite immer zuerst und am meisten in die Augen. Ich muß darüber lachen und wenn ich selbst dadurch verlöre. Das ist nun Einmal so! Darum nehm' ich's doch ernsthaft, wenn ichs recht überlege. Alles hat bei mir seine Zeit; das Lachen und der Ernst.

Freilich hab' ich noch ein Paar Thorheiten, — nicht im Reisejournal, aber desto besser im Kopf, die ich Ihnen mittheilen muß. Jenes waren Landthorheiten, dieß sind Stadtsitten; ich weiß aber nicht, welches die ärgsten sind.

Die Erste fand ich, ohne zu suchen, bei dem Obersten von Kühnbelm, einem biederen, verständigen, aber nicht sehr gebildeten Mann und seiner Gemalin, einer Braunsbergerin, von hoher Bildung, die aber wie alles Hohe, was nicht sehr fest ist, etwas schief gerathen war. Sie haben einen Knaben von vielen Anlagen, aber unleidlich verzogen. Wie rasend larmt' er in der Stube herum, wenn wir zusammen sprachen. Der Vater verwies es ihm einigemal ernsthaft, befahl ihm Stille, oder er solle hinausgehen und draußen larmen. Das mißbilligten aber die Frau Gemalin ganz laut, sprachen von innerem Leben des Kinds, das sich nicht ungeäussert lassen könne, von unbefriedigtem Thätigkeitstrieb, und den mancherlei üblen Folgen desselben, geruhten einige Stellen aus Rousseau anzuführen, als unwidersprechliche Autheritär, und schloßen mit dem Grundsaz, daß man nie den Kindern etwas verbieten solle, weil es Einem beschwerlich ist. Das Alles geruhten Sie gegen den Vater zu deduziren in Gegenwart des Kinds, und die Gelegenheit schien Ihnen recht erwünscht zu kommen, wo sie ihre Principes zu äußern

Gelegenheit fanden. Der Knabe verſtand zwar von den hohen Worten und Sprüchen nichts, merkte aber doch bald, daß die gnädige Mutter anderer Meynung als der nicht ſo gnädige Vater ſeyen. Er tobte alſo fort, daß man kaum ſeine eigene Worte hören konnte.

„Aber Sakerment!“ ſagte der Oberſt, „kann dann der Junge nicht ſeinen Thätigkeitstrieb draußen befriedigen?“

„Wenn er aber lieber in der Nähe ſeiner Aeltern ſeyn will! Das zeigt doch Attaſchement.“

„Ein ſchönes Attaſchement, wenn er uns die Ohren voll ſchreit, da er doch weiß, wie unangenehm es mir iſt! Noch Einmal: laß ihn hinaus gehen; da kann er lärmen, ſo viel er will.“

„Draußen würd' er ohne alle Aufſicht ſeyn; und man muß Kinder phyſiſch und moraliſch bewahren. Sie können auf beide Art fallen.“

„Hm! vor dem moraliſchen Fall iſt mir nicht bange, wenn der Junge lärmt und tobt; und wenn er auch auf die Naſe fällt, ſo wird er den Hals nicht brechen, ſondern vorſichtiger werden. Aber ſage mir: iſt er denn nicht ſchon

moraliſch gefallen, wenn er ſeinem Vater nicht gehorcht?"

Ich konnte mich nicht enthalten, einzufallen: „Ja; das meyn' ich doch auch, liebe Obriſtin!"

„Ohne Zweifel fült er dieß Gebot ſchon als Deſpotiſmus. Und den Freiheitsſinn der Kinder muß man möglichſt ſchonen und pflegen. Es iſt das edelſte, womit der Menſch ausgeſtattet ward; was ihm einſt Charakter und Würde geben wird, was —"

„Freiheit und der Teufel!" fuhr endlich der Oberſte heraus, „Freiheit, ſeinem Vater nicht zu gehorchen! Eine ſchöne Ausſtattung! Junge, jezt ſag' ich dir's noch Einmal: ſtill oder hinaus? Sonſt du weißt wol!" (Er macht' eine ſehr verſtändliche Pantomime.)

Jezt ſah der Knabe wol, daß ſeine Frau Mutter ihn nicht mehr ſchüzen konnte, daß er alſo ſeine Freiheit nicht länger, auf Koſten der Geſellſchaft mißbrauchen durfte. Indeß glaubt' er vollen Grund zu haben, ſich zu ſtellen, als wenn ihm ſehr Unrecht geſchähe. Er fieng widrig an zu heulen. — Man unterſcheidet gar

bald, das Weinen des Schmerzes von dem Heulen der Bosheit. — und gieng hinaus.

„Siehst Du nun, was Du gemacht hast. Jezt ist das Kind verstimmt; und nichts ist nachtheiliger für das Gemüth, als Verstimmung."

„Daran bist Du allein Schuld. Hättest Du mir nicht in Gegenwart des Knaben widersprochen, und seine Unart in Schuz genommen; hättest Du das nicht schon öfters gethan, so wett' ich darauf, der Junge wäre hinausgegangen und hätte kein Wort gesagt."

„Wie kannst Du doch reden? War es denn Unart, daß das Kind spielte, und sein inneres Leben heraus jubelte?"

„Das nicht. Du weißt wol, daß ich ihn gerne toben und schreien lasse, so viel er will. Aber das war doch Unart, daß er sein Toben fortsezte, nachdem ich es ihm verboten hatte."

„Aber die Frage ist, ob Du es ihm hättest verbieten sollen?"

„Seht doch! So soll ich der Sklave meines Knaben seyn, und er soll nie lernen, sich zu geniren um des Vaters willen! Eine artige Erziehung!"

„Beschränkung im unschuldigen Gebrauch der Kräfte, ist dem Kind immer nachtheilig. Wir Aeltern müssen lernen, uns Zwang anzuthun, um unserer Kinder willen."

„Und soll es dann der Knabe nie lernen, um seiner Aeltern willen? Oder meynst Du etwa, er wird immer nach seiner Lust toben und wirtschaften können, ohne sich zu kümmern um andere Menschen? He?"

„Das kommt mit den Jahren, wenn man zu seiner Vernunft reden, und ihm die Nothwendigkeit der Selbstbeschränkung zeigen kann. Aber jezt —"

—„Beberlebeb! Jung gewohnt, alt gethan. Die Vernunft des Jünglings ist ein verzweifelt schwacher Regent, wenn sich die Lust empört. So ist der — wie heißen denn die Ministers der alten Könige, von denen Du ihm neulich erzälteſt?"

„Major domus!"

„Ja; so ein Major domus ist die Lust, und die Vernunft heißt dann freilich König."

Die lezte Appellation an ihre Kenntniſſe und die, ihr verschaffte Gelegenheit, sie zu zeigen,

hatte ſie wieder mit dem Oberſten ausgeſöhnt, und der gute Mann hatt' es auch ohne Zweifel darum gethan.

Das war nur Eine Probe von der Erziehungsmethode in dieſem Hauſe, von der mütterlichen Protektion des Sohns gegen den Vater, von dem Streit zwiſchen übelangewandten Kenntniſſen und geſunden Menſchenſinn. Dergleichen fielen alle Tage vor, und ich bewunderte nur den Scharfſinn der Frau, mit dem ſie alle Unarten des Knaben zu ſchönen Anlagen zu machen wußte. Sie wird es erfahren. Ihr wird er ſicher am ärgſten mitſpielen, wenn der verſtändige Vater, die Sache nicht auf einen andern Fuß bringt, ſeiner Frau Gemalin ein anderes wiſſenſchaftliches Stekenpferd anſchafft. Wenn ſie ſich doch in die Botanik würfe und Pflanzen ſammelte! Da würde ſie ſchon einſehen lernen, wie viel Schaden auch die ſchönſten Raupen thun!

Jezt führ' ich Ihnen ein anderes Paar vor, das auch durch Edukationsgelehrſamkeit, die Erziehung ſeiner Kinder vernachläßigt, doch auf eine etwas andere Art. In der Gallerie kann es

der Pendant von jener seyn. Es ist der geheime Legationsrath von Bisamburg, und seiner Gemalin Brunhilda (eigentlich Elisabeth getauft). Die beiden Leute leben und weben in Erziehungsschriften und Erziehungsideen, lesen aber so viel, daß sie unmöglich Zeit haben, ihre Kinder viel um sich zu sehen, die sich meist unter den Dienstboten belustigen. Zum Unglük haben sie zwei ganz verschiedene Erziehungssysteme; der Mann das Salzmannische, die Frau das Pestalozzische, das Beide einander gerade gegenüber stellen, und Beide mit dem größten Eifer als untrüglich, als allein seeligmachend vertheidigen, sich auch oft stundenlang darüber, in Gegenwart der Kinder streiten. Aber wie gesagt: dieß Streiten über Erziehungsmethode, ist ihre ganze Erziehung. Weil Keins mit dem Andern übereinkommen kann, wie man Kinder bilden solle, so bleiben sie ganz ungebildet. Feiner, scharfsinniger kann man nicht sprechen über Erziehung, wie diese beiden Leute sprechen, und roher können keine Kinder seyn, als die ihrigen, weil sie so viel unter den rohen Dienstboten sind. Und doch sind sie dort fast noch besser als bei den

Aeltern; — die Dienstboten sind nicht verderben! — Denn wenn sie hören, was über sie abgehandelt wird, wobei man nicht im Allgemeinen bleibt, sondern die Kinder mit Namen nennt; wie das Eine unvermerkt gelenkt, was in dem Andern stille aufgeregt und entwikelt werden soll; hören, welche Schwierigkeiten die Vorschläge des Vaters, von Seite der Mutter, und die Vorschläge der Mutter, von Seite des Vaters finden: so merken sie wol, was ihnen auch die tägliche Erfahrung zeigt, daß sie — gar nicht werden erzogen werden, welches ihnen dann freilich am liebsten ist. Auch werden diese ihre Wünsche in vollem Maas erfüllt. Sie sind so unerzogen und so verzogen wie möglich. Nur Eine Probe! Gestern Abend waren einige Fremde bei dem Essen und die Kinder auch, — nicht, weil man sie den Fremden produziren will, sondern weil sie den Fremden ihre Unarten produziren wollen; denn weiter thun sie nichts. Als man sich zu Tisch gesezt hatte, wurde dem Knaben, etwa acht Jahre alt, dem Liebling und Verzögling der beiden Aeltern, Suppe angeboten; er schob den Teller mit Ungestüm weg, und

erklärte barſch, er wolle keine Suppe; — Gemüs, Fiſch, Ragout. — Er ſchrie immer lauter, er wolle nichts davon. Ich ſchämte mich in die Seele der Aeltern — ein hochſt unangenehmes Gefül! — und Edelwald wurde ganz unruhig. Ich ſah's ihm an, daß es ihm in dem rechten Arm zukte. Die Mutter empfand ganz anders. Sie ſagt' ihrem Nachbar: „Ja, Sie glauben nicht, wie viel Charakter der Junge ſchon hat!" — „Was wilſt du denn, mein Kind?" — „Ich will von dem Vuel do!" (Ich will von dem Vogel da!) — So hat dieſe charaktervolle Jugend in der Geſindeſtube reden gelernt! — Und wirklich wurde dem Jungen, ein Stük Bruſt von einem Rebhuhn gegeben, das er gierig verſchlang. Nicht wahr, ich brauche nichts mehr zu erzälen?

Etwas ganz Anders, das vollſte Gegenſtük von dieſem jungen Thiermenſchen fanden wir bei dem Kammerherrn von Welling und ſeiner Gemalin, die eine beträchtliche Zeit Hofdame geweſen iſt. Der Sohn von zwölf Jahren iſt auch ſchon ein kleiner Kammerherr, und könnte, nach einiger Belehrung, des Vaters Stelle bei Hofe völlig vertreten. Er tritt herein mit vollem An-

ſtand, küßt den Damen ſehr artig die Hand, reicht ihnen bei Gelegenheit den Arm und unterhält ſie von dem neuen Schauſpiel, von Göthes neuem Roman, dem neueſten Modejournal und von ihrer Schönheit. Der Knabe iſt unerträglich. Ich thue immer, als hört' ich gar nicht was er ſagt, und Edelwald fragt' ihn neulich, als er von Madame de Genlis und Delille ſprach, ob er auch nicht vergeſſe, ſein Penſum für morgen zu lernen, was er ſehr ungnädig aufnahm.

Sehen Sie, ſo wird erzogen! So verkrüppelt man die jungen Menſchenſeelen oder verwahrloſet ſie, daß ſie nicht zu geſunden Menſchenweſen heranwachſen können. Meine pädagogiſche Reiſe, auf der ich ſo viel lernen wollte, war alſo, wie manche botaniſche von guten Schullehrern, — um die giftigen Schwämme und Giftpflanzen kennen zu lernen, vor denen man ſich hüten muß. Schiken Sie mir eine Portion Gegengift für den Fall, wenn ſich doch eine ſolche Giftpflanze einmiſchte, was der gute Genius unſeres Eduards verhüten wolle.

Sieben und ſiebenzigſter Brief.

Wandulf an Aeone.

Grenzau.

Kennt' ich Sie nicht beſſer, meine theure Freundin; ſo glaubt' ich, Sie hätten eine Sammlung gemacht, um den zweiten Theil zu Salzmanns Krebsbüchlein zu ſchreiben; ſo ſind die verkehrten Erziehungsarten in Ihrem Brief auf einander gedrängt.

Auch ich weiß nicht, ob die Landthorheiten oder die Stadtverkehrtheiten am Schlimmſten ſind. Verdorben werden die Kinder bei Allen, und es iſt ja ziemlich Einerlei, ob man an der Waſſerſucht oder am hizigen Fieber ſtirbt.

Verdorben wird der ungehorſame Sohn des braven Oberſten, wenn er nicht ſehr bald der Vergiftung ſeiner gnädigen Frau Mutter entzogen wird. Gehorſam iſt die Erſte Tugend des Kinds, und die Einzige. Hängen an des Vaters

und der Mutter Wort, wie an Gottes Wort, und ihm folgen auf das Wort hin, das muß dem Kind natürlich seyn wie das Athmen. Ohne diesen Grund giebts keine Sittlichkeit und keine Religion. Wer den Aeltern nicht folgt, die er sieht; wie will der Gott folgen, den er nicht sieht? Dem Kinde Vernunftgründe geben, eh' es folgt, ist in hundert Fällen nicht möglich; und wär' es das, so ist diese Folgsamkeit noch kein Gehorsam. Das Kind muß sich leiten lassen, eh' es sich selbst leitet. Es wird sich nie richtig leiten, wenn es sich nicht leiten ließ. Würd' es vielmehr durch Gründe überzeugt, so würd' es nicht geleitet; es leitete sich selbst, was es noch nicht kann; es sollte durch Vernunft geleitet werden, die bei ihm noch nicht gewekt ist, noch nicht gewekt seyn soll, damit es gehörig reife, sein Wesen. Der Knabe, dem das Vaters-, das Mutterwort nicht genügt, der immer fragt, warum er denn etwas thun oder unterlassen solle, der ist schon herausgetreten aus dem Stand der Unschuld, und gewis durch der Aeltern oder Erzieher Schuld. Er wird ein Zweifler, da er sich zum Glauben bilden sollte, und

ein Grübler ohne Denkkraft; ein Kopf mit grauenden Haaren und einer Kindesfigur, — ein widriges Wesen! Ein Kind das nicht willig und aufs Wort folgen gelernt hat seinen Aeltern, wird auch nie als Mann seiner Vernunft folgen, wenn Gott durch Schikſale nicht seine Erziehung verbeſſert; es iſt für Sittlichkeit verloren, weil seine ſittliche Kraft noch nie geübt ward, die allein durch Gehorſam geübt werden kann.

Dazu werden auch die Kinder Ihrer Frau Brunhilda, (vermuthlich ſoll es ein Schreibenname ſeyn, womit ſie ſich charakteriſirt und dekorirt hat) nicht kommen, wenn es auf dieſem Wege fortgeht. Das Aelternpaar wird ſich immer mehr in die Theorie der Pädagogik vertiefen, ſich über Principien ſtreiten, und nie Eins werden, bei welchem Ende man die Erziehung anfangen ſolle, bis nichts mehr zu erziehen iſt. So fragt' ich neulich einen Freund nach einem Bekannten von uns, der ſchon ſechs Jahre im Pfarramt ſtand, vorher aber lange zwiſchen Chriſtenthum und Philoſophie hin und her gewankt hatte. „Er beſinnt ſich noch immer, ob er Pfarrer werden will," antwortete mein Freund.

Aber wie gehts denn mit dem kirchlichen Weſen? — „Es geht eben gar nicht. Die Leute gehen nicht in die Kirche, und der Pfarrer ſieht ſie nicht gerne darin. Die Stallfütterung iſt eben eingeführt.“ — Bei Ihren pädagogiſchen ..... wird das ganz eigentlich der Fall ſeyn; und die Kinder werden auch wol bei ihrer Stall- und Küchenfütterung bleiben.

Von Ihrem kleinen früh- und nothreifen Kammerherrn mag ich nichts ſagen. Er hat ſein Leben in der Mitte angefangen; er wird ſich alſo ſelbſt überleben, oder die Knabenjahre im Alter nachholen. Auf alle Fälle wird er weder Jüngling noch Mann werden, weil er nicht Kind und Knabe war. Er ruhe in Frieden!

Acht und siebenzigster Brief.

Arone an Wandulf.

Werdau.

Da hat Edelwald eine Broschüre mitgebracht, die mehr enthält, als manches dike Buch; mehr Wahres, Treffliches, was sich schon unter dem Lesen, als wahr empfindet, aber auch mehr Sonderbares, wozu man den Kopf schüttelt, was man nicht glauben kann, der Verfasser mag sagen, was er will. Sie ist von einem treflichen Kopf aus Hannover, der auch sehr viel Wahres und Gutes über die Weiber, besonders über die Hannöverischen und andere großstädtische Weiber geschrieben hat, von Brandes, und eifert mächtig dagegen, daß sich Aeltern von ihren Kindern: du nennen lassen. Wirklich treibt er das gar arg; und es ist ihm so sehr Ernst, daß ich oft habe lachen müssen. Einen wahren Don Quixottskampf besteht er mit diesen unschuldigen

Schaafen, die ihre Aeltern: du nennen, und kein Arges daraus haben. Dieß: du soll Ursache und Wirkung von dem Ungeheuer: democratie royale seyn. — So nenne man, sagt Edelwald, eine Volksregierung, die doch einen König habe. Ich verstehe kein Wort davon: aber toll genug mag es in einem solchen Reiche hergehen. Ein verbotener Apfel soll es seyn, dem neuen Adam von seiner demokratischen Freiheits- und Gleichheitseva gereicht, wobei ein junger Erzieher den Satan, wenigstens die Schlange spielt. Neulich erzälte mir Edelwald einmal von paradoxen Meinungen der Gelehrten, die mit großem Scharfsinn vertheidigt worden seyen; von einem Monsieur Linguet, der Brod für die ungesundeste Nahrung in der Welt erkläre, von einem Grafen Moßkati, der alles physische und moralische Uebel darin suche, daß die Menschen nicht auf Händen und Füßen gehen, und von dem sonst verdienstvollen Heineke, der die Menschheit für gerettet halte, wenn man die Jugend nicht mehr buchstabieren ließe. So kommt mir Brandes mit seiner Behauptung vor. Ich habe Familien gesehen, wo die Aeltern von den Kindern: du

genannt wurden, und wo das schönste Familienverhältniß herrschte: aber auch Andere, wo das: Sie an der Tagsordnung war, und wo Alles eben so gut gieng. Das unschuldige: du — das lasse ich mir nicht einreden, — ist also an keinem Uebel der Menschheit schuld. Das mag mir Brandes mit all seinem Scharfsinn nicht leugnen: du ist der Ausdruk der Liebe; und Liebe ist mehr als Respekt. Liebe der Kinder zu Aeltern schließt schon ihrer Natur nach, Respekt in sich. Erscheinen sie ihm ja als weisere, mächtigere, höhere Wesen! Aber es ist nicht umgekehrt. Also; so lange man Gott in jedem Gebet: du anredet, werd' ich mich nicht bereden lassen, daß es die Ehrerbietung zerstöre. Er müßte mir denn beweisen, daß das: Unser Vater, schon viele nuzlose Menschen gemacht habe.

Das Alles hab' ich Edelwald gesagt: aber er will sich nicht überzeugen lassen. Er behauptet, Brandes habe Gründe angeführt, die nicht zu widerlegen seyen. Ich kann sie freilich nicht widerlegen: aber ich fühle doch, daß er Unrecht hat. Ich schik' Ihnen darum die Broschüre; Sie sollen Ihr Gutachten darüber geben

und Brandes Gründe widerlegen, wenn Sie können. Es gilt um keine Kleinigkeit; denn jezt soll es entschieden werden, ob unser Erbprinz die Erlaubniß hat, uns so zu nennen, wie wir ihn nennen, oder ob er sich, wie alle Fremde, des ehrerbietigen Ausdruks: Sie, Herr Vater! und: Sie, Frau Mutter! bedienen muß, damit keine democratie royale und kein Sanskülotism' bei uns einreiße, für den sonst in Europa jezt so ziemlich gesorgt ist. Also bald Ihren Bescheid mit den rationibus decidendi! War der lateinische Broken so recht? —

Neun und siebenzigster Brief.

Wandulf an Aeone.

Grenzau.

Ich habe Ihre Broschüre gelesen und wieder gelesen, und habe nicht müde werden können, sie zu lesen, liebe Aeone; so viel Treffliches, bestimmt und kräftig-Gesagtes enthält sie. Nicht gerade das, was der Titel besagt; worüber ich Ihnen hernach meine Meinung sagen will. Er und das, was sich darauf bezieht, ist, wie gewöhnlich die Titel und Ueberschriften in Jean Pauls Schriften, das schlechteste im ganzen Buche. Aber was der Verfasser sagt über den Glauben an eminente Menschen, über dessen Nothwendigkeit, über die Versuche, Aberglauben wieder in den Menschen zu pflanzen, damit die Zeiten besser werden, (Versuche, die Kranken durch Brantewein zu heilen) über das all zu frühe Genießen der Jugend, über Reisen, besonders aber, was er sinnvolles

und tief aus der Natur des Menſchen Geſchöpfes, bemerkt, über die Vortheile des frühen Bibelleſens, das ſind nicht blos „goldene Aepfel in ſilbernen Schalen," Worte geredet zu rechter Zeit, ſondern Früchte von dem Lebensbaum des Paradieſes, für unſer ſieches, ſchwindſüchtiges Jahrhundert. Ich habe lange nichts geleſen, was mir lauter gezeugt hätte, von einem reifen, männlich, klaſſiſch-gebildeten, ächt-teutſchen Geiſte.

Aber auch ich kann mit ſeinem fanatiſchen Widerwillen gegen das: Du der Kinder gegen die Aeltern, nicht zufrieden ſeyn, ſo ſcharfſinnig auch die Gründe ſind, womit er ihn zu vertheidigen ſucht. Aeltern ſollen nicht in allen Fällen die genaueſten Vertrauten ihrer Kinder ſeyn, weil eine ſolche Vertraulichkeit, nur bei einer gewiſſen Gleichheit, natürlich ſtatt finde, weil aber in dem Verhältniß zwiſchen Aeltern und Kindern, eine natürliche Ungleichheit obwalte; und weil das zum Beſten der Kinder ſo nothwendige Aelterliche Anſehen, die Ehrerbietung gegen dieſe, durch die größte Vertraulichkeit in allen Fällen, bedeutend leiden, ja vernichtet wer-

den müſſe. Hier ſezt ſchon der Verfaſſer voraus, daß durch die bloße Benennung: Du, die allergenaueſte Vertraulichkeit begründet werde, wie ſie allerdings dadurch bezeichnet wird. Das iſt aber ein großer Irrthum. Durch das ganze Benehmen der Aeltern, durch ihre freundliche Herablaſſung und Nachſicht wird Vertraulichkeit begründet, und nicht durch eine gewöhnliche Benennungsart, die zur mechaniſchen Gewohnheit wird, bei der man ſich nichts denkt. Ich ſahe Gouvernantinnen, die ihre fürſtliche Zöglingin immer Ihro Durchlaucht nannten, weil es die thörichten Mütter ſo wollten, die aber ihren Durchlauchtigſten Prinzeſſinnen unterthänigſt auf die Finger klopften, wenn ſie unartig waren. Ich ſah dagegen Andere, die ihre Zöglinginnen: du nannten, und ſie immer mit der nachſichtigſten Liebe behandelten. Aber auch vorausgeſezt, daß das vertrauliche: du, zur Vertraulichkeit einlade und Vertraulichkeit bewirke: ſo ſind doch Brandes Behauptungen, Paradoxien, die nur eine glänzend-wahre Vorderſeite haben, die er einſeitig ins Licht zu ſezen gewußt hat. Freilich muß ſich das Weſen, das Ver-

trauen auf ſich ziehen ſolk, in gleiche Linie mit dem ſtehen, dem es Vertrauen einflößen will: aber blos durch Liebe. Außerdem mögte man eher das Gegentheil ſagen: die größte Vertraulichkeit findet immer nur bei einer gewiſſen Ungleichheit ſtatt. Vertraulichkeit ſezt Vertrauen voraus, iſt ohne Vertrauen nicht denkbar. Aber Vertrauen iſt Glaube an die Superioritäk des Andern, ſo gut wie an ſeine Liebe. Der Andere muß mehr wiſſen, mehr können als ich; wenigſtens muß ich das von ihm glauben, ſonſt vertrau' ich ihm nicht. Wozu auch ſonſt das Vertrauen? Die Ungleichheit beſteht an Seite deſſen, zu dem wir Vertrauen faſſen, in mehr Weisheit und Macht. Und gerade dieſe Ungleichheit iſt zum Vertrauen nöthig. Dieß Vertrauen und die daraus entſtehende Vertraulichkeit, iſt auch der wahren Ehrerbietung gar nicht entgegen. Vielmehr iſt Zutrauen die höchſte Ehrerbietung. Ich muß ſehr groß und gut von Jemand denken; ich muß durchdrungen ſeyn von dem Glauben an dieſe Größe und Güte, wenn ich ihm mein Schikſal überlaſſen ſoll. Will ja Gott ſelbſt nicht anders geehrt ſeyn, als durch Zutrauen!

Wenn vollkommene Gleichheit zum Vertrauen und zur Vertraulichkeit erfodert würde, wie könnt' es Jesus von uns fodern? Das Beste und das Treffendste was sich gegen Brandes Haß gegen das: du sagen läßt, haben Sie schon gesagt! Der ehrerbietigste Beter redet ja den erhabenſten Vater so an, und würde gewis nicht mehr Ehrerbietung gegen Ihn empfinden, wenn er Ihn durch: Sie anredete.

Ueberhaupt äußert Brandes manche so sonderbare Ideen über das Verhältniß zwiſchen Aeltern und Kindern, über kindliche Natur überhaupt, daß man sich in die Zeit zurük verſezt hält, wo der Vater gegen alle Erziehersweisheit ſchwer zu ſündigen glaubte, wenn er einem Kinde je Liebe zeigte. Kinder ſollen ihre chimäriſche Hofnungen und Träume, ihre ſtarke, aus den zarteſten ſchamhaften Gefülen des Herzens entſprungene Neigungen nicht den Aeltern anvertrauen. Dieß ſey nicht der natürliche Gang des jungen Gemüths! — Freilich iſt er es in zwei Fällen nicht. Oft verbirgt der Knabe, beſonders das Mädgen dieſe Neigung allen Menſchen, manchmal geſteht es ſie ſich ſelbſt nicht. Natürlich als-

dann auch nicht den Aeltern. Auch verbergen ſich Kinder, wenn ſich die Aeltern entfernt von ihnen halten, ſie mit einer gewiſſen ſteifen Strenge behandeln, wie es wol ehemals Sitte war. Aber wenn Väter, Väter und Mütter, Mütter ſind im vollen Sinn des Worts; wenn ſie immer väterlich, mütterlich belehren, ermahnen, warnen, leiten: dann ſind in den früheſten Jahren die Mütter, und in den ſpäteren auch die Väter, die nächſten Vertrauten der Söhne. Die Mutter iſts und bleibts bei den Töchtern. Die zartſinnige Tochter fült ſchon ein gewiſſes Unrecht darin, wenn ſie einem Dritten etwas vertrauen ſollte, was ſie der Mutter verbirgt. Und wie? Chimäriſche Plane ſollten mehr Stärke erhalten, durch Mittheilung an Perſonen, denen wir Ehrerbietung ſchuldig ſind? Gerade das Gegentheil! Oft fülen die Kinder ſchon das Chimäriſche, indem ſie den Plan ihren Aeltern mittheilen. Es bedarf nur einiger Fragen über das: wie?, ſo kommen die Kinder meiſt in Verlegenheit, was ſie antworten ſollen, und ahnen dunkel die Unausführbarkeit ihres Plans. Immer hält die Phantaſie des Kinds, ſeine Plane und

Neigungen, in einem gewiſſen idealiſchen Nimbus und Zauber. Wiſſen ſich die Aeltern nur einigermaßen zu benehmen; empören ſie nicht das Freiheitsgefül der Kinder durch gründeloſes Wegwerfen deſſen, was dem Kinde jezt wichtig iſt, ſondern löſen nur den idealiſchen Zauber, durch den der Plan gut, die Neigung göttlich erſchien; ſtellen ſie dem Kinde ſeine Plane in ihrer ganzen Unausführbarkeit, die Neigung von ihrer gefährlichen Seite vor, und laſſen ihm dann Zeit zu eigenem Nachdenken: ſo erhalten Plane und Neigungen gewis nicht mehr Stärke durch dieſe Mittheilung, ſondern ſie werden geſchwächt. Wenn ein Sohn ſeinem Vater, eine Tochter ihrer Mutter, eine thörichte Neigung entdekt; wenn dieſe mit Nachſicht und Ruhe, das Thörichte, Zwekloſe, oder gar das Gefährliche, Verderbliche derſelben zeigen, den Kindern, die ihre Aeltern als weiſe guidenkende Aeltern, von vielen Jahren her kennen; wie ſollte auch dadurch die Neigung erhöhet und geheiligt werden? Eben ſo ſchwer iſt es zu begreifen, wie der Jüngling zu neuen Ausſchweifungen gereizt werden ſollte, wenn er ſeinem Vater die alten bekennt? Frei-

lich, wenn er es thäte, wie der rohe, irreligiöse Katholik seine Sünden dem Beichtvater bekennt, um Absolution zu erhalten, oder wenn der Vater dieß Bekenntniß leicht nähme, darüber wie über einen jugendlichen Muthwillen lächelte; kurz wenn der Vater ein Demönet wäre, dann könnte, wie Brandes sagt, eine Asinaria daraus werden. Oder um mich Ihnen verständlicher auszudrüken: ein alter Klingsberg bildet einen jungen; aber nur ein Klingsberg. Gewiß wird er durch Traulichkeit in keinem andern Falle dazu gebildet.

Doch ich wiederhol' es; der Name ist überhaupt nicht so wichtig. Lassen Sie Ihren Eduard einst Du oder Sie zu Ihnen sagen, er kann und wird in beiden Fällen traulich gegen Sie werden. Dafür sind Sie Aeone und Ihr Gatte ist Edelwald.

[Zwischen diesen und den folgenden Briefen sind ein Paar Jahre verflossen. Die Korrespondenz zwischen Aeone, Edelwald und Wandulf war unterbrochen; bis auf ein Paar Mahnungsbillets von Wandulf. Nun finden sich noch folgende wenige.]

Achtzigſter Brief.

Wandulf an Edelwald.

Grenzau.

Drei Jahre, und kein Brief, weder von Aeone noch von Ihnen! Nein; das iſt unverzeihlich. Sie wiſſen, daß ich nicht zu Ihnen kommen kann; Sie kommen nicht zu mir. Ich ſchreibe, mahne, bitte, und Sie ſind ſtumm wie der Tod oder der Philoſophen Gott. Nun; mag es göttliche Philoſophie ſeyn, dem Freunde nicht zu antworten; Humanität iſt es nicht. Was anders, als Briefe, hat man denn von entfernten Freunden, die man nicht ſehen kann? Und ſo wenig es auch ſeyn mag, in Vergleichung mit dem perſönlichen Genuß; ſo iſt es doch unbeſchreiblich viel, und ſchon hundertmal hab' ich den klugen Menſchen gedankt für die Poſteinrichtung, ob ſie gleich gewis nicht um der Freundſchaft willen gemacht worden iſt. Sie nicht benuzen, heißt,

dem Freund einen Biſſen Brod verſagen, wenn täglich für Hungrige gebaken wird. Wer für mich nicht perſönlich zu erreichen iſt, und auch nicht ſchreibt, der iſt todt für mich. Und er hat ſich ſelbſt gemordet, in Hinſicht auf mich. Und zugleich mordet er meine Freude, vielleicht meine Liebe, und ſtreut das Gift der Bitterkeit, des Unglaubens in mein Herz. Denn ich muß Ihnen geſtehen, Edelwald; es empört das liebende Herz oft fürchterlich, wenn ein Freund ſo liebloß, ſo unmenſchlich an dem Freunde handlen kann, aus lauter Trägheit. Denn was wär' es anders? Wer wäre ſo beſchäftigt, daß er nicht eine halbe Stunde finden könnte, zum Herzensgenuß für ſeinen Freund? Fehlt' es ihm aber auch wirklich an Zeit; ſo iſt der Schlaf ein reicher Mann, der viel entbehren kann. Daß man ſich doch fortlieben könne, wenn man auch nicht ſchreibt, davon mag ich nichts hören. Man hat ſchon aufgehört zu lieben, wenn man keinen Trieb mehr hat, ſeinem Freunde zu ſchreiben; denn die Liebe ſehnt ſich, etwas zu wiſſen von dem Geliebten und ihm, wenigſtens manchmal zu ergießen ſein Herz. Wär' aber auch das

nicht; kann der Freund zweifeln, daß er seinem Freunde Freude mache durch einen Brief, der ihm sagt und zeigt, daß er ihn noch liebe? und sollt' er nicht eine halbe Stunde aufopfern — wenn es doch ja ein Opfer seyn soll, — um seinem Freund' eine solche Freude zu machen, und seinen Glauben an Ewigkeit der Liebe zu stärken? Denn, man sage, was man wolle: jeder Glaube bedarf sichtbare Zeichen und Siegel, von Zeit zu Zeit, wenn er sich erhalten soll. Ein Sakrament ist nöthig, ih der Freundschaft wie in der Religion.

Also — bei Verlust meiner Freundschaft, bald eine Antwort. Ich nehme keine Entschuldigung an, und es ist mir Ernst mit der Drohung. Lieber will ich unserer Freundschaft einen schnellen Tod verschaffen, als daß sie langsam an der Schwindsucht stirbt. Avis au lecteur!

Ein und achtzigster Brief.

Edelwald an Wandulf.

Werdau.

Wie haben Sie mich gedemütigt und erschüttert durch den Anfang und erschrekt durch das Ende Ihres Briefs! Das wollen und werden alle gute Geister verhindern, daß wir je aufhören sollten, Freunde zu seyn. Aber Sie haben recht, lieber Freund. — Thut mirs doch ordentlich wol, daß ich wieder Besiz von diesem Titel nehmen kann! — Es ist unverzeihlich, wenn sich Freunde nicht schreiben, die sich nicht sehen können. Nur darin haben Sie Unrecht, daß man schon aufgehört habe zu lieben, wenn man sich nicht schreibt. Gewis haben wir Sie immer geliebt. Wie oft haben wir mit der innigsten Liebe von Ihnen gesprochen! Wie oft Ihre Briefe hervorgeholt, sie gelesen, und uns dankbar erinnert, wie manchmal Sie uns gerathen

und geleitet haben, wo wir es bedurften! — Oft, sehr oft wollten wir Ihnen auch schreiben; aber nie kam es zu Papier, Dinte und Feder. Man schiebt etwas immer länger auf, blos darum, weil man es eine Zeitlang aufgeschoben hat.

Doch ich begehre nicht, zu entschuldigen; weder mich noch meine Aeone. Wir haben gesündigt, und bitten um Vergebung. „Wer seine Sünde bekennt und läßt, dem soll Barmherzigkeit wiederfahren." *) Ich habe meine Sünde bekannt; gewis sollen Sie Besserung sehen; und so werden Sie dieß Wort ja auch erfüllen an uns.

Aber was soll ich Ihnen von uns schreiben, lieber Freund? Schlicht und einfach, aber höchst-glüklich fließt unser Leben dahin. Es ist herrlich zum Genuß, zur Theilnahme an dem Genuß: aber es ist wenig davon zu sagen. Eine glükliche Ehe ist doch eigentlich der Himmel auf Erden, und nicht blos ein beglükender, sondern ein bildender. Durch sie wird in dem Mann und der Frau Alles entwikelt, was entwikelt werden kann und soll. Ihr Wesen wird berührt von jeder Seite, von der es berührbar ist. Sie

*) Bibelworte.

brauchen alſo nicht ſchon einen Himmel in ſich zu tragen; der Himmel wird in ihnen geſchaffen durch Gattenliebe, Vater- und Mutterliebe. Die ganze Menſchheit tritt hervor, und alles Göttliche, was in ihnen iſt. Nicht blos das; ſie werden immer mehr vergöttlicht durch Liebe. Jede Wolke kleiner Leiden, die aufſteigt, macht ſie nur intereſſanter die Sonne der Liebe, die zwiſchen ihnen hervortritt. Mir iſts manchmal, als könnten Menſchen, die recht hoch religiös gebildet werden ſollen, nicht wol in einer ganz glüklichen Ehe leben, weil ſie dadurch zu viel gefeſſelt werden an die Erde, auf der ſie ſchon gefunden haben ihren Himmel. Und doch muß auch das glüklichſte Ehepaar, ein künftiges Leben wünſchen, hoffen, glauben, weil ſeinem Herzen Wiederfinden der Geliebten, Bedürfniß wie Brod iſt.

Aber wie wir uns auch bemühen — nicht bemühen, wie uns ein heiliges Gefül leitet, dieſe Glükſeligkeit zu erhalten! Mit welcher Mäßigkeit wir Alles genießen, damit es uns immer Genuß bleibe! Wie wir mit einander fortgehen in Bildung, und Jedes dem Andern mit-

theilt, was es hat! Wie wir abwechſeln in unſerem Lebensgenuß, und froh wieder zurükkehren zu dem gewöhnlichen Leben, als zu einem Refrain, als zu dem Thema, das man immer gerne wiederkommen hört! Wie ſeelig wir bei unſeren Familienfeſten ſind, (ich bin jezt ſo eifrig dafür, wie Aeone) und in unſerem Eduard!

Lieber Wandulf; Sie müſſen das ſehen! Ich denke, daß Ihnen der Arzt für künftigen Sommer, das Pyrmonter Waſſer an der Quelle verordnen wird; und dann ſollen Sie bei uns eine Brunnenkur brauchen für Ihr Herz; denn ich weiß, Sie fülen unſer Glük, wie Ihr eigenes.

Nächſtens auch etwas von Aeone, die heute nicht ſchreiben konnte, weil Eduard die Maſern hat und ſorgfältig gehütet werden muß. Ein Wölkchen vor der Sonne, das Alles mild verklärt und heiligt!

Ende des zweiten Theils.

Eheliche Verhältniſſe

und

Eheliches Leben,

in

Briefen

von

Joh. Ludwig Ewald.

Fortſetzung

von

den beiden Schriften für Mädchen, Gattinnen und Mütter ſowol, als

für

Jünglinge, Gatten und Väter.

Dritter Band. Mit 1 Kupfer.

Leipzig. 1811.
Bei Heinr. Büſchler in Elberfeld.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Korreſpondirende Perſonen, im zweiten und dritten Band.

Adelheid, eine hochreligioſe, mitunter etwas ſchwärmeriſche Katholikin; Wittwe eines gleichen Manns, zum zweitenmal verheiratet, an

Külthal, einen redlichen, gewiſſenhaften, aber etwas kalten Mann, dem das Chriſtenthum nichts iſt, der aber durch Umſtände dazu geleitet wird.

Theophan, ein frommer, aufgeklärter, erfahrener katholiſcher Geiſtlicher, dem kein Charakter und keine Lage des Lebens neu zu ſeyn ſcheint, Rathgeber Külthals und Adelheids, in der Folge auch

Der Fraulein Amala Lindow, verheirateten Frau von Eſplandin, einer nicht ungebildeten, herzensguten, aber leichtgläubigen und charakterloſen Dame.

Eſplandin, ein Lüſtling, der in Paris zu einem Wüſtling wird, übrigens nicht ohne Witz und Weltbildung.

Manthal, Edelwalds Reiſegefährte, dieſem ähnlich, an Sinn für ſchöne Natur, und überhaupt für alles Schöne und Gute; weicher und rührbarer als Edelwald.

Innhalt der Briefe im dritten Bande.

Zwei und achtzigſter Brief. Eſpland in an Edelwald. Er meldet ihm, daß er feſt entſchloſſen ſey, ſich mit der Fräulein Amala von Lindow zu verheiraten. Ihre Schilderung und ſeine Gründe zur Verheiratung, gegen ſein voriges Hageſtolzen-ſyſtem. Die Urſachen deſſelben lagen in den Weibern. Schilderung ihres Vertragens auf einem Ball. Amala iſt nicht ſo; iſt zugleich ſchön und reich. Er will erſt nach Paris reiſen.

Drei und achtzigſter Brief. Edelwald an Eſplandin. Er bezeugt Unzufriedenheit mit Eſplandins Grundſätzen. Sie werden widerlegt. Dieſer ſoll Amala nicht heiraten. Schauerliche Schilderung ſeiner künftigen Ehe. Er verdient Amala nicht, blos, weil er jetzt nach Paris reiſen will. Vorſchläge zu andern Heiraten.

Vier und achtzigſter Brief. Roſalie Grambold an ihre Mutter. Beſchreibung ihres Ehemannszuſtands. Die Art, wie ſie ihren Mann behandelt. Eine Anekdote, wie bitter ſie ihn öffentlich beſchämt. Sie ſucht dieß Betragen zu rechtfertigen, apellirt aber doch an das Urtheil ihrer Mutter.

Fünf und achtzigſter Brief. Adelaide B. an ihre Tochter, Roſalie Grambold. Sie tadelt ihre Tochter ſcharf, wegen ihres bitteren, holzen, unweiblichen Betragens gegen ihren Mann. Wie übel es auf dieſen wirken muß. Wie ein Weib, weiblich wirken ſoll. Handlungsart der Gräfin B... Einige Anekdo-

ten daran. Bildungsart des Christenthums, Vorbild für uns.

Sechs und achtzigster Brief. Rosalie Grambold an ihre Mutter. Grambold ist verreiset, nach einem heftigen Auftritt zwischen ihm und ihr. Sie ist darüber in grosser Verlegenheit.

Sieben und achtzigster Brief. Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalie Grambold. Vorwürfe wegen dem Stolz und der Heftigkeit ihrer Tochter. Sie glaubt selbst, daß Grambold sein Weib verlassen wolle, und will ihm schreiben, sobald sie seinen Aufenthalt weiß.

Acht und achtzigster Brief. Rosalie Grambold an ihre Mutter. Ausdruk der Reue über ihr Betragen; Verabscheuung ihres Stolzes.

Neun und achtzigster Brief. Die Nemliche, an die Nemliche. Sie bittet dringend, an Grambold zu schreiben. Dieser ist in Nassel und will mit Esplandin nach Paris reisen. Schreckliche Angst und Gewissensbisse.

Neunzigster Brief. Adelaide B. an Grambold. Sie bekennt die Schuld ihrer Tochter, bezeugt ihm aber auch ihre Reue, und hat ihm zum Beweis, Rosaliens letzte Briefe bei. Er soll sie behalten, gewisse Briefe von Grambold sollen aber vernichtet, von der Reise soll nicht gesprochen werden.

Ein und neunzigster Brief. Grambold an Adelaide B. Er wolte nicht wieder zurükkommen, will es aber itzt. Wie lang' und wodurch er sich so lange zurük gehalten habe. Esplandins Lebens- und Sinnesart gefallt ihm nicht. Bedingungen, unter denen er zurükkommen will.

Zwei und neunzigster Brief. Adelheid an Theophan. Sie ist jetzt ruhig. Erguß über die Glükseligkeit der Ruhe. Wie sie manchmal ihre höhere Bedürfnisse beschwichtigt. Etwas von ihrer Hella, Kühthals Liebling. Dieser nimmt jetzt manchmal Theil an ihren Lesestunden; er hat ihr Hakems Gedicht: „Jesus, der Stifter des Gottesreichs" vorgelesen. Ein Wort darüber. Bitte um Leitung.

Drei und neunzigster Brief. Theophan an Adelheid. Er entwikelt ihr die Ursachen, warum ihr Kühthal sich ihr jetzt mehr nähern könne. Warnung, keine höhere Bedürfnisse in sich zu ersticken, deren Befriedigung sie sonst mit Ungestum suchte. Sie soll warten.

Vier und neunzigster Brief. Aeone an Wandulf. Ihr Edelwald ist nach der Schweiz gereiset. Sie freut sich des Genusses, den er haben wird. Sie klagt über die vielen Beschäftigungen, die eine Hausfrau blos wegen des Essens und Trinkens hat. Schilderung eines Tags, im gewöhnlichen Leben. Sie fühlt indeß ihre Nothwendigkeit und will sie pünktlich besorgen; nur manchmal darüber klagen dürfen.

Fünf und neunzigster Brief. Wandulf an Aeone. Spott über Aeonens allzulebhafte Beschreibung ihres Tagswerks. Ernste Widerlegung ihrer Ansicht. Männer haben auch mechanische Geschäfte. Die weiblichen sind sehr wichtig, weil sie sehr viel Uebles verhüten. Es kommt nicht darauf an, was man thut, sondern warum man es thut. Ein derbes Wort von Luther. Durch alle Geschäfte sollen wir nur gebildet werden, und das geschieht durch die weiblichen, noch besser als durch die männlichen, weil es den Weibern leichter wird, dabei

rein zu bleiben. Bitte um etwas aus Edelwalds Reisejournal.

Beilage: eine Predigt über Naemi und Ruth.

Sechs und neunzigster Brief. Adelaide B. an Wandulf. Erzählung, wie Soltan, ein junger Arzt, Bekanntschaft in ihrem Haus gesucht und gefunden, sich in sie verliebt und ihr die Ehe angetragen habe. Weil er ihr an Alter zu ungleich sey; so bittet sie, ihm den einliegenden Brief zu übergeben, mit oder ohne seinen Rath, das sie ihm überläßt.

Sieben und neunzigster Brief. Adelaide B. an den Herrn Doktor Soltan. (Einlage des vorigen.) Ihr Erstaunen über seinen Antrag. Sie erinnert ihn an den Unterschied ihrer Jahre — vierzig gegen ein und zwanzig; glaubt aber, daß er ihm Ernst sey, erklärt ihm die Entscheidung des Gefühls, das er Liebe zu ihr nennt, stellt ihm aber die Folgen einer so ungleichen Ehe vor. Traurigs Beispiel einer ähnlichen. Sie fordert von ihm, daß er sie nur in Freundschaft besuche.

Acht und neunzigster Brief. Adelheid an Theophan. Nachricht von dem Tod ihrer Hella, und von der Wirkung derselben auf Rulthal. Ihre eigene Rede, nach dem ersten Schmerz. Gründe derselben. Rulthal findet keine, staunt aber die ihrige an.

Neun und neunzigster Brief. Die Nämliche an den Nemlichen. Bei Rulthal bereitet sich eine große Veränderung vor. Seine Unterredung mit ihr. Er ist ungewiß über die Zukunft, und wünscht sie doch sehnlich.

Hunderter Brief. Theophan an Adelheid. Er bedauert ihren Verlust, findet aber ihre jetzige Beruhigung natürlich. Rulthal ist jetzt auf dem Weg, um

ſich an Chriſtenthum zu halten. Durch unbefriedigte Bedürfniſſe muß der Sinn dafür gewekt werden. Sie ſoll aber jezt nicht in ihn dringen, ſondern mit theilnehmender Liebe, ihn ſich ſelbſt überlaſſen; bei ungeſuchter Gelegenheit aber von ihrer Ueberzeugung zeugen und von ihrer Ruhe. Wie Külthal wol zum Chriſtenthum geleitet werden könnte.

Hundert und erſter Brief. Külthal an Theophan. Er entdekt ihm ſeine Sehnſucht nach Ruhe, die er durch die Bibel zu finden hofft. Seine Zweifel gegen Wunder- und Engelerſcheinungen. Die Ausflüchte und Wendungen durch die man ſie weg erklärt, beruhigen ihn nicht. Er bittet um Ueberzeugungsgründe

Hundert und zweiter Brief. Theophan an Külthal. Ihn wundern die Zweifel nicht, weil er ſelbſt Zweifler war. Rath, ſich an das in der Bibel zu halten, was ihm gewis iſt, und deſſen Werth er fült. Nicht Alles in der Bibel, wie in der Natur, iſt für Alle. Hauptgeſichtspunkte. Etwas Allgemeines über Einwürfe.

Hundert und dritter Brief. Aeone an Wandulf. Eine Unpäßlichkeit hat ſie belehrt, daß ſie nicht immer leſen, Muſik machen und ihre Kinder unterrichten möge. Unordnung daraus entſtanden, weil ſie nicht aus dem Zimmer durfte. Eduard unterrichtet ſeine Schweſter, und ſchmält ſie dabei.

Beilage. Ein Stük von Edelwalds Reiſejournal Elze, Brügge, Salzſter-Ellen, Göttingen, Minden. — Der ſchöne Garten eines Kaufmanns. — Charakter der Gegend. — Kaſſel, Napoleonshöhe. — Marburg. — Schöne Erinnerung. — Lindau. — Der Bodenſee bei Sonnenuntergang, und einem Gewitter. — Die Schweizergebirge.

Hundert und vierter Brief. Eſplandin an Edelwald. Er läßt Edelwald bei ſeinem Geſchmak und behält den ſeinigen. Beſchreibung einer Alpenreiſe; Karrikatur eines Wüſtlings. Etwas aus Vaillot's ſeines Reiſegefährten Tagebuch über Genf. Demoiſelle, Goutad aus Paris ſpielt die Coquette corrigée. Weg über Copet, Nion, P. L. P.

Hundert und fünfter Brief. Aeone an Wanduif. Sie ſchikt ihm ein Stük von Edelwalds Reiſejournal, und ſchmält über deſſen Kekheit. Er ſoll nicht mehr reiſen oder ſie will mit ihm. Nachricht von einer neuen Bekanntſchaft mit Thorilda von B—i, einem weiblichen Genie. Ihr Anzug, ihre Manier. Ihre Urtheile über Landleben, die dortige Pflanzenwelt, über die Briefe der Madame l'Eſpinaſſe, Jean Paul, über die Oper: Jakob und ſeine Söhne. Ihr Zimmer, und über die Männer. Unterredung mit ihr, und ob Religion und Schönheitsſinn Eins ſey. Frage, was Wanduif davon halte.

Beilage. Leiden und Freuden auf einer Reiſe nach Chamouny. — Lucern. — Blik in das Saanenland. — Nevay. — Eintritt in Wallis. — Martigny. — Matthiſon. — Reiſe über den Col de Balme. — Chamouny. — Die Eismeere vom Mont blanc herab. — Einiges aus dem Fremdenbuch. — Ende der Reiſenoth. — Die gute Walliſer Familie.

Hundert und ſechſter Brief. Wanduif an Aeone. Die Gebirgsreiſen auf Mauleſeln ſind nicht gefährlich. Edelwald hatte ſehr recht, daß er ihr Alles ſchrieb. Große Vortheile, wenn Geſchwiſter ſich unterrichteten. Urtheil über Thorilda. Was bei der weiblichen Genialität unentbehrlich iſt. Schönheitsſinn iſt noch nicht

Religiosität, und bei Religiosität ist nicht immer Schönheitssinn. Eins kann auch durch das Andere nicht ersezt, wol aber kann schon gewekter religiöser Sinn, durch Schönheitssinn genährt werden. Der Weg des Dichters führt ihn leicht und weit von hoher Religiosität ab. Rath wegen Thorilda.

Hundert und siebenter Brief. Külthal an Theophan. Die Bibel schließt sich ihm im Ganzen und im Einzelnen mehr auf. Was er Hessens Schriften zu danken hat. Das Wunderbare respektirt er als ein unbegreifliches Dunkel. Er sieht nicht, wie die Erzälungen erdichtet seyn konnten, oder wie sie anders erklärt werden könnten. Der Tod Jesus ist ihm noch der größte Anstoß; desto erfreulicher aber, was vom Wiederfinden in jener Welt, gesagt wird. Hoffnungen und Zweifel, die er vorher hatte.

Hundert und achter Brief. Theophan an Külthal. Er räth ihm, still fortzuprüfen, weil er auf dem rechten Standpunkt stehe. Nur die Lehre von dem Tode Jesus betrachte er noch nicht von der rechten Seite. Ueber das: wie? soll uns nichts gesagt werden. — Ueber andere Männer, die sich freiwillig aufopferten. Wirkung dieser Lehre, wo sie geglaubt wird.

Hundert und neunter Brief. Reone an Wandulf. Sie meldet ihm Edelwalds Zurükkunft.

Hundert und zehenter Brief. Von der Nemlichen, an den Nemlichen. Ueber die Wonne des Wiedersehens. Sie beschreibt das Entgegenfahren bis nach Brügge, und den Empfang. Ankunft in Werdau.

Beilage. Noch ein Stük aus Edelwalds Reisejournal, mit einigen allgemeinen Bemerkungen. Morgens fahrt von Konstanz nach Stein am See.

Hundert und elfter Brief. Mandorf an Edelwald. Peter Bernards Todtenfeier in Offenbach. Etwas von deſſen Wolthätigkeit, und wie er geliebt wurde. Nachricht von Eſylandins Leben und Verſchwendung in Paris.

Beilage. Rede zur Erinnerung an das Leben Peter Bernards in Offenbach, geſprochen am Jahrsabend ſeines Todes.

Hundert und zwölfter Brief. Edelwald an die Fräulein Amala Lindow. Er giebt ihr Nachricht von Eſylandins Charakter, von ſeinem Plan mit ihr und zeigt ihr, was ihr bevorſtehe. Warnung vor einer Verbindung mit ihm. Vorſchlag, um ſeine wahre Geſinnungen kennen zu lernen.

Hundert und dreizehenter Brief. Amala Lindow, an den Herrn Oberamtmann Edelwald. Ihre Empfindungen bei dem Empfang des Briefs. Ihr feſter Glaube an Eſylandin. Wie er ſie über den Zwek ſeiner Reiſe nach Paris getäuſcht, und zu Verſchreibung ihres ganzen Vermogens durch einen Ehekontrakt verleitet hat. Sie nimmt indeß den Vorſchlag an.

Hundert und vierzehenter Brief. Hugo an Wandulf. Ueber die Nothwendigkeit des Muths, zur Beſſerung. Selane iſt Beiſpiel. Ihre jezige Handlungsart. Art ihrer Aengſtlichkeit. Hugo's Mittel dagegen. — Vorſtellungen. Sie wirken nicht.

Hundert und fünfzehenter Brief. Wandulf an Hugo. Hugo hat verkehrte Mittel angewandt. Ermahnungen, nicht ängſtlich zu ſeyn, vermehren die Aengſtlichkeit. Selane muß gezwungen werden durch Umſtände, nach freier Wahl zu handlen; Hugo ſoll ihrer

Wahl Beifall geben: dann wird die Geſezlichkeit wegfallen.

Hundert und ſechszehenter Brief. Aeone an Wandulf. Beſchreibung eines Chriſttagsfeſts. Was ein Chriſtfeſt den Kindern iſt und den Erwachſenen.

Hundert und ſiebenzehenter Brief. Amala Lindow an Edelwald. Eſplandin hat die verlangte Verſicherung über die Ungültigkeit der Donation, ſobald es Amala nicht wolle, ſogleich gegeben.

Hundert und achtzehenter Brief. Edelwald an die Fräulein Amala Lindow. Er giebt ihr Nachricht von Eſplandins Ausſchweifungen und Verſchwendung in Paris.

Hundert und neunzehenter Brief. Amala Lindow an Edelwald, mit einer Nachſchrift. Sie iſt aufgebracht, ſchikt ihm ſeinen Brief wieder zurük, und verbittet ſich alle fernere. Die Nachſchrift iſt freundlicher, beſteht aber darauf.

Hundert und zwanzigſter Brief. Adelaide B. an ihre Tochter. Soltan hat noch eine Unterredung unter vier Augen mit ihr gehabt; und ſie hat ihn ernſtlich abgewieſen. Soltans Vorzüge. Seine Bekanntſchaft mit Emma Klarfeld. Sie lieben ſich.

Hundert ein und zwanzigſter Brief. Edelwald an Wandulf. Amala Lindow iſt Eſplandins Gattin. Wie dieſer es veranlaßet hat. Frage, was nun zu thun ſey?

Hundert zwei und zwanzigſter Brief. Wandulf an Edelwald. Es iſt nichts zu thun. Allein Gott kann helfen; ſo iſt die Sache in den beſten Händen.

Hundert drei und zwanzigſter Brief. Wandulf an Edelwald. Edelwald ſoll ſeine Tochter in keine Penſion thun. Gründe dafür. Urtheil über die gewöhnlichen, beſonders franzöſiſchen Penſionen. Einige gute Penſionen genannt. Ueber Kloſter- und Herrnhuterpenſionen.

Hundert vier und zwanzigſter Brief. Hugo an Wandulf. Soltan iſt mit Emma Klarfeld verheiratet. Adelaidens Benehmen gegen franzöſiſche Offiziere. Ueber Erhaltung unſerer Nationalität; die Sitte, franzöſiſch mit Teutſchen zu reden. Die religiöſe Bildung der Franzoſen. Abſchaffung des lateiniſchen Kults bei den Katholiken.

Hundert fünf und zwanzigſter Brief. Kühthal an Theophan. Er hat ſeine Ruhe im Chriſtenthum gefunden. Pſychologiſche Weisheit in der Beſſerungsmethode des Chriſtenthums. Noch einige Zweifel. Wie religiöſe Liebe Alles heiligt.

Hundert ſechs und zwanzigſter Brief. Edelwald an Wandulf. Amala iſt unglüklich, und giebt ſich die Schuld. Sie iſt jezt bei Edelwald. Gründe, warum ſie nicht wieder zu Eſplandin ſoll. Schrekliher Uebergang vom Lüſtling zum Böſewicht.

Hundert ſieben und zwanzigſter Brief. Wandulf an Edelwald. Er räth auch dazu, Amala von Eſplandin zu befreien. Edelwald ſoll ihr Alles auf Einmal ſagen.

Hundert acht und zwanzigſter Brief. Adelaide B. an Roſalie Grambold. Sie widerräth ihr die Heirat ihrer Tochter, mit einem alten, abgelebten Mann. Gründe gegen ſolche Heiraten und gegen er-

zwungene, auch durch Ueberredung erzwungene Heiraten überhaupt.

Hundert neun und zwanzigster Brief. Hugo an Wandulf. Selanens Gesezlichkeit, Scheue vor allem Unerwarteten; Verlegenheit, in die ihn das sezt. Frage, wegen Aufmunterung häuslicher Tugenden.

Hundert dreißigster Brief. Wandulf an Hugo. Urtheil über Selanens Kleinlichkeitsgeist. Rath dabei. Urtheil über Aufmunterungen, Belohnungen ꝛc. Die Rosen der Unschuld verwelken in dem Augenblik, wenn Eine zum Rosenmädchen gekrönt wird. Wahre Aufmunterungen.

Hundert ein und dreißigster Brief. Aeone an Wandulf. Edelwalds Geisteshypochondrie. Er wähnt, Thorilda zu lieben. Wie er geheilt worden ist. Aeone macht ihn mit sich selbst bekannter.

Hundert zwei und dreißigster Brief. Amala, geborne Lindow, an Theophan. Sie entdekt ihm ihre unglükliche Ehe, verweiset ihn neben des Näheren, auf einen Brief von Edelwald, und bittet ihn um sein Gutachten, ob sie, als gute Katholikin, sich von ihrem Mann dürfe scheiden lassen. Sie will sich ganz dem Willen der Kirche unterwerfen. (in den folgenden eingeschlossen.)

Hundert drei und dreißigster Brief. Edelwald an Theophan. Er erzält ihm die ganze Geschichte der Heirat, Esplandins Plan, Verschwendungen, Ausschweifungen, und das Abentheuer, von der verkleideten Tänzerin, die Esplandin mit aus Paris gebracht hat. Bitte an Theophan, Amalens ängstliches Gewissen zu beruhigen.

Hundert vier und dreißigster Brief.

Adelheid Külthal an Theophan. Sie beklagt ſich, daß ſie gegen ihres Manns Kinder nicht die nemliche Empfindung, wie gegen ihr eigenes habe; daß ſie darum jene nicht mehr zu pünktlichem Gehorſam anzuhalten wage. Sie fürchtet, eine Stiefmutter zu werden.

Hundert fünf und dreißigſter Brief. Theophan an Adelheid. Er antwortet auf ihre Skrupel. Anekdote von dem Blümchen: Je länger, je lieber, auch Stiefmütterchen genannt. Muttergefül iſt Einzig in ſeiner Art. Man kann es nur gegen leibliche Kinder haben. Ehe ein Weib dieß Gefül kennt, ſind ihr des geliebten Manns Kinder, die liebſten Weſen; es wird aber anders bei eigenen Kindern. Den Unterſchied muß man indeß nicht bemerken, außer bei erwachſenen Töchtern. Sie darf keine Unarten dulden, ſonſt wird ſie erſt Stiefmutter.

Hundert ſechs und dreißigſter Brief. Theophan an Amala, geborene von Lindow. Troſt über ihre unglückliche Verbindung. Sie kann ſich retten und darfs. Die Kirche verbietet ihr die Scheidung nicht, Beweis aus der Tradition, Ausſprüchen der Kirchenverſammlungen und Päpſte. Selbſt die Kirchenverſammlung in Trident läßt die Sache unentſchieden. Ein ſchöner Ausſpruch von Auguſtin.

Hundert ſieben und dreißigſter Brief. Edelwald an Wandulf. Eſplandin war in Werdau, hat alle Rollen geſpielt, macht am Ende den Reuigen, und Amala iſt im Begriff, ihm zu verzeihen; Edelwald faßt ihn aber beim Wort, daß er in die Scheidung willigen ſolle. Jezt erſcheint er in ſeiner wahren Geſtalt; wütend gegen Edelwald, muß aber auf der Stelle abreiſen.

Hundert acht und dreißigster Brief. Edelwald an Wandulf. Amala wird durch das Gutachten und die Raisonnade eines beschränkten Weltlichen noch einmal beunruhigt. Sie fürchtet sich, Sylandin zu beschimpfen. Beide sollen sich also mit gutem Willen scheiden. Sylandin ist es zufrieden. Thorilda auf dem Rigi.

Hundert neun und dreißigster Brief. Adelheid Kulthal an Theophan. Ihre Stieftochter Lina ist mit einem adlichen Wittwer verheiratet, der zwei Kinder, eine Mutter und Tante im Haus hat. Warum ihr die jungen Manner nicht gefielen. Eine Stelle über üble Laune, vom Prinzen von Ligne. Frage, was Lina zu thun habe, in Hinsicht auf die adliche Familie, und in Hinsicht auf Löwensterns Kinder, damit sie nicht von der Großmutter verzogen werden.

Beilagen: Unserer Lina an ihrem Geburtstag.
Stellen aus Löwensterns und Linas Trauungsrede.
Das Veilchen im Blumengarten, für Lina Kulthal.

Hundert und vierzigster Brief. Theophan an Adelheid Kulthal. Sein Urtheil über Verbindung mit Adlichen. — Der ächte, alte Adel ist in der Regel nicht stolz; das sind nur die parvenus. — Wahre Reinheit einer Gesellschaft. Seine genaue Verbindung mit Adlichen — die Trefflichen unter ihnen. Wunsch, daß sie nicht mit der Mutter und Tante in Einem Hause wohnen möge. Klugheitsregeln, um allzunahe Berührung mit sich und den Kindern zu meiden.

Hundert ein und vierzigster Brief. Amala ist von Sylandin mit beider Bewilligung geschieden. Die Fantin hat ihn verlaren, und auch seine sogenannte Freunde. Amalas Großmuth, Einrichtung, Zusammenleben mit einer Freundin, und wolthätige Beschäftigungen.

Hundert zwei und vierzigster Brief. Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalie Gramhold. Emma Soltan ist Mutter geworden. Sie hat schon gesäugt, keine Kinder zu bekommen. Was es für Wirkungen auf ihr Gemuth gethan hat. Veränderungen, die in ihr vorgiengen, als sie in guter Hoffnung war.

Beilage: Ein Wiegenlied, für Elise.

Zwei und achtzigſter Brief.

Eſplandin an Edelwald.

Kaſſel.

Nun, vogue la galère! Ich will ſie heiraten. Amala Lindow iſt reich, ſehr gebildet, mehr als nur manchmal lieb iſt, ſchön, ſehr ſchön. Warum ſollt' ich nicht? Ich weiß, Du ſchüttelſt den Kopf und machſt ein finſteres Geſicht, Edelwald; aber Du haſt unrecht. Ich ſage Dir, daß mich die ſoirées bei unſern feinen Damen, und die soupers fins mit unſeren unfeineren, anekeln, daß ich mich nur nach ihr ſehne, den ganzen Tag bei ihr ſeyn möchte, daß ſie mir ganz unausſprechlich gefällt, daß ich ſie liebe, — ſo warm, wie ein Mann von dreißig Jahren, der die Weiber und die Welt kennt, nur irgend lieben kann. Daß das nicht bleiben wird, weiß ich. Wann wäre je die Liebe zu einem Weibe geblieben? Blüten

sind bestimmt, um abzufallen; ein Champagnerrausch kann nicht immer bleiben, soll's auch nicht. Aber dafür ist sie gefallig, gutmütig, ich möchte sagen, willenlos; das wird bleiben, und mich glüklich machen, weil sie mich mit ihren Ansprüchen nicht quälen, mich nicht einengen wird. Man sagt, sie habe keinen Charakter. „Desto besser!" antwort' ich. Die Sache des Manns ist es, Charakter zu haben, und die Sache des Weibs, ihrem Mann zu folgen. Das ist der Geschlechtscharakter; solt' es wenigstens seyn. Daß sie keine Aeone ist — nun! ich bin auch kein Edelwald. Und die Wahrheit zu sagen: für mich wär' eine Aeone viel zu — hochfliegend, zu geistig, zu eigenwillig; machte mir zu viel Ansprüche, kurz: sie wäre zu gut für mich. Du bist nun einmal so ein eigener Mensch. Du kannst Dir eine Welt schaffen, in Einem Wesen Alles finden, Dir den einfachsten Lebenskreis alle Tage mit neuen Blumen und anders dekoriren. Das kann ich nicht. Mir ist Abwechselung nöthig. Ich muß eine Welt haben, wenn ich in Einer leben soll. Eine mir zu schaffen; dahin reicht meine Phantasie nicht. Kurz: Amala ist mir

ſo ganz recht, wie ſie iſt, und ich werde ſie heiraten.

Ja, heiraten, Edelwald! Daß ich ſo ſehr gegen ſolche Verbindungen war, kannſt Du mich nicht verdenken, wenn Du unſere Weiber vom Ton ſo kannteſt, wie ich. Das puzt ſich, legt alle Reize zur Schau, drängt ſich an die Männer an! Das wizelt, ſentimentakiſirt, naiviſirt, mediſirt, kokettirt! Sie machen es ſo handgreiflich, daß ſie gefallen, und nur den Männern von Ton, und nur durch äußere Reize gefallen wollen. Jede Schmeichelei, auch die impertinenteſte, wird mit einem ſo ſüßen Lächeln aufgenommen; jede wizige Zweideutigkeit wird mit einer ſo ſchalkhaften Miene erwiedert, mit einem Fächerſchlag, und Einem: „Sie ſind recht unartig!“ das, mit dieſem Blik begleitet, ganz deutlich ſagt: „Sie ſind ein allerliebſter Menſch!“ Die Mädchen machen es Einem ſo leicht, ihnen nahe zu kommen; werfen ſo ſichtbar ihre Angeln aus, ob nicht ein Fiſch anbeißen will, oder ſehen, welches ihnen noch lieber wäre. Wer will ein ſolches Mädchen zur Frau haben? Gewis die, die ihnen am Meiſten den Hof machen, am We-

nigsten; denn sie kennen sie am Besten. Man findet an ihnen Caïsse, allenfalls Aspasien, Ninons, aber keine Hausfrauen. Man hat so viel an ihnen, ohne Heirat, als wenn man mit ihnen verheiratet wäre, und noch mehr, weil sie sich vor dem Liebhaber, in all ihrem Reize zeigen, vor dem ehelichen Gemal aber gewis in der abgespannten, natürlichen Gestalt erscheinen, die dem Vernehmen nach, weit weniger reizend seyn soll. Warum sollte man sie denn heiraten? Neulich waren wir auf einem Bal in W., wo sich natürlich alle wirkliche und soi-disant Schönheiten versammelt hatten. Ich trat herein, in Begleitung etlicher Freunde, mit allem Glanz, den ein Paar Bänder und eine reiche Offiziers-Uniform, einem, eben nicht häßlichen Weltmann geben können. Das war ein Umsehen, ein Ohrenflüstern, ein Minaudiren, ein Versuchen von mancherlei Attitüden, um Aufsehen zu erregen! Mancher schalkhafte, naive, feurige Blik streifte an uns vorbei, als gält' er uns nicht, und galt uns doch. Mancher Schleier wolt' in keine rechte Lage kommen, damit man ihn in recht viele reizende Lagen falten konnte. Die Damen schienen von

der Virtuoſin Hendel gelernt zu haben; nur waren die Attitüden nicht im heroiſchen Styl, und die Damen keine Madonnen. Wir machten manchmal eine falſche Attake zur Rechten, d. h. wir machten Mine, uns auf die Eine Seite zu erheben; und gleich waren die Damen an dieſer Seite, in der mannichfaltigſten Bewegung, — natürlich unter ſich. Sie hatten ſich ſo viel zu ſagen, ſo viel miteinander zu lachen, zu ſchäkern, zu ſpotten. Das Minenſpiel gieng ſo raſch, in den Bliken war ein ſo reizendes Leben, die ſchönen Arme zeigten ſich ſo natürlich, — es verſteht ſich, daß man auf uns gar nicht achtete, uns gar nicht ſah. Wir veränderten unſer Manövre und wandten uns auf die linke Seite; jezt kam hier Alles in Bewegung und dort Alles in Ruhe, hier in eine triumphirende Bewegung, dort in eine verdrießliche Ruhe. Als wir uns nun deployrten und mit einem air nou-chalant, und ich, wie ein ächter homme à bonne fortune, einer ſehr freundlichen Aufnahme gewis, uns zu den Schönſten wandten, da waren alle verſtolene Blike auf dieſe gerichtet, und das unbedeutendſte Wort wurde ſo freundlich erwiedert, als ob

man ihnen damit ein Glück angekündigt hätte. Man that alles Mögliche, um mich feſt zu halten durch Augen und Ohren; und der Blik wurde ſichtbar finſterer, als ich mich weg erhob, eben ſo cavalièrement, wie ich gekommen war.

In Ernſt, Edelwald; was läßt ſich von ſo gefallſüchtigen, mannſüchtigen, ſo unweiblichzuvorkommenden, ſo ſichtbar anlokenden Mädchen erwarten, die Männerwerth und Alles, nur nach dem äußeren Schimmer beurtheilen, und hauptſächlich nur glänzenden Männern gefallen wollen? Ihr ganzes Weſen ſpricht ja aus: „wir wollen nur Eroberungen machen, nur Andere in Schatten ſezen! Um äußeren Glanz iſt es uns allein zu thun! Durch äußere Reize allein wollen wir einnehmen! Die Sinnlichkeit, Lüſternheit der Männer wollen wir aufregen; mit dem übrigen mag es werden, wie es will.“ Wer will ſich für immer mit einem ſolchen Weſen verbinden?

Aber mit einer Amala wol! Ihrer bin ich gewis, und was noch mehr iſt, ihrer Gutmütigkeit. Sie liebt mich; glaubt Alles, hofft Alles, duldet Alles, wie die Liebe. Sie hat

Vermögen. Mit 10,000 Thlr. Einkünften und einem ſolchen Weibe kann man Abwechſelung in ſein Leben bringen, und die Einheit ruhig in ſeinem Hauſe genießen, wenn man der Abwechſelungen müd' iſt. Amala ſoll nicht gekränkt werden; das darfſt Du meiner Klugheit zutrauen, und das Uebrige? — Nun, Edelwald; Du wirſt doch nicht verlangen, daß wir Andere, mit anderem Geiſt, und mit ganz anderer Reizbarkeit, uns den Regeln der gemeinen Moral unterwerfen ſollen? Kann das auch Geſez für den Löwen ſeyn, was Geſez für das wiederkäuende Hornvieh iſt? Soll der Adler leben wie die Bewohner des Hünerhofs, die auf das „Pipi!" zuſammenlaufen und ihr mäßiges Futter bekommen, Einen Tag wie den Andern? das willſt Du wol ſelbſt nicht, Edelwald. Daß Du, hoher Genius, den ich nie erreichen kann, ſo lebſt, wie Du lebſt; das iſt bei Dir nicht Sache der Pflicht, ſondern des Geſchmaks. Dir ekelt vor Allem, was man in der gemeinen Sprache, Ausſchweifungen nennt. Ekelte mir auch davor; ſo würd' ich ſie meiden, wie Du. Außerdem ſchwelgſt Du auf andere Art, mit Deiner Phantaſie und Deinem

Herzen. Daß Du ein Wesen gefunden hast, das dieser üppigen Phantasie und diesem sentimentalisch-wollüstelnden Herzen genug thut; wol Dir! Wer eine Haarlemer Orgel zu seiner Disposition hat, kann allenfalls ein Orchester entbehren, aber kann sie Jeder haben, und auch spielen, wenn er sie hätte? Daß ich nicht so geistig schwelgen kann, wie Du, das ist nicht meine Schuld; und daß ich keine Aspasia, keine Ninon fand, die mich immer fesseln konnte, — warlich! auch nicht. Also nimm mich eben, wie ich bin. Daß ich ehrlich bin, und ein treuer Freund meiner Freunde; daß mich das Große, Schöne, Edle anzieht, wo ich es finde, daß ich das Größere ehre, das Erhabene verehre, das weißt Du. Und ich denke, das ist Dir genug. Laß mich übrigens meinen Weg gehen, wie ich Dich den Deinigen. An jedem Standort des Schönen, Großen, treffen wir uns doch.

Vor meiner Heirat muß ich aber erst die jetzige Hauptstadt von Europa, das Babylon, Athen, Rom der neuen Welt, Paris noch einmal sehen, und genießen mit all seinen Herrlichkeiten, von der Zunge des Gourmands an

bis zu dem feinen Sinn des Kunſtkenners, den Titian und Rafael überfüllt mit Genuß. Ich werde dort bleiben, — ſo lang' es mir gefällt, und genießen — was mir ſchmekt. Dafür hab' ich meine Sinne und meinen Sinn. Dafür iſt Amala mit 10,000 Thlr. Einkünften, meine Braut.

Ich höre, Du reiſeſt nach der Schweiz, Edelwald. Das iſt etwas für Dich; aber nicht für mich. Doch treffen wir uns vielleicht irgendwo; das wär' eher etwas. Solche Naturen lieb' ich. Adio.

Drei und achtzigster Brief.

Edelwald an Esplandin.

Werdau.

Ich kenne Dich nicht mehr, Esplandin, oder ich habe Dich vielleicht nie gekannt. Welch ein Brief, den Du mir schriebst! Welche Grundsäze! Zwar wußt' ich es zum Theil und ahnet' es noch mehr, daß Du das andere Geschlecht nach ganz anderen Prinzipien behandelst, als das unsrige; daß die Weiber Deiner Rechtschaffenheit bei Weitem nicht so trauen können, wie wir. Es flog mir schon mehrmals durch den Kopf, daß es wol von Dir gelte, in Hinsicht auf die Weiber, was Thucydides von den Lacedämoniern in Hinsicht auf die Ausländer sagt, was auch von den jezigen Engländern und Franzosen gilt, Du beobachtest zwar im heimischen Verkehr (gegen Männer) Rechtlichkeit; aber gegen Auswärtige (gegen Weiber) erklärst Du das Beliebige für löblich und das Nüz-

liche für recht. Aber ich sah Dich blos unter Weibern, die Dich mit gleicher Münze bezalten, also nichts Besseres verdienten. Ich ließ es gehen, weil ich eben nicht fand, daß sich Dein Charakter dadurch verschlimmerte; weil ich wußte, daß Du zwar ohne ein Weib, aber nicht ohne Weiber, auch kaum ohne kleine Intriguen leben kannst. Doch tolerirt' ich's nur an Dir, weil ich Deinen Sinn für alles Große, Gute, Edle, besonders Deine Anhänglichkeit an Freunde, und auch an mich kannte. Ich dachte mir Deine Reizbarkeit, Deine Erziehung, Deine Umgebungen im Militär; und so hielt ich Dein Weben und Leben mit Weibern für ein gewohntes Eitelkeits- und Intriguenspiel, das Du über kurz oder lang, selbst überdrüßig werden würdest. Aber ein Mädchen, wie die gute Amala heiraten, mit einem solchen Sinn, zu solchem Zweck; ihren Glauben an Dich und ihre Liebe zu Dir, so schändlich täuschen: nein Esplandin, das darfst, das solst Du nicht, oder ich bin Dein Freund nicht mehr. Du solst sie nicht heiraten, und überhaupt nicht, weil Du kein Weib glücklich machen kannst. Sage mir nichts von Deiner Liebe zu ihr, oder vielmehr

von Deiner Verliebtheit. Du weißt ſelbſt, daß das nicht bleiben wird; und ich weiß, daß es nur ein Lüſteln iſt, das ſich auf ihren ſchönen Teint, ihren graziöſen Wuchs und auf den Blik ihres himmelblauen Auges gründet, — auf ſinnliche Reize, die durch ihre treue Anhänglichkeit an Dich, durch das, überall ſich ausſprechende Zutrauen zu Dir, noch mehr erhöhet werden, für Deinen lekeren, nach allem Pikanten ſo gierigen Geſchmak. Wenn dann dieſer Reiz nicht mehr neu iſt; wenn Du Deine gourmandise sentimentale befriedigt haſt: ſo wirſt Du Langeweile bei ihr fülen, die Langeweile auf jede Art zu vertreiben ſuchen, wirſt verſchwenden und ausſchweifen, ſie wird ſchmachten und ſeufzen. Du wirſt ſie unglüklich machen und wie ein Böſewicht an ihr handeln, wenn Du auch noch kein Böſewicht biſt.

Du wirſt es aber werden. Eſplandin; ich wiederhole Dirs, Du wirſt es ſicher werden. Schon das, daß Du Alles ſo planmäßig betreibſt, Dir den Lebensplan eines Lüſtlings vorzeichneſt und recht conamore von ſeiner Ausführung redeſt; daß Du alſo nicht nach und nach in den Strudel kommſt, ſondern Dich

darin baden willſt, — das iſt mir ein ſicheres Zeichen. Ein vorſäzlicher Lüſtling wird bald ein Wüſtling, und ein Wüſtling wird zum Böſewicht, ſobald ihn die Umſtände treiben, was bei Dir nicht ausbleiben wird. — Wenn das Genialität iſt; ſo bewahre uns Gott und jeder Genius der Menſchheit vor Genialität. Solche Genies ſind Vulkane, die ſich herrlich ausnehmen in der Ferne, Stoff geben für Maler und Dichter; auf denen aber nichts gedeiht, die zerſtörend ſind in ihrer ſataniſch-genialiſchen Exploſion, und ein todter Aſchenhaufe, wenn ſie ausgelöſcht ſind. Und daß Du nun gar winkſt, es müſſe für geniale Menſchen eine eigene Moral geben, oder gar keine! Du und Deines Gleichen hatten alſo Löwennatur, nur mit dem Unterſchied, daß Ihr das erwürgtet, was Euch liebte? Den Raubvögeln wäret Ihr gleich, nur daß Ihr das zerfleiſchtet, was ſich in Euren Schuz begäbe? — Eine vermaledeite, hölliſche Genialität! Gewöhnliche Bäche ſolte man alſo in Bette leiten, ihrer verheerenden Flut Dämme entgegenſezen; aber dem Niagara nicht? Der feinere, reinere Theil unſeres Geſchlechts, die Weiber, und noch dazu die Beſten unter

ihnen — und nach ihnen lüstet ihr! — wären also geschaffen zum Fraß für Euch, wie es manche Thiere für den Löwen und Adler sind? Warlich! Aas gebührt Euch, aber nichts Lebendiges. Ist es wahr, daß Sittlichkeit zum Wol des Menschengeschlechts unentbehrlich ist; daß die Menschheit nur dadurch ihre Bestimmung erreichen kann; ist Laster nicht blos ein willkührlich-proklamirtes, sondern seiner Natur nach, ein wirkliches Uebel, — woran Du keinen Augenblik zweifeln wirst, wenn man Dich, auch nur vier Wochen, in eine Kolonie von Böſewichtern sezte — so müssen die Menschen sittlicher seyn, in dem Maaße, wie sie mehr Kräfte, Talente, Genialität erhalten haben, also mit mehr Energie auf Andere wirken können. Mag es seyn, daß ein genialischer Mensch, bei dem, mit dieser Genialität verbundenen hohen Grad von Reizbarkeit, sich leichter vergehen kann, und ärger als ein anderer; daß er auch seine Fehler leicht wieder gut machen kann, eben durch die hohen Kräfte seiner Natur: aber die Erlaubniß, sich so zu vergehen, zu einem Recht der Genialität, zu einem Privilegium für ausgezeichnete Menschen zu ma-

chen, alſo Unſittlichkeit zu einem Ingrediens hoher Talente zu erheben: das iſt eine Satanität, ein ſataniſcher Genieſtreich, der die Sittlichkeit zum Gemeinen herabzuwürdigen ſucht und gewis ſeinen Zweck nicht verfehlt bei jungen Brauſeköpfen, die es nur zu leicht fülen, daß ſie wenigſtens dieſes Ingrediens der Genialität in ſich tragen, und es gerne nuzen mögten. Ferne von Dir ſei ein ſolches Höllenſyſtem! Könnteſt Du es treu befolgen; ich würde Dich fliehen, wie den Satan, ob ich gleich kein Weib bin.

Und daß dieſe unſchuldige Amala Dich liebt; daß es Deiner Geſtalt, Deinem Weltton, Deinem hoch-männlichen und doch ſanft-anſchmiegenden Weſen gelungen iſt, ihre idealiſche Sinnlichkeit zu feſſeln, und Deinem hochaufflammenden Enthuſiasmus für das Gute und Schöne, ihr kindlich-fülendes, kindlich-glaubendes Herz Dir zu gewinnen; daß ſie Dir dies Herz ganz hingab, mit dem zweifelloſen Zutrauen, Du ſeyeſt ein edler Mann, weil Du Anwandlungen von Edelſinn haſt: — eine Amala glaubt nie halb, giebt und iſt nichts halb — rührt Dich das nicht, Eſplandin? Könnteſt Du ein

ſolches Heiligthum von Reinheit und Kindlichkeit zerſtören, und ein Herz zerfleiſchen, das nur in und durch den Einen lebt, dem es ſich hingab, das für alle unſere Männer — Wenige ausgenommen, zu gut iſt, weil ihm der Sinn für ſchlechte, für irgend etwas Schlechtes fehlt? Und warum? Damit Du Deine Lüſternheit, ſey's auch eine Herzenslüſternheit, ſättigen, in den geiſtigen Reizen dieſer Unſchuld ſchwelgen und Deine übrige wilde Begierden durch ihr Geld befriedigen kannſt? Amala hat keinen Charakter, ſagſt Du. Und ich ſage Dir, ſie hat den Charakter eines Weibs, das ſich anſchmiegt an den Mann, wie der Weinſtok umſchlingt den Eichbaum, an ihm emporwächſt, und ſüße herrliche Früchte bringt. Sie hat Charakter genug um zu leiden, tief und ſchrekklich zu leiden, wenn ſie ſich getäuſcht ſieht; wenn der, der ihr Einziges und Alles war, ſich kalt von ihr wendet, und etwas Neues ſieht, für ſein vielſeitiges, zerriſſenes, von Genußdurſt immer ſchmachtendes Weſen, und ihr Herz mitnimmt, wie man einen Arm abnimmt, an dem man nur noch Schmerz fült.

Nein; Du darfst und solst Amala nicht heiraten, und ich hoffe Du wirst auch nicht.

Denn schon Deine Reise nach Paris macht sie unglüklich, und das mit Recht. Jeder Jüngling, der freiwillig reiset, wenn er um seine Braut seyn kann, zeigt, daß er sie nicht liebt. Der Brautstand ist ein so heiliges Paradies, von Unschuld, Liebe und Seeligkeit; es ist so unaussprechlich süß, den Erguß eines reinen weiblichen Herzens, einzusaugen in sein Herz, und ihn zu erwiedern durch gleichen Erguß, daß warlich! der Mensch keinen Sinn für dies hoch-poetische Leben haben, oder dasselbe nicht fähig seyn muß, wenn er es freiwillig verläßt, und sich in der Welt herumtreibt, um Gemälde und Antiken anzustaunen, oder auf Berge zu klettern, oder gar, um Opern und Ballets zu sehen. Das Alles ersezt keine Braut, giebt dem Herzen nichts. Und fände gar der Bräutigam auf der Reise etwas für sein Herz, oder nur ein Wesen, das ihn anzöge, das in ihm die Ahnung wekte, es könn' ihm vielleicht mehr geben, als seine Verlobte; wie ist dadurch schon das ganze Paradies, vielleicht die ganze Ehe gestört! Und nun gar eine Reise

nach Paris, das für die meiſten Fremden nur Frivolitäten, und für Dich Lüſtling, nur verbotene Reize hat, — das heißt, ein Heiligthum der Liebe verlaſſen und ſich in einen Strudel von Zerſtreuungen ſtürzen; es heißt, mitten aus einem Dresdener Te-Deum in ein Poſſenſpiel gehen, oder vom Rigi zu einem Maſkenbal. Und wie das arme Mädchen zu Hauſe warten, ſchmachten, bangen muß, bis zur Zurükkunft! Nein, Eſplandin, wenn Du auch die heilloſe, unheilſtiftende Idee aufgäbeſt, ſo darfſt Du doch Amala nicht heiraten, blos weil Du ſie faſſen, weil Du ſo etwas wollen konnteſt.

Heirate Du die ſtolze genialiſche Thorilda, die lüſterne Bertha, oder die kokette Elmire. Sie ſind ja alle drei, auch reich! Aber ſie werden Dich mit gleicher Münze bezahlen, damit Du auch einmal empfindeſt, wie Lüſternheit, Koketterie und verkehrte Genialität in der Ehe ſchmekt.

Vier und achtzigster Brief.

Rosalie Grambold an ihre Mutter.

Brandhorst.

Wie mirs geht? fragen Sie mich liebe Mutter; und die Frage sezt mich wirklich in Verlegenheit. Ich bin nicht unglüklich und nicht glüklich; mir ist nicht wol und nicht weh. Ich vegetire eben so hin, ohne vorwärts oder rükwärts oder auf die Seite zu sehen. Und wenn ich das nur kann; dann ist mir am wolsten. Aber wenn mirs vorschwebt, was ich genießen und werden konnte, bei einem andern Mann; wenn ich andere gebildete Männer sehe, und wie sie sich fortbilden, und ihre Weiber mit fortziehen, heraufheben, elektrisiren, magnetisiren, dann blutet mir das Herz. Manchmal mach' ich mich dann an Grambold, um ihn wenigstens fülen zu lassen, wie weit er zurük ist. Ich frag' ihn etwas, was alle Männer seines Gleichen wissen, damit er beschämt werde, wenn er

es nicht weiß. Als ich allem Umgang entsagt, und mich in mich selbst zurükgezogen hatte, las ich viel, selbst Uebersezungen von Griechen und Römern, weil mich aus ihnen ein hoher, hebender Geist ansprach. Ich rede manchmal mit ihm davon, oder vielmehr: ich versuche, mit ihm zu reden, red' aber eigentlich allein; denn Grambold sagt verlegen ein Paar Worte, giebt mir und Homer und Sofokles und Cicero recht, und macht, daß er fortkommt. Sichtbar meidet er mich dann, den ganzen Tag über, wenn ich einen solchen Versuch mit ihm gemacht habe. Neulich waren wir bei Holtei, wohin ich ihn manchmal schleppe — ja, recht eigentlich schleppe, — damit er nur manchmal in gebildete Gesellschaft kömmt. Von Schlegels treflichen dramaturgischen Vorlesungen war gerade der zweite Theil angekommen; wir sprachen Manches über dessen Beurtheilung der französischen Tragiker, und die Unterhaltung lenkte sich auf die französische und teutsche Liebe, und auf deren verschiedenen Ausdruk bei den Schriftstellern beider Nationen. Sie wissen, liebe Mutter: wer nur irgend etwas von unserem Schiller und Göthe,

und etwas von Racine und Corneille geleſen hat, der fült dieſen Unterſchied. Er iſt am Auffallendſten in der Art wie Teutſche und Franzoſen Heloiſens Liebe dargeſtellt haben. Brambold langweilte ſich dabei zum Sterben. Endlich ſagt' er, Wieland wiſſe doch unter den Teutſchen, am beſten, was Liebe ſey. Er habe unmöglich einen Hippias und eine ſchöne Danaë ſo darſtellen können, wenn er es nicht wiſſe. Von Franzoſen habe er indeß auch Einiges geleſen, woraus man ſehe, daß ſie ſich auf Liebe verſtehen. Sie können denken, wie mir zu Muth war. Ich kenne ſeinen Hang zu Ausſchweifungen, der kaum zurülzuhalten iſt. Noch neulich hab' ich, ohne mein Zuthun, einige Beweiſe ſeines ehemaligen Wüſtlingslebens, in die Hände bekommen, durch die ich ihn öffentlich beſchimpfen konnte. Dieſen Hang nun ſo öffentlich zu verraten, in Gegenwart von Holtiz und ſeinem edlen Kreiſe; all dieſen Menſchen ſelbſt zu beurkunden, daß man keinen Sinn habe für die höhere Liebe, die allein dieſen Namen verdient: das war mir unerträglich. Ich glaubt' ihn recht beſchämen zu müſſen. „Du haſt wol übel gehört, Gram-

bold!“ sagt' ich. „Wir sprachen von Liebe; nicht von Wollust. Für diese hättest Du den feinen Wieland nicht anzuführen brauchen. Du hättest eine noch kräftigere Darstellung ganz in der Nähe gefunden; und noch dazu eine praktische.“ — Holtiz wohnt in der nemlichen Straße, in der die berüchtigsten Mädchen wohnen. — Er wurde roth, sammelte sich aber bald, und sagte mit erzwungenem Scherz zu der Gesellschaft: „Im Punkt der Liebe ist man doch den Weibern nie fein und gelehrt genug.“ Jezt stand er auf, und besah die neuen Kupferstiche, die angekommen waren. Es war bitter, liebe Mutter, was ich sagte; sehr bitter. Aber glauben Sie mir, Grambold muß jezt etwas streng gehalten werden, wenn er auf gutem Wege bleiben soll. Hielt ich ihn nicht sorgfältig von allen Gelegenheiten zurük, wo er in seine alte Ausschweifungen verfallen könnte; er wäre schon längst wieder eben so ausschweifend wie vorher. Die Hazardspiele, die Trinkgelage, und die leichten Mädchen ziehen ihn noch allzu sehr an; und ich habe erfahren, was daraus entsteht, wenn er sich ihnen wieder hingiebt. Schreiben Sie mir aber doch Ihr

re Meinung über mein Betragen, mit Ihrer gewöhnlichen Freimütigkeit und Mütterlichkeit. Immer ist mir's, als sey mein Gewissen nicht ganz ruhig, wenn Sie mir noch nicht Ihren Beifall bezeugt haben.

Fünf und achtzigster Brief.

Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalie Grambold.

Holdheim.

Dein Gewissen hat Dir einen Wink gegeben, liebe Rosalie; daß Dein Betragen Tadel verdiene, indem es Dich auf mich verwies. Es würde Dir gewis mehr gesagt haben, wenn Du es ruhig an- und ausgehört hättest. Wie ist es doch möglich, daß Du Dir ein solches Betragen gegen Deinen Gatten erlauben, daß Du ihn absichtlich beschämen, in Verlegenheit sezen, drüken, daß Du ihm solche ausgedachte Bitterkeiten sagen kannst? So gut Deine Absicht dabei seyn, oder so sehr Du Dich darüber täuschen magst; Du hast aufgehört ein Weib zu seyn, Du suchst die Despotin Deines Gatten zu werden; das unnatürlichste Verhältniß zu gründen, das es auf der Erde geben mag. Eine Frau, die an Bildung ihren Mann über-

triffe, die ſich ein Uebergewicht von Verſtand und Einſicht nicht verbergen kann, hat ſchon alle Weisheit, Klugheit und Feinheit nöthig, um ihren Mann nicht zu überglänzen, zu drüken, keine Blöße von ſeiner Seite zu veranlaſſen, wenn ſie das Alles auch ehrlich nicht will; ſie ſezt ſich gleich in Schatten, wenn es ſich einmal trift, ohne ihr Zuthun, ihre Abſicht. Wie empörend muß es dann ſeyn, ein Weib zu ſehen, die das will, die abſichtlich beſchämt, den, deſſen Namen ſie trägt, der ihr Stolz und ihre Ehre ſeyn ſolte! Wäre der Zwek noch ſo edel; liebe Tochter, der Zwek rechtfertigt die Mittel nie. Man darf nichts Böſes thun, damit Gutes daraus entſtehe. Der Menſch iſt Werkzeug in der Hand des höchſten Weſens; aber dieſem nicht unentbehrlich zu Erreichung ſeiner Zwecke. Er hat alſo nur zu thun, was recht und gut iſt, unbekümmert darum, ob ein Zwek und welcher dadurch erreicht wird. Das iſt Gottes Sache; aber nicht die kühne dies willkührliche Erheben an Gottes Stelle, um gewiſſe gute oder für gut gehaltene Zwecke auszuführen, ohne Rükſicht auf die Mittel, — es zeugt von einem Titanengeiſt, der

früher oder später, ein Titanenende nehmen muß, heiße nun der Zwek, Völkerfreiheit oder Mannsbesserung. Und nun gar, dieser Geist in einem Weibe! Du warst tausendmal besser, Rosalie, als Du, verkannt von Deinem Gatten, blos Deiner Pflicht lebtest, aus Pflicht entbehrtest, und es still trugst, wenn Dich Dein Grambold verkannte. Du mußt auch glüklicher in Deinem Inneren gewesen seyn, als jezt. Und denkst Du, daß Du mit diesem Drüken, dieser Beschämung, diesen Bitterkeiten, etwas an Deinem Gatten bessern werdest; daß Du ihm Bildung, Fortbildung angenehmer machen könnest? Er muß ja alle Bildung täglich mehr hassen, wenn sie solche Früchte bringt, wie er an Dir sieht. Immer muß es sich bei dem Gebildeten in Handlungen zeigen, daß Bildung gerechter, billiger, schonender, humaner mache, daß man dadurch pflichttreuer werde in jedem Verhältniß, jeder Lage des Lebens. Fehlt es daran, so ist die sogenannte Bildung, eine aufgeklebte Wisserei, die nur eitel macht, also verbildet und herabsezt an wahrem Menschenwerth. Ein Mensch, der sich nicht in seine Verhältnisse zu schiken

weiß, oder gar ſich nicht hineinſchiken mag, iſt weniger gebildet, als der einfache Landmann, als die Bauersfrau, die die Laſten ihres Hauswesens trägt, und ihren Gatten und ihre Kinder verſorgt, ſo gut ſie's verſteht. Das wird Dein Grambold früher oder ſpäter fülen, wenn er ſich's auch nicht deutlich entwikelt; oder vielmehr: er fült es jezt ſchon. Jezt wird er nur noch gehalten in ſeinen Sklavenketten, durch das Bewußtſeyn, daß Du manche ſeiner ehemaligen groben Ausſchweifungen entdekt haſt; das wird aber nicht immer ſo bleiben und vielleicht nicht lange mehr. Die Ketten werden ihm über kurz oder lang unerträglich werden, er wird ſie losreiſſen, ſolt' er ſich auch bis auf die Knochen verwunden. Und dann iſt er unwiederbringlich verloren, — Roſalie; ich ſchreib' es mit ſchwerem Herzen, — durch Deine Schuld.

Wie anders benimmt ſich ein Weib, das weiblich auf ihren Gatten zu wirken ſucht! Sie hütet ſich ſorgfältig, ihn nie zu drüken; denn wer uns drükt, den lieben wir nicht. Sie ſezt ſich immer, wie man ſagt, au niveau von ihm, ohne daß er es nur ahnet, ſie läßt ſich herab, zu ihm. Sie umſchwebt ihn, wie ein

guter wohlthätiger Genius, um ihn zu heben; aber tief, unvermerkt, durch Aufregung seiner inneren Kraft. Sie sucht ihm Geschmak einzuflößen an Lektüre, an Musik, an geistigen Vergnügungen. Was ihn am Meisten interessiren kann, lieset sie ihm vor, oder erzält's ihm, wenn er das Vorlesen noch nicht leiden mag. Von seiner Lieblingsneigung, seinem Steckenpferd geht sie aus, und führt ihn auf etwas Besseres, Höheres. Sie nimmt Theil an *seiner* Art von Vergnügen, so weit es dem Weib ansteht, und rechnet darauf, daß er auch an *ihren* Theil nehmen werde. Sie fordert's nicht, scheint es nicht einmal zu erwarten; sie weiß, daß es sich von selbst giebt. Vor andern, etwas höher gebildeten Menschen, schont sie ihn nicht allein, sondern sie sucht ihn auf alle Art zu heben. Er hat hier oder da eine Bemerkung gemacht, die sie anbringt; er hat eine Einrichtung getroffen, von der sie erzält. Sie leitet das Gespräch auf etwas, was er weiß. Sie fragt ihn darum, damit er hereingeflochten werde in die Unterhaltung. Das Alles ist bei ihr mit sichtbarer Liebe tingirt. Je mehr Achtung man ihr in einer Gesellschaft

erweiſet; deſtomehr Achtung zeigt ſie ihrem Gatten. Sie zwingt die Menſchen, ihm mit Achtung zu begegnen, weil ſie ihm ſo begegnet. Auch erſcheint er den Meiſten wirklich gebildeter, weil eine gebildete Frau ihn achtet. Indeß vergißt ſie dabei nicht, ihm fühlbar zu machen, die Nothwendigkeit einer höheren Bildung, und mit der Zeit, in ihm aufzuregen, das Bedürfniß. Eigentlich macht ſie jene Nothwendigkeit ihm nicht fühlbar; ſie hindert es nur nicht, wenn es ihm manchmal, durch Lage und Umſtände fühlbar wird und werden muß. Und das Bedürfniß weckt ſie durch ihr ſtilles Beiſpiel. Sie kommt ihm ſo heiter, ſo ſeelig entgegen, wenn ſie ſich in der Einſamkeit mit einer guten Lektüre beſchäftigt hat. Sie weiß ihn ſo gut zu unterhalten, ſich ihm ſo intereſſant zu zeigen, daß in ihm natürlich der Wunſch entſtehen muß, auch in der Einſamkeit ſo heiter zu werden, ſo gut unterhalten zu können, ſo intereſſant zu ſeyn. Sie reicht ihm ſo manchen duftenden Strauß von den Blumen, die ſie ſelbſt gezogen hat, daß er Luſt bekömmt, auch Blumen zu ziehen. Kurz: ſie

hebt ihn zu ſich herauf, ohne daß er ſelbſt weiß, wie und wodurch es geſchehen iſt.

O Roſalie! Du ſolteſt die Gräfin B. ſehen, die, wie Du weißt, einen ungebildeten, vielleicht keiner Bildung empfänglichen Mann geheiratet hat. Ob ſie ihn hätte heiraten ſollen, und warum ſie ſich mit ihm verbunden hat, das will ich nicht entſcheiden. Aber jezt, da ſie einmal ſeine Frau iſt, behandelt ſie ihn mit einer Zartheit und Klugheit, der allen Weibern in ähnlichen Lagen, zum Muſter dienen könnte. Er liebt kaum etwas Anders, als Pferde und Hunde, und die, die ſie pflegen; war auch ehemals milder, wenigſtens gegen die Lezten, als gegen ſeine Unterthanen, ſo daß man ihm nachſagt', er behandle die Hunde wie Menſchen und die Menſchen wie Hunde. Nun macht ſie ſich bekannt mit allen Anekdoten von der Treue der Hunde; und wenn nun der Graf dadurch ins Geſpräch gezogen iſt, macht ſie ein Paar Bemerkungen über die Treue überhaupt, geht über zu der Treue der Weiber, zur Treue gegen Freunde, und ſentimentaliſirt ſo eine Weile fort, bis man an dem Grafen bemerkt, daß er nicht mehr Theil nimmt, da dann gleich

wieder ein Hund ſeine Rolle ſpielen muß. Neulich erzälte ſie eine Anekdote von einem Pferde, das keinen Deſpotismus dulde, die ſehr merkwürdig und zugleich ſehr lehrreich für den Graſen war. Ein Offizier kaufte auf Empfehlung des Stallmeiſters in W. einen Senner *) der als Eins der unermüdlichſten Pferde bekannt war. Er verſuchte, in einem Tage zehen Meilen zu reiten, und das Pferd machte den Weg im Winter, ohne große Beſchwerde. Er verſuchte elf, zwölf Meilen, und das Pferd that willig, was er wolte. Jezt wettet' er mit anderen Offiziers, daß er fünfzehn Meilen reiten wolle, und auch dieſe wurden geritten, doch mit harter Anſtrengung des Pferds. Das war dieſem zu viel. Als ſich der Offizier einige Tage darauf, wieder aufſezen wolte, bäumte ſich der Senner, machte die tollſten Sprünge, und ruhte nicht, bis er ſeinen Reuter abgeworfen hatte. Der Offizier machte mehrere Verſuche, aber vergebens. Er wurde jedesmal abgeworfen; wenigſtens gehorcht' ihm das Pferd durch-

*) Pferde, die in einer Heide wild aufwachſen, und etwa im dritten Jahr eingefangen werden, heißen ſo.
A. d. H.

aus nicht. Er mußt' es verkaufen. Ein Kaufmann in einem Landstädtchen kauft' es auf den Rath des nemlichen Stallmeisters, und es folgt' ihm willig. Einige Zeit hernach sieht der Offizier den Kaufmann auf seinem Senner daher kommen, und ist ganz erstaunt darüber, daß sich das Pferd von ihm reiten läßt. Er bittet den jezigen Besizer, ihm das Pferd nur auf eine Viertelstunde zum Reiten zu geben. Er sezt sich auf, und das Pferd — wirft ihn ab. „Das war ein prächtiges Thier!" rief der Graf. „Ich hätte 200 Napoleonsd'or dafür gegeben. Und dem Pferdeschinder ist es ganz recht geschehen, daß es ihn heruntergeschmissen hat. Meinetwegen hätt' er ein Bein brechen mögen." — „Das nun eben nicht," sagte die Gräfin sehr freundlich. „Das Pferd erreichte ja doch seinen Zwek! Dieser ist aber, dünkt mich, ganz natürlich. Ich glaube, daß sich Menschen und Thiere nur bis auf einen gewissen Grad drüken lassen, dann aber sich zur Wehr sezen, wenn noch irgend etwas von Kraft und Muth in ihnen ist." — „Wenn sie's nur thäten!" fuhr der Oberforstmeister von R. darein. „Denn" — mit seinem gewöhnlichen

Fluch — „man geht oft mit ihnen um, ärger wie mit dem Sennor. Sie sollen frohnden und Steuer bezalen, und immer mehr bezalen, immer mehr frohnden und Vorspann geben, und haben Einquartirung, die Wein und Braten will, da der arme Bauer kaum Brod und ein Glas elenden Fusel hat.“ — „Nun; so arg ist es doch auch nicht“ erwiederte der Graf,“ wenigstens auf meinen Gutern nicht.“ — „Das wissen Sie so nicht, Herr Graf. Man muß in die Hütten der armen Bauern hineinguken, um zu sehen, wie sie sich behelfen. Ihre Hunde leben besser, als mancher Bauer, auf Ihren Gütern; besser als der elende Stephan, der vor'm Jahr so lang an der Gicht lag.“ — „Wirklich kann ich es doch auch selbst nicht glauben, daß die Leute so sehr Mangel leiden: aber es wäre schrecklich, wenn es sich so fände, wie der Herr Oberforstmeister sagt“ — versezte die Grafin. „Weißt du was? lieber Bernhard; (mit ihrem unwiderstehlich bittenden Gesicht) — wir wollen doch morgen einmal bei dem Stephan nachsehen. Ohnehin muß er deinen Tiras verpflegen, und das arme Thier könnte auch Mangel leiden.“

— „Du hast recht! das wollen wir.“ — Am folgenden Tage wurde zu dem armen Stephan gegangen, der Hund ordentlich genährt, aber sonst ein großer Mangel gefunden; und die Folge davon war, daß man ein halb Duzend Pferde samt den Reitknecht und einen Rudel Hunde abschaffte, auch mancherlei andere Einschränkungen machte, dagegen ein Drittel der Steuer nachließ, daß man sich wegen der Einquartirung, dem drükendsten aller Uebel, verwendete, und daß der arme Stephan, so wie mehrere seines Gleichen, keinen Mangel mehr litt.

Siehe! so wirkt ein Weib.

Neulich gab der Graf ein Diner, wozu ich auch eingeladen war. Nach Tisch standen wir zusammen und sprachen von den jezigen Zeitläuften, von unserer Nation, besonders aber von den besten Mitteln unsere Nationalität zu erhalten. Heerens Aufsaz im vaterländischen Museum,*) und die, von ihm vorgeschlagenen Mittel, besonders aber das, was

*) Eine reichhaltige, lesenswürdige Zeitschrift. (Hamburg bei Perthes.) Der Aufsaz steht im 2ten Heft. A. d. H.

wir Weiber dabei thun könnten, kam in Betrachtung. Die Gräfin sprach treflich und warm über das Anschmiegen der Teutschen an jede fremde Sitte. Als sie indeß bemerkte, daß der Graf sich nähere, lenkte sie unvermerkt ein, von dem Allgemeinen auf das Einzelne, und als er nahe genug war, fragte sie ihn, wie die Frau von Wildow jezt ihr Haus eingerichtet habe; sie wiß' es nicht genau mehr. Er erzählte dann, daß man gegen zwölf Uhr ein dejeuner à la fourchette nehme, gegen sechs Uhr Abends zu Mittag esse, daß die Gräfin ihre soirees habe und gebe, kurz: daß und wie durch die französische Einquartirung, Alles im Haus, auf französischen Fuß eingerichtet sey. So war der Graf mit in das Gespräch gezogen, und Niemand, der ihn nicht sonst kannte, bemerkte, daß er bei dem Gespräch über Heerens Aufsaz, eine stumme Rolle hätte spielen müssen.

Noch Einmal, Rosalie: siehe, so wirkt ein Weib! Und dann wirkt sie sicher. Jeder, der den Grafen vorher kannte, sagt, daß er seit seiner Verheiratung, schon weit gebildeter worden sey, daß er sich in seinem rohen We-

ſen nicht mehr gefalle, daß er nicht mehr ſtundenlang im Pferdeſtalle unter den Stallknechten ſize, ihre plumpe Späße nicht mehr anhöre, kurz: daß er wenigſtens von manchen Seiten, ſich der Gräfin verähnliche.

Wie Du aber wirkſt, ſiehſt Du ſchon deutlich genug. Dein Grambold meidet Dich. Du demütigſt ihn, beſchämſt ihn, ſezeſt ihn dem Spott der Geſellſchaft aus. Du läßeſt ſogar merken, daß Du Sachen von ihm wiſſeſt, die ihm die Zunge feſſeln, weil man weiß, daß er ſonſt nicht der Mann iſt, der ſich ſo behandlen läßt. Natürlich, daß er Dich flieht, daß ſich ſein Inneres empört, daß er Dich haſſen muß. Von allem dem, was Du thuſt, müßteſt Du das Gegentheil thun, wenn Du Grambold beſſern, und Dir eine glükliche Ehe ſchaffen wolteſt. Zwang und Furcht, Beſchämung und Bitterkeit beſſern nie, — am Wenigſten, wenn ſich ein Weib ſo etwas gegen ihren Mann erlaubt.

O! wie anders handelt doch der Menſch, wenn er ſich von dem Geiſt der Religion, oder vielmehr von dem Geiſt des Chriſtenthums, der Einzigen Religion, die dieſen Namen verdient,

leiten läßt! Vergeben, ganz und für immer vergeben jeden Fehler, jedes Verbrechen, jede Unthat, sobald man wahre, herzliche Reue sieht; austilgen ihre Folgen, mit eigener Aufopferung, wo und wie es nöthig ist; mit Liebe zuvorkommen, übergießen, erwärmen das Herz des Reuigen, beleben seinen Muth, ihm wieder Glauben einflößen, an sich selbst; ihm Alles zutrauen, wenn er auch vorerst nur wenig vermag; schonen, tragen, dulden seine Schwachheit und ihm forthelfen wo man kann; — so sucht der größte Menschen- und Herzenskenner Menschen zu bessern, und es gelingt ihm so oft bis auf diesen Tag. So muß auch der Mensch an seinem gefallenen Bruder zu bessern suchen, wenn es ja etwas von Innen heraus wirken soll.

Ich sage Dir Rosalie; Grambold ist jezt besser als Du, die mit wahrem Pharisäergeist, Dich brüstest, daß Du keine Sünderin seyest, wie er. Findest Du dies Wort von einer Mutter hart; so müßtest Du es auch hart finden, wenn ich Dir ein bösartiges Geschwür aufschnitte, das einen Deiner edlen Theile zerstören will.

Sechs und achtzigster Brief.

Rosalie Grambold an ihre Mutter.

Brandhorst.

(Vor Empfang des Vorigen geschrieben.)

Ich bin in großer Verlegenheit, liebe Mutter. Grambold ist schon seit vier Tagen abwesend, wolte nur Einen Tag ausbleiben, und nun hör' ich, daß er nach Kassel zu einem gewissen Esplandin gereiset sey, der ein Bekannter von ihm und ein arger Wüstling ist. Vermuthlich hat ein Auftritt, den wir miteinander hatten, den nächsten Anlaß zu der Reise gegeben. Ich erfuhr nemlich, daß er heimlich wieder die berüchtigten Mädchen besuche, denen er einmal eine Fete geben wolte. Als er nach Haus kam, sagt' ich ihm gerade zu, daß ich das schlechterdings nicht dulden würde; daß ich nicht wieder so unglütlich werden wolle, als ich gewesen sey; daß eine Frau sich dergleichen

öffentliche Ausschweifungen ihres Manns nicht gefallen zu lassen brauche, u. s. w. Er wurd' aufgebracht, sagte mir, daß er sich nicht wie einen Knaben behandeln lasse, und nun gleich in jenes Haus gehen wolle, zum Zeichen, daß er thun könne, was ihm gefalle. „Und so darf ich auch thun, was mir gefällt!" sagt' ich. „Die Stadt wird dich kennen lernen, wenn ich die Briefe vorlege, die ich in Händen habe, um eine Scheidung von dir zu begründen." — „So weit könntest du es treiben?" rief er wütend, sprang auf und rannte zur Thür hinaus. Am Abend sagt' er mit ziemlicher Ruhe, daß er am nächsten Morgen nach Gronau in Geschäften reisen müsse. Ich weiß, daß er oft dort zu thun hat, war also froh, daß er gerade jezt weg gieng, und daß wir uns Beide ein wenig abkülen konnten. Aber jezt ist mir sehr bange. Ich werfe mirs vor, daß ich ihm mit den Briefen gedroht habe. Wie? wenn er nun nicht wieder zurük käme, nach Amerika gienge, Militärdienste nähme? Gewis wird ihm Esplandin so etwas rathen. Ach! rathen Sie mir, liebe Mutter, was ich thun soll. In mir ist eine Unruhe,

die ich gar nicht beſchreiben kann. Bannte mich nicht ein Katharralfieber in mein Haus, faſt in mein Bett, ich käme zu Ihnen. Doch wer weiß, ob das Fieber nicht eher ein Angſtfieber iſt. Ich erwarte mit umgehender Poſt Ihre Antwort.

Sieben und achtzigster Brief.

Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalie Grambold.

Holdheim.

O! meine Tochter, hättest Du doch meinen Brief früher erhalten! Er hätte Dich gewarnt, Du hättest Dich warnen lassen, und die widrige, unweibliche, gemeine Szene wäre nicht vorgefallen, die ohne Zweifel Grambold zur Verzweiflung gebracht hat. Was ist es doch, wenn man sich durch seinen Stolz und seine Heftigkeit beherrschen läßt, und der Verstand auf Vertheidigungsgründe dieser verkehrten Leidenschaften sinnen muß? Du warst tausendmal besser, da Du unglücklich warst, da Dich Grambold mißhandelte, als jezt, da Du ihn mißhandelst, obgleich mir der Stolz auf Dein untadelhaftes Betragen nie gefiel. Auch Pflichtstolz ist Stolz, und jeder Stolz ist Gift der Sittlichkeit. Doch; ich will Deine Angst

nicht noch vermehren. Einer Unglüklichen muß man keine Vorwürfe machen; und wer sich selbst vorwerfen muß, daß er Schuld an seinem Unglük sey, der ist doppelt unglüklich. Ohnehin wird Dich mein lezter, unglüklicherweise zu spät angekommener Brief, zur Selbsterkenntniß gebracht haben, und zur Reue. Und dann ist schon alles gut. Ich habe dann nicht mehr zu tadeln, sondern zu helfen, wenn ich kann. Handelt' ich anders, so würd' ich Dir gleich, und brächte Dich zur Verzweiflung, wie Du Grambold dazu gebracht hast.

Also höre, was ich thun will! Kommt Grambold in einigen Tagen nicht zurük, so melde mirs. Auch ob Du gewis bist, daß er sich in Kassel aufhalte. Ich will dann durch eine sichere Gelegenheit an ihn schreiben, — offen und gerade, wie die Sache liegt; will Dich entschuldigen, so weit ich Dich entschuldigen kann, und Dich tadlen, wo ich Dich tadlen muß. Ich werd' ihm aber ein besseres, sanfteres, weiblicheres Betragen von Deiner Seite verbürgen, und Du wirst mich nicht wortbrüchig machen. So hoff' ich Grambold wieder herbei zu loken; und sobald er mir das

verſpricht, ſchreibſt Du ihm ſelbſt, — was Dir Dein Herz eingiebt. Kenn' ich ihn recht, ſo widerſezt er ſich nicht; denn er hat immer noch eine gewiſſe Anhänglichkeit an Dich, und nur Deine Heftigkeit, Deine Mißhandlungen, ſein gekränkter männlicher Stolz verleitete ihn zu dieſem tollen Schritt. Erkundige Dich alſo genau, und ſchreibe mir, ſobald Du etwas Beſtimmtes weißt. Demütige Dich vor dem, der dem Stolz widerſteht, aber der damit Gnade verheißt. Bitt' Ihn um Ruhe für Dein Herz. Deine Mutter thut's auch.

Acht und achtzigster Brief.

Rosalie Grambold an ihre Mutter.

Brandhorst.

O! Mutter, Mutter, wie hab' ich gehandelt, und wie wars möglich, daß ich so handeln konnte! So verkehrt, so unsinnig! Ja; unsinnig! Mir ist es jezt gewis, daß der Mensch, der sich seinen Leidenschaften überläßt, in einer Art von Verrükung lebt, ärger als Mancher, der in einem Irrenhause verpflegt wird. Alles, was Sie sagen, wußt' ich so gut; die Folgen meiner Handlungsart, der Widerwille Gramboldś, sein innerer Ingrimm, seine Beschämung, und die Gewalt, die er sich anthat, um nicht auszubrechen, — das Alles lag so klar vor meinen Augen, und ich Verblendete, achtet' es nicht. Noch mehr: ich fült' es selbst, daß er sein Vergnügen wieder außer dem Hause suchte, weil ich ihm sein Haus unerträglich machte; daß er mir zum

Troz, jene Mädchen wieder besuchte; daß er gleichgültig wurde gegen Ehre und Schande, weil ihn sein eigenes Weib öffentlich beschimpfte. Käm ich nur Einmal zur Besinnung, so müßt' ich erschreken vor dem Gedanken, in welche innere Wut es ihn versezen mußte, — ihn den Eitlen, Ehrsüchtigen. O! Mutter, der Stolz ist die wahre Satanität in dem Menschen. Ist irgend Jemand von einem bösen Geist besessen, so ist es der Stolze, und das stolze Weib von sich; denn sie geht auf Verderben aus, wie Satan und vergöttert sich selbst, wie Satan. Ich habe nie ein Wesen so gehaßt, verabscheut, wie mich selbst. Würden Sie nicht selbst unglüklich dadurch, wenn Sie Ihre unwürdige Tochter unglüklich sähen; Sie solten sie überlassen ihrem Schikſal, das sie verdient. Ich werde nie wieder wagen, meine Augen aufzuheben, vor Ihnen der Sanften, Reinen, Edlen, die — leider! eine solche Tochter hat.

Neun und achtzigster Brief.

Rosalie Grambold an ihre Mutter.

Brandhorst.

Ja liebe Mutter, schreiben Sie. Ich bitte Sie um Alles, was Ihnen lieb und heilig ist, schreiben Sie. Ich ertrage diese Angst nicht. Noch ist Grambold nicht zurükgekommen; er kommt auch sicher nicht zurük, wenn Sie ihn nicht zurükbringen. Denn denken Sie! Gestern Abend besuchte mich ein Bekannter von Grambold, der durch Kassel gekommen war. Er hatt' ihn dort gefunden, ihm gesagt, daß er hier durchkommen werde, und ihn gefragt, ob er ihm nicht einen Auftrag an mich geben wolle. Grambold hatt' es abgelehnt, und nur lächlend hinzugesezt, daß er mich ja wol doch n seinem Namen grüßen werde, ohne beson: deren Auftrag. Man hatt' davon gesprochen, n der nächsten Woche in Gesellschaft — nach Paris zu reisen. — Nach Paris! — Liebe

Mutter, was ſoll aus Ihrer armen, — nicht armen, aus Ihrer, mit Blutſchuld belaſteten Roſalie werden, die ihren Mann ins Verderben gezwungen, gejagt, gestürzt hat? — Ich habe kein Auge zugethan; habe mir die Nägel abgebiſſen, daß meine Finger bluten. Mein Herz blutet noch mehr. O! wenn ich nur den Unglütlichen, zur Verzweiflung gebrachten wieder bei mir hätte, wie wolt' ich dulden, tragen, Alles was er mir auflegte, und Sie, und Gott, und alle Welt; wolte ſchweigen und meinen Mund nicht aufthun, was er auch beginnen, wie er auch leben mögte, nur daß ich keine Schuld hätte. Mutter; es iſt etwas Schrekliches ein böſes Gewiſſen haben.

Ach! ſchreiben Sie Mutter; ſchreiben Sie!

Neunzigster Brief.

Adelaide B. an Grambold.

Holdheim.

Mög' er Sie in einer guten Stunde treffen, dieser Erguß eines leidenden, gedrükten Mutterherzens, das sein ganzes Vertrauen nur noch auf Sie sezt. Ja auf Sie, lieber Grambold, weil ich eine gewisse Rechtschaffenheit an Ihnen kenne, und einen ruhigen Sinn, der hören kann. Meine Rosalie hat sich an Ihnen vergangen; sie hat ihren Gatten auf eine Art behandelt, wie kein Weib in keinem Fall ihren Gatten behandeln soll. Sie ist niedrig genug gewesen, Sie an gewisse Briefe zu erinnern, die von Fehltritten zeugen; sie hat Ihnen — ich schäme mich, es auszusprechen — mit ihrer Bekanntmachung gedroht; sie hat von Scheidung gesprochen. Ich weiß Alles. Sie sind dadurch in Ihrem Innersten empört worden, wie natürlich. Sie haben das nicht mehr er-

tragen können. Sie haben Ihr Haus verlaſſen. Auch dagegen will ich nichts ſagen, weil es in der Erſten, heftigen Empfindung geſchah. Blieb Roſalie ſo, wie ſie war; ſo ſolten Sie nie zurükkehren. Ich ſelbſt würde Sie abhalten, wenn Sie es wolten. Aber leſen Sie den beiliegenden Brief, und darin ihre Reue, die gewis wahr und unverſtellt iſt, weil ſie ihn blos an mich ſchrieb, weil ſie gar nicht ahnet, daß er vor Ihre Augen kommen könne. Die Abſicht, die ſie bei ihrem verkehrten Betragen hatte, wiſſen Sie. Sie wolte Ihnen Geſchmak an geiſtigeren Vergnügungen einflößen; ſie wolte ihren Grambold vor den Klippen bewahren, an denen er ſchon einmal dem Scheitern nahe war. Sie wolte ſich eine glükliche Ehe erzwingen, und Ihnen. Freilich fieng ſie das auf eine ſo verkehrte Art an, daß es gerade das Gegentheil wirken mußte. Ihre Heftigkeit, ihr Stolz gaben ihr die Mittel ein, und ihr ſonſt guter, geſunder Verſtand wurde beräubt von dieſen unſeeligen Leidenſchaften. Aber jezt iſt ſie zur Selbſterkenntniß gekommen; deſſen bin ich gewis. Sagen Sie nicht, ſie bereue jezt eben ſo heftig, wie ſie geſündigt

habe. Solche heftige Charaktere verfallen dann aber eben so leicht in die alten Sünden, wie sie sich der Reue überlassen haben. Das ist wahr; und mir gilt eine Reue von der Art so wenig wie Ihnen. Ein Lungengeschwür, das sich ausleert und wieder anfüllt, ist darum am Ende doch tödtlich, ob es gleich oft geheilt scheint. Man kömmt am Ende zu einer solchen Fertigkeit im Bereuen, daß das Sündigen auch nicht mehr schwer wird, weil das Bereuen nicht mehr weh thut, weil man sich wol gar darin gefällt. Aber Alles müßte mich betrügen, oder mit Rosalie ist es jezt anders. Ihr Stolz ist gebrochen, weil sie sich gar zu grob gegen sie vergangen hat. Wenn ein verkehrter Sinn noch nicht recht zum Ausbruch kam, dann ist er gefährlich. Man kann sich immer noch bereden, es sey eine menschliche Schwachheit, Reizbarkeit, die in gewissen Lagen manche Entschuldigung verdiene, u. d. gl. Aber hat er sich recht in Thaten verkörpert; so erscheint er in seiner ganzen Häßlichkeit und Verächtlichkeit. Der Stolz muß sich von ihm wenden, wenn ein Mensch noch nicht zur Satanität herangereift ist. Und das trauen Sie Rosalien

doch nicht zu! Außerdem können solche reizbare Charaktere fixirt werden, wenn ihnen durch irgend etwas, eine Szene der ausgebrochenen und verkehrten Reizbarkeit vergegenwärtigt und im Andenken erhalten wird. Dafür werd' ich dann sorgen, durch Veranstaltung eines ernsten Festis zum Andenken Ihrer Zurükkunft. Außerdem sollen Rosaliens beide, an mich geschriebene Briefe in Ihren Handen bleiben, und Rosalie soll es wissen und wollen, daß sie darin seyen. Die unseeligen Briefe aber sollen vernichtet werden, damit auch die äußere Versuchung nicht mehr sey, oder vielmehr, damit Sie sich auch nicht einmal die Moglichkeit einer ähnlichen Szene denken können. Und nun lieber Grambold, kommen Sie gewis zurük, wenn ich Sie recht kenne. Von der Ursache der Reise wird weiter kein Wort gesprochen. Rosalien überlaß' ich ganz Ihrem Herzen; und auch Sie. Ich werde bei Ihrem Empfang gegenwärtig seyn, um Ihnen die Verlegenheit eines Tete-a-Tete zu ersparen, und Ihnen Beiden meinen Segen zu geben.

Leben Sie wol und lassen Sie mich nicht lange auf Antwort warten, nach der ich mich,

wie Sie leicht denken können, ſo ſehr ſehne. Ruhe meines Heines Herzens gilt Ihnen noch etwas; das weiß ich. Und ſie iſt jezt in Ihrer Hand.

Ein und neunzigster Brief.

Grambold an Adelaide B.

Kaſſel.

Ich war feſt entſchloſſen, nicht wieder zurükzukommen und komme doch zurük. Zwar haben meine Freunde Alles angewandt, um mich von meinem Vorſaz abzubringen; ſie haben mir vorgeſtellt, wie bald meine Frau ihren alten Deſpotismus wieder hervorſuchen werde, — nicht hervorzuſuchen brauche, ſondern ihn als bewährtes Zwangsmittel, zu benuzen wiſſen werde. Sie haben mir ihre Behandlungs- oder vielmehr, ihre Mißhandlungsart vergegenwärtigt und mich dadurch beſchämt. Eſplandin hat mir verſprochen, mich mit nach Paris zu nehmen, und mich in alle Herrlichkeiten dieſer, jezt Einzigen Kaiſerſtadt einzuweihen: aber Ihre Mütterlichkeit und Ihr gegebenes Wort hat mich beſtimmt. Schon dieſe ganze Zeit her empfand ich eine Unruhe, die

ich nur betäuben, aber nicht erſtiken konnte. Alles unverdiente Mißtrauen, das ich gegen Roſalien im Herzen getragen, alle Proben, auf die ich ſie geſtellt, alle Bitterkeiten, die ich ihr geſagt hatte, giengen, wie in einer laterne magique vor mir vorüber. Ich ſah ſie einſam, mit verweinten Augen, blos auf Erfüllung ihrer Pflichten eingeſchränkt, freudenlos ihre jungen Tage vertrauren; ich hörte ihre reſignirte Stimme, als ſie mir verſprach, Alles zuzubereiten, zu einem Feſt, das ich jenen Sirenen veranſtalten zu wollen vorgab. Wirklich mußt' ich mir manchmal die ganze Bitterkeit ihres lezten Betragens recht vergegenwärtigen, beſonders die Szene, in der ſie mir merklich mit gewiſſen Briefen drohte, um mich in gehöriger Anfreizung zu erhalten. Dabei gefällt mir, die Wahrheit zu ſagen, Eſplandins und ſeiner Freunde Lebensart gar nicht. Das iſt nicht nur ein Jagen nach Luſtbarkeiten, ein ewiger, nie geſättigter Genußdurſt und eine Langeweile unter allem Genuß; es iſt zugleich ein bitteres Verhöhnen Alles deſſen, was noch Grundſaz, Rechtſchaffenheit, Recht heißt; ein Sinnen auf Verführung und eine Freude am

Verführen, wobei man ſich jedes Mittel erlaubt. Ich war nie ein Tugendheld, und bin es auch jezt nicht: aber entweder mein Geſchmak hat ſich ſehr geändert, oder Eſplandin iſt tief geſunken, ob er gleich immer leichtſinnig, beſonders gegen Ihr Geſchlecht war. Was mich aber am Meiſten empört, das iſt ſein Benehmen gegen die gutmüthige, kindliche Amala, die mit ihrem ganzen Herzen an ihm hängt, und das Nemliche von ihm glaubt. Wenn er ſich ſelbſt nur noch beredete, daß er ſein Wüſtlingsleben aufgeben, und ſie glüklich machen wolle! Aber daran denkt er nicht. Er will ihre Schönheit und ihr Geld. Mag dann aus ihr werden, was will! Sie iſt einmal beſtimmt, um ſeine Beute zu ſeyn. Nein, unter ſolchen Menſchen iſt mir auch nicht wol.

Alſo ich komme zurük, liebe Mutter, ſobald ich mich Eſplandins Augen und Spöttereien entziehen kann. Aber Sie muß ich in meinem Hauſe treffen; man muß mich empfangen, wie einen Mann, der von einer Geſchäftsreiſe zurükkommt; von den empörenden Auftritten muß nicht mehr geredet, die unſeeligen Briefe ſollen verbrannt werden. Mit

Einem Wort: Alles Geſchehene ſoll vergeben und vergeſſen, wenigſtens durch kein Wort mehr aufgefriſcht ſeyn. Durch Ihre Hülfe, liebe Mutter, wollen wir ein neues Leben beginnen. Mehr aus Trez, aus empörtem Freiheitsgefül, als aus Geſchmak, hätt' ich mich wieder in meine alte Lebensart geſtürzt. Es ſoll und wird nicht geſchehen, wenn ſich Roſalie ordentlich beträgt, und mich mit ihren Bitterkeiten nicht raſend macht. Doch; das fürcht' ich nicht. Hat ſie Ihnen gefolgt, und ſich ſo unglaublich gehalten, als ich unleidlich mißtrauiſch und bitter gegen ſie war; ſo wird ſie gewiß jezt folgen, da ich es nicht mehr bin, und da ſie erfahren hat, wohin ein ſolcher unweiblicher Deſpotiſmus einen Mann bringen kann.

Alſo rechnen Sie darauf: ich komme, ſobald es mir in meiner Schwachheit möglich iſt.

Zwei und neunzigſter Brief.

Adelheid an Theophan.

Lindenfeld.

Haben Sie niemals erfahren, verehrter Mann; wie es dem Menſchen zu Muth iſt, wenn er nach einer unruhvollen, ängſtlichen, Tag und Nacht durchdauernden Reiſe auf unbekannten Wegen, nach manchem Irrefahren, und mancher Ungewisheit, ob er auch jezt auf dem rechten Wege ſey, — nach manchen Entbehrungen und unzäligen Beſchwerden, nach mancher Furcht, beraubt zu werden oder in einen Abgrund zu ſtürzen, — zur Ruhe gekommen iſt? Ich denke, ihm muß es ſeyn wie mir, ſeit einiger Zeit. Zu Haus hat er auch nicht Alles, was er wünſcht und es geht nicht Alles, wie er wünſcht: aber er ſchikt ſich hinein. Hat er auch wenig Genuß; ſo genießt er doch das Wenige mit Ruhe. Sein Weſen iſt doch nicht immer auf eine ermüdende Art aufgeſpannt.

Er iſt ſchon bis auf einen gewiſſen Punkt glüklich, weil er nicht unglüklich iſt. Ja, lieber Theophan; ſo iſt es mir jezt; und Sie werden ſich darüber freuen, daß es ſo iſt. In der Ruhe nach Ermüdung liegt eine eigene Art von Süßigkeit, die man ſchmeken muß und nicht beſchreiben kann; in der innern, noch mehr, wie in der äußeren. Man ſieht in ſeinem Innern, was man ſonſt nie ſah, hört, was man ſonſt nie hörte; man verſteht ſich ſelbſt, genießt ſich ſelbſt. Man ſieht auch anders auf Andere, richtiger und unbefangener. Wie in einer ruhigen, klaren Waſſerfläche ſpiegelt ſich Alles in uns ab, wie es iſt; und meiſt iſt es dann beſſer, als wir dachten. An einem ſtillen Abend iſt es uns ſo wol, und das Leben iſt dann ein ſolcher Abend. Mein Külchal iſt ein herzensguter, durchaus biederer Mann, und iſt glüklich, weil er das iſt. Ruhig verrichtet er ſeine Geſchäfte, ruhig genießt er die kleinen häuslichen Freuden; und dieſe Ruhe thut auch denen wol, die um ihn ſind. Sie hat auch mich angeſtekt — nicht angeſtekt, kalmirt, wie unſere Magnetiſärs ſagen. Manchmal regt ſich noch eine heftige Sehnſucht

nach etwas Besserem, Höheren: aber ich nehme dann gleich ein häusliches Geschäft vor, lese in einem guten Buche, und mir wird wieder ruhig. Unsere Hella, sein Liebling, die sich so anmuthig entwikelt, und so innig an dem Vater hängt, ist ein neues Band geworden, zwischen Külthal und mir. Wir haben nun Ein gemeinschaftliches Interesse mehr und ein heiliges. Väterlichkeit und Mütterlichkeit macht frommer; und ich möchte sagen, christlicher. Wer als ein Vater, eine Mutter könnt' es besser verstehen: wenn auch ein Vater, eine Mutter, ihr Kind vergäße; so vergeß' ich dich doch nicht." — „So sehr hat Gott die Menschen geliebt, daß Er seinen Einzigen Sohn für sie hingab.?" Auch find' ich, daß mein Külthal öfter Theil an meinen Lesestunden nimmt, seitdem ich ihn nicht dazu treibe; daß er sich mir von der religiosen Seite mehr nähert, seit ich ihn nicht mehr herbei ziehen will. Er spricht mit mir von Manchem, wovon er sonst freiwillig nie sprach; er liefert mir selbst Manches vor, sucht Manches für mich auf, wovon er glaubt, daß es mir wolthun könne. Kurz: er zeigt mir in Allem,

daß er meinen religiösen Sinn ehrt; freilich erst, seit ich ihm nicht mehr Blätter oder höchstens Blüten, sondern reife Früchte dieses Baums darreiche. Und daran hat er recht; denn wozu soll dieser Baum, wenn er nicht Früchte trägt? Neulich las er mir selbst etwas aus Halems einfach-schönen Gedicht: „Jesus, der Stifter des Gottesreichs" vor, und es gefiel mir sehr gut. Nur, als ich es ganz durchgelesen hatte, that mirs leid, daß der religiöse Dichter, blos von den Reden und nichts von den Thaten des Einzigen dargestellt hatte, mit denen seine Reden so innig zusammenhangen, durch die sie erst ihre Bestätigung erhalten. Wenigstens würde man Ihm kaum haben glauben können, daß Er überall helfen, retten, Bedürfnisse befriedigen könne, was Er doch so oft sagt und verspricht, wenn Er nicht Manchen, die Zutrauen zu Ihm faßten, wirklich geholfen, Manche Elende gerettet, manches Bedürfniß wirklich befriedigt hätte. Doch; ich hielt mich an das, was der Dichter gab, und ich muß sagen, daß mir außer meiner Luthers Bibel, kaum je etwas so einfach Christus-artig geschienen hat, wie diese schön-versifi-

zirte Geſchichte. Külebal und ich leſen ſie oft zuſammen; und es freut mich unbeſchreiblich, daß wir etwas Religiöſes, Beide mit gleichem Vergnügen, genießen können. Gemeinſchaftlicher geiſtiger Genuß, veredelt jede Verbindung, auch die eheliche, und zieht ſie feſter zuſammen. Nicht wahr, Theophan? Sagen Sie mir doch bald ein Wort der Leitung des Beifalls oder Tadels; es wird auf alle Fälle ein freundliches ſeyn.

Drei und neunzigster Brief.

Theophan an Adelheid.

Brukholm.

Ich hab' es voraus gesehen, liebe Adelheid, daß das Verhältniß mit Ihrem Külthal so werden würde, wie Sie mir es beschreiben, und ich habe mich zum voraus darüber gefreut. Zwei gute Menschen können sich nie ganz ferne bleiben, wenn sie Unbefangenheit genug und Gelegenheit haben, sich zu verstehen, und — wenn sie sich nicht zu nahe seyn wollen. Ehemals wolten Sie Külthal ganz zu sich hinziehen, ganz Eins mit ihm werden, wie Sie es mit Ihrem Salem waren; er ließ sichs eine Zeitlang gefallen, aber am Ende sträubt' er sich, wie natürlich. Die Berührung wurde schmerzlich, weil Sie sich von allen Seiten berühren wolten. Jezt sind Sie weiser geworden. Sie nähern sich, so weit Sie sich ohne Zwang auf irgend einer Seite nähern können;

die andern Seiten lassen Sie unberührt. Und Ihr Christenthum empfindet er blos durch Ihre Geduld, Sanftmuth, Freundlichkeit, — durch jene gefällige, scharfsinnige Liebe, die ein Bedürfniß ahnet, eh' er es sich selbst bewußt ist, und einen Wunsch erfüllt, eh' er in ihm zur Reife gekommen war. Was in Ihnen lebt, sieht er blos durch die Art, wie es Sie belebt. Ehemals wolten Sie ihm die Reben von dem Weinstok geben, vielleicht gar das Holz; das schmekt' ihm nicht. Izt geben Sie ihm die süße, reife Traube; diese genießt er mit Vergnügen. Das Alles ist in der Ordnung. Aber liebe Adelheid; ich habe Ihnen doch noch eine Warnung zu geben, weil Sie mein liebes Beichtkind sind. Ehemals regten sich in Ihnen hohe, geistige Bedürfnisse, nach deren Befriedigung Sie sich sehnten. Sie trugen in sich ein Urbild von Freiheit, von Kraft, von Seeligkeit, dem nichts um Sie hin entsprach. Sie dursteten nach einer Liebe, die selbst Ihr Salem nicht geben konnte, oder wenigstens nur in gewissen heiligen Momenten, die man sich nicht veranstalten kann, die gegeben werden müssen. Sie wolten schauen, was Sie

glaubten, erfahren, was Sie wußten, beſizen, worauf Sie hofften. Und Alles ſolte bleiben, nicht vergehen, ſich nicht verändern, nicht wegſchwimmen mit dem Strom der Zeit. Das Unvergängliche, Ewige, Vollendete war Ihnen erſchienen, und Sie ſtreckten ſich aus, es zu erfaſſen. Mit Ungeſtüm ſuchten Sie erſt Befriedigung dieſer Bedürfniſſe; ſuchten ſie in aufgeſpannter Erhebung, in willkührlich-aufgeregtem Gefül. Sie wolten Ihren Himmel erfliegen, und kraftlos ſanken Sie zu Boden.

Freilich mußte das nicht ſeyn. Das Göttliche erſcheint; es wird gegeben. Niemand erringt's.

Noch jezt regen ſich ſolche Bedürfniſſe in Ihnen, wie mir Ihr Brief zeigt. Aber Sie ſuchen ſich zu zerſtreuen, nehmen ein fremdartiges Geſchäft vor, leſen in einem guten Buch, und dann ſchweigt das Bedürfniß. Liebe Adelheid; auf dieſem Wege könnten Sie wohl machen, daß es ſich gar nicht mehr regte, daß Ihnen das Vergängliche, die Käfichfreiheit, die laue Liebe, der Polypenzuſtand genügte; und das muß nicht ſeyn. Dieſe höheren Bedürfniſſe

ſind das heilige Pfand unſeres Gottesadels, das unterſcheidende Merkzeichen unſerer Abſtammung aus einer höhern Welt und unſerer Beſtimmung für ſie. Nur in den beſten innerlich geſunden Menſchen, nur in den beſten Momenten des Lebens regen ſie ſich. Sie ſind uns Sporn zu dem Höheren, Leitſtern unſeres Lebens, innere Gottesſtimme: „Menſch; Du biſt nur Fremdling auf der Erde.“ Sie in ſich erſtiken, heißt morden an dem Allerheiligſten ſeines Weſens, ſich verſtümmeln zu einem fein-organiſirten Thier. Wer keine Wißbegierde mehr hat, für den giebt es nichts Wiſſenswerthes; und wer ſich nicht mehr ſehnt nach einer beſſeren Welt, für den giebt es keine.

„Aber“ werden Sie mir ſagen, „was ſollen mir dann dieſe Bedürfniſſe, die mir, doch nicht befriedigt werden konnen? Eben ſie führten mich zu der Unruhe, die Sie ſelbſt an mir tadelten.“ Was ſie Ihnen ſollen? Ihr Blik ſoll dadurch hinüber geleitet werden, auf die höhere Welt, wo ſie vollauf befriedigt werden ſollen. Sie ſollen dadurch abgehalten werden ſich genügen zu laſſen an dem Eitlen, Vergänglichen, was ſich bei allem Erdenweſen

findet; ſollen dadurch fülen lernen, daß die Erde Sie nicht ſättigen kann. Uebrigens ſoll Ihre Ruhe dadurch nicht geſtört werden. Sie ſollen ſich nur überzeugen, daß ſie Ihnen zu rechter Zeit befriedigt werden und zu der beſten; Sie ſollen nicht Herbſtfrüchte eſſen wollen im Sommer, und Sommerfrüchte im Früling: aber Sie ſollen auch nicht wähnen, daß es keine erquikende Trauben gebe, weil ſie im Juny noch nicht reif ſind. Sie ſollen ruhig warten lernen, was Alle lernen mußten und müſſen, die ſich erziehen laſſen von Gott.

Vier und neunzigster Brief.

Aeone an Wandulf.

Werdau.

Nein; Sie müssen nicht erschreken, weil ich wieder einmal schreibe, lieber Wandulf. Es ist kein Unglük vorgefallen; mein Eduard ist wol, meine Leny strozt von Gesundheit und Leben, und ich bin eben noch immer die Aeone die Sie ja kennen. Zwar ist mein Edelwald nicht bei mir, sondern auf seiner Schweizerreise; aber ich gönn' ihm die Freude herzlich, und bin so keine Thörin mehr, mich über Gefahren zu ängstigen, die — möglich wären. Edelwald hat mir so viele mögliche Gefahren gezeigt, wenn er auch in seiner Residenz bliebe, seine Amtstage hielt, seine Hausmannskost mit mir äße, und seinen Spaziergang mit mir hielt, daß ich eigentlich den ganzen Tag zittern und beben müßte, über die Dinge, die kommen könnten. Und dazür will ich mich wol hüten!

Entbehr' ich ihn auch; so hat er dafür mehr Genuß; das Wiederſehen iſt gar ſüß, und dann kann er mir ſo viel erzälen, ohnerachtet er mir ein Tagebuch ſchikt. (Wenn Sie mir Intereſſe dafür verraten; ſo ſchik' ich Ihnen Manches davon.) Wie wol wird's ihm auch thun, wieder zu Haus, unter den Seinigen zu ſeyn, ſeinen Eduard wieder auf dem Knie reiten, ihn ſpringen zu laſſen, den Schmeicheleien ſeiner Lony ſich hinzugeben, und — was das Beſte iſt, ſeiner Aeone. Alle Weiber, die ſich auf ihren Vortheil verſtehen, ſolten manchmal ihre Männer zu einer kleinen Reiſe bereden. — Nun, eine Schweizerreiſe braucht es gerade nicht zu ſeyn! — Ohne Entbehren, kein Genuß; ohne Hunger kein rechter Wolgeſchmak. Dann würd' es den Männern wieder recht fülbar werden, was ſie an ihrem Haus, an Weib und Kindern haben. — Nein lieber Wandulf, ich habe nichts auf dem Herzen, was ich Ihnen ergießen mögte.

Und doch hab' ich etwas, wenn ich's recht bedenke, und ich glaube gar, es hat mich hauptſächlich an den Schreibtiſch getrieben, an dem man mich ſonſt nicht leicht findet, ſobald

die Briefe an Edelwald gefertigt ſind. Ueberhaupt ſteh' ich mit Ihnen in einem Verhältniß, wie manche Religioſen mit Gott, die ſich Ihm nur nahen, um zu danken, oder zu bitten, oder wol gar Beides zugleich, die man auch deßwegen des Eigennuzes beſchuldigt. Aber nicht wahr, lieber Wandulf; Sie lachten auch gutmüthig zu dieſem Eigennuz, und er iſt Ihnen ganz recht, weil Sie dann erinnert werden, daß Sie etwas gegeben haben, und wieder etwas geben können? So denk' ich dann, Gott hat auch jene Eigennüzige lieber, als die Bettelſtolzen, die ſich das Air geben, als wolten ſie nichts von Ihm haben, da ſie doch nichts haben ohne Ihn! Iſts ja auch ſo ein freundliches Verkehr, zu bitten, zu empfangen, zu danken, — zu geben und zu nehmen, wenn ſich der, der giebt, ſo glüllich fült, wie der, der empfängt, oder noch glüklicher. Nicht wahr, Wandulf?

Nun denn, zur Sache! Etwas wolt' ich Ihnen doch klagen, was mich in meinem häuslichen Leben nekt, mich oft gar verdrießlich machen will. Es iſt unſer weiblicher Beruf. Daß wir uns ſo viel mit mechaniſchen, unbedeuten-

den Dingen beschäftigen müssen; daß wir meist nur für Essen und Trinken zu sorgen haben; daß wir unsere höhere Kräfte, die uns doch, — mit Ihrer gütigsten Erlaubniß — auch nicht ganz versagt sind, fast gar nicht, oder doch nur selten benuzen können. Da kommt am Morgen der Knecht und zeigt an, daß Rüben gesäet werden müßten; ich gehe mit ihm zu Rath, geb' ihm Saamen, — etwas zum Essen. Nun erscheint die Magd, und fragt, was gekocht werden soll. Die Vorräte werden durchgegangen, die Reste werden nachgesehen, es wird wieder Rath gehalten — um des Essens willen. Jezt muß ich in die Milchkammer; es wird abgerohmt, der Rohm in das Butterfaß gegeben, Buttern befolen; es ist zum Essen nöthig. Die Kinder fordern ihr Frühstük; es wird bereitet und gegessen. Wein muß aufgefüllt, abgelassen, gezapft werden; die Frau Oberamtmännin kann es keiner Magd allein überlassen, sie muß eine halbe Stunde im Keller sizen, damit etwas Gutes zu trinken da sey. Nun kommt die Zeit zum Mittagessen; es wird gegessen und getrunken. Man trinkt Kaffee. Jezt giebts

vielleicht eine Stunde zum Lesen, wenn nicht im Garten etwas angeordnet oder Bohnen oder Sauerkraut eingemacht, oder die Wäsche besorgt, oder — pfui der Schmiererei! — eingeschlachtet werden muß. Aber länger als eine Stunde dauerts nicht; denn nun muß das Vesperbrod besorgt werden, für Knechte, Mägde, Arbeiter und Kinder. Das Abendessen ist nicht weit; es muß besorgt, die Kinder müssen zur Ruhe gebracht, die Taglöhner müssen bezalt werden, die für's Essen arbeiten. So geht meist, wenigstens oft der Tag herum. Ein großes Glük, wenn Zeit übrig bleibt, zu dem hoch wichtig geistigen Geschäft, — einen Strumpf zu stricken, oder ein Hemd zu nähen. Da kann doch wirklich der Geist sehr gebildet werden, der für ein höheres Leben bestimmt ist! Wenigstens wird man da nicht verführt, sein Herz an die Erde zu hängen, und den Magen zu seinem Gott zu machen, da man für ihn so viel frohnden muß, und auf der Erde so viel — Schmuziges ist. Eigentlich solte der ordentliche Christenmensch leben, wie er betet im Unser-Vater; sechs Theile geistlich, und Einen Theil für das tägliche Brod.

Aber bei uns gehts umgekehrt: sechs Theile sind für's tägliche Brod, und Ein Theil ist, wenn's Zeit und Umstände erlauben, für den Geist. Wenn ich mir dagegen die Männer denke! Ordnung und Ruhe halten, wol gar Sittlichkeit und Religiosität befördern in seinem Kreise; Jedem sein Recht verschaffen und erhalten, gegen Chikane und Druk; junge Menschen zu Menschen bilden, und zu guten Staatsbürgern, einen Familienvater, eine Mutter, ein geliebtes Kind vom Tod retten; Hunderten Arbeit verschaffen, und Unterhalt — welch andere Geschäfte, als — für eine ordentliche Malzeit zu sorgen und für ganze Strümpfe! Ja; gestehen Sie es nur, Wandulf; wir sind zu Sklavenarbeiten verdammt, von Euch Herrn der Schöpfung, oder wol gar — Gott verzeih mir die Sünde! — von dem obersten Herrn der Schöpfung.

Denn sehen Sie; es geht doch nicht anders. Alles wird vernachläßigt oder verkehrt, wenn die Hausfrau nicht überall ist. Die Dienstboten verwildern selbst; die Kinder gewöhnen sich an Unordnung; das Einkommen reicht nicht hin; der Mann wird verdrießlich,

ſucht ſein Vergnügen außer dem Hauſe, und — es iſt eben Alles verdorben.

Denken Sie alſo nicht, Wandulf, ich hätte Luſt, etwas von dieſen hoch-geiſtigen Geſchäften zu unterlaſſen. Nein; ich verrichte ſie pünktlich. Aber ſie neken mich manchmal; und gerade darum, weil ſie doch nothwendig gethan ſeyn müſſen. Und da muß' ich es Ihnen eben ſagen. Es iſt Einem woler, wenn man ſich über ſolche Nekereien nur gegen Jemand auslaſſen hat. Edelwald darf ich über ſo etwas gar nicht mukſen. Er will mir ſonſt gleich eine Haushälterin verſchreiben; und das wäre mir gerade ſo, als ob mir der Dokter Rhabarbar verſchriebe. Leben Sie wol.

Fünf und neunzigster Brief.

Wandulf an Aeone.

Grenzau.

Mußt' ich nicht lächlen, und manchmal beinahe laut lachen, über die Beschreibung Ihres häuslichen Lebens, über Ihre Eß-, Trink-, Garten-, Milch- und Viehbesorgungen, als ob das ununterbrochen und alle Tage so fortgienge! Sie Arme, haben wol bei Nacht, die neuen Schriften von Madame de Genlis, von Ehrenberg und Brandes lesen, und sich am Schlaf abbrechen müssen, um Ihre Urtheile darüber niederzuschreiben! Kaum am Sonntag können Sie sich wol auf dem Flügel üben; und Ihre arme Kinder werden sich wol unter den Mägden herumtreiben müssen! Nein, Aeone; so arg wird und kann es wol nicht seyn, mit Ihren Haushaltungsgeschäften, wie Sie es in Ihrer Lebendigkeit darstellen. Vielleicht war etwa den Tag vorher, als Sie mir

ſchrieben, ungewöhnlich viel im Haus zu thun. Das ergriff Ihre Phantaſie. In Ihnen war zugleich der Gedanke lebendig worden, der in vielen gebildeten Weiberköpfen — faſt hätt' ich: ſpukt geſagt — doch „einen Frau Baſenbeſuch macht," darf ich wol ſagen, — der Gedanke, daß Ihre Beſchäftigungen als Hausmutter gar zu niedrig ſeyen, ſich um Elendigkeiten drehen, daß nichts Großes, Bedeutendes dadurch gewirkt werde; ſie fülten ſich zu etwas Beſſerem fähig, alſo auch berufen. Daher denn der juvenaliſche Erguß gegen häusliche Beſchäftigungen, den ich, die Wahrheit zu ſagen, kaum von einer Aeone erwartet hätte. Iſt denn das Ihr ganzes Geſchäft? Iſt Leitung Ihrer Dienſtboten, Erheiterung Ihres Edelwalds, Bildung Ihrer Kinder, eigene Fortbildung, um ſie bilden zu können, — auch etwas ſo Mechaniſches, wie die Sorge für Ihre Milchkammer und Ihren Tiſch? Oder glauben Sie, daß in dem männlichen Beruf nicht auch mechaniſche Geſchäfte verrichtet werden müſſen? Gewis muß Ihr Edelwald auch Protokolle diktiren, wobei nichts heraus kommt, und darüber entſcheiden, wenn ſich zwei Weiber ge-

schimpft haben? Jeder Arzt muß oft Rezepte verschreiben, die weniger nuzen, als die Bestellung eines Ragouts, wodurch ein Bratenrest genuzt wird; und die Pfarrer müssen an manchem Krankenbett bei innerlich-todten Menschen, mehr in den Wind reden, als Sie, wenn Sie bestellen, daß heute und wo Erbsen gepflanz werden sollen. Wie wichtig indeß auch diese mechanische, kleinliche Beschäftigungen sind, fülen Sie selbst. Oder ist es etwa eine Kleinigkeit, wenn die Dienstboten verwildern, die Kinder sich an Unordnung gewöhnen, das Einkommen nicht zureicht, wenn am Ende der Mann verdrießlich wird und sein Vergnügen außer dem Hause sucht? Glauben Sie, liebe Aeone; solche Dinge verhindern, heißt Großes und Wichtiges thun. Es ist der größte Nuzen des edelsten Standes, der Religionslehrer, daß sie sittliche Unordnungen verhindern; des positiv-Guten, was sie befördern, weiß man wenig, und sie selbst erfahren selten etwas davon. Aber, was die Hauptsache ist: es kommt bei dem Menschen weit weniger darauf an, was er thut, sondern wie und warum er es thut; weniger auf die Handlung selbst,

als auf den Sinn, aus dem sie floß. Dem feinen Kenner jedes sittlichen Verdiensts gelten die, der Armut gegebenen Goldstüke der reichen Schriftgelehrten, wie Pfenninge, und der Pfenning einer armen Witwe mehr als ein doppeltes Goldstük. Ihr Luther, dessen Naivetät und Derbheit Sie so sehr lieben, sagt in dieser seiner Sprache: „man kann in Gottes Namen Windeln waschen und in des Teufels Namen das Abendmal austheilen.“ Sie verstehen ihn ja!

Wir sind hierher gesezt, liebe Aeone, — nicht damit das Gute und Große befördert werde, das etwa ohne uns nicht befördert werden könnte. Durch Ihn, den Urquell desselben könnt' es ja so leicht, und durch ganz andere Mittel befördert werden. Vielleicht haben die Satane auf Erden, wie ihr Stammvater und unsichtbarer Obere, mehr Gutes befördert, als alle edle Menschen aller Zeit; wenigstens hätten diese ihr Werk nicht zu Stand bringen können ohne jene, so wie manche Krankheiten nicht geheilt werden können ohne Gift. Wir sollen nur gebildet, unsere Pflichttreue soll geübt werden; wir sollen lernen unsere Kräfte brau-

chen und zurükhalten, brauchen, wie und wo Er es will, unſer Erzieher; wir ſollen in Beziehung auf Ihn werden, was ein gutes Kind in Beziehung auf ſeinen Vater iſt, — das Beſte, was ein Menſch hier werden kann. Und gewis führt er ſicherer dahin, ein Beruf, den wir in der Welt klein nennen, als ein Anderer, der gros heißt. Nicht blos darum, weil Pflichttreue in großen, auffallenden Thaten, die nicht ſo oft vorkommen, leichter iſt, als in kleinen, die in Menge an der Tagesordnung ſind, da ſich bei jenem der Menſch von Natur aufſpannt, durch Enthuſiasmus exaltirt wird, bei dieſen aber leicht erſchlafft, was ſogar unſerer lieben Aeone begegnen könnte, würde ſie nicht mehr durch ihren Takt, als durch ihre Anſichten geleitet; ſondern noch aus anderen Urſachen. Kaum kann ein Mann mit Kraftanſtrengung etwas Bedeutendes thun, ohne daß davon geredet, geſchrieben, daß öffentlich darüber geurtheilt, daß es gelobt, getadelt wird. Es macht auf alle Fälle Aufſehen; er erſcheint als eine öffentliche Perſon. Erhält er allgemeinen Beifall — welche Verſuchung zur Eitelkeit, zum Selbſtdünkel! Wird er ver-

kannt und getadelt, welche Versuchung zu Bitterkeit, zu Muthlosigkeit, zu Hochmut, der sich wegsezt, über Anderer Urtheil, und sich selbst genügt! Wie schwer hält es, rein zu bleiben unter diesen Versuchungen! Das Weib sieht und hört täglich rings um sich her, was zu thun, zu ordnen, zu leiten, zu veranstalten ist. Sie leitet und ordnet mit jener, ihr eigenen Umsicht und Klugheit, mit Ernst und Milde, wie es die Klugheit räth. Sie beschäftigt ihre Kinder, fertigt eine Handarbeit und hat ein Auge auf das Haus, zu gleicher Zeit. Sie opfert Ruh' und Schlaf, Umgang und den geistigsten Genuß, selbst mit ihrem Gatten auf, wenn und so oft es nöthig ist. Und das Alles geschieht in der Stille, von keinem Auge gesehen, von keinem Ohr gehört, von keiner Zunge gepriesen. Selbst ihr Gatte sieht wenig davon; er weiß nur im Allgemeinen, daß er eine brave Hausfrau zur Gattin hat. Nicht Lob sondern Liebe wird ihr dafür; und durch Liebe wird Niemand verdorben. Steht sie also auf dem — wie ich überzeugt bin, Einzig-wahren Standpunkt, nicht in der Größe oder in den auffallenden Folgen eines

Geſchäfts, ſondern in der Treue, womit es verrichtet ward, ſeinen Werth zu ſuchen: ſo iſt es ihr leichter, rein zu bleiben, als irgend einem Mann, der die Ruder des Staats führt, oder als Schriftſteller allgemein verehrt wird. Ich lege Ihnen hier die Abſchrift einer Predigt bei, die ich vor einiger Zeit von unſerem W. hörte, und von ihm erbat. Sie wird Ihnen mehr ſagen, als ich Ihnen ſagen kann. Mögen Sie dann wirken in Ihrem Kreiß, wie Naemi wirkte, ohne daß Ihnen darunter etwas würde von Naemis äußerem Schikſal. Das Reiſejournal unſeres Edelwalds theilen Sie mir doch ja mit. Ich kenne zwar die Gegenden die er durchreiſet: aber ſolche Reiſejournale charakteriſiren den Menſchen, der ſie ſchreibt, ſo gut wie die Gegenden, die er ſah. Und ſo etwas mag ich gern leſen, von Edelwald.

Ruth 1, 1 — 17.

Ein Familienauftritt, deſſen innere Schönheit gewis Jeder unter uns, von ſelbſt fült! Wer möchte nicht eine ſolche Mutter ſeyn, wie dieſe Schwiegermutter? Wer möchte nicht von ſeinen Töchtern ſo geliebt werden, wie ſie von ihren Schwiegertöchtern geliebt ward? Wer möchte nicht eine ſolche Tochter haben, wie Ruth war? Und alle dieſe Menſchen gefallen nicht durch vorzüglichen Geiſt, durch hohe Bildung, ſondern allein durch ihre Liebe zu einander, durch ihren guten Sinn, durch das, was ſie an und für einander gethan haben, und noch thun wolten. „Wer das Büchlein lieſet," ſagt ein Edler unſerer Zeit, *) „läßt nicht ab, bis er es ausgeleſen hat; fült ſein Herz erweicht; bewundert, wie feſt, ſanft und ſchön, die dargeſtellten Perſonen handeln, und freut ſich zu ſehen, wie Bekümmerte, Nothleidende, oft ge-

*) Der vortrefliche Großherzog von Frankfurt, Carl von Dahlberg.

tröſtet und erquikt werden, wenn ſie auf dem Wege der Tugend fortwandeln.“ Und gewis hat er recht. Wer nicht verwöhnt iſt durch unſern Prachtaufwand, und unſere unſittliche Sittenfeinheit, dem wird wol, in dieſer Welt voll Einfalt, wo kein edles Blut entadelt wird durch Armuth, ſondern nur durch unedlen Sinn, wo man nicht eine unnatürliche Tugendmaske vornimmt, und damit Alles für die Tugend gethan zu haben glaubt, ſondern, wo ſich das gute Mädchen giebt und geben darf, wie ſie iſt, — zart und jungfräulich zeigen darf, was ſie wünſcht. Ohne Zweifel iſt die Geſchichte zur Ehre der Familie Davids geſchrieben. Das zeigt die ſorgfältige Herleitung von dieſer Stammmutter, die ſich am Ende des Buchs findet. Und der Verfaſſer ahnet nicht einmal, daß Davids Familie durch die äuſſerſte Armuth einer ihrer Stammmütter herabgewürdigt werden könne. Er erzält, daß ſie Aehren geſammelt habe, die nemliche Perſon, durch die er Davids Familie ehren will! Welche liebenswürdige Unbekanntſchaft mit dem Ahnenſtolz und Geldſtolz, der den Sinn unſers Zeitalters ſo verdreht! —

Uebrigens ist sie höchst einfach, die Erzählung; so rührend sie auch ist, und so edel auch die Personen darin erscheinen. In den Zeiten des israelitischen Faustrechts, hatte Mangel und Hungersnoth, einen Israeliten aus Bethlehem, mit Weib und Kindern, in das Land der Moabiter vertrieben. Der Hausvater starb, hinterließ Naemi als Wittwe, und seine beiden Söhne nahmen sich Moabitische Weiber. Nach zehen Jahren starben beide Söhne, und Naemi blieb mit Arpa und Ruth allein. Sie hörte, daß der Mangel in Israel nicht mehr so gros sey, entschloß sich also, in ihr Vaterland zurükzukehren, und wurde von ihren Schwiegertöchtern begleitet. An der Grenze erinnert sie Naemi, sie sollten umkehren nach ihrer Heimath: aber sie wollen sich nicht trennen von der Mutter. Naemi besteht darauf, und führt die besten Gründe an. „In Israel werdet Ihr keine Männer finden" sagt sie. „Ein Bruder Eurer Gatten wäre verpflichtet, Euch zu heiraten.*) Aber ich habe keine Söhne mehr; ich werde nicht wieder heiraten; und heiratete

*) Nach dem Leviratsrechte. 5. B. Mos. 21, 5 — 10

ich — wie könntet Ihr warten, bis er erwachsen wäre, mein Sohn, der noch nicht geboren iſt?“ Arpa und Ruth waren beide tief gerührt. Arpa nahm indeß Abſchied, und gieng zurük. Ruth blieb. Naemi redete ihr noch einmal zu, ihrer Schwägerin zu folgen. Aber Ruth beſteht darauf, bei ihrer Mutter zu bleiben. Sie hat den Gründen nichts entgegen zu ſezen, als ihre Liebe. Was hatte Naemi, die arme, geringe Naemi gewirkt! Gewis: kein Menſch iſt ſo gering, lebt in einem ſo kleinen Kreiſe, der nicht Gutes wirken könnte, um ſich her. Das wollen wir hier lernen; und es wird uns heilſam ſeyn, wenn wir es lernen, damit wir erinnert werden, auch wir Alle können Gutes wirken in unſerm Kreiſe. Wie muß ein Menſch ſeyn, wenn er Gutes wirken will? Oder wodurch wirkt er? Und was kann er wirken? — Dieſe zwei Fragen ſoll uns dieſe Erzälung beantworten.

Ich rede jezt nicht von Menſchen in einem erhabenen Stande, in einem wichtigen Amte; auch nicht von Menſchen mit vorzüglichem Geiſte, mit ausgezeichneten Talenten. Bei ihnen verſteht ſich's von ſelbſt, daß ſie wirken, gros

und kräftig wirken, daß ſie alſo auch viel Gutes wirken können. Ein Joſeph, ein Moſes, David, Salomo, oder ein Paulus, Petrus, Johannes — ein Luther, Franke, Spener, Lavater, Reinhard — was konnten ſie wirken, was haben ſie gewirkt? — Von der Art war unſere Naemi nicht. Sie zeichnet ſich weder durch Stand, noch durch hohe Bildung aus. Sie ſagt kein Wort, was einen vorzüglichen Geiſt verräth.

Aber ein guter, wirklich innerlich guter Menſch muß es ſeyn, wenn er Gutes wirken will. Worte wirken nur Worte; Handlungen höchſtens äuſſere Handlungen; aber ein guter Sinn, zündet guten Sinn an. Wer Andere viel Gutes reden hört, ſezt den Werth des Menſchen leicht darin, daß man viel Schönes, Gutes rede; wer den Andern gut handeln ſieht, daß man gut handle; wenn aber ein Menſch, der auf uns wirkt, wirklich guten Sinn hat, ſo fülen wir, daß guter Sinn in uns ſeyn müſſe. Und ſo war Naemi. Alles, was ſie ſagt und thut, trägt das Gepräge der Güte, Milde, Frömmigkeit, und jener ſo natürlichen Züchtigkeit, die als Haupteedelſtein oder Perle,

in der Krone des weiblichen Reizes, dem Kenner erscheint. Wie herzlich war ihr Wunsch an ihre Schwiegertöchter! Wie selbstlos war ihre Liebe, daß sie sie nicht mit haben wollte! Wie voll war sie von dem innigen Gefüle, daß Gott ihr ihre Kinder genommen habe! Welcher feste Blik auf Gott, auch bei Kleinigkeiten! Welche Züchtigkeit und Vorsicht in der Leitung ihrer Schwiegertochter! Sie beschloß ihr Leben, wie es jedes gute Weib zu beschließen wünscht, — als Wärterin eines Kinds. Ihr selbst, hatte Gott keine Kinder mehr gegeben; sie wälte sich also das Kind von der, die ihr Herz zur Tochter, deren Herz sie zur Mutter gewalt hatte.

Natürlich brauchen wir nicht gerade zu handeln wie sie. Es ist nicht ein Mensch wie der andere, und eine Lage nicht wie die andere. Nur daß du immer gut seyn, und immer besser werden wollest! Nur daß dein Blik auf Gott gehe! Daß du jedes Gute als Gottes Wolthat, jedes Leiden als Bildungsmittel Gottes fülest; nur daß du wol zu machen, Andere zu versorgen, ihr Glük zu befördern strebest, wenn es auch nur die Näheſten deines Hauſes,

deines Kreiſes ſind; nur daß du nicht ha
ſächlich ſeheſt auf deinen eigenen Vortheil, d
eignes Vergnügen, ſondern auf Anderer T
theil, Anderer Vergnügen! Seyen übrig
deine Gaben noch ſo gering; ſey dein K
noch ſo klein. — Auf je Wenigere du wirk
kannſt; deſto ſtärker, tiefer, dauernder wi
du wirken. Je weniger ſich deine Kraft
verbreiten ſucht; je unwiderſtehlicher iſt ſi
Der Sonnenſtral, der auf ein ganzes La
fällt, zündet, ſchmilzt nicht ſo, als wenn
in Einem Brennpunkt zuſammengedrängt iſt.

Vor Allem aber muß Liebe dein Inn
res erfüllen; du mußt Vertrauen und Li
wecken können um dich her. Manchen wa
dieſe Gottesgabe in hohem Grade. Nicht du
Körperreiz. Dieſer vergeht ſchnell, wie d
Neigung, die ſich allein darauf gründet. Ni
durch hohe Geiſteskraft. Sie erregt Achtun
Bewunderung, Ehrfurcht: aber noch nicht L
be. Nein; durch ſein Herz; durch Füll
Tiefe, Innigkeit des Gefühls; durch Wärme,
erwärmen, durch Treue, auszuhalten, durch i
neres Leben, zu beleben. O! du, der du e
was von dieſen Gaben empfangen haſt; d

trägst einen Adel, den keine Revolution, kein Zeitgeist dir nehmen kann, der auch dort Adel bleibt. Du trägst Gottes Bild an dir; wirkst und beglükst, wie Er, bist selbst glüklich, wie Er es ist. Aber wenn du auch diese Gottesgabe nicht empfangen hättest; wenn nur Liebe in dir lebt; — nicht Selbstsucht, die nur an sich ketten, und in Fesseln halten will; nicht Eitelkeit, die nur Bewunderung erregen, aber nicht mit Liebe erwiedern will; nicht Wollust, die nur nach Befriedigung thierischer Lüste strebt, — nein; Liebe, die sich selbst vergißt, nur in Anderen sich fült, die wol machen und nichts als wol machen, erheitern, beleben, helfen, und nichts als das will, und sich selbst froh und selig fült, wenn sie das gethan hat; die sich nicht erbittern, aufbringen, umstimmen, kühler machen läßt, sondern fest bleibt; Liebe, die „Alles glaubt, Alles hofft, Alles duldet.“ Sie wirkt auf Andere, wie nichts wirken kann; sie allein macht dauerhaften ewigen Eindruk. So war Naemi's Liebe. Sie hatte Ruth so gerne bei sich, und wollte sie doch von sich haben, weil sie in Israel kein Glük für sie sah. Sie, Naemi, dachte nicht an Boas, sondern

legte nur Alles darauf an, daß er der Ruth würde. Liebe war jeder Rath, jede Warnung, jede Aufmunterung, die ſie ihr gab; und Liebe, daß ſie das Kind der Ruth zu ſich nahm, für das Kind lebte, und als Wärterin des Kinds ſtarb. O! du ſtill edles Weib, das nicht wußte, was es that und was es war; — du liebteſt, weil du nicht anders, als lieben konnteſt, und deine Liebe wirkte fort, wer weiß, wie lange Zeit, herab. Deiner wird nach mehreren tauſend Jahren noch gedacht; und der Gute weidet ſich noch jezt an Deiner Einfalt, Frömmigkeit und Liebe.

Und ich dächte, — dadurch, durch dieſe Liebe wirkt ſie auch. Nicht durch ausgezeichneten Verſtand; davon findet ſich keine Spur. Nicht durch Lebendigkeit, Munterkeit. War ſie doch durch die ſchwerſten Leiden niedergedrükt! Sie wirkte Liebe, durch Liebe, die auch allein durch Liebe gewekt werden kann. Und welche Liebe! Welche reine, unerſchütterliche Anhänglichkeit! So ſpricht die Liebe; ſo kann ſie allein mit Wahrheit ſprechen. Wir können wol Gegenden vorziehen; aber das iſt uns die angenehmſte Gegend, wo wir Liebe finden, wo un-

ſer Herz lieben kann. Das Vaterland iſt uns lieb und theuer; aber noch theurer ein Menſch, in den wir unſer Herz ergießen können, der unſern Erguß treu aufnimmt in ſein Herz. Selbſt unſere Religion, wenn wir ſie nicht ſchon als wahr an uns erfahren haben, (was ja die Heidin Ruth nicht konnte) vertauſchen wir allenfalls an die, die uns durch ein liebendes Weſen lieb ward. Von der Wirkung ſchließen wir auf die Urſache. Von dem liebevollen Verehrer einer Gottheit, auf die Liebe der Gottheit ſelbſt! Es iſt wahrer und warmer Ausdruk der Liebe: „Wo du hingehſt, da will ich auch hingehen. Wo du bleibſt, da bleib' ich auch. Dein Volk iſt mein Volk; dein Gott iſt mein Gott. Wo du ſtirbſt, da ſterb' ich auch; da will ich auch begraben werden.“ Und daß es nicht tändelnde Empfindſamkeit war, dafür bürgt uns das Zeitalter der Einfalt, und der Gang der ganzen Geſchichte. — Da haben wir alſo ſchon den Einfluß eines guten, liebevollen Menſchen. Er wekt Liebe bei Anderen um ſich her; und durch dieſe Liebe iſt ſchon ſehr viel gewirkt. Wenn das Menſchenherz nur einmal wahrhaftig lieben kann; dann iſt

der Gottesfunke ſchon hinein gelegt, wodurch der ganze Menſch erwärmt und belebt werden kann, für das Gute. Liebt man Einmal, mit wahrer Liebe, Eins der Näheſten ſeines Herzens und ſeines Bluts; ſo kann man mehrere lieben. Unſer ganzer Kreiß, jeder Menſch, der uns nahe kommt; die ganze Menſchheit, wird uns heilig. Iſt ſie ja die Familie des Geliebten! So bildet Gott ſeine Kinder durch Eltern, zu Liebe. Kein Menſch handelt ſchlecht, hart, roh, der wahre Liebe im Buſen trägt. Tauſendfacher Sinn für Großes, Edles, Göttliches, wird in dem Menſchen gewekt, durch Liebe. Er wird Gott näher, denn Gott iſt die Liebe. Das Alles haſt du in einem Menſchen gewirkt, wenn du durch Liebe, Liebe wekteſt, in ihm.

Und er wird dir folgen, gerne folgen deinem Worte, und gut werden, wenn du ihm zum Guten räthſt. Wie folgte Ruth ſo gern ihrer Schwiegermutter! Sieh, lieber Menſch, wenn du gut biſt, und Gutes willſt; wenn du durch Liebe den Andern gewonnen haſt — deinen Gatten, deine Gattin, dein Kind, deinen Freund: du kannſt ihn zum Guten bringen,

auf die leichteste, natürlichste Art; du kannst ihm Stellvertreter Christus, Gottes seyn, was der Mensch dem Menschen auch seyn soll. Du kannst zur Seeligkeit einen Menschen bilden, den Gott so viel achtete, daß er seinen Sohn, den Jesus so viel achtete, daß Er sein Leben für ihn gab.

Das wäre denn auch das sicherste Mittel, um Ehrfurcht vor Gott, ächte Religiosität, Frömmigkeit einzuflößen, den Menschen, in deinem nächsten Kreise. Wodurch bewirkte es Naemi, daß Ruth ihr sagte: „Dein Gott ist mein Gott?“ durch ihre Liebe, ihre gute Behandlung, ihren guten Sinn; nicht durch Disputiren über Religion. Es mag wol seyn, daß Ruth schon durch ihren Gatten bessere Begriffe von der Israeliten Religion erhalten hatte: aber sie erkannte sie doch hauptsächlich an den Früchten, die sie hervorbrachte bei Naemi. Willst du also die Deinigen frömmer, christlicher machen; laß sie nicht deine Vorwürfe, deine scharfsinnigen Gründe, deine schönen Worte hören; sondern deine Sanftmuth, deine Geduld, Gewissenhaftigkeit, Liebe sehen, und dadurch bewogen werden, zur Verehrung Gottes.

Die Treue, mit der du Alles verrichtest, was dir obliegt, deine Strenge gegen dich selbst, deine Nachsicht gegen Andere, zeige ihnen, wie treflich die Religion sey, die du verehrst. An dem, was sie aus dir gemacht hat, sehe man ihren wahren Werth.

Und denke nicht, daß es bei dem Einen bleibe, wenn du auf Einen gut gewirkt hast. Alles rein-Gute, Alles, was durch Liebe in einem Herzen aufgeregt wird, ist Saamkorn zu hundertfacher Frucht, die wieder Saame zu tausendfacher werden kann, die Summe des Guten, millionenfach vermehrt. In einem kleinen Kreise wirkte Naomi, auf die Einzige Ruth; aber sie war eine Stammmutter von Isac, von David, in denen so viel Vertrauen auf Gott, so viel Sinn für das Gute, Göttliche war. Wer weiß, ob es nicht durch Ruth zum herrschenden Familiengeiste wurde; und was hat sie dann gewirkt? —

Sechs und neunzigster Brief.

Adelaide B. an Wandulf.

Holdheim.

Ich wende mich an Sie, verehrter Mann, ob ich gleich nie in einem schriftlichen Verhältniß mit Ihnen stand, weil ich Sie durch mehrere meiner Freundinnen kenne, und weiß, daß man sich in einer solchen Angelegenheit, nur an die Wenigen wenden kann, worunter Sie gehören. Doch zur Sache!

Der junge Soltan, hielt sich eine Zeitlang hier auf, um unseren geschikten Heberstreit an's Krankenbett zu begleiten und dessen Erfahrungen zu benuzen. Sie kennen ihn. Es ist ein geistreicher, feiner, artiger Mann, von reinen Sitten, und unbescholtenem Ruf. Er besuchte mich, als ich mehrere Bekannte bei mir hatte; er gefiel uns Allen sehr wol, und ich lud ihn auf die Dienstage ein, wo ich mehrere Personen zum Thee bei mir sehe. Es

wurde gelesen, Musik gemacht, geplaudert, und Soltan zeichnete sich als ein guter Gesellschafter, immer mehr aus. Ich war freundlich gegen ihn, scherzte mit ihm, und er kam außer den Dienstagen, auch manchmal Morgens zu mir. In einigen kleinen Unpäßlichkeiten rieth er mir, und ich warnt' ihn vor dem Umgang mit einigen jungen Leuten, die sich an ihn gedrängt hatten. Er kam öfter, las mir etwas vor, sang etwas, was mir neu war, und beredete mich am Ende einige Duetten zu singen, was ich lange nicht gethan hatte. Am Ende wurd' er eine Art von Hausfreund, den man vermißte, wenn er sich einen Tag nicht hatte sehen lassen. Ich merkte wol, daß er alle mögliche Attentionen für mich hatte, daß er meinen Umgang ämsig suchte; manchmal, wenn ich allein mit ihm war, schien er mir auch verlegen: aber Anfangs bemerkt' ich's kaum, und o.s ich's bemerkte, schien es mir der Anfang einer Liebe zu der liebenswürdigen Emma Klarfeld, die er sehr oft bei mir traf. Der Mann ist wenigstens zwanzig Jahre jünger als ich. Wie konnt' ich an mich denken? Verschiedemal hatt' er in großer Verlegenheit angefangen,

von seinem Herzen, vom Verlust seiner Freiheit u. d. gl. zu reden, hatt' auch einmal, wenn ich ihn recht verstand, hinzugesezt, daß sein Glük von mir abhange; aber es war immer Jemand dazu gekommen, und ich in meinem Wahn glaubte sicher, daß er mich um meine Fürsprache bei der lieben Emma bitten wolle, die ich ihm auch nicht versagt hätte. Es ist ein Mensch, der wol ein Mädchen glüklich machen kann, so wie sie einen Mann. Wie erstaunt' ich also, da ich vor etwa acht Tagen einen Brief erhielt, in dem er mir mit aller Schwärmerei der jugendlichen Liebe versicherte, daß ich allein ihn glüklich machen könne, und daß er mir seine Hand anbieten würde, sobald er völlig etablirt sey. Sie können sich meine Verlegenheit denken. Ich machte mir eine Menge Vorwürfe über meine Unvorsichtigkeit, daß ich ihn so weit hatte kommen lassen; indeß mußt' ich mir immer das Zeugniß geben, daß ich den Umgang mit einer Person von meinen Jahren durchaus für unverfänglich, und mich überhaupt in Hinsicht auf Liebe, für eine Person sans consequence gehalten habe. Ich war mir bewußt, daß ich sicher meine Maas-

regeln genommen haben würde, wenn ich — eitler geweſen wäre. Er kam am folgenden Tag zur gewöhnlichen Stunde; allein ich war zu einer Freundin gegangen, weil ich keine Szene mit ihm haben, ihn alſo nicht ſehen wollte, bis die Sache ganz abgemacht ſeyn würde. Ich blieb den ganzen Tag bei meiner Freundin; er war am Nachmittag wieder da geweſen, und am Abend fand ich ein Billet von ihm, das ſeine Verzweiflung darüber ausſprach, daß er gleich am folgenden Morgen, nach Grenzau reiſen müſſe, und mich vorher nicht habe ſehen können. So ſteht dieſe abentheuerliche, mich ſehr beunruhigende Geſchichte.

Jezt bitt' ich Sie, verehrter Mann; dem braven jungen Menſchen, deſſen Zutrauen Sie haben, und der Sie gewiß gleich beſucht, den unter fliegendem Siegel beiliegenden Brief mit der Schonung zu geben, die man an Ihnen gewohnt iſt. Ich überlaß' es Ihnen, ob Sie ihn von dem Innhalt etwas wollen merken laſſen, oder ob Sie für beſſer halten, es abzuwarten, bis er Ihnen ſein Herz ergießt, was er ſicher thun wird. Sie ſagen ihm dann noch das Nöthige, und ſtellen ihm vor, daß und

warum ich jezt durchaus darauf bestehen müsse, ihn nur in Gesellschaft zu sehen. Ihrer Weisheit und Delikatesse überlaß' ich Alles; und dies Zutrauen ist natürliche Folge der Achtung, die ich schon lange gegen Sie empfand.

Sieben und neunzigster Brief.

Adelaide B. an den Herrn Doktor Solton.

Heldheim.

Lieber Solton; das ſind Sie mir noch, und ich denke, Sie ſollen mirs auch bleiben, ob mich gleich Ihr Brief in nicht geringes Erſtaunen und noch größere Verlegenheit geſezt hat. Nie hatt' ich auch nur eine Ahnung, daß Sie mich Anders, als Ihre mütterliche Freundin betrachten könnten, die ich auch war und noch bin, und bleiben zu können hoffe. Sie können ſonſt leicht denken, daß ich Ihnen nicht ſo freien Zutritt in meinem Hauſe verſtattet hätte, daß ich nicht ſo oft allein mit Ihnen geblieben wäre, daß ich Sie überhaupt nicht auf den vertrauten Fuß behandelt hätte, wie ich that. Freilich bemerkt' ich zulezt manchmal Verlegenheit an Ihnen; Sie fiengen auch einigemal ſo an, daß es Einleitung zu einer Lie-

beserklärung hätte seyn können; allein offen gesagt, mir kam kein Sinn davon, daß es mich gälte, sondern ich glaubte fest, daß Sie mich um Fürsprache bei einem Mädchen von Ihrem Alter bitten wolten, die ich Ihnen auch gewis nicht verweigert hätte. Noch jezt — kennt' ich Sie nicht in Ihrer Biederkeit, wie ich Sie kenne, und in Ihrer Verehrung unseres Geschlechts, die sich nur bei den Reineren, Edleren des Ihrigen finden; ich wüßte nicht, was ich aus Ihrem Briefe machen, wofür ich ihn nehmen solte. Eine Liebeserklärung, ein Heiratsantrag von einem Jüngling von ein und zwanzig Jahren an eine Frau von vierzig, also an eine Frau, die recht gut seine Mutter seyn könnte — man kann sie allerdings für Scherz oder Sport nehmen, je nachdem der Jüngling ist, der sie thut. Davon bin ich indeß weit entfernt, da Sie es sind. Ich glaub' es Ihnen, daß Sie jezt wirklich wähnen, mit mir als Gatte glüklich seyn zu können, weil Sie sich mit mir als mütterlichen Freundin, und in meinem Umgang wol, vielleicht manchmal glüklich fülten. Ich begreife sogar etwas von der Entstehung dieses Wahns.

Sie sagen mir, es sey Ihre Erste Liebe und ich will es Ihnen glauben. Aber die Erste Liebe ist meist nur ein Versuch zu lieben; das Gefül eines Bedürfnisses, das sich auf den Ersten besten Gegenstand wirft, der ihm mit Wolwollen entgegenkömmt, und in diesem gefunden zu haben wähnt, was er bedarf. Es ist dann gar nichts Seltenes, daß ein Jüngling seine Erste Liebe einer reifen, wol gar überreifen Frau zuwendet. Die Koketterie mancher dergleichen Weiber abgerechnet, macht sie ihm durch ihr offenes, zwangloses, natürlich zuvorkommendes Wesen, mehr Muth. Sogar seinem Geschmak sagt sie mehr zu, weil der unverdorbene Jüngling leichter *sieht*, als *ahnet*, Weiblichkeit in ihrer *Vollendung* ihn also mehr anspricht, als in ihrem *Werden*. Das Alles mag auch Ihr Fall seyn, und Sie mögen wirklich glauben, mich zu lieben und das Glük Ihres Lebens in mir zu finden. Eine Zeitlang finden Sie es auch vielleicht wirklich. Allein in wenig Jahren wird und muß die Ansicht anders seyn. Jezt fang' ich an, sichtbar zu welken, und Sie blühen immer mehr auf. Mai und November passen

schlecht zusammen, und immer schlechter, je weiter sie vorrükt, die Zeit. Die Ansichten des Lebens werden verschieden und immer verschiedener. Wahren Theil nehmen an Manchem, was Ihnen Freude macht, kann ich dann nicht. Es würde mir also keine Wahl bleiben, als: Theilnahme zu affektiren, oder Sie Ihren Weg gehen zu lassen und auch den meinigen allein zu gehen. Das Erste, aus welchem edlen Grund es auch geschehen mag, knikt doch, und zerstört allmälich, die Offenheit, das gänzliche Hingeben, das Wurzel und Produkt, Brod und Würze des ehelichen Lebens seyn soll. Geht jedes seinen Weg, so ist die Ehe schon innerlich geschieden. Es bleibt nichts Anders übrig, als eine gewöhnliche Fürsten-Verbindung, durch Konvenienz, Gesez und Pflicht. Wenn man nur die ehelichen Lasten miteinander trägt, und die ehelichen Geistesgenüsse nicht mit einander theilt; so giebt das Eins von den Produkten, wie die neuen Staatschen, bei denen nichts als — das Heilige fehlt, oder wie gewisse politische Verbindungen, deren Daseyn man blos bemerkt, durch die Lasten, die sie

auflegen, und durch den Zwang, in den sie uns versezen.

Und fände sich's nun gar, daß Sie nach diesem Versuch zu lieben, den Gegenstand fänden, den Sie wirklich liebten, — welch namenloses Elend! Sie wolten mich nicht verlassen und fülten sich doch unwiderstehlich hingezogen zu einer andern. Aus Liebe wolten Sie mir Liebe heucheln, und ich sähe mit Schaudern täglich, daß Sie nur heuchelten. Ich würd' Ihnen lästig, widrig, unausstehlich; Sie verdammten sich selbst wegen dieser Empfindung, und hätten sie darum nicht weniger. Nein, Soltan; dazu sind Sie mir zu lieb, um Sie einer solchen Gefahr auszusezen, einer solchen Zwietracht in Ihrem Inneren, die nur durch Gotteskraft versöhnt werden kann.

Ich hab' ein Beispiel an einer meiner Bekannten erlebt, das noch weit schrecklichere Folgen hatte, obgleich sie und ihr Gatte, gute Menschen waren. Die Frau von Zirlau, eine Witwe von fünf und vierzig Jahren, eine noch blühende, gebildete, artige Frau lebt' auf dem Land und sah viele Menschen in ihrem Haus. Der Forstmeister von Waldheim, ein

junger, unverdorbener, für alles Gute und Edle warm-enthusiastischer Mann, der eben in die Gegend versezt worden war, sucht' und erhielt natürlich Zutritt in dem Haus, und gefiel sich darin, besser als irgendwo. [redacted] Frau des Hauses unterhielt ihren Besuch, mit jener natürlichen Höflichkeit, die nichts Konventionelles hat, sondern lauter Herzensgüte zu seyn scheint, es oft auch wirklich ist. Niemand war eigentlich bei ihr zum Besuch; er war in der Ersten Stunde zu Haus, wenigstens war es seine Schuld, wenn er es nicht war. Der junge Forstmeister war es bald und ganz. Alle müßige Stunden, ganze Tage bracht' er bei der unterhaltenden, lebhaften Zittlau zu. Sie verreisete in ein Bad, und Waldheim fülte eine Leere in seinen Stunden, hielt es aber für eine Leere in seinem Herzen. Ihr Umgang war ihm unentbehrlich, weil er nichts Anders hatte; so glaubt' er denn, sie selbst sey es ihm. Er glaubte wirklich, sie zu lieben, erklärt' ihr dieß und bot ihr seine Hand an. Die gute Frau war freilich bedenklich, wegen Ungleichheit der Jahre: aber der feurige Forstmeister versicherte sie so ehrlich, daß die Liebe Alles

gleich mache, daß er nie eine junge Perſon ſo lieben könne, daß gerade die Reife ihres Geiſtes, ihn ſo anziehe; er war ſo eindringend, ſo voller Aufmerkſamkeit, Alles, was er ſprach und th[illegible] trug ſo offenbar das Zeichen von Redlichkeit, daß ſie — ihr Herz gehen ließ; denn ſie liebt' ihn wirklich. Sie traute ihren Reizen zu, daß ſie ſich noch eine Zeitlang halten würden, und ihrem Geiſt, daß er Alles erſezen würde, wenn dieſe Reize verblüht wären. Sie gab ihm ihre Hand. Anfangs lebten ſie ſehr glüklich mit einander: aber bald zeigte ſich's doch, daß die Frau zwanzig Jahre älter als der Mann ſey. — Die Weiber altern ohnehin früher und ſchneller als die Männer. — Der junge, feurige Mann vermißte bald eine ähnliche Frau, die mit ihm fahren, reiten, jede Luſtbarkeit in der Nachbarſchaft genießen, dort Nächte durchtanzen könnte und wolte. Natürlich konnt' und wolte das aber ſeine Gattin nicht. Er gieng alſo allein, genoß allein, und dieß wirkte ſchon eine gewiſſe Entfernung zwiſchen ihnen. Sie wolt' ein wenig an ihm bilden. — Glauben Sie mir, die Weiber in gewiſſen Jahren laſſen das nicht. — Er ſolte ſo,

lider werden, und er fand in ihren Ansichten und Vorstellungen nichts Solides, sondern nur Hofmeisterei. Das entfernt' ihn von ihr, auch wenn er zu Haus war. Endlich sah er auf einem Bal, die Fräulein von Werdenberg, die längst nach einem Wesen schmachtete, das ihr Herz ausfüllen könnte. Sie traf gleich sein Herz, und er das ihrige: aber keins gestand es dem Andern. Je lebendiger sie es fülten, jemehr suchten sie es sich selbst zu verbergen. Beide scheuten sich, es in Worte zu fassen, was eigentlich in ihnen war, und ihr ganzes Wesen erfüllte. Endlich brach der Damm durch; sie gestanden sich, daß sie einander viel seyen, einander ganz verständen, über Alles, ganz miteinander sympatisirten. Das Wort: Liebe nannten sie nicht. Und was war die Folge davon? Die gute Zittlau merkt' es bald, konnt' es nicht tragen, kränkte sich, macht' ihrem Gatten Vorwürfe, dessen Liebe dadurch natürlich nicht vermehrt wurde. Die arme Fräulein hielt sich zurük, schmachtete, kränkelte. Der Forstmeister konnte das nicht ansehen, ließ sich von seiner Frau scheiden, heiratete die Fräu-

lein, die aber keine gesunde Stunde in ihrer Ehe hatte, und ein halbes Jahr hernach starb.

Nein, Solten; in einen solchen Fall will ich Sie nicht sezen. Ich schaudere schon vor der bloßen Möglichkeit. Geben Sie den flüchtigen Gedanken ganz auf. Suchen Sie wieder ruhig zu werden. Bis Sie dieß sind, meiden Sie mein Haus nicht: aber kommen Sie nur, wenn Sie wissen, daß ich Gesellschaft habe. Folgten Sie meinem Rath nicht, und kämen etwa am Morgen, wie ehemals, als ich noch blos Ihre mütterliche Freundin war: so thun Sie mir weh, denn Sie nöthigen mich, meinem Bedienten zu sagen, daß ich nicht für Sie zu Haus sey. Gewis werd' ich's aber früher oder später wieder seyn, und vielleicht bin ich so glüklich, Ihnen ein Wesen zuzuführen, das Ihnen Alles geben kann, was Ihr gutes, edles Herz bedarf, was ich Ihnen gerne geben mögte, aber jezt nicht zu geben vermag.

Leben Sie wol.

Acht und neunzigster Brief.

Adelheid an Theophan.

Lindenfeld.

Ich hab' Ihnen eine sehr traurige Nachricht zu geben, lieber Theophan; eine Nachricht, die besonders meines Kül.hals Ruhe gänzlich — ich kann nicht blos sagen, erschüttert, sondern zerrüttet, wie es bis jezt scheint, zerstört, und ihm alle Lust zum Leben genommen hat. Unsere Hella, sein Liebling und der meinige, das holde, anmutige, so innig sich anschließende Kind ist vor vierzehen Tagen in eine bessere Welt übergegangen. Sein Verlust hat mir schmerzlich weh gethan. Es wolte mir Anfangs das Herz zerreißen, daß ich sie so lange missen, sie auf dieser Erde nicht wieder sehen solte: aber ich faßete mich bald. Der Blik auf unsere Zeit, und auf die, die wir noch zu erwarten haben; die herrschende Eitelkeit, der Leichtsinn, Weltsinn, Kaltsinn gegen alles Höhere,

was nicht Sinnesgenuß verſchafft, oder Mittel, ſich ihn zu verſchaffen; die Verdorbenheit unſerer Jünglinge und ſo viele Männer, und die Schönheit, die unſere Hella — ich ſage nicht: verſprach, ſondern ihr drohte, bei ihrer großen Reizbarkeit, machte mich oft zittern für ſie. Wenn ich dann mich ſelbſt vergeſſen konnte; ſo that mirs wol, ſie dort zu wiſſen, wo ſie keiner Verführung ausgeſezt iſt. Sie iſt in dem beſten Erziehungshaus, in dem ſie ſeyn kann. Ich werde ſie ausgebildet, veredelt wieder finden und glüklich. So kann ich manchmal mit Wahrheit ſagen: Gott war's, der mir ſie gab; Gott war's, der mir ſie nahm. Ein Vater, mit einem Vaterherzen, der weiß, wie der Verluſt dem Vater, der Mutter thut. Es muß nöthig geweſen ſeyn, weil Er's that. Sein Wille geſchehe! Külthal aber nicht ſo. Er konnte keine Thräne weinen und kann's noch nicht. Ehe das Kind begraben war, ſaß er ſtundenlang bei der Leiche, und ſtarrte ſie an, ohne ein Wort zu reden. Als ich mich einmal über ſie herbeugte, ſie küßte und ſagte: „O! du biſt an einem guten Ort! dir iſt woler als uns! Wie wirds' uns ſeyn, wenn wir uns

wieder ſehen!“ — ich ſprach gleichſam noch mit dem Kinde —: da ſtand er auf mit einem tiefen Seufzer, gieng an's Fenſter und verließ bald das Zimmer. Seit ich gefaßt bin, ſieht er mich manchmal lange an, als begreif' er's nicht. Tag und Nacht hat er keine Ruhe; aber keine Klage kommt aus ſeinem Mund. Wenn ich ihm von ihr rede, ſo ergreifts ihn oft heftig. „Ach! rede mir doch nicht mehr von ihr,“ ſagt' er neulich, in einem faſt verzweifelnden Ton; „ſie iſt ja verloren, verloren!“ — „doch nur für dieſe Erde!“ erwiedert' ich.“ Das iſt mein Troſt.“ Er ſah mich, halb zweifelnd, halb erſtaut an, und gieng weg. Mir iſt aber viel Ruhe gegeben. Zwar hab' ich alle meine Erbauungsbücher bei Seite gelegt. Sie Alle geben mir nichts. Deſto mehr iſt mir aber mein neues Teſtament. Die lezten Reden Jeſus an ſeine Schüler, bei Johannes, Sein Wort an den Miſſethäter, der mit Ihm hingerichtet ward' und das, bei der lezten Malzeit, mit den Seinigen: „ſo vertraut ſizen wir hier nicht mehr zuſammen: aber dort!“ — es thut mir unbeſchreiblich wol. Das hat kein Sailer, Dereſer, Brun-

ner, kein Lavater, Jung, Sintenis oder Zollikofer, kein Mensch gesagt, der sich irren kann, sondern der, der Proben gab, von Allem, was Er versprach, und Beweise, daß Er in Verbindung stehe mit der höheren Welt, wohin meine Hella gieng. O! Theophan, wenn die Liebe bleibt, wenn auch Alles vergeht, wie uns ein heiliger Mann sagt, der es auch wußte; wenn wir diese Anhänglichkeit, diese Sehnsucht nach den Geliebten, mit hinübernehmen, die wir hier in uns tragen: so müssen wir sie auch wieder finden, sie glüklich sehen, und nicht wieder von ihnen getrennt werden, wenn unserer Seeligkeit nichts fehlen soll. Gott! wenn ich diese Gewisheit nicht hätte, wie unbeschreiblich elend wär' ich jezt! Wenn Külthal sie nicht hat — und ich ahne manchmal, daß sie ihm fehlt — wie natürlich, daß er trostlos ist, bei der innigen Liebe, mit der er an diesem Kinde hängt. Ach! daß ich sie ihm geben könnte! Daß ihm die Liebe das wäre, was sie mir ist! Könnten Sie, lieber Theophan, ihm dann nicht etwas schreiben, das ihm Gewisheit darüber gäbe, also

auch Troſt? Wenn Sie können; ſo thun Sie es gewis. Das weiß ich. Beten Sie wenigſtens für eine traurende Familie; beſonders aber für meinen armen Külthal.

Neun und neunzigster Brief.

Die Nemliche, an den Nemlichen.

(Acht Tage hernach.)

O Theophan, wenn ich mich meiner Hofnung überlaſſen dürfte! Wenn das ſchwere Leiden, das unſer Haus und Herz getroffen hat, eine ſolche Frucht brächte! Einmal, in meinem Külthal bereitet ſich eine große Veränderung vor. Er iſt in ſeinem Innerſten ergriffen. Die Eisrinde um ſein Herz iſt geſchmolzen. Er fült, daß er noch nicht Alles hatte, was ihm fehlt, was ihn halten kann in allen Lagen des Lebens, und vielleicht ahnet er, daß er es im Chriſtenthum finden könne. Doch; hören Sie, und urtheilen Sie ſelbſt.

Schon in meinem lezten Brief ſag' ich Ihnen, daß er in einen ſtummen, ſtarren Schmerz vergraben ſey; daß er mit Erſtaunen meine Ruhe ſehe, aber weggehe, wenn ich davon rede, was mich beruhigt. Geſtern Abend

wurd' es aber anders. Er traf mich über meiner Bibel, in der ich eben das 15te Kapitel des ersten Briefs an die Christen in Korinth gelesen hatte. Ich stand auf, gieng ihm heiter entgegen und umarmt' ihn. Er sah mich an, und eine Thräne glänzt' in seinem Auge. „Wärest du es nicht; ich könnte dich beneiden, Adelheid, über diese Ruhe bei dem schrecklichen Verlust. Aber ich gönne dir sie."

„Und warum solt' ich nicht ruhig seyn, sobald der erste Schmerz vorüber ist? Weiß ich ja unsere Hella in so guten Händen."

„Aber wir sinds nicht; wenigstens ich nicht. Es kommt keine Freude, keine Ruhe mehr in mein Herz."

„Und warum solte sie nicht? Gewis wird sie's. Daß wir jezt unser geliebtes Kind eine Zeitlang nicht sehen, das thut freilich weh, sehr weh. Ich glaubt' Anfangs auch, nie wieder froh werden zu können. Jezt muß ich wol noch manchmal weinen; aber ich bin ruhig."

„Was giebt dir aber diese Ruhe?"

„Ich denke, wenn ich kränklich worden wäre; so hätt' ich Hella doch wol in eine Erziehungsanstalt bringen müssen; oder sie hätte

ſich an einen fremden Ort verheiratet; ſie hätte mich dann auch verlaſſen.“ —

„Aber doch nicht für immer!“

„Das wird ſie jezt auch nicht. Sie iſt in dem beſten Erziehungshaus, bei dem Vater im Himmel. Dort wird ſie gebildet und iſt glüklich. Ihre Liebe zu Vater und Mutter wird gepflegt, ſie wächſt durch das tägliche Anſchauen der Väterlichkeit des beſten Vaters, und der Mütterlichkeit des Einzigen der uns ſo nah iſt. Ihr iſts vielleicht vergönnt, uns eine Wohnung einzurichten, wie ſie dort unſer Weſen bedarf. Sie wird uns entgegenkommen, verklärt durch Reinheit, Jeſusähnlichkeit und Liebe; ſie wird uns bekannt machen, mit den Auserwälten der Schöpfung. Sie wird bei uns bleiben und wir werden ſie nie verlieren. O Külthal! welche Ausſicht!“ (Ich war ſehr gerührt, umarmt' ihn mit Thränen und auch er war's.)

„O! Adelheid, wenn ich das wüßte!“

„Ich weiß es, lieber Külthal. Schon mein Herz ſagt mirs. Was liebt, will ewig lieben. Was liebt, will beiſammen ſeyn. Trennung iſt Höllenqual für ein liebendes Herz;

und zu Höllenqual gab uns Gott dies Herz gewiß nicht; dies Herz, aus dem alles Göttliche quillt. Man adoptirt Niemand zu seinem Sohn, um ihn elend verschmachten zu lassen.“

„Das giebt Hofnung, macht es wahrscheinlich, wenn wir diese Organisation, diese Empfindungsart behalten. Auch ich glaubte mich mit solchen Wahrscheinlichkeiten beruhigen zu können; aber ich sehe wol, der Mensch bedarf Gewißheit von der Fortdauer seines Ich und eines andern geliebten Ichs, wenn er es für diese Erde verliert.“

„Auch hab' ich diese Gewißheit, lieber Külthal. Der, der durch so viele Proben zeigte, daß Er mit der höheren, unsichtbaren Welt in Verbindung stehe, übersezt mir sie in Worte, diese Sprache meines Herzens. Er sagt mir bestimmt, daß Er, der hier schon manchen Todten das Leben wieder gab, Alle beleben werde; daß das, was man hier begrabe, nur Saat sey, aus der einst eine schönere Pflanze hervorkeimen werde; daß man sich wieder finden, sich auch dort lieben und in ungestörter Seeligkeit miteinander leben werde. Er

ſagt das ſo zuverſichtlich. Er täuſcht uns nicht.“

Freilich, weit tröſtlicher, als die armſeelige Ausſicht, daß der geiſtige Hauch, ohne Bewußtſeyn, irgendwo aufgenommen werde, und in anderer Geſtalt oder ohne Geſtalt bleibe. Als ich noch glüklich war, trug ich mich auch eine Zeitlang mit dieſer erbärmlichen Spielerei. Jezt fül' ich wol, was daran iſt. Man muß noch nichts verloren haben, wenn man wähnen kann, ſich durch eine ſolche Spizfindigkeit tröſten zu können bei einem Verluſt.“

„Freilich wüßt' auch ich mir darin keinen Troſt. Aber meine Bibel giebt mir ihn, und ich kann mit Wahrheit zu Gott ſagen: „wäre dein Wort nicht mein Troſt geweſen, ich wäre vergangen in meinem Elend.“

„Ja; ich muß dir geſtehen; ich war und bin erſtaunt über deine Faſſung, deine Ruhe, deine Kraft. An meiner Philoſophie glaubt' ich einen Stab zu haben, an den ich mich immer ſtüzen könnte. Aber — (ſehr erſchüttert,) es war ein Rohrſtab, — der mir zerbrach, und — mich noch in die Hand ſtach.“

„Nun; du findeſt vielleicht etwas Anders,

das dich beruhigen kann. O! wenn doch unſere Bibel" —

„Wenigſtens wünſch' ichs von Herzen, daß ſie mir etwas geben könnte; denn warlich! ich bedarfs! Gieb mir doch einmal Eine. Ich will die Geſchichte Jeſus leſen."

Ich gab ihm eine Bibel; er las und lieſet dieſen Morgen wieder mit großem Eifer. Bisher hab' ich ihn nicht unterbrochen, auch den Gegenſtand nicht wieder berührt. Sagen Sie mir doch Ihre Meinung, ob ich recht thue, und überhaupt über den ganzen Vorfall. O! wenn mein guter, redlicher Külthal Intereſſe für das Chriſtenthum bekäme! Wenn ich mit ihm gemeinſchaftlich, den Weg zu unſerer verklärten Hella wandeln könnte; wie gerne wolt' ich ihren Verluſt tragen und warten! Seine ſo mächtig erregten Bedürfniſſe machen mir Hofnung: aber ſein grübelnder Kopf erhielt mich in Furcht. Ich erwarte bald eine Antwort von Ihnen.

Hunderter Brief.

Theophan an Adelheid.

Brukholm.

Eine kleine Reiſe hat mich verhindert, Ihre beiden Briefe ſogleich zu beantworten, die ich nach meiner Zurükkunft fand. Sie haben an Ihrer Hella, für dieſe Erde viel verloren. Ich erſchrak heftig, als ich die Nachricht davon las; denn obgleich ich Armer, nach dem leider! noch nicht abgeſchaften Gebrauch unſerer Kirche, mit keinem Vatergefül bekannt ſeyn darf: ſo weiß ich doch durch die Freude, die Ihnen und Ihrem Gatten, ſo oft aus den Augen blikte, durch die Sorgſamkeit für Alles, was dem Kinde ſchaden konnte, und durch den Anblik des liebenswürdigen Weſens ſelbſt, daß ſein Verluſt ſchmerzlich weh thun muß. Daß Sie ſich faſſen und in Ihrem religiöſen Gemüth Quellen zum Troſt und zur Beruhigung finden würden, erwartet' ich indeß mit Gewißheit.

Was uns über eine beſſere Zukunft Gewißheit giebt, macht uns jede Gegenwart erträglich; und wer ſich gewöhnt hat, die Erde als ein Bildungsinſtitut für eine höhere Welt anzuſehen, der trägt, arbeitet und entbehrt auch gerne, was zu dieſer Bildung nöthig iſt. Aber daß der Verluſt auf Ihren Külchal eine ſolche Wirkung thun, und eine ſolche Revolution in ihm aufregen werde, das hätt' ich kaum erwartet. Indeß iſt er jezt auf dem rechten Weg. Von Bedürfniß, tief gefülltem Bedürfniß muß alles Religiöſe ausgehen, ſonſt ergreift es nie unſer ganzes Weſen, d. h. es wird nicht religiös. Wer noch wähnt, Alles zu haben, zu wiſſen, zu kennen, was ihm nöthig iſt, oder es irgendwo gefunden zu haben wähnt, der ſehnt ſich nach nichts Anders. Und ſehnt er ſich nach nichts; ſo iſt ihm Alles, blos Gegenſtand ſeiner Spekulation, ſeiner Neugierde, Wißbegierde, Kritiſirbegierde — es intereſſirt nicht ſein ganzes Weſen. Dieß Bedürfniß wurde in Ihrem Külchal aufgeregt, durch den Tod des Kinds, woran ſein Herz hieng. Bisher hatt' er gewähnt, über Zukunft ſo viel Gewißheit zu haben, als ihm nöthig ſey, und er ſah jezt,

daß er sich geirrt habe. Die Masse von Wahrheit, die er sich gesammelt, und für eine klare Uebersicht geordnet hatte, gab ihm das nicht, was er davon erwartete. Natürlich, daß er sich nun, in dieser nie gefühlten Armuth, sehnte nach etwas Besserem. Er sah Sie, kennt' Ihre Mutterliebe, Ihre Anhänglichkeit an das Kind, und er sah, daß Sie etwas in sich trugen, was Sie beruhigte, was Sie erhob, auch über diesen schmerzlichen Verlust. Mit oder ohne deutliches Bewußtseyn schloß er: was stärkt, muß eine starkende Kraft haben; was über die Erde hebt, kann nicht von der Erde seyn. Nichts natürlicher also, als daß er wünschte, da auch Trost und Ruhe zu finden, wo Sie sie gefunden hatten; daß er nach der Bibel griff. Recht, daß Sie ihn gehen ließen, und ihm nichts aufdrangen. Thun Sie es auch jetzt nicht. Man muß keine Gährung stören. Alles Große, Gute muß reif werden, und es reift nur langsam. Fragen Sie manchmal nur mit theilnehmender Liebe, nach seiner Ruhe, aber sagen Sie nichts von Ihrem Christensinn. Nur wenn er davon anfängt: dann zeugen Sie freimüthig von Allem, was Ihnen gewiß

und heilig ist. Lassen Sie ihn die Bibel lesen; ich weiß, er wird sie mit ganz anderem Sinn lesen, wie ehemals; Brod schmekt ganz anders dem Hungrigen, als dem Uebersatten, der sich mit Lekerbissen den Magen verdorben hat. Mit welcher Aufmerksamkeit und welchem Interesse wird eine Reisebeschreibung gelesen, von dem, der sich selbst in jenem Lande niederlassen will, und wie flüchtig von einem Andern, der blos eine leere Stunde damit ausfüllt, oder seine Wißbegierde zu befriedigen sucht! Auf höhere, geistige Bedürfnisse ist die Bibel berechnet; wer diese in sich fült, der versteht sie besser, als der gelehrteste Ausleger, wenigstens nach ihrem Sinn und Geist. Külthal wird sich also an manches Auffallende nicht stoßen; er wird es vorerst liegen lassen und sich an das halten, was seinem aufgeregten Bedürfniß etwas geben kann. Der große, in dem ganzen neuen Testament, besonders in der evangelischen Geschichte durchweg herrschende Gedanke, daß jenes Leben, nach dem Tod nur eine höhere Fortsezung dieses Erdenlebens sey; dieses, nur ein Erziehungsinstitut für jenes, und daß Alles an uns erziehe, — was uns wol

thut, und noch mehr, was uns weh thut; jene, dem liebenden Herzen so willkommene, für die ganze Organisation unseres Gefülvermögens unentbehrliche Aussichten, — nicht nur auf Fortleben, sondern auch auf Fortlieben, ohne das für den Liebenden kein Leben möglich ist; und all jene Versprechungen, die dem tiefsten Wunsch unseres Inneren entgegenkommen, sie werden und müssen ihn ansprechen in seiner jezigen Stimmung. Das ist denn jezt die Bibel, wie er sie bedarf; Gottesoffenbarung an ihn. Nicht alle Speisen in der Natur sind für Alle; und nicht alle Lehren und Aussprüche der Bibel können Allen und immer Wort Gottes an ihr Herz seyn. Mag er vorerst Alles stehen und liegen lassen, was ihm nichts geben und seyn kann. Mögen ihm vorerst jene tröstliche Aussichten blos wünschenswerth erscheinen; die tiefe Uebereinstimmung der tiefsten, heiligsten, unaustilgbarsten Menschenbedürfnisse wird ihm immer klarer werden. Und solt' ihn denn sein Herz nicht zu dem Schluß leiten: Was so ganz und innig zusammenpaßt, muß Einerlei Urheber haben? Ohne Licht wäre mein Aug' unbrauchbar; ohne Luftwellen, mein Ohr,

und ohne das, was die Bibel verſpricht, was ſolten mir dieſe Bedürfniſſe, die ich mir nicht befriedigen kann und Niemand? — Der Nemliche, der mein Auge ſchuf, ſchuf auch Licht für mein Auge; der Nemliche der mein Ohr ſchuf, iſt auch Schöpfer jener Luftwellen für dies Ohr. Solte denn der Nemliche, der dies mächtige Bedürfniß nach Fortleben und Fortlieben in mich legte, nicht auch jene Verheißungen haben geben laſſen, daß wir fortleben und fortlieben ſollen? Anderen wird dieſer Schluß wenig gelten; aber vielleicht deſto mehr, ihm ſelbſt. Wenn dann auch ſein Gewiſſen ſo Manchem laut beiſtimmt, was Jeſus ſagt, und was er ſich vorher nicht ſagte; wenn er ſich ſo findet, wie die Bibel den Menſchen darſtellt und wie er ſich vorher nicht fand; wenn er ſich innerlich gedrungen fült, den Weg zu gehen, der in dieſem einfachen und doch ſo tiefen Buche vorgezeichnet iſt, und auf ſeinem Weg die Merkmale findet, die ihm darin angegeben werden; das iſt Prophezeihung, die an ihm ſelbſt erfüllt wird. Und wenn er auf dieſem Weg allmälich zu einer Ruhe, einem Muth, einem Glauben kommt, wozu er ſich gar nicht

für fähig gehalten hätte: Liebe; dann bedarf er alle unsere philosophische, historische, kritische Beweise für die Wahrheit der evangelischen Geschichte nicht. Wer einmal durch China von einem bösartigen Fieber befreit wurde, der wird sich nicht bereden lassen, China sey eine Kreidenart, wenn er auch ihre Bestandtheile nicht kennt und nicht untersuchen kann. Wer durch einen Arzt von einer tödtlichen Krankheit geheilt wurde, die vielen anderen Aerzten unheilbar war, der fragt nicht nach dem Doktordiplom des Arztes. Indeß werden Sie sicher jene Weissagungen nicht mehr so unglaublich vorkommen, weil in ihm selbst so manche Weissagung erfüllt ward; und er wird die erzälten Wunder nicht mehr für unmöglich halten, weil an ihm selbst ein so großes Wunder geschah. Warten Sie also ruhig die Zeit ab, bis sich Ihr Kälthal entscheidet. Ich ahne, daß die Entscheidung zu Ihrer großen Freude ausfallen wird.

Hundert und erſter Brief.

Rülthal an Theophan.

Lindenfeld.

Ich wende mich an Sie, verehrter Mann, in einer eigentlichen Angelegenheit, d. h. in einer Sache, die mir ſehr am Herzen liegt. Ohne Zweifel wiſſen Sie durch meine Adelheid, was wir verloren haben; vielleicht auch, wie ſehr mich dieſer Verluſt niedergedrükt hat, und noch jezt niederdrükt. Auch Adelheid litt Anfangs ſehr. Ach! das Kind war unſer Alles; unſer ganzes Herz hieng an ihm; — — hängt noch an ihm, und das meinige wird ewig an ihm hangen, ſo lang ich der Menſch bleibe, der ich bin. Aber ſie hat Ruhe gefunden, in ihren religiöſen Anſichten und Ausſichten, die ich ihr — nicht beneide, die ich aber gerne auch finden möchte. Ich habe den nemlichen Weg gehen wollen, den ſie gegangen iſt; ich habe ſeither viel in der Bibel geleſen und beſonders

die Geſchichte Jeſus zieht mich unbeſchreiblich an. Seine Lehren ſind mir, wie aus der Seele geſprochen; ſeinen Vorſchriften, ſo ſchwer ſie ſeyn mögen, giebt mein Gewiſſen Beifall, und Erfüllung deſſen, was er verſprach, bedarf der Menſch, wenn er ganz ruhig und glüklich ſeyn will. Auch begreif ichs ganz wol, wie man Zutrauen zu Ihm faſſen, Ihn lieben konnte. War Er ja ſo liebenswürdig! Flößen ja ſchon ſeine Worte ſo viel Zutrauen ein! Aber dann ſtoß' ich wieder auf ſo viele ſonderbare, unbegreifliche Geſchichten, auf Engelerſcheinungen bei jeder Gelegenheit, auf Thaten, die, ſo wie ſie erzält werden, allen Naturgeſezen entgegen ſind, wenigſtens gewis alle Menſchenkräfte überſteigen, auf ſo Manches was mir widerſinnig ſcheint, was einem Feenmährchen gleicht; auf Lehrſäze, die Manches umſtoßen, was ich als unleugbare Wahrheit beweiſen kann, was mir ganz gegen den Begriff einer Gottheit anſtößt, der ihrer würdig iſt, daß ich nicht weiß, was ich aus dem Ganzen machen ſoll. Zwar hat man mir ehemals geſagt, es ſey nicht Alles ſo zu verſtehen, wie es da ſtehe; die Erzälungen der Geſchichtſchreiber ſey-

en unvollſtändig, man müſſe ſie furxpliren; auch hätten ſie, nach den damaligen Zeitbegriffen, Manches als Wunder angeſehen, was ganz natürlich zugegangen ſey. Ich ließ das dann als gut ſeyn, weil mich, die Wahrheit zu ſagen, die ganze Sache nicht intereſſirte, weil ich mich an etwas Anders hielt. Aber jezt kommen mir dieſe Behauptungen, als Ausflüchte vor, ohne Zweifel aus der guten Abſicht, um die Bibel auch denen annehmlich zu machen, die Alles begreifen wollen. Nach der Geſchichte ſind wirklich Engel erſchienen, haben beſtimmte Worte geſagt, und etwas Beſtimmtes gethan. Jeſus hat offenbar geglaubt, außerordentliche Thaten zu thun, und ſich auf dieſe Thaten berufen, zum Beweis, daß Er höhere Kräfte habe, mit der Gottheit in Verbindung ſtehe, daß man alſo ſeinen Worten glauben könne. Wär Er ein ſo arger Schwärmer, daß Er ſich das blos einbildete: ſo mocht' Er immer ein herzguter Mann ſeyn, der es gut mit allen Menſchen meynte; auch hat Er wirklich viel Wahres und Gutes geſagt: aber auf ſein Wort glaub' ich Ihm nichts. Ich prüfe, was mir wahr und gut ſcheint, behalte das,

und werfe das Uebrige weg. Indeß — die Wahrheit zu ſagen, ſcheint mir doch dazu Jeſus zu verſtändig. Auch weiß ich nicht, wie Er ſo hätte wirken können, wie Er doch gewirkt hat, wenn Er ſich blos eingebildet hätte, außerordentliche Thaten zu thun, und wenn nichts davon geſchehen wäre. Kurz: ich weiß nicht, woran ich mit der Bibel bin, auch nicht, wie ich die menſchlichen Vorſtellungsarten von Gott, mit ſeiner Erhabenheit vereinigen ſoll. Ich gebe Ihnen mein Inneres gerade ſo, wie es iſt, weil ich Zutrauen zu Ihnen habe, und von Ihrer Leitung erwarte, wie ich zu der Gewißheit kommen ſoll, die ich ſo ſehr wünſche. Dann gewiß wär' ich ein glüklicher Menſch, wenn ich mich ſo feſt an die Bibel halten könnte, wie ſich meine Adelheid daran hält. Sie verzeihen mir ja die Mühe, die ich Ihnen mache. Die Ruhe eines Menſchen iſt ja wol einer Bemühung werth! Und ſo empfehl' ich mich denn Ihrer bekannten Güte.

Hundert und zweiter Brief.

Theophan an Külthal.

Brukholm.

Ihr Vertrauen, hochgeschäzter Mann, thut mir sehr wol, und ehrt mich, mehr als mich irgend ein Wort ehren könnte. Können wir ja, selbst Gott nicht besser ehren, als durch Vertrauen! Ich werde dies Vertrauen zu verdienen suchen, durch Offenheit, die der Ihrigen ähnlich ist. Ich bin selbst, durch alle Ihre Zweifel durchgegangen und durch noch mehrere. Sie fallen mir also auch nicht auf, und der Rath, den ich Ihnen gebe, wird wenigstens nicht der Rath eines Unerfahrenen seyn. Der Kranke weiß am besten, wie es dem Kranken, der Arme, wie es dem Armen, und der, der selbst Zweifler war, am besten, wie es dem Zweifler zu Muth ist.

Vor Allem, verehrter Mann; halten Sie sich an das Positive, Gewisse in der Bibel, an

das, was Ihr Inneres anſpricht, und laſſen, ſo viel möglich, alles Uebrige bei Seite liegen. Alles Religiöſe, was als ſolches wirken ſoll, muß poſitiv, gewiß, zuverläßig ſeyn. Skepſis iſt Tod aller Religioſität, weil ſie Tod alles feſten Glaubens iſt. Freilich kann auch aus dieſem Tode Leben werden; aber ſie iſt und giebt kein Leben, ſo lange ſie Skepſis bleibt. Mag Ihnen ein großer Theil der Bibel noch nichts ſeyn; das würde mich nicht irren. Halten Sie ſich deſto feſter an das, was Ihnen wirklich etwas iſt. Die Bibel iſt, wie die Natur, wie ein genialiſcher Menſch, ein genialiſches Buch. Man kann von einer ſchönen, lachenden Schweizergegend ſehr angezogen werden, und der Mont-blanc kann uns nur fürchterlich erſcheinen. Man kann entzükt ſeyn über Göthes Iphigenie, und ſeinen Fauſt verabſcheuen. Wer ſentirt gerad' Alles in Schakeſpeare oder Taſſo? Es giebt gar viele fromme Chriſten, die an den Liedern der Liebe und an der Apokalypſe nichts haben, und nicht Wenige, die auch den Propheten nicht leſen, denen aber das Uebrige deſto mehr giebt. Freilich müſſen Sie nicht ſtehen bleiben bei dem, was Ihnen ſchon

jezt etwas giebt: aber das werden Sie auch nicht, wenn Sie sich fest an dies Wenige halten und es auf sich wirken lassen, was es wirken kann. Ein bloßer Lehrer darf Ihnen Jesus nicht bleiben, denn Sie werden bald finden, daß seine Lehren, Thaten und Schikſale in einer unzertrennlichen Verbindung stehen, und daß man seine Geschichte ganz verwerfen oder ganz annehmen müsse. Aber Alles dieses findet sich nach und nach, bei jedem, den die Geschichte für sich selbst interessirt. Man faßt und glaubt und trägt nicht Alles auf Einmal, — jezt so wenig, als zu den Zeiten da Jesus noch auf der Erde lebte. Wenn man Einmal Geschmak an den Reden und der Handlungsart des Einzigen bekommen hat, wenn man sich von Ihm nur erst auf den Standpunkt stellen ließ, von dem Gott und Göttliches, Welt und Menschheit, Menschenbildung und Menschenbestimmung, Zeit und Ewigkeit betrachtet werden müssen; wenn man seine Versprechungen vergleicht mit den Ahnungen, Wünschen, Bedürfnissen seines Inneren: dann erscheint uns allmälich, auch das Sonderbare, Wunderbare in seinem Leben anders. Man sieht mehr auf

die Hülfe und den Helfer, als auf die Art, wie Er half. Man gewöhnt ſich an einen Zuſammenhang der ſichtbaren und unſichtbaren Welt; man ſieht ein, daß es Manches geben könne, was man nicht erfahren hat, daß die Erfahrungen unſeres Zeitalters kein Maasſtab für die Erfahrungen aller Zeiten ſeyen. Die Publizität der Handlungen Jeſus, unter den Augen ſeiner ſcharfſinnigen, argliſtigen Feinde fällt uns auf, und die elenden Einwürfe, die ſie dagegen machten. Wir ſehen wenigſtens, daß ſich die Geſchichte, ſo wie ſie da liegt, nicht ohne genauere Unterſuchung, geradezu verwerfen laſſe.

Wenn ſich mir Einwürfe aufdrangen, von denen ich die Augen nicht wegwenden, vor denen ich ſie nicht weniger verſchließen konnte: ſo ſagt' ich mir ſelbſt: Eine Einwendung iſt doch nichts anders, als Behauptung, daß das, was geſagt oder erzält wird, in Widerſpruch mit anderen anerkannten Wahrheiten ſtehe, wenigſtens zu ſtehen ſcheine; daß man nicht einſehe, wie das Erzalte mit dieſer oder jener anderen Wahrheit in Verbindung zu ſezen ſey. Die Einwendung kann alſo ganz gegründet,

d. h. der Zuſammenhang einer Erzälung mit anderen Wahrheiten kann wirklich nicht einzuſehen, und die Erzälung doch nicht weniger wahr ſeyn. Ueberhaupt iſt keine Wahrheit in der Welt ſo alleinleuchtend, — mathematiſche etwa ausgenommen, — gegen die ſich nicht bedeutende, ſchwer zu widerlegende Einwendungen machen ließen und gemacht worden wären; bei keinem ernſten Wahrheitsfreund wird aber dadurch eine bewieſene Wahrheit ungewis. Gegen eine hiſtoriſch-erwieſene Wahrheit gelten gar keine Zweifel, ob es auch ſo habe ſeyn können, oder ob es wahrſcheinlich ſey. Wir haben einen ſehr eingeſchränkten Begriff von dem, was ſeyn kann; und es mag Manches unwahrſcheinlich ſeyn, was aber doch wahr und geſchehen iſt. Alle Gründe von der Güte und Liebe Gottes, beweiſen nichts gegen die Exiſtenz der Erdbeben, Rieſen- und Klapperſchlangen, Domitiane, Muley-Ismaels und Robespierre. Alle Gründe von der Nothwendigkeit irgend eines Nahrungsmittels zur Erhaltung thieriſcher Körper beweiſen nichts gegen die in Stein eingeſchloßenen und doch lebenden Kröten. Der Haupteinwurf gegen die,

in der Bibel erzälten Wunder beruht auf einem allzubeschränkten Begriff von den Gesezen der Natur. Sie sollen gegen diese Naturgesezе seyn; und doch kennen wir die Naturgesezе der, uns bekannten Körper noch lange nicht vollstän: dig genug. Es schien gegen die Naturgesezе, daß sich irgend ein Körper von selbst nach ei: ner gewissen Weltgegend hinlenke; daß er ir: gend einen andern Körper, und nur diesen an: ziehe. Seit man den Magnet kennt, ist es nicht mehr dagegen. Es schien noch mehr ge: gen die Naturgesezе, daß Erschütterung und Schlag sich in die Ferne verbreiten könne, auch da, wo keine Berührung statt fand. Seit man mit der Elektrizität bekannt ist, gehört es zu den Gesezen dieser feinen Naturkraft. Wel: che Erscheinungen hat der thierische Magnetis: mus hervorgebracht, die man sonst für unmög: lich gehalten hätte, und die doch unwiderleglich historisch bestätigt sind? Und diese Erscheinun: gen zeigen sich an unserem eigenen Körper, durch unseren eigenen Körper. So wenig können wir absprechen über die Gesezе der Kör: per, die wir schon hier auf der Erde kennen. Von der unsichtbaren Welt, dem Geisterreich

wiſſen wir gar nichts, außer einigen Erſcheinungen, die uns allerdings in Erſtaunen ſezen, in ſo ferne ſie hiſtoriſch beglaubigt ſind. Sie alle, geradezu für unmöglich zu erklären, wär' eine lächerliche Vermeſſenheit, weil wir von dieſem ganzen Reiche nichts als eine Einzige Art, nemlich unſere Seele kennen; und offenbar die niedrigſte, weil ſie von der Geiſterwelt zur Körperwelt den Uebergang macht, wie die Polypenarten von dem Pflanzenreich zum Thierreich. Einer höheren Natur kann etwas ſehr gemäs ſeyn, was für eine niedrige ein Wunder wäre. Wunderbar wär' es allerdings, wenn ein Kind einen Centner trüge; es iſt aber ſehr natürlich, wenn es ein Mann thut. Den Naturgeſezen des Elephanten iſt es ganz gemäs, einen Baum aus der Wurzel zu reißen; den Naturgeſezen der Maus iſt es zuwider. Nun werden aber die, in der Bibel erzälten Wunder nicht für Wirkung gewöhnlicher Menſchennatur, ſondern für Wirkung höherer Naturen ausgegeben. Sie ſollen ja gerade beweiſen, daß eine Gotteskraft in jenen Menſchen geweſen ſey. Das Alles beweiſet freilich nichts für jene außerordentliche Thaten:

aber es zeigt doch, daß man nicht, von einer gewissen flachen Philosophie aus, zum voraus dagegen absprechen könne; daß die, mit ihren Grenzen bekannte Vernunft, sich nicht anmaaßen dürfe, sie ohne historische Untersuchung jeder Einzelnen Thatsache, zu verwerfen.

Wenn ein Einwurf gegen diese oder jene Bibellehre Ihnen Zweifel macht; so fragen Sie sich, ob sich nicht der nemliche Einwurf gegen die sogenannte natürliche Religion, oder gegen das machen lasse, was wir offenbar als Gottes Einrichtung in der Welt finden. Wäre dies der Fall; so bewiese der Einwurf zu viel, also gar nichts. Sie werden z. B. finden, daß sich Alles, was man von Philosophie aus, gegen die Bibellehre von einem Satan, als Stifter alles Bosen sagt, auch gegen die Neros, Caligulas, Galba's und andere menschliche Satans, sagen läßt, weil es Einerlei ist, ob man sich das Reich des Bosen als Neocratie oder Demokratie denkt. Alles was man gegen den möglichen Mißbrauch der Gebetserhörungen sagt, wovon die Bibel redet, läßt sich auch gegen die unleugbare Natureinrichtung sagen, daß von der Laune, dem wollüstigen

Reiz eines Augenbliks, das Leben eines Menschen und seiner ganzen Nachkommenschaft, von der Macht eines Despoten, das Schiksal vieler Millionen abhänge. Wir sehen daraus nur, daß wir Manches für Gift halten, was unter höherer Leitung, Arzenei werden kann und ohne Zweifel, auch werden wird.

Bedenken Sie ferner, daß eine Menge Einwürfe gegen einzelne Geschichten und Stellen der Bibel aus Mangel an Sprachkenntniß, aus Unbekanntschaft mit den Sitten, der Denk-, Empfindungs-, Handlungs-, und Darstellungsart jener früheren, fernen Welt entstanden sind und noch entstehen, über die Sie sich leicht belehren können, wenn Sie etwa die Geschichte von Heß lesen, der gewiß nichts in die Bibel hineingetragen, nichts, um einem Einwurf auszuweichen, beseitigt, sondern nur die Erzälungen aus den Umständen und Sitten jener Zeit erläutert, und auf den rechten Standpunkt gestellt hat, aus dem Alles betrachtet werden muß. —

Befolgen Sie meinen Rath, und jene Zweifel, die Ihnen aufstoßen, jene Einwendungen, die Sie ehemals lasen oder hörten,

deren Sie ſich jezt wieder erinnern, werden Sie wenigſtens nicht abhalten, das aus der Bibel zu genießen, was Ihnen jezt genießbar und tröſtlich iſt. Mit der Zeit wird Ihnen gewiß mehr Licht und Aufſchluß werden, was ich Ihnen mit theilnehmenden Herzen wünſche.

Hundert und dritter Brief.

Leone an Wandulf.

Werdau.

Sie haben auch diesmal wieder recht, lieber Wandulf. — Wann hatten Sie's nicht? — Ich war eine Thörin, daß ich mich über die kleinlichen, häuslichen Geschäfte beklagte, und mich mit lauter hohen Kraftthaten, mit geistigen Wirkungen, nach außen hin, beschäftigen wolte. Schon, als ich Ihren Brief las, ahnet' ich mein Unrecht; aber jezt hab' ich es selbst erfahren. Ich wurde vor einigen Wochen unpäßlich. Ein rhevmatisches Uebel nöthigte mich, das Zimmer zu hüten. Ich war ohne Schmerzen, konnt' also den ganzen Tag lesen, schreiben, meine Kinder unterrichten, neue Klaviersachen und Arien einüben — nach Herzenslust. Rasch fieng ich auch an. Meine Lony lehrt' ich zälen mit Würfeln; mit Eduard übt' ich die Pestalozzischen Zalenverhältnisse.

Ich ſchrieb — Lehren, für meine Kinder, wenn ſie älter würden, Maximen und Weisheitsregeln für mich, Grundſäze für Hausfrauen, zu Regierung ihrer Dienſtboten; d. h. ich fieng das Alles an, ſchrieb ein Paar Ideen nieder, ſprang dann an's Klavier, verſuchte etwas von Rombergs Macht des Geſangs, las eine halbe Stunde in der derben Explosion von Brandes über den Einfluß des Zeitgeiſts, beſah die niedlichen Kupferchen in dem neuen Wilmans'ſchen Taſchenbuch, weil ich Alles, recht nach Laune und con amore betreiben wolte. Das gieng den erſten Tag trefflich, auch den zweiten noch gut. Aber ſchon am dritten wolte weder das Leſen, noch das Schreiben noch das Singen recht ſchmeken. Es fehlte mir etwas, und ich wußte nicht, was. Die Kinder wolten immer beſchäftigt ſeyn, und ich wußte nicht, womit ich ſie beſchäftigen ſolte, weil ich ſie nicht gerne allein herumlaufen ließ. Eduard konnt' es indeß nicht länger in der Stube aushalten; er ſprang eine Stunde herum und kam über und über kothig, und mit einer blutigen Naſe wieder. Rief ich eine Magd; ſo wußte Niemand, wo ſie war.

Fragt' ich nach dem Knecht; so war er in die Schenke gegangen. Ich spürte die Unordnung, bis in mein Krankenzimmer hinein. Am vierten Tage mußt' ich mirs bestimmt gestehen, daß mir meine häusliche Beschäftigungen fehlen, und daß ich jezt mit weit weniger Lust lese, schreibe, singe, spiele, weil ich es den ganzen Tag thun konnte. Als ich mein Zimmer wieder verlassen durfte, wornach ich mich herzlich gesehnt hatte, fand ich auch, wie nöthig es ist, daß die Hausfrau ihre Augen überall habe, und wie viele Unordnungen, wie manche Unsittlichkeit im Keim erstikt wird, wenn die Hausfrau gegenwärtig ist, oder wenn man weiß, daß sie jeden Augenblik erscheinen kann. Also: ich will in Zukunft nicht mehr „nach hohen Dingen trachten," sondern mir an dem Wirkungskreis genügen lassen, den mir die Vorsehung durch mein Geschlecht angewiesen hat.

Das will mir indeß manchmal wol weh thun, daß ich meinen Edelwald nicht begleiten konnte, besonders da er so viele treffliche Menschen wiedergesehen, und mit so vielen treffliche Bekanntschaft gemacht hat. Das Schönste der schönen, das Interessanteste der interessanten

Natur iſt doch immer der Menſch. Aber eben darum bleib' ich auch gern bei meinen Kindern, bei meiner Lony, die auf keinen Fall mitzunehmen geweſen wäre.

Ich leg' Ihnen ein Stük von Edelwalds Reiſejournal bei, und zu wol haben Sie recht, daß man den Menſchen daraus kennen lernt, ſo gut, und faſt noch beſſer, als die Gegenden, durch die er reiſete. Schiken Sie mirs doch wieder, ſobald Sie es genoſſen haben.

Eben beobachtet' ich Eduard, der ſeiner Schweſter die Rechnungsübung mit den Würfeln wiederholen will. Er ermahnt ſie ſehr ernſthaft zur Aufmerkſamkeit, und ſchmält, wenn ſie ein wenig herum gafft. Bei ſeiner Heftigkeit fürcht' ich, er wird den Schulmeiſter zu ſtark, und nach der alten Art machen; ich werd' es ihm alſo wol für die Zukunft verbieten müſſen. Gott befolen, lieber, theurer Wandulf.

Aus Edelwalds Reisejournal.

— Bei Elze, hinter Hannover, *) fieng die schöne Gegend an, da wir bisher durch lauter Moor- und Heidegegenden gekommen waren. Ich stieg vor Elze aus dem Wagen und gieng auf eine kleine Anhöhe. Hier fängt auch eigentlich mein Tagebuch recht an.

Zwei schöne Landschaften lagen vor mir. Eine von der Sonne beleuchtet, in aller Herrlichkeit des glänzenden Kolorits; die Andere lag im Nebel. Die Beleuchtung nahm auf dem Wege nach ihr, stufenweise ab. Sie war so schön, wo nicht schöner als die Andere; aber das Auge mußte sie verkennen. Man mußte sich sagen, was sie seyn würde, wenn sie von der Sonne beleuchtet wäre. So ist manches Mädchen, das nicht geliebt wird. Sie wäre viel, vielleicht mehr als eine Andere, die jezt von Seite des Kopfs und Herzens interessirt, wenn ihr Wesen erhöhet würde, durch

*) Nemlich von Hamburg aus.

Liebe. Aber wäre Liebe nicht zu ersezen, durch Religion? — Bei Brügge freut' ich mich der schönen Anlagen des Postmeisters, an der Anhöhe, die längst der Landstraße herläuft, hauptsächlich aber der Mannichfaltigkeit des hüglichen Thals bis Alfeld, wo die Straße in gebirgiche Gegenden führt. Bei dem Anblik der Beleuchtung einer ebenen und bergichen Gegend fiel mir ein, daß es sich eben so verhalte mit den Wirkungen der Liebe, auf tiefe, vielseitige und auf gewöhnliche, flache Menschen. Diese sind froh und glüklich, geben aber Anderen nichts, sondern langweilen nur, so wie eine flache Gegend auch heiter ist und von der Sonne erheitert wird, ohne zu gefallen oder zu interessiren. Jene sind auch glüklich und froh, aber ihre Tiefe und Vielseitigkeit kommt recht zu Tage. Sie beglüken, indem sie glüklich sind, und weil sie es sind. — Auf dem Weg hinter Salz-ter-hellen, einem Salzwerk ist auf der Anhöhe, eine gar liebliche Aussicht in ein Thal mit einem Bach durchschlängelt. Trotz seiner einfachen Komposition von gewöhnlichen Bäumen, Fluren, Wiesen, Vieh und dem, freilich sehr naiv sich durchwindenden Bach, hat

es viel Mannichfaltigkeit, wie das häusliche Leben in einer guten Familie, durch gewöhnliche Beschäftigungen und immer wiederkehrende, einfache Freuden, in schöner Abwechselung. Das Thal, ohne Aufwand von Felsenmassen, Wasserfällen, von neuen Ruinen und dekorirten Einsiedeleien, wie das häusliche Leben, ohne Aufwand von Bällen, Casino's und Opern. Man sehnte sich in das Thal, wie in das Haus einer guten Familie.

In Göttingen sah ich Plank, Bouterwek und Herbach, die Treflichen. Von ihnen mündlich mehr!

Von Göttingen giengs nach Kassel, durch das trefliche Weserthal bei Münden. Ein Kaufmann hat auf der Erdzunge, die durch den Zusammenfluß der Fulde und Werre gebildet wird, einen, in seiner Art Einzigen Garten anlegen lassen. Zwei Flüsse, Schiffart auf beiden, größere Schiffart auf der Weser; — das Alles dicht vor sich, in der Stadt! — Es herrscht guter Geschmak in der Anlage und in dem Aeußeren des Hauses. Ein Eigenthum, Sinn und Vermögen, es zu verschönern, gehört denn doch unstreitig zu den höheren Men-

ſchenfreuden. Auch wird uns einſt dieſe Freude in hohem Grade werden.

Das Weſerthal! Ja; was kann ich davon ſagen? Wer beſchreibt das Eigenthümliche von Gegenden, da man ſelbſt bei den ſchönen Gemälden einer Brünn nicht lange verweilen kann? Es giebt genialiſche Naturen, die uns in Erſtaunen ſezen, an denen man in die Höhe ſieht, die uns aber bald drüken. Ueppige Naturen, die alle unſere Sinne reizen und befriedigen und wieder reizen, in denen man ganz zu Sinnesgenuß aufgelöſet wird. Bei ihnen darbt Geiſt und Herz, obgleich die Sinne ſchwelgen, und eben darum. Von dieſen beiden Naturen hat das Weſerthal bei Münden nichts. Es iſt ein Lied, mit unter ein Schiller'ſches Lied, aber keine Ode; ein Berghem, aber keine Rüysdael. Es giebt nemlich eine dritte Natur, die ſich nicht über uns erhebt, ſondern uns traulich entgegentritt, uns traulich in ihren Kreis nimmt und uns all ihre Lieblichkeiten anbietet, als freue ſie ſich, wenn wir ſie nur annehmen und ihrer froh werden wollen. So iſt dies Weſerthal. Es hat mehr als jenes hinter Salzuferhellen; aber nicht zum

Prunk, sondern zum Genuß. Es sagt uns mehr; aber es spricht nicht minder freundlich mit uns. Auch es webt tiefe, feine Empfindungen, aber in einem populären Styl. Leicht hätt' ein Abhang schroffer seyn, die Felsen in dem engen Thal, durch das wir kurz vorher kamen, hätten hierher gesezt seyn können, und seine Genialität hätt' uns gespannt; es hätte Jean Paulisirt. Jezt spricht es wie Tiedge. Man versteht es und kann mit ihm fülen, wenigstens immer ihm nachfülen. So gefällt es, wie dieser, Allen, die ihm nahe treten.

In Kassel hatten wir eine Wanderschaft nach Wilhelms- jezt Napoleonshöhe vor; aber der Himmel war trüb; es war keine Aussicht zu erwarten, und wir wolten die Idee aufgeben. Wie belehrend, wie sanft-erhebend zum Himmel ist es doch, daß alle hohe, obgleich Erdenfreuden von den Segnungen des Himmels abhängen! Warlich! auf die Erde nur immer zu bliken und bliken zu wollen, immer nur auf die nächsten Ursachen das Auge richten, das ist eine Aufklärung, wie die des Grafen Morcati, der den Menschen von allen seinen Uebeln befreien wolte, wenn er lernte —

auf allen Vieren gehen. Der Himmel wurd' uns indeß wieder günſtig, und wir ſahen von dieſer Höhe herab, auf alle, ſie umgebende Herrlichkeiten, unter ſeinem Segen, d. h. erleuchtet und verherrlicht durch der Sonne Glanz. Die Gegend mit dem Vorgrund von oben herab geſehen, iſt ein großes, talentvolles Weib, eine Delphine, mit allen Reizen der Kunſt ausgeſchmükt, und in Lagen geſezt, wo ſie alle ihre Talente und ihre Kunſtbildung zeigen kann, zeigen muß und gerne zeigt.

Marburg.

Den Eindruk, den der Anblik dieſer Stadt auf mich machte, kann ich heute nicht beſchreiben und vielleicht nie. Immer iſt es nur ein mäßiger Fluß, wenn man ſeine Wellen zälen kann. Bei einem hochtoſenden Strom ſtaunt man und — ſchweigt. In dieſer ſanft-romantiſchen Gegend hab' ich die drei poetiſcheſten Jahre meiner Jugend durchlebt, in voller Unſchuld und Jünglingslebendigkeit; das iſt Alles was ich ſagen kann, und genug geſagt.

(Acht Tage nachher.) Jezt kann ich noch etwas davon sagen. Morgends um drei Uhr, vor unserer Abreise, besucht' ich, bei herrschender, feierlicher Stille in der Stadt, alle die Pläze, wo ich gelebt, ja wol, recht eigentlich gelebt hatte. Ich sah hinauf, nach den Fenstern meiner Wohnstube, nach den Fenstern meiner Freunde, nach den Lehrzimmern, nach den Oertern öffentlicher Vergnügungen, und — wie wol that mir das jezt! — ich konnt' auf alle diese Pläze hinbliken, ohne Schaam und Reue, höchstens wandelte mich ein Lächlen an und ein Achselzuken über einen jugendlichen Muthwillen, der an das Rohe gränzte. Und das ist ein unbeschreiblich — süßes Gefül. Wie wol muß es dem Menschen seyn, der am Ende seines Lebenswegs, so auf sein ganzes Leben hinsehen kann? Das:

Nilconscire — —

Ja so! meine Aeone versteht kein Latein,
Nichts Uebles sich bewußt zu seyn,
Vor keiner Schuld erbleichen —

ist doch der erquikendste Labewein im Alter, bei dem man beredt wird über seine Jünglingsjahre, und heiter wie ein Jüngling.

Die Aussicht von dem lutherischen Kirchhof, in das schöne Lahnthal, lädet ein, dahin zu gehen und fesselt doch an den Standpunkt, wo man steht, wie eine gewisse, von ihrem schlafenden Knaben sich wegschleichende junge Mutter, mit ihren freundlich-kosenden Bliken, weil wir sie nie und nirgends wieder so lieblich zu sehen fürchten.

Ich nahm Abschied von Marburg mit einem vollen, gerührten Herzen, wie Petrarca von Vaucluse, wie man von den vertrautesten Jugendfreunden Abschied nimmt, wie der fromme Pilger vom heiligen Grabe. Hier lernt' ich meine Existenz fülen, meine Individualität erkennen. Hier wurde der Edelsinn des Jünglings in mir gewekt, gut zu seyn, recht zu handlen, um mich nicht zu erniedrigen unter mich selbst. Hier wurd' ich von rohem, ausschweifendem Leben abgeleitet, durch das Gefül meiner Menschenwürde und durch die Schaam, die so frühe in mich gepflanzt ward. Jenes Gefül wurd' in mir aufgeregt und genährt, durch den edlen R., der es selbst in sich trug, für sich und mich. Ich wallfahrtete zu seiner Wohnung, wie der fromme Sohn, zu dem

Hause seines Vaters, und segnete sein Andenken, wie Nathanael das Andenken dessen, der ihm zuerst gesagt hatte, was er sey.

Lindau.

Am Abend, die Sonne im Hafen untergehen und alle Gletscher erleuchtet zu sehen; das war unser Wunsch, und so oft sprachen wir mit Einer Stimme und Einem Herzen: Gott geb' uns nur Sonnenschein.

Und Er hat ihn uns gegeben, auf seine Art. Anders wie wir dachten, aber herrlich. Höre!

Doch; was ist da zu hören? Ich kann nicht reden und nicht schreiben. Ich konnte nicht sehen, nicht fassen, und kanns noch jezt nicht, und werd' es nie können und bin hoch seelig dabei, daß ich nicht fassen, nicht reden und schreiben kann. Das Einzige, was ich sagen kann, was du aber nie verstehen kannst, was dir leere, todte Worte sind, ist: ich habe den Bodensee gesehen!

Ich streiche mein ganzes Tagebuch durch. Alles ist nichts, was ich vorher sah; denkenswerth, aber nicht des Beschreibens werth. Und

gerade dies Eine kann nicht beſchrieben werden; wenigſtens kann ich's nicht.

Aeone, wenn es dir einmal am Herzen liegt, einen recht heiligen Genuß zu haben; ſo blike hinauf zu dem Vater im Himmel, bitt' ihn kindlich: lieber Vater; laß mir ihn doch werden." Und nun warte! ſey ruhig, bis Er ihn giebt. Und glaube mir, du wirſt ſtaunen wie ich. (O! der liebe Menſch! Ich hätt' ihn ſehen mögen, in dem er das ſchrieb!)

Den Bodenſee in ſeinem vollen Glanz, bei dem Untergang der Sonne zu ſehen, das war eine Hauptabſicht, warum wir nach Lindau giengen; und der Regen goß ſich in Strömen herab. Da blikt' ich auch kindlich hinauf, zu dem, der uns ſchon ſo viele Freuden bereitet hatte, und bat Ihn: gönn' uns auch dieſe noch! Und ich meyne, Er hat ſie uns gegönnt. Schon gegen Abend hört' es auf zu regnen, die Sonne ſchien heiß und hell. Aber zwei Gewitter drohten fürchterlich. Nun kamen wir auf eine Anhöhe. Ich entdekt' einen hellgrünen Streif, der, herrlich beleuchtet, ſich unter dem ſchauerlich-dunklen Gebirge hinzog, deſſen Glanz durch das Dunkel nur noch mehr

auffiel. Ich zeigt' es meinem Freund; aber Niemand dacht' an den Bodensee, bis der Kutscher rief: „Da haben Sie ja Ihren Bodensee!“. (Er hatt' uns so oft davon sprechen hören.) Wirklich trat er nun auch kenntlicher hervor; glänzend hell-grün, wie auf Machdes Charte. Die schwarzen Gewitterwolken, die bis hinein hiengen, und die röthlichen Streifen darin, und das Ufer, das überall, wo es Gewitterwolken nicht dekten, wie ein unendlich reich-verziertes Amphitheater hervorgieng; und die röthlichen, oben am Rand des Horizonts spielenden Wolken und die, eben so erleuchteten Felsen, die zwischen den dunkelgrünen Wäldern hervorragten! Wir fuhren zwischen Weinbergen und Fruchtfeldern; sahen Schweizerbauern, Schweizer Vieh, hörten Schweizer Sprache. Wir lebten in einer neuen herrlichen Welt. — Gott! wie waren wir seelig! Nur du fehltest mir, meine Aeone, um die Wirkung der Herrlichkeit in deinem Auge zu lesen, in ihm das Miniaturgemälde davon zu sehen. (Ja; ich hätt' auch in sein Auge gesehen. Dort wird die schöne Landschaft noch von einer höheren Sonne verklärt, nemlich von der Liebe.) Alles

war in einer ſo gewitterhaften, korräniſch-gelben, glänzenden, magiſchen Beleuchtung, daß wir kaum die Gegenſtände mehr erkannten, kaum wußten, ob die Wolken, Wolken oder Berge und Felſen wären. Wir wußten eben nichts. Was weiß der Menſch, wenn ſein ganzes Weſen Wonnegefül iſt?

Und doch war es noch nicht der Silberblik dieſer Naturherrlichkeit!

Nach einem langweiligen, zur Ungeduld reizenden, aber die Sehnſucht nur noch höher ſpannenden Schlangenweg, der vom Ziel abzuführen ſchien, indem er (wie es immer der Fall iſt) zum Ziel hinführt, kamen wir auf die Brüke, die über ein Stük des Bodenſees, nach der Inſel führt, auf der Lindau liegt. Denke dir dieſe Brüke; an beiden Seiten den hochflutenden, hellgrünen, blizenden Bodenſee, gegenüber ein Amphitheater von Weinbergen, Feld, Wald, Felſen und Dörfern; und jezt gerade, indem wir langſam-feierlich über die lange Brüke hinfuhren, gieng die Sonne unter, uns zur Rechten, mild und lieblich. Dünne Wolkenſtreifen, himmliſch vergoldet, ſchwebten, wie Engel des Liches,

an dem blauen, heiteren Himmel. Auf der linken Seite das furchtbare Gewitter, durch den Sonnenwiederschein, noch furchtbarer sich zeigend, und ein breites Stük Regenbogen in den Gewitterwolken, von dem grünen See an, bis in die Hälfte der Gewitterwolken hinein. Man bebte, wenn man zur Linken blikte; man dankte, wenn man zur Rechten sah. Ein Gemälde, das Gegenstük von dem andern; beide gleich herrlich, aber in einem entgegengesezten Geschmak. Eins erhöhete den Genuß des Andern. Hätten wir uns besinnen können; so wären wir auf der Brüke ausgestiegen und hätten die Herrlichkeit länger betrachtet: aber so weit dachten wir nicht. Wir fuhren an das Gasthaus, rannten gleich nach dem Hafen, und sahen noch einmal den See. Er gieng flutend über die Steine. Ich ließ ihn über meine Füße fluten; ich hätte mich darin baden mögen.

Wir haben allein gegessen; unmöglich konnten wir unter Menschen seyn.

Den 7ten July.

Heute sahen wir denn die Schneegebirge. Eine neue Idee! Und wirklich war sie mir

neu, ob ich sie gleich gestern schon gesehen hatte. Gestern Abend nemlich, als wir so entzükt waren, über die Herrlichkeiten am Himmel und auf der Erde, bemerkten wir mit frommer Weisheit, ob uns gleich das Vergnügen, die erleuchteten Schneegebirge zu sehen, versagt worden sey; so hab' uns doch der Himmel reichlich dafür schadlos gehalten, durch das herrliche, in seiner Art Einzige Gewölke, das gerad' über dem Bodensee geschwebt habe. Und das herrliche, Einzige Gewölk war nichts mehr und nichts weniger, als — das Schneegebirge, das wir uns durchaus als nichts Irdisches denken, das wir für nichts Anders, als erleuchtete Wolken erkennen konnten. Jezt erschienen mir diese Berge in ihrer ganzen, romantisch-schönen Größe, und ich fülte zum Erstenmal, was ein Berg ist. Gott! da erhebt sich eine schwarz-blaue Masse bis in die Wolken, und das ist nur der Fuß des Bergs. Sie tritt über die Erste Wolkenregion heraus, wird wieder sichtbar, geht dann in eine dunklere oder hellere, die sie von Neuem bedekt. Sie steigt Anfangs steilschräge herauf, wie ein gewöhnlicher Berg; und wenn man glaubt, sie habe

ihren höchsten Gipfel erreicht, so schießt sie senkrecht empor, mit Felsen- Wald- und Wiesenparthieen, und endet, Gott weiß, wo? in den Wolken, oder in einer zakichen, wunderlichen Spize. Von den Schneebergen ist gar nichts zu sagen. Wer solche Wolken sähe; würde sie für das romantischste Morgen- oder Abendgemälde halten. Und dann die Schneeparthieen, die optischen Vulkane, die Feuerseen, die dazwischen hervorbrechen; die unbegreiflichen Feuerfleken in dem dunklen Grund, bei denen es Einem schwer wird, zu glauben, daß es von der Sonne erleuchtete Fleken seyen, und der beständige Wechsel von Gestalten und Farben, bei dem Jeder ruft: Gott! was seh' ich hier? Was erhebt sich da? — Erlaß mir's, Liebe! Ich habe den besten Willen, dir Alles zu beschreiben; aber wer es nicht sah, dem bleibt es doch todtes Wort, und wer es sah, der fült gerad' am Tiefsten, daß er es nicht kann.

(Sie sehen, Edelwald hat mir in dieser Beschreibung, noch mehr gegeben, als das Gemälde von einer großen, herrlichen Natur; er hat sich selbst dargestellt, seinen Sinn für

eine ſolche Natur, ſeine Religioſität, und ſein tiefes Gefül, wie wenig durch irgend eine Beſchreibung, der Eindruk dargeſtellt wird, den eine ſolche Natur macht. Glauben Sie wol, daß dies Gefül ſeines Unvermögens, mir das Liebſte in der ganzen Beſchreibung iſt?)

Hundert und vierter Brief.

Esplandin an Edelwald.

Genf.

Du mutheſt mir ja wol jezt nicht zu, Deinen philoſophiſch-moraliſch-ſentimentalen Brief zu beantworten, Edelwald. Ich könnt' und möchte das nie, und am Wenigſten jezt, da ich in dieſer Stadt wieder zu leben anfange. Warum müßteſt Du auch widerlegt ſeyn? Du legſt Deine Grundſäze dar, und ich die meinigen. Du befindeſt Dich wol bei denen, die Du haſt; ich bei den meinigen nicht weniger. Warum ſolten wir ſie einander aufdringen? Glük, Genuß, Leben ſuchen wir Beide; nur der Eine glaubts hier zu finden, der Andere dort. Gut! ſo ſuch' es Jeder auf ſeinem Weg. Wenn Du gerne Hausmannskoſt iſſeſt; warum wilſt Du mich auch dazu nöthigen, dem Gänſeleberpaſteten und Schnepfenkonſommers beſſer ſchmeken? Wenn Du am Liebſten

einerlei Wein trinkſt; warum wilſt Du mir verwehren, mit Burgunder, Rheinwein, Madera und Champagner abzuwechſeln, wenn ich's haben kann? Und warum ſolt' ich mir nicht die Mittel zu dieſem Genuß verſchaffen, wenn ſie mir faſt auf einem Präſentirteller dargeboten werden, und wenn ich noch einem gutmütigen Geſchöpf wol damit machen kann? — Doch; nichts mehr davon. Du bleibſt bei Deinem Sinn und ich bei dem meinigen; und wir bleiben doch Freunde. Du reiſt durch die Alpen und ich gehe nach Paris. Chaqu'un à son gout.

Aber bin ich, dummer Menſch, nicht auch durch ein Stük Alpen gekrochen, entfernt von allen ordentlichen Menſchen, wie Kain, als er ſeinen Bruder erſchlagen hatte? Hat mich der Naturnarr Baillot, nicht, wie mit den Haaren durchgezogen? Ich bin gewis, daß ſein ganzes Entzüken über die zerſtörte, öde, elende Gegend, lauter Affektation war, um ein Paar empfindſamen Reiſebeſchreibern nachſchwäzen, und den ſchwärmeriſchen Weibern davon erzälen zu können. Denn, was war da zu ſehen? Wilde Berge, zwiſchen denen man kaum ath-

men konnte, die nur zu Fuß, triefend von Schweiß zu beſteigen waren, auf denen man wieder andere Berge ſah, und ein Paar Waſſerpfüzen, das Seen ſeyn ſollen, und den Himmel, den wir überall haben. Wenig Angebautes, Wald, und Fleke von Wieſen, mitunter ein kaler Fels, und ein Paar Löcher, wo noch Schnee lag, mitten im July. Ein reizendes Land! Der höchſte Reiz trat hervor, wenn ein Paar Ohm Waſſer einem Berg herunterliefen, und es unten einen Schaum wie in einer Waſch-Bütte gab. Da ſtand Baillot immer davor, als wenn er somnambule und als wenn das Waſſer lauter Champagner wäre. Dabei keine menſchliche Stimme. Wenn man ein Paar Kühe brüllen hörte, ſo dankte man Gott, daß doch noch etwas Lebendiges exiſtirte. Kam man aber auch einmal aus der todten Herrlichkeit heraus; was ſah man? Kühe, wie Ochſen, Ochſen wie Elephanten; Lümmel von Männern, und Klöze von Weibern, die in Röken, wie in einer beweglichen Gloke ſtekten, und bis an das Kinn eingelatzt, eingepanzert waren. Doch gab es im Berniſchen, manche niedliche Mädchen, mit denen ſich wol ein länd-

liches Abentheuer hätt' anſpinnen laſſen, wenn der unerträgliche Baillot nicht gleich wieder nach den Bergen und Wäldern getrieben hätte, als wenn wir die Stelle des wilden Jägers hätten verſehen müſſen. Und wie theuer muß man den Anblik dieſer Herrlichkeiten erkaufen! Sich hundemüde klettern, oder in einem niedrigen Wägelchen, mit Einem Pferde ſich fahren laſſen, was unſeren Bauren zum Miſtkarren nicht gut genug wäre; im Nebel herumtappen, ſich bis auf die Haut naß regnen laſſen, und zur Erquikung eine Milchſuppe und ein Stük Käſe genießen, vielleicht gar ein Pfannkuchen, der zwar inwendig grau, aber deſto diker iſt. Wein wär' allenfalls hinunter zu bringen, wenn man hinreichend Zuker dazu thäte, damit ſich die Eſſigſäure milderte, und eine gute Portion Kirſchgeiſt, damit er Stärke bekäme. Zwar findet man im Berner und Züricher Gebiet, ſelbſt auf dem Lande manche Orte, wo man ſich wenigſtens ſatt eſſen kann: aber da durften wir nicht bleiben. Da blökten keine Kühe, und es floß kein Bach vom Berge.

Sieh! das ſind die Herrlichkeiten, in denen ich faſt vierzehen Tage geſchmachtet habe.

Vielleicht ſiehſt Du ſie anders an, etwa wie Baillot, der manchmal in Entzüken zu gerathen ſchien, wo mir die Langeweile Krämpfe in den Kinnbaken machte, — vielleicht auch ihm. Aber ich gebe mich nun einmal, wie ich bin, und will nicht geiſtiger und poetiſcher erſcheinen, als mich das Schikſal gemacht hat.

Jezt iſts beſſer! Wir ſind in Genf.

Vorerſt ſchreib' ich Dir etwas aus Baillot's Tagebuch über die Stadt ſelbſt und ihre Umgebungen ab. Dieſe ſind wirklich ſchön: aber ſo eine todte Natur zu beſchreiben, iſt nicht meine Sache. Wenn das Original todt iſt; ſo kann die Beſchreibung nicht viel Leben haben. Alſo höre Baillot.

„Die Stadt iſt an den wenigſten Orten ſchön. Sie ſoll eine Art von Feſtung ſeyn; — man findet Baſtionen, Kaſematten ꝛc. aber Alles iſt Spielerei! — Die Häuſer ſind von Stein, fünf — ſechs Etagen hoch; lauter Schilder Innſchriften an den Häuſern, oft ſonderbar genug, z. B. etincellier ſoll heißen l'Etin, Sellier; Nichts als Magazin, Fabrique! — Aecht-franzöſiſch! Wir ſtiegen in der Balance ab. Vor unſerm Fenſter rauſcht die grüne

Rhone mächtig vorüber, links ſehen wir den See, unter uns Gewül, Fahren, Reiten, Gehen, Rufen ꝛc. — Am andern Morgen beſahen wir die Spaziergänge in der Stadt, die Ebel nennt, unter denen Einer: ehemals place St. Antoine, jezt place Maurice (von dem Maire, der ihn hat erweitern laſſen,) bei Weitem der ſchönſte iſt. Er geht auf den See; man ſieht rechts die Menge ſchöner Landhauſer, an dem ſanft anſchwellenden Ufer; links eine ſchöne, mit Bäumen beſezte, tief in den See hineingehende Erdzunge, dann den erweiterten See, und nun — Copet, Nion, und mehrere Dörfer, die unbeſchreiblich-lieblich da liegen, und ſich in dem See beſpiegeln. Im Vorgrund die Brüke über die Rhone — ein eigener Kontraſt! Wir giengen noch über den Holzmarkt, und eine Brüke, auf eine Gallerie, die in den See führt, von der man die nemlichen Gegenſtände, aus einem niedrigen Standpunkt mehr a portée vor ſich anſieht! Man wird ihnen näher, mit ihnen vertrauter. Eine edle Fürſtenfamilie geht mit uns um, als ob ſie Alle Privatleute wären. — Rouſſeaus Denkmal iſt ſeiner nicht unwürdig, ſteht auf

der beſuchteſten Promenade, auf einem hohen Piedeſtal von Sandſteinen, mit der Inſchrift: à J. J. Rousseau, le peuple de Genève. Die wie es ſchien, wohlgearbeitete Büſte, mit einem Eichenkranz, und darunter die Inſchriften: droits de l'homme, liberté, egalité, independance. Schade, daß dicht daben, die Stelle iſt, wo ein Theil des Magiſtrats füſilirt wurde.“

Jezt ergreif' ich die Feder wieder, und was ich Dir beſchreiben werde, iſt ganz etwas Anders, als das grüne Waſſer, und eine ſteinerne Büſte. Es iſt eine ganz andere, lebende, mit dem ſchönſten Fleiſch überwachſene, in jeder Miene, jedem Blik, eine andere, immer reizende Art von Leben ausſprechende Büſte und ganze Figur, die

Demoiſelle Goutad

von Paris, die ich ſpielen zu ſehen und zu hören, das Glük hatte, — als Verſchmak von Paris.

Gleich Nachmittags nach unſerer Ankunft bereiteten wir uns, die ſo berühmte Schauſpielerin und Frau zu hören, die heut ihre Triumphrolle, la coquette corrigée geben wolte.

Alles war voll von ihr. Um fünf Uhr giengen wir denn in das zwar kleine, aber nicht übel, faſt rund gebaute und gut erleuchtete Theater. Natürlich gut erleuchtet! Denn die Damen erſchienen reizend-angezogen, obgleich nicht geputzt. — Es war ein ungeheuerer Lärm, Plaudern, Lachen, Glace ausrufen — man hörte oft nicht, ob das Orcheſter ſpielte oder nicht. Aber todtenſtille ward' es, als das Stük anfieng. Und als gar die vergötterte Gontad auftrat, da erhob ſich ein fünf Minuten dauerndes Klatſchen und Toben, daß das Haus hätte zuſammenfallen mögen! — Es iſt wahr: ſie iſt eine vollendete franzöſiſche Schauſpielerin, ganz einheimiſch auf dem Theater, fehlt nie in der Deklamation. Die höchſten Kontraſte von Licht und Schatten und die ſanfteſten Verſchmelzungen ſowohl im Piano und Forte, als im Adagio und Preſto hat ſie völlig in ihrer Gewalt. In jede Tonart überzugehen, zu fallen, zu ſtürzen — und dann wieder in den Hauptton zurükzukommen; das iſt ihr ein Spiel! — Die Kokette war ihr am Natürlichſten, ob ſie mir gleich bei der Reue einigemal faſt Thränen ausgepreßt hätte. Am glüklich-

ten war sie — in den ganz kurzen Antworten, in den vielseitigen, vielseitige Stimmung erfordernden, und in den stummen Scenen, wo ihr etwas Unerwartetes gesagt wird. Ihr Lächeln, Lachen, ihr Spott, ihre Naivetät, besonders ihr Gesellschafts- und Welton; ihre natürliche, ausdrucksvolle und doch immer graziöse Stellungen sind Einzig, und werden ihr wohl schwerlich nachgemacht werden: Dies letztere war besonders bei dem Nachspiele merklich, wo sie eine Markise machte, und in dem der ächte fein-französische Welton herrschte. Ihre Figur ist etwas zu stark; aber welche Gewandheit, welches Mienenspiel, welche reizende Stellungen, welche delizieuse Koketterie! Ihr Clitandre war indeß unerträglich steif und hölzern; er deklamirte oft so falsch, wie man es kaum auf einem ambulirenden deutschen Theater hört. Warlich er wird keine Kokette bekehren! Das Unnatürlichste bei der Rolle der Goutad war, daß sie sich in einen so steifen, hölzernen Ritter verliebte! Er wurd' aber fast so stark wie sie beklatscht; zum Zeichen, daß die Genfer nur konventionellen, nicht wahren Geschmak haben. — Schön war die Stellung,

als ſie das Theater verließ, ihre Tante um den Hals faßte, von ihr eben ſo gefaßt wurde und in dieſer trauteſten, liebevollſten Stellung, langſam weggieng. Ein anderes ſchönes langſames Weggehen, bemerkt' ich, als ſie zum Erſtenmal nachdachte über ſich ſelbſt. — Ein hoher Theatergenuß! Unſer Banquier weiht ihr am folgenden Tag eine Fete geben und lud uns dazu ein. Wie gerne hätt' ich das intereſſante Weib in der Nähe geſehen; vielleicht eine Bekanntſchaft für Paris mit ihr machen können: aber leider! konnten wir die Einladung nicht benuzen, weil wir gar keine Kleider bei uns hatten.

Von Genf aus, fuhren wir eine Landſtraße, die Baillot einen paradiſiſchen Weg nannte, am Ufer des Genfer Sees hin, durch Copet, Nion ꝛc. wo er die Gegend aufſuchte und fand, von der ihm die alte, oder wie er ſagte, die edle, ſinn- und geiſtvolle la Roche einen Kupferſtich mitgegeben hatte. Er wolte recht gut begreifen, warum ſie gerade dieſe Gegend ſo ſehr liebe. „Sie habe ihren Ehe

rakter," ſagte er. Was ſo ein Menſch nicht Alles ſagen darf!

Von einem Beſuche bei Madame Staël ſag' ich kein Wort, weil ich mir vorgenommen habe, weder etwas Gutes noch etwas Böſes von Menſchen, in ein Reiſetagebuch zu ſchreiben. Die Menſchen nehmen uns das Böſe übel, weil ſie eitel ſind, und das Gute, weil ſie nicht eitel ſcheinen wollen. Außerdem lieb' ich die beſten Bücher nicht, wenn ſie auf ſchlechtes Papier gedrukt und nicht beſchnitten ſind.

Wir nahmen noch ein frohes Souper bei unſerem Banquier ein, bei dem, zu meiner Freude, der Champagner nicht geſpart war; und nun eilen wir nach Paris, wornach ich mich ſchon lange ſehne, und wo ich mich für die langweiligen Alpenherrlichkeiten zu entſchädigen denke. Von meiner Amala bekomm' ich ſehr zärtliche Briefe, doch manchmal etwas nach Art der Eſpinaſſiſchen, vermuthlich, weil ich ihr nicht oft und lange genug ſchreibe. Die gute Seele muß ſich daran gewöhnen; denn in Paris kann ichs noch weit weniger, wie Du ſelbſt begreifen wirſt. Man hat dort mehr zu thun.

Lebe wol.

Hundert und fünfter Brief.

Leone an Wandulf.

Werdau.

Wenn man gewöhnt iſt, Jemand um ſich zu haben, dem man Alles mittheilt, was unſeren Geiſt oder unſer Herz berührt; und man entbehrt ihn; ſo muß man ſich durch Schreiben ſchadlos halten; das wiſſen Sie. Beſonders ein Weib bedarf Rath, Leitung, Muth, wenigſtens Beifall und Theilnahme. Edelwald iſt, — wer weiß, wie weit von hier; kein Weſen hab' ich in der Nähe, bei dem ich ſo etwas finden könnte; ich wende mich alſo zu meinem bewährten Freund.

Vor Allem leg' ich Ihnen wieder ein Stük aus ſeinem Reiſejournal bei, und fordere ausdrüklich, daß Sie mich bedauren, weil ich einen ſolchen Waghals zum Mann habe. Sich ſolchen abſcheulichen Fuhrwerken anzuvertrauen, und damit an Klüften und Abgründen

herzukutschiren; sein Leben auf den falschen Tritt eines elenden Esels zu sezen, noch ärger, als wenn der Spieler sein Vermögen auf eine Karte sezt. Und das für einen Mann, der Frau und Kinder hat! Zwar schreibt er mir, daß ich das Tagebuch ja nach überstandener Gefahr erhalte; daß er jezt auf der ebenen, offenen Landstraße bleibe; daß die Gefahr wirklich nur scheinbar, und auch daß nur für den gewesen sey, der den sicheren Schritt der Maulthiere in Gebirgen nicht kenne, wenigstens nicht fest daran glauben könne: aber das mag er andere Waghälse bereden. Ein Maulesel ist doch immer ein Esel, und ein Esel ist das dummste unter allen dummen Thieren. Man sagt nie: ein dummer Hund! ein dummes Pferd! aber wol: ein dummer Esel. So ein dummes Thier kann eher fallen als ein anderes. Und wenn er denn auch jezt die offene Landstraße vor sich hat; wer sieht mir dafür, ob er nicht en passant die Jungfrau besteigen will, bei deren bloßem Namen mich schon ein Schwindel befällt, seit ich Boggesens Porthenäis gelesen habe, oder Eins von den andern Hörnern, deren bloßer Name einen vorsichtigen Reisenden

abſchreken ſolte. Kurz: ich bin bedauernswerth, und Sie ſollen mich bedauern. Kommt er mir aber wieder nach Haus, ſo will ich ihn feſthalten, mit allen Seidenfadchen der Liebe; und iſt er nicht mehr zu halten, ſo geh' ich mit, ſamt den beiden Kindern, — und wenn er die Pyrenäen oder Appeninen beſteigen wolte. O dann wird er wol von ſelbſt, auf der ebenen Straße bleiben.

Nun noch etwas! Ich habe hier eine Bekanntſchaft gemacht, die immer enger und vertraulicher zu werden — ſcheint oder droht, über die ich mir deßwegen Ihren Rath erbitte. Vor etwa ſechs Wochen hört' ich, daß eine junge Dame, das ſchöne Bauern- oder Gartenhäuschen auf der Anhöhe gemietet habe, und wenigſtens dieſen Sommer über, da wohnen wolle. Sie macht' mir gleich einen Beſuch; es war die Fräulein Thorilda von B — z, von der ich ſchon mehr gehört hatte. Ein ſonderbares, hoch-geſpanntes, poetiſches, über alle Konvenienz ſich hinaus ſezendes, aber höchſt-intereßantes Weſen. Sie kam, als ich mit meinen Kindern am Tiſch ſaß, wie eine Pilgerin, mit einem Hut voller Blumen, einem

braunen, fliegenden Kleid, mit ziemlich offener Bruſt, und einem hohen, krummgebogenen Stok, als ob ſie die Alpen beſteigen wolte. Ich fragte, ob ſie mit mir eſſen wolle; ſie antwortete mir aber, bei ihr ſey es noch nicht Mittag, ſie wolle aber ihr lungeon bei mir halten. Auch aß ſie wirklich ein Paar Stük Schinken und trank einige Gläſer Wein. Ihr freies, natürliches Weſen gefiel mir. Sie beſah meine Kinder, meine Kupferſtiche, verſuchte mein Klavier, und gab ſich viel mit Eduard ab, der aber kein ſonderliches Belieben an ihr zu finden ſchien, und ſie oft ſehr ernſthaft, von der Seite anſah. Wir ſprachen von der Gegend, vom Landleben, von den vielerlei Pflanzen, die hier herum wachſen, von den Briefen der Madame l'Espinasse, die ich eben in der Ueberſezung da liegen hatte, von Jean Paul, vom Steinregen, von dramatiſirten Bibelgeſchichten, und wer weiß, wovon noch mehr. Ihre Urtheile waren oft ſehr auffallend und ſchneidend. Sie ſagt' unter andern, es ſey ſehr überflüßig: Landleben zu ſagen; denn es gebe ja keine andere Athmoſphäre zum Leben; die hieſige Pflanzenwelt ſey eine Kolo-

nie, eine table d'hote, ein Kaufmannsdiner, wo Gelehrte und Glüksritter, Aristokraten und Jakobiner, Juden und Christen, Kreter und Araber untereinander lebten; Madame l'Espinasse sey eine Thörin gewesen, die sich in einen eitlen Geken vergafft, der ihre Liebe zu ihm, wie einen andern Orden, auf der Brust getragen; übrigens aber so wenig von Liebe gewußt habe, wie sie von Männerwerth; Jean Paul sey von der italienischen Schule zu der niederländischen heruntergegangen oder gefallen; er sey eben wie Jupiter, der sich in allerlei Thiere verwandle, wenn ihn die Laune befalle. Jakob und seine Söhne mit Musik von Mehul in einer Oper zu geben, das sey eben so, als ob man Chevalier Adam mit einem Titus, Bakenbart, gestikten Pantalons, und mit dem Kreuz der Ehrenlegion, die Marquise Eva aber mit einem Spizenkleid, einem goldenen Diadem und halb nakt, malen wolte, als ob sie wenigstens noch halb im Paradiese wäre. Ihre Unterhaltung interessirte mich indeß sehr; denn sie sprach über Alles gut. Bald hernach besucht' ich sie, und fand — eine ganze Menge Pflanzen, ein großes Buch mit getrokneten

Pflanzen, das ſie ein Herbarium nannte, eine Harfe, Guitarre, ein ſehr gutes Klavier, Bücher überall, teutſche, franzöſiſche, engliſche, italieniſche, ich glaube gar — auch lateiniſche; Apparat zum Zeichnen, Portefeuillen mit Zeichnungen und Kupferſtichen; aber nur wenig Stüle, ein einfaches Büreau und ſchlichte Meubles. Heute unterhielt ſie mich weniger auffallend, aber noch weit angenehmer, wie das Erſtemal. Sie näherte ſich mir, mit einem unbeſchreiblich-anmutigen Weſen. Wir müßten Freundinnen werden; ich habe Sinn für das Schöne, alſo Religion. (Ich hatte neulich über mehrere Zeichnungen und Kupferſtiche ſowol als über Bücher und Muſikſtüke, nach meiner Empfindung geurtheilt.) Und nur Religion mache zur Freundſchaft fähig. Man komme nie dazu, die Schönheit einer Seele, den Reiz eines Gemüths zu fülen, wenn man gegen die Schönheit eines Apolls, die Reize einer Madonna gleichgültig bleiben könne. Meine tiefe Natur, bei der Leichtigkeit, womit ich mich darin bewege, thue ihr ſehr wol. Ich berühre ſie von manchen Seiten, von denen ſie nur ſelten berührt worden ſey. So ſagte

ſie. Und mag' es Eitelkeit ſeyn, oder Sympathie, oder beides zugleich — ich fülte mich wirklich angezogen von ihr. Wir ſprachen von Männern. „Iſt Ihnen denn ſchon ein Mann vorgekommen?" fragte ſie auf Einmal. „Ja ſo! Sie ſind verheiratet! — Er muß ein Wunder unſeres Zeitalters ſeyn, Ihr Edelwald, denn ich fand noch lauter Unmänner, höchſtens Halbmänner, die ſich zu Männern reken wolten, und ſich auf die Zähen ſtellten, oder gar wähnten, ihre Halbheit ſey das höchſte Ziel des Manns!" — „Ich kenne doch vortrefliche Menſchen unter den Männern." — „Das wol! trefliche Köpfe aller Art, trefliche Gemüther: aber nicht Kopf und Herz zugleich; keinen Mann. Nirgends fanden Sie dieſe ſchöne Miſchung von Kraft und Liebe, die ſo hohe Kraft, durch Liebe gehalten, wo ſie es ſeyn muß, dieſe innere Elaſtizität, die nur für einen Augenblik der roben Gewalt weicht, aber ſich gleich wieder herſtellt in den vorigen Zuſtand; dieſe Feſtigkeit in edlen Grundſäzen, — nicht Säzen, ſondern Grundempfindungen, die durch keinen Zeitgeiſt, durch kein Drohen der Gewalt und durch kein Flehen der

Liebe, zu erschüttern ist. Nirgends diesen Ueberblik und Durchblik, diese innere Einheit, die blos sieht um zu wollen und blos will um zu handlen. Lauter Sklaven des Zeitalters, der Mode, der Tongeber und Machthaber, des plumpsten Eigennuzes und Ehrgeizes. Wo haben wir einen Kokles, einen Regulus, einen Cedrus? — Das Weib, das Weib ist, will ja einen Mann heiraten, und keinen Schöngeist, keinen Philosophen, Gelehrten, Soldaten, Hofschranzen und Politiker, was die Bessern des andern Geschlechts allein sind.“ — Ihr Auge funkelte, ihr Gesicht glühte, in dem sie so sprach. „Ich sah einen solchen Mann, oder vielmehr, ich wähnte, einen solchen gefunden zu haben; aber ich sah bald, daß ich mein Ideal nur in die äußere Form getragen hatte, wie es uns Weibern und den Dichtern so oft geht. Es war ein talentvoller, liebenswürdiger Schöngeist, Soldat und Philosoph; aber das Gepräge von Kraft und Mannheit, das er trug, war falsche Münze. Der innere Gehalt fehlte. Ich sah ihn, sich tief und ehrerbietig büken vor einem General, der hinter dem Ofen gesessen, sich aber zum General her-

aufhefirt hatte. Ich hört' ihn, zwar nur mit wenigen Worten, aber doch einſtimmen in den verächtlichen Ton, in dem — Sklaven von unſerer Nation ſprachen; und ich hatte genug an ihm. — Ich verachte ſolche Amphibien.“ (Sie faßte ſich etwas.) „Aber ich bin ſehr begierig, Ihren Edelwald kennen zu lernen. Aeone könnt' ihn unmöglich lieben, wenn er auch ſo etwas wäre.“ — „Sie wiſſen: die Liebe iſt blind. Ich kann alſo gar nicht über Edelwald urtheilen.“

Wir kamen öfter zuſammen, und ſie hatte große Freude an meinen Kindern; Eduard aber immer noch nicht an ihr. Nur, wenn ſie ihnen recht ſchauerliche Geſchichten erzälte, drängt' er ſich zu ihr hin, und war ganz Ohr.

Einmal, als die Kinder abweſend waren, und ſie mich über einem religiöſen Buch (es war etwas von Fenelon) getroffen hatte, ließ ſie ſich wieder äußerſt auffallend aus, über Religion. Ich will ſehen, ob ich es wieder zuſammenbringen kann. „Vielleicht halten Sie Fenelons und Göthes Geiſt für ſehr verſchieden;“ ſagte ſie. „Und doch treffen Beide in Einem Punkt zuſammen.“ —

„Sie ſind Beide Dichter.“

„Das meyn' ich nicht. Beide ſind religiös, und geben von Einem Punkt aus.“

„Göthe, religiös, wie Fenelon? Warum nicht auch Voltäre? Hat er ja eine religion naturelle geſchrieben, die mit einem Gebet ſchließt.“

„Nein; ganz anders. Beide ahnen ein All, das nach Geſezen innigſt-verknüpft iſt.“

— „Das heißt: Beide haben Augen zu ſehen, und ein Denkvermögen, um nachzudenken.“

„O! wie viele Tauſend haben das, und denken kein All, kein Ganzes. Es ſind ihnen lauter Fragmente, Einzelnheiten, wie die Pensées du prince de ligne, oder die ſogenannten Sprüche Salomons.“

„Nun; es ſey! das iſt aber auch Alles. Wenigſtens iſt es denn die Einzige Aehnlichkeit, wenn man allgemein von frommen Menſchen ſpricht; denn nicht alle fromme Menſchen ſind Dichter.“

„Freilich nehmen ſie beide eine ganz verſchiedene Richtung; der Eine nach den Erſcheinungen hin, um ihrer eine möglichſt-große

Anzal, und auf die mannichfaltigſte Art, im Zuſammenhang darzuſtellen, der Andere nach dem Weſen hin, das ſich, als ein, den Erſcheinungen zum Grunde Liegendes, unſerem Inneren ankündigt.“

— „Da kommen ſie freilich weit genug auseinander. Der Eine geht ins Weite; der Andere in die Höhe. Der Eine will viel; der Andere nur Eins.“

„Nun ja! der Eine ſtudirt Göthes Werke; der Andere macht ſich auf den Weg nach Weimar.“ —

— „Eins ſeiner kleinen Gedichte; höchſtens eine Szene aus den Wahlverwandſchaften müſſen Sie ſagen, wenn das Gleichniß paſſen ſoll.“

„Und auch dies Eine, iſt Abdruk ſeines Geiſts.“

— „Aber Manches, ein ſehr ſchwacher.“

„Denken Sie denn, daß man gerade nach Weimar reiſen, und mit Göthe umgehen müſſe, um ſeinen Geiſt zu genießen?“

— „Nichts weniger. Ich glaube viel mehr, daß man an ſeinen Schriften weit mehr hat, als an ihm ſelbſt, wenn man nicht zu

ſeinen Auserwälten gehört. Mit Gott iſts aber ganz Anders.“

„Und warum?“

— „Ja, ich füle das beſſer, als ich es ausdrüken kann. Gott iſt ſo groß und zugleich ſo gut. Ich meyne, man kennt Gott noch lange nicht, wenn man auch alle Pflanzen und Geſteine und Thiere kennt, und wie Alles auf einander wirkt; und wenn man den geſtirnten Himmel anſieht. Ich meyne, da bekommt man erſt recht Luſt, den Schöpfer des ſchönen Erd- und Weltalls näher kennen zu lernen. Und man kann's ja! Er hat keine Auserwälte; ſie ſinds Alle, die Ihm näher kommen wollen, denen Er noch lieber iſt, als Alles, war Er geſchaffen hat.“ — (Ich brachte das, nur ſtammelnd heraus.)

„Das führt zu Schwärmerei, wie Alles, dem keine Anſchauung zum Grund liegt. In dem All muß der Menſch das Eins finden; in der Vielheit, die Einheit. Durch den häufigen Wechſel von Freud und Leid, und das rege Gefül dabei, für ſich und Andere, wird ſo viel in dem Menſchen aufgeregt; er wird ſo ſehr von allen Seiten berühret, daß ſein Sinn

weiter und größer werden muß, alſo dem ähnlicher, der Alles überblikt und Alles leitet.“

— „Ich weiß nicht, mir wäre bang vor einer ſolchen Gottähnlichkeit. Gewis würd' ich mich auch in dem All zerſtreuen, verlieren, und das Eine, den Einen darüber vergeſſen.“

So war etwa unſer Geſpräch, das ich mir, ſeiner Sonderbarkeit wegen, genau gemerkt habe. Ich geſteh' Ihnen gerne: Manches von dem, was mir Thorilda ſagte, ſchien mir wahr; wenigſtens wußt' ichs nicht zu widerlegen. Manches entſprach meinem Sinn für Schönheit. Aber Manches war mir auch gar nicht recht; ob ich mirs gleich nicht klar machen konnte. Und wenn ihre Meinung war, daß der Sinn für Schönheit, Religion ſey, oder ſie erſezen könne; daß es nur der Einzige Weg ſey, der zu Religion führe; ſo kann ich ihr das nicht glauben, und wenn ich auch kein Wort gegen ihre Beredſamkeit und ihre hohe Worte zu ſagen wußte. Sagen Sie mir doch ihre Meinung darüber, und über Thorilda überhaupt, die mich doch im Ganzen, ſehr an.

zieht, die auch wirklich Anhänglichkeit an mich zu haben scheint.

Ich kann nicht mehr. Eduard präzeptort wieder an seiner Schwester. Vergessen Sie doch nicht, mich auch darüber zu belehren.

Leiden und Freuden, auf einer Reise nach Chamouny.

Aus Edelwalds Tagebuch.

Lucern.

Wir besahen hier, zuerst die berühmte Reliefs (sonderbar Basreliefs genannt) des verstorbenen General Pfyffer; ein freilich erstaunenswürdig, mühsames Werk, dessen Ueberblik sehr interessant ist, weil man sieht, wie das Rauhe, Wilde der Gegend und die Höhe der Berge zunimmt. So erstaunten wir z. E. welche Zwergenfigur der, für uns so schwer zu ersteigende Rigi machte. Aber doch hat es etwas Kleinliches, Zusammengeflktes, Spielwerkähnliches, das mitten unter diesen großen Massen, und unter Leben und Weben darin, gar nicht vortheilhaft ist. Es umfaßt 23 Stunden in der Länge, vom Gotthard an, nach Deutschland hin, und 12 Stunden in der Breite. Wir giengen nun nach den drei berühmten Brülen, mit den (abscheulichen) Gemälden. Auf der,

wo die bibliſchen Geſchichten ſtehen, iſt die präch-tige Ausſicht nach den Gletſchern, die im herr-lichſten Licht erſchienen. Es hatte geregnet; der Himmel war noch wolkigt; dies gab den Bergen eine höchſt kontraſtirende Beleuchtung, dabei der See mit ſeinen herrlichen Ufern, mit der ſchönſten Abwechſelung garnirt und ſchat-tirt; das Grüne ſpielend in Violet, und das Violet in Grün. Man konnte ſich nicht tren-nen von der Brüke. Der ſeelige General Pfyffer hat ein Brett machen laſſen mit Linien, die nach den Bergen hinzeigen, an de-nen die Namen deutſch und franzöſiſch ange-ſchrieben ſind. Allein dies kleinliche Detailwe-ſen war tief unter meiner Empfindung. Ich ſah blos das Ganze des herrlichſten Anbliks, den die Erde gewährt. *) Auf den andern Brüken iſt nichts Merkwürdiges. Die Gemäl-de aus der Schweizergeſchichte und der Todten-tanz ſind abſcheulich. Was man doch dem Volk Alles für Bibelgeſchichten geben kann! Auf Einem Gemälde ſteht Gott der Vater, der einige bärtige Männer an den Haaren aus dem Feuer zieht, mit der Unterſchrift:

*) So war mirs wenigſtens damals.

Gott der Vater durch seine Macht
Die Altväter aus der Vorhöll' bracht!

Unter den Bildern des Todtentanzes, die nicht unkenntlich waren, fand sich Eins, in den achtziger Jahren schön renovirt. Ein Mönch betend, den der Tod anredet:

Komm her! dir deines Betens, deiner Werke Lohn!
Mit dir komm' ich gar sanft davon!

Wir giengen nun heraus nach der Promenade, die aber blos aus geraden Alleen besteht. Ueberhaupt fand ich Alle Gartenanlagen der Schweizer ohne Ausnahme steif, be- und verschnitten; ein wahrer Kontrast mit ihrer Natur! Allein es fand sich hier ein anderes merkwürdiges Schauspiel; — die Luzerner Bürger wurden exercirt. Manche Haufen machten es für Leute, die ganz andere Geschäfte treiben, wirklich noch ganz gut. Die Wolhabenden trugen eine Art von Chasseurs-Uniform; Andere hatten ihre bürgerliche Kleidung an; Pantalons, Stiefel, Kamaschen, Handwerkerschuhe ꝛc. Die Officiers nahmen sich viel heraus, nannten zwar Jeden: Er; fluchten aber so gut, wie ein ehemaliger H—r Fähndrich.

Exercirmeiſter waren auch da, die noch dem Einzelnen Unterricht im Exerciren gaben, und es ihnen vormachten. Alles iſt franzoſirt! — Die halbe Stadt war auf den Beinen, um das Schauſpiel zu ſehen. Wir fanden in Luzern eine Retourkutſche und fuhren mit ihr nach Bern.

Thun.

Ich ſeze dies Tagebuch in la Tour im Kanton Freiburg unter einem fürchterlichen Lärmen der Bauern fort, weil es mir nicht eher möglich war. Wir ſind durch die Alpen gereiſt, und haben in zwei Tagen, dieſen Abend zum Erſtenmal wieder bebautes Land geſehen, obgleich das Land, durch das wir reiſeten, ſehr bevölkert und fruchtbar war.

Nachdem ich mein Tagebuch in Thun ſchon geſchloſſen hatte; gab es einen ſchönen Sonnenblik, und wir genoſſen den herrlichen Anblik des Thuner Sees und der Berge umher. Ebel muß den Kirchhof nicht geſehen haben, ſonſt könnt' er nicht ſagen, daß von dem Pallaſte des Landvogts, die ſchönſte Ausſicht ſey. In den zwei erſten Häusgen auf dem Kirch-

hof iſt ſie offenbar am Beſten. Man ſieht gar maleriſch den See; zwei kleine Inſeln im Vordergrund, durch einen Steg verbünden, mit kleinen Häuſern, die beide einem Patrizier gehören. Dann zwei Erdzungen, auf deren Einer eine Kirche liegt, — buſchigt, mit Pappelbäumen beſezt; — eine mannichfaltige Einheit! Und nun den See mit ſeinen waldigen Ufern.

Blik in das Saanenland.

Wir fuhren frühe von Thun weg, etwas am See her, und nun ſtark in die Berge! Die Gegend wurde wilder, aber höchſt intereſſant. Hinter Wimmis iſt ein fürchterlich-ſchöner Plaz. Die Simme tobt mit ſchrecklichem Rauſchen daher, würet gegen Felſen und Steine; auf beiden Seiten ſchnur gerade herauf geben die Felſen. Wir ſtellten uns auf eine Brüke, und verloren uns in das Gewaltſame, was auf unſere Sinne wirkte und alle Sinne betäubte. Auch mußte man uns erinnern, in den Wagen (noch immer unſere gemächliche Berner engliſche Kutſche) zu ſteigen. In Weißenburg verließ uns der Kutſcher, weil man mit einer Kutſche nicht weiter fahren kann.

Wir konnten dort keine Pferde, und keinen char à banc bekommen, nahmen uns also einen Träger, und giengen im vollen Regen nach Oberwyl, eine Stunde weit, immer Berg auf. Dort bekamen wir endlich einen char à banc; aber es war das tollste Fuhrwerk, das man sich denken kann. Der Fuhrmann hatte keine Peitsche, hatte die Hemmkette vergessen, ließ sich dazu einen Strik geben, der brach und bekam endlich eine Kette. Wir fanden bald, daß er das Pferd gar nicht in seiner Gewalt hatte, daß es bald rechts, bald links lief; und die Wege waren wirklich arg genug, daß man einen kleinen Fall fürchten mußte. „So ist ein Mensch, der seine Leidenschaften nicht zügelen kann," sagte mein Freund. „Esplandin in Paris!" sagt' ich. Doch gieng es uns nicht so arg, wie es ohne Zweifel ihm gehen wird. Wir achteten selbst auf das Pferd und seinen Führer, stiegen aus, als es zu ermüdet war, und kamen zu Fuß, elend, jämmerlich und müde in Saanen an. Hier schliefen wir in einer elenden Kneipe, befalen aber uns nicht vor sieben Uhr zu weken, weil wir ausruhen mußten und wolten. Das waren die Mühsee-

ligkeiten dieſer Tagereiſe. — Und doch war es eine herrliche Tagereiſe. Wir fuhren zwiſchen den Alpen durch, oft in der Mitte der Alpen. Ueberall Alpen, unter und über Tannen, die zwiſchen dem Dunkelgrün der Tannen ſo lieblich hervorglänzen; Vieh bis an die Spizen der Berge, Sennehütten, und unten Häuſer. — Oben Felſenſpitzen, Schnee in den Tiefen der Felſen, und unten im Thal die rauſchende, tobende Sinne. Hinter Erlenbach auf der Höhe, hat man davon den größten Ueberblik, und die ſchäumende Sinne tief unter ſeinen Füßen. Wir ſegneten noch den erfahrnen Eſcher, der uns durch dieſes Thal gewieſen hatte.

Um acht Uhr fuhren wir von Saanen weg; das Fuhrwerk war noch ſchlechter als geſtern. Unter andern war es ſo enge, daß immer nur drei Schenkel darin Raum hatten, und der vierte mit dem ganzen Beine heraushängen mußte. Eine gemächliche Fahrt! Wir verfolgten das Oberſinnenthal, die Wege waren weniger fürchterlich; und die Alpengegenden, gleich intereßant. Ach! wir fülten Beide, daß ein Menſch, der hier geboren und erzogen iſt, überall das Heimweh bekommen muß. Wie

mögt' ich so gern einmal eine Zeitlang in diesen Alpen leben! Auffallend ist es aber, daß die Weibspersonen so häßlich sind. Kröpfe sind ziemlich gewöhnlich. Wir aßen heut' einen Eierkuchen in la Pine (die Waschbütte, weil es in einem Beken zwischen Bergen liegt) zwei Stunden hinter Chateau d'Eux, auf einer Galleric, sehr romantisch und lieblich. Ein Wiesengrund vor uns, weiter hinaus Alpen, Sennhütten und Tannen, hinten ein großer erleuchteter Fels. Ein Alpenliedchen, das mit zwei Stimmen gepfiffen wurde, war der Gesang in dieser Feengegend, und das Rauschen der Saane das Akompazniement. Wir bemerkten den Eingang in das Saanenthal, und konnten begreifen was Bonnstetten davon sagt. *) Der Wagen zerbrach; ich erbat von dem Ersten Freiburger einen andern Wagen, und — er gab mir ihn. — Welche Freude macht die kleinste Gefälligkeit, die man einem Fremden erweiset. Nun gieng es in das Pays de Vaux. Alles war anders. — Schwarze Hüte, schalkhaft und geschmakvoll gesezt! Freundliches Niken der Weiber und Mädchen! Schwarze, sprechende

*) Beschreibung des Saanenlands, in seinen Schriften.

Augen! — Schönere Geſichter! Es war, als ob wir von den Hottentoten gekommen, und im ſüdlichen Frankreich gelandet wären. Wir kamen Abends um acht Uhr in la Tour an, wo ich eben den geſchwäzigen Wirth entfernt habe.

Vevay.

Heute fuhren wir um 6 Uhr, von la Tour auf. Der ganze Weg von hier bis Chateau d'Eux war unbedeutend, in Vergleichung mit den Wegen, die wir gemacht hatten. Aber von Chateau d'Eux an, wurd' er wieder ſehr intereſſant. Links hatten wir immer ein enges Thal, oder vielmehr eine Schlucht, in der ſich ein kleiner Strom rauſchend ergoß; an der andern Seite erhoben ſich noch immer Alpen mit Sennhütten und an der Seite, wo wir fuhren, ſenkrecht aufſteigende Felſen. Wir ſahen endlich von einer Höhe, den lang erſehnten Genfer See mit ſeinem lieblichen Grün in ſeinen ſchwarzen Felſenwänden, an der entgegengeſezten Seite, und kamen in dem, unausſprechlich lieblich am See liegenden Vevay an, nachdem wir noch auf der Brüke, jedoch ohne allen Schaden, außer an den Kleidern, umgeworfen worden waren. Gegen

Abend giengen wir auf die Terraße auf dem Kirchhof der Martini Kirche, die ziemlich hoch liegt, und von der Mauer, die treflichſte Ausſicht auf den See, auf das entgegengeſezte Ufer, und auf die Schneeberge hat. Hier ſah ich la Meillerie am Felſen liegen, wo Rouſſeau ſeinen Saint-Preux ſchmachten ließ. Die Terraße iſt mit dichten Kaſtanienbäumen bepflanzt, durch die kein Sonnenſtral dringen kann, und ladet recht ein, die Gegend zu genießen. Wir blieben auch hier über eine Stunde, und giengen dann nach dem Spaziergang derriere l'aigle, einem, mit vierfachen Alleen beſezten Plaz au niveau mit dem See, der den Hauptſpaziergang von Vevay ausmacht. Auch hier iſt ein treflicher Ruhepunkt für Geiſt und Herz, wenn man nur allein wäre. Nun beſahen wir den bekannten, in gutem antiken Geſchmak gearbeiteten Brunnen, auf dem die Figur eines alten Schweizers mit dem Degen in der Hand ſteht — auf einem runden Poſtament. Das Waſſer ſpringt an vier Seiten, in ein viereckigtes Gefäß. Alles iſt geſchmakvoll! Noch Einmal giengen wir an den See, da die Sonne untergegangen war, und fanden ihn himmliſch-ſchön beleuchtet. Die glänzende

Abendröthe eines italieniſchen Himmels ſpiegelte ſich auf eine eigene, unendlich liebliche Art darin ab. Es war die gehaltenſte Schattirung, vom Grünen ins Gelbe, bis zum dunkelbraunen, durch die feinſten Nuancen durch, und nun ein ſcharf-gezeichneter Abſchnitt, wo der See wieder in ſeiner natürlichen Farbe erſchien. So war's, uns zur Rechten. Vor uns warf ein Berg einen großen Schatten, mit einem eben ſo ſcharfen Abſchnitt am hinteren Ende, und links war Alles immer mehr verſchleiert, bis es ſich in dunkelblaue Dämme auch verlor. Es war der ernſte Tod, zwiſchen Tartarus und den eliſäiſchen Feldern; die Ausſicht des Chriſten aus einer dunkeln Gegenwart in eine lichtere Zukunft. Ach! es war ein köſtlicher Abend. Meine Thränen floßen ſanft von Rührung; und ich war ſo fromm, als hätt' ich einen der erhabenſten Pſalmen geleſen zur rechten Stunde.

Eintritt in Wallis.

Wir reiſeten in einem guten engliſchen Wagen, von Vevay ab und fuhren eine Zeitlang am See her, der uns noch äußerſt intereſſante Partieen zeigte. Ein Kaſtell ganz in

den See gebaut, fiel uns sehr auf. Wir aßen in Bex sehr gut, und fuhren weiter durch St. Maurice, ein sehr festes Schloß für die Zeiten des dreißigjährigen Kriegs, mit gewaltigen diken Mauern, zum Theil in den Fels gehauen. Durch Straßen kamen wir, deren Eine Seite Fels und die andere Mauer war. — Die Felsen an beiden Seiten wurden nun immer höher, steiler, fürchterlicher; die Schneeberge immer näher, die Gegend immer unfruchtbarer, wilder, und die Menschen immer häßlicher, kropfichter, kretinartiger! Die Weiber sind meist fürchterlich anzusehen! Und eine Armuth! Selten findet man einen Menschen, der einen ganzen Rok an hat! Jezt kamen wir an die pisse vache, die uns, durch den Rheinfall verwöhnt, Anfangs sehr klein und unbedeutend vorkam: aber bei genauerm Sehen, fanden wir sie doch größer als wir gedacht haben. Ein ziemlicher Wasserstrom stürzt an einem etwa 150 Fuß hohen Felsen senkrecht herunter in eine Felsenschlucht. Bei dem Fallen theilt er sich in mehrere kleine Ströme; Einer aber bleibt der Hauptstrom, der, im Profil gesehen, ziemlich hervorschießt, und vor dem Her-

unterfallen einen beträchtlichen Bogen macht. Morgends, wenn die Sonne dagegen scheint, soll er sehr interessant seyn. Indeß ist es etwas, das allenfalls ein König von Westphalen auf Napoleons Höhe, oder Napoleon in dem Umfange seines Reichs, nachahmen könnte: aber einen Rheinfall, machen alle Potentaten der Erde nicht nach. Doch; warum vergleichen? Müssen denn alle Heerführer und Regenten aufhören, groß zu seyn, weil Keiner, ein Napoleon ist? Auch der pisse vache hat sein Eigenthümliches; Alles ist in Staub aufgelöset. Man entdekt nirgends mehr Wasser. Er macht sehr naß, wenn man sich ihm nähert. Bald nachher kamen wir zwischen ungeheure Felsenwände, wie wir sie noch nie gefunden hatten, und durch eine Spalte in dem Felsen stürzte sich ein beträchtlicher Fluß mit gewaltigem Geräusch heraus. Abends gegen sieben Uhr kamen wir hier in Martigny an, wo ich dies schreibe, und wo es höchst finster aussieht. Morgen muß nun die Reise über den Col de Balme nach Chamouny gemacht werden, über den Col de Balme, von dem man das ganze Eismeer auf dem Mont Blanc übersehen

kann. Matthison überraschte uns noch sehr angenehm am Abend; ich verdankte ihm den Einzigen Genuß in Martigny, und keinen geringen.

Wir waren wirklich beide recht religiös-willenlos geblieben, ob wir die Reise machen solten oder nicht. Wir hatten auch bei unserm Kutscher von Vevay bestellt, er solle warten, bis man sehe, ob es morgen regnicht scheine, in welchem Fall wir wieder zurükkehren wolten. Aber am Morgen sah es sehr gut aus; wir bestiegen also unsere Maulthiere, und ritten voran; — ich nicht ganz ohne dunkle Ahnung einer beschwerlichen Reise, die uns treffen werde. An dem Abgang, der nach Trian führt, (einem elenden Wallisischen Gasthofe in einem tiefen Thal) mussten wir zu Fuß gehen, weil auch die Maulesel fast nicht herunter konnten. Indeß gieng das recht gut; wir aßen Kartoffeln und Milch — das Einzige, was diese arme Menschen haben, — sezten uns getrost wieder auf unsere Thiere und ritten weiter. Nun kamen wir aber in eine Waldgegend, bei der der Muletier uns voraus gesagt hatte, daß la prudence erfordere, pied à terre zu sezen.

Und ich meyne, wir hatten den pied à terre! Eine gute Stunde kletterten wir herauf und wir wären nicht, schlechterdings nicht, auf die ungeheuer-steile Höhe gekommen, wenn wir uns nicht geholfen hätten, wie man sich hier gewöhnlich hilft — durch Anfaßen der Maulthiere an den Schwänzen, die uns den Berg hinauf halb schleifen mussten. Es war der komisch-tragischeste Anblik, den man sehen konnte — drei Menschen an den Schwänzen der Maulthiere festhängend, von ihnen über Stok und Stiel fortgezogen; zwei, besonders Einer, außer Othem, mit offenem Mund, triefend von Schweis, hinten herlaufend, — oft eingeräuchert von den gewaltigen Winden, die die Thiere gehen lassen; oft mit Mühe sich wahrend, daß nicht etwas Solideres sie treffe. Indeß konnt' er nur komisch seyn für den, der ohne alles Interesse für die handelnden, oder vielmehr leidenden Personen zusah; denn für sie und für jeden Theilnehmenden war es oft tragisch. Das Thier steigt gerade die steilsten, fürchterlichsten, oft an den schauerlichsten Abgründen, dicht herführenden Stellen mit einer unglaublichen Anstrengung schnell hinan. Es

sind große Tritte von Einer Baumwurzel zur andern zu machen, die denn der arme Fußgänger, in großer Schnelle machen muß, um nicht genöthigt zu seyn, den Schwanz des Maulthiers fahren zu lassen, und die er mit großer Aengstlichkeit, unter dem häufigen Zuruf des Muletier: — „gardez vos pas!“ macht. — Außer Athem, triefend von Schweiß, und bis zum Umsinken ermüdet, wollten wir eben unsere Thiere wieder besteigen, und zogen die Ueberröke an, als wir deutlich sahen, daß eine dike Nebelwolke daher zog, und nicht nur eine empfindliche Kälte mit sich führte, sondern uns auch ganz bedekte. So kamen wir auf die Spize des Col de Balme, von wo man den ganzen Mont Blanc solte übersehen können, und sahen — schlechterdings nichts, als Nebelwolken um uns her. Als es aber Berg abging, und wir wenigstens zwei gute Stunden lang, herabsteigen, gleiten, fallen, purzeln mußten, im Nassen und dichten Nebelwolken; als wir in den schrecklich steilen Plätzen, keinen festen Fuß sezen konnten, oft die Thiere mit dem Muletier, die vorausgezogen, kaum durch den Nebel, manchmal gar nicht entdeken konn-

ten: da wurd' es wirklich arg. Meine Kamaschen zerriſſen; meine Schuhe blieben manchmal ſtecken, ich patſchte, bis über die Knöchel im Waſſer, mußte durch kleine Bäche waten, als ob ich ohne Schuh und Strümpfe watete; mir wurde körperlich weh, ich fühlte ein Fieber in all meinen Gliedern. Es hörte auf eine partie de plaisir zu ſeyn. Mit möglichſter Anſtrengung und durch und durch naß, kamen wir am Fuß des Bergs an, wohin wir ohne die großen Stachelſchuhe nicht gekommen wären. Wir ſtiegen auf die Thiere; ich mußte faſt hinauf gehoben werden; bald aber fanden wir ein elendes Walliſer Dörfgen, wo wir abſtiegen, um in dem erſten beſten Haus uns auszuruhen und unſere Kleider zu troknen. Wir ſtiegen ab, es wurd' ein großes Feuer angezündet von lauter Wachholderreiſern; wir zogen uns aus, ließen die Kleider troknen; wir tranken Milch, ich nahm Magentropfen, damit ſie mir nicht übel machte, und ſo erquikten wir uns wieder etwas. Eine ſolche Armuth, eine ſolche Schweinerei und eine ſolche Gutmütigkeit ſah ich nie! In keinem Hauſe ſind Schornſteine, nirgends Fenſter; die Weiber ſind in Kuhfelle gehüllt,

die ihnen unzubereitet um die Schultern hängen. Die Röke sind vorne Lumpen und hinten schmieriges Leder. Der Gestank in den Häusern nimmt Einem den Othem. Nie müssen sich die Menschen waschen: denn der Schmuz bedekt in diken Schichten, ihre Haut. Aber sie pflegten uns, als ob wir ihre Kinder wären; gaben uns alle Milch im Hause, holten noch mehr aus Nachbars Häusern. Die Grosmutter troknete mir den Schweis vom Rüken ab, und am Ende wolten die Leute kaum etwas nehmen für ihre Milch. Gastfreundschaft und Menschenliebe, wohin hast du dich geflüchtet? Wir bestiegen die Thiere noch einmal, mußten noch einmal pied à terre sezen, doch nur für eine Viertelstunde, und kamen endlich, beide schrekklich ermüdet, und ich ganz krank, in Chamouny gegen sieben Uhr an. Ich sagte gleich, daß ich krank sey, bestellte mir ein warmes Zimmer, Thee und ein Fußbad. Eine Menge Führer drangen herein, um zu fragen, wann wir reisen wolten; der bekannte Balma zog mir die nassen Kamaschen und Strümpfe aus; ich legte mich zu Bette, trank Thee, um zu schwizen, nahm Pillen, that Alles was ich

konnte; aber ein heftiges Fieber verhinderte Schweiß und Schlaf. Ich hatte leichte Fieberphantaſien, und um es meinen Freund nicht merken zu laſſen, ihn nicht in Angſt zu ſezen, ſagt' ich, daß ich ſchlafen wolle, und bat ihn, unten zu ſoupiren.

Ich habe nichts geſagt, von der großen Gefahr des Reitens, an den Schlünden und Abgründen, und bei den fürchterlichen Felswegen, durch Steine und Baumwurzeln, daß man oft nicht ſieht, wohin das Thier einen Fuß ſezen ſoll. Mein Freund ritt ein Mäuschen, das Robin hieß, ich eine Mule, Namens Liſette, und der Cadet (von 18 Jahren) trug unſere Equipage. Robin fiel einmal auf beide Knie; Liſette ſtrauchelte einigemal ſtark, fiel aber nicht. Aber man muß warlich! Muth haben, oder es ſehr gewohnt ſeyn, dieſe Thiere zu reiten. Einmal muß man ſie durchaus gehen laſſen; „Ne gênez pas les mulets, ils ne sont plus des mulets, si on les gêne“ ſagte der Muletier. Der Zügel iſt auch ohnehin ſo, daß man ſie damit nicht gut lenken, am wenigſten

aber zurükhalten kann. Nun geht das Thier immer dicht an dem Abgrund her, weil es gewehnt ist, Körbe an den Seiten zu tragen. Es sieht und riecht erst hinein, weil es sehr neugierig ist, und wissen will, was es da unten giebt. Das thut denn Liserte (das Weibchen) natürlich noch öfter als die andern Thiere, und das war für ihren zärtlichen Reuter, eben nicht angenehm. An den schlimmsten Orten ritt ich immer eine Zeitlang mit festverschlossenen Augen, bügellos, mit genauer Bemerkung der Seite, wo der Abgrund war, um mich gleich an der entgegengesezten Seite von dem Thier zu werfen, wenn es fallen solte. — Kurz, ich reise auf keinem solchen Berg mehr, und wenn ich alle Herrlichkeit der Erde sehen könnte.

Und diese Herrlichkeit! Ja; man sieht hier Naturgegenstände, wie man sie an wenigen Orten in Europa sieht. Berge und Felsenmassen, von einer Höhe, gegen die der Rigi und die niedrigen Schneeberge, nur Hügel sind. Wir ritten durch Schnee, am Col de Balme; aber das war noch lange nicht die Spize. Wir kamen an Gletschern vorüber, wo

ein gefrorener Strom sich herabzustürzen schien. — Der Charakter der Natur, den wir sahen, war groß, schauerlich, aber schrecklich. Die todte Natur ist hier Alles; der Mensch ist nichts. Der Mensch hat ihr nichts abgewonnen, könnt' ihr nichts abgewinnen. Er erliegt unter ihrer Macht und Allmacht. Wie Insekten kriechen die Menschen um diese Felsenmassen, an diesen Schlünden, Gletschern und tobenden Strömen herum. Man fühlt sich ganz in ihrer Gewalt unter ihrem Druk; und sie scheint nicht mild zu regieren. Ich staune diese Natur an; aber ich liebe sie nicht, weil sie durchaus nichts vom Gepräge der Liebe trägt. Sie ist ein Titan, ein Albano, ein Attila, der tief auf die Menschen herabsieht, und sie sehr zu würdigen glaubt, wenn er sie zu Werkzeugen braucht! — Dabei das Unbewohnte, Oede, Todte, wo stundenlang keine Menschenstimme hörbar ist, und kein Laut eines Thiers! Eben hörte man eine Gloke, und gewis! ich staunte, daß es auch hier Gloken gebe! O! in den Alpen, wie ist es da so anders! Hier hat sich das Große mit dem Guten verbunden! Hier dient die Natur den Menschen, schrekt sie nicht zurük,

und iſolirt ſich nicht! Das iſt ein Heinrich der Vierte, ein Bernsdorf, ein Alexander! In den Alpen mögt' ich leben, aber hier nicht. Hier würd' ich mein Ich verlieren, in der Allgemeinheit der Natur. Wie ſich hier ein neuer Philoſoph mit ſeinem abſoluten Ich vorkommen müßte!

Chamouny.

Ja; es iſt der Mühe werth, eine Reiſe hierher zu machen, wenn man nur nicht zu viel ſehen will, über den Col de Balme geht, krank wird, und — beinahe nichts ſieht. Das Thal Chamouny iſt Einzig in ſeiner Art; ein grüner Fleck in einer Wüſte, eine Kolonie in einem unangebauten Lande! Dabei die Rieſenberge rings umher, der tête noir mit ſeinen Vertiefungen und Schattirungen, mit kleinen Waſſerfällen und rauſchenden Kaſkaden, der Col de Balme, der ſtolz ſein Haupt erhebt, aber nieder zu einem gemeinen Berge herabſinkt, gegen den Mont blanc, der ſich in die Wolken, über die Wolken, in eine höhere Wolkenregion erhebt, aus der ſich gefrorene, breite Ströme bis an den Fuß — nicht ergießen,

aber in ewigem Eise starren. Fallen die Sonnenstralen auf diesen himmelblauen, durchsichtigen, spiegelglatten Eis-Rhein: so giebt es kaum einen prächtigeren Anblik auf Erden. Der Mont blanc trägt das köstlichste Ordensband, das irgend ein Monarch der Erde geben oder tragen kann. Am Fuße des Bergs ist ein hohes Eisgewölbe, aus dem der Aveyron — nicht entspringt, sondern schon als vollendeter Fluß sich heraus wälzt. Oft stürzen Stüke dieses Eisgewölbes ein, und das geringste Geräusch kann es veranlaßen. Die Führer warnen deßwegen auch alle Reisende, nicht zu laut zu reden, zu lachen ꝛc. Einige verwegene Genfer hatten kurz vorher, eine Pistole darin losgeschossen, und waren sehr beschädigt, herausgetragen worden.

Während dem Regen, der fällt, hab' ich auf dem Bett, wohin mich meine Schwäche nöthigte, das Buch, in das sich Fremde zeichnen, durchgeblättert, und schreibe daraus folgendes ab, weil es eine eigene Aussicht giebt:

Quoique l'homme transporté parmis ces masses enormes plantées aux bouts du monde, eprouve d'abord le sentiment

penible de l'humiliation, et l'aveu forcé de son néant, son orgeuil se ranime bientôt (das könnt' ich nicht sagen!) par l'Idée flatteuse du courage necessaire à celui qui conçoit et execute le hardi projet, d'aller surprendre la nature, dans ses retraites les plus inaccessibles. L'ame d'ailleurs s'exalte, et s'aggrandit par une religieuse admiration à la vue des tableaux importans et variés, qui representent de toutes parts; ces idees confuses de néant et grandeur, remplissent l'esprit et le plongent dans une utile meditation. Les pensées s'epurent avec l'air, qu'on respire sur ces hautes montagnes, à l'aide des quelles l'homme semble se raprocher de sa celeste origine, et le coeur se depouille de toutes ses petites passions qui le tirannissent dans les villes (wenigſtens vom Hochmut) pour gouter pendant quelques instans, si non, le bonheur veritable, du moins l'oubli de ses maux. — Der Verfaſſer iſt ein Pariſer. Sein Reiſegefährte nennt dies „sublimes et

incomprehensibles reflexions“ und am Ende: „sottises“! Das war ein ächter Pariser!

Ein anderer schrieb: Merveilles que j'ai vû — J'ai vû une revolution, une bataille, une peste, un siége, une famine, l'ocean, un volcan, le mont blanc et Bonaparté. — Wir thaten nach Tisch noch Einen Blik von der Gallerie im Eßzimmer auf das mère glacée, und einen andern Eisstrom zur Rechten — freilich mit Staunen, dem Vergnügen beigemischt war. Ich ahne, daß man hohes Vergnügen hier empfinden kann, wenn das Wetter gut und der Reisende gesund ist.

Ende der Reisenoth.

Den 1ten August reiseten wir, ich noch krank, wieder mit Maulthieren, von Chamonny ab, der Weg war ziemlich gut beschrieben worden; aber wir fanden ihn an manchen Orten so arg, daß mein Freund sehr oft, und ich auch einmal abstieg. Weil ich aber zu schwach zum gehen war, besonders bei der warmen Kleidung in die ich mich meines Fiebers wegen gehüllt hatte; so hatt' ich mir vorgenommen, nicht abzusteigen, bis der Füh-

rer es ausdrüklich sagen würde. An zwei Orten hatte die Arve, ein fürchterlich-tobender, überschwemmender und zerstörender Strom, die Brüken weggerissen; es waren noch keine neuen gemacht; man mußt' also über Nothbrüken, die für die Kühe gemacht waren. Der Weg gieng manchmal so nah an der Arve her, daß mir schwindlich wurde; ich ergriff also mein einziges Mittel, die Augen zuzudrüken, und das Thier gehen zu lassen, welches freilich sehr sicher gieng. Wir kamen erst bei zwei Eisströmen vorbei, wovon der Eine sich ganz, bis in das Thal erstrekte, der andere aber nicht ganz heruntergieng, sondern eine Wendung nahm, und nahe bei einem ungeheuren Abgrund her, in den sich der torrent noir, fürchterlich-tobend, herabstürzte, den ich aber nicht genau zu betrachten wagte, weil der Weg gar zu steil herab und zu dicht am Abgrund hergieng. Ein paar Wasserfälle sahen wir in der Nähe, nach denen in Deutschland Alles wallfahrten müßte, nach denen man hier aber nicht fragt, wovon auch nur der Eine einen Namen hat. Bei Servos, auf dem halben Wege hierher, nach Salanges, vor der schönen Brüke über die Ar-

ve, wo wir logiren, trafen wir das Monument an, das auf einer kleinen Anhöhe dem Eutiner Escher gesezt wurde, der seinen Führer verlassen hatte, in einen Abgrund gestürzt, und hier begraben war. Es ist eine Warnung an jeden Reisenden, seine Führer nicht zu verlassen, und mit Ehrfurcht diesen heiligen Tempel der Natur zu betreten, der les traces de la grandeur de Dieu trage. Wir mußten noch eine descente von einer halben Stunde machen, die höchst peinlich war, ritten wohl eine andere halbe Stunde durch ein Feld, in dem die wütende Arve, Alles überschwemmt und zerstört hatte, und so kamen wir um zwei Uhr höchst ermüdet hier an. Ich befand mich aber doch besser als beim Ausreiten, wir hielten eine gute Mahlzeit, legten uns zu Bett, um auszuruhen, und nun hatt' ich dies geschrieben, so gesund und wohl, als ob mir nichts gefehlt hätte. — Glüklicher Weise fand ich eine Retourkutsche nach Genf, wohin uns der Kutscher morgen Abend um sechs Uhr zu bringen versprach.

Die gute Walliſer Familie.

Wir fuhren des Morgens ſpäter ab, als wir gedacht hatten, in Begleitung eines Manns aus Bonneville, der uns Anfangs ſehr unangenehm, deſſen Geſellſchaft aber, beſonders mir, in der Folge ſehr angenehm war, weil ſie mir Gelegenheit verſchaffte, in das Innere einer guten kleinſtädtiſchen, Walliſiſchen Familie eingeweiht zu werden. Wir kamen bei einigen ſehr üblen Stellen an der wütenden, reiſenden Arve vorbei und fanden es unverzeihlich, daß man ſolche Straßen macht, auf denen der Reiſende bei einem unerwartet-ſchnellen Herabſturz eines Waldſtroms, der von den links liegenden Felſen, an denen man herfährt, ſo natürlich und ſo häufig iſt, mit Wagen und Pferden in die Arve ſtürzen kann. Schon geſtern hatt' uns der Führer eine Maſſe von ungeheuer-großen Steinblöken gezeigt, die von dem Felſen herabgeſtürzt waren, und die Straße, die ehemals dicht an dem Felſen hergieng, gänzlich verſchüttet hatten. Wie viel leichter könnte das in Einer Nacht, ein Waldſtrom thun? Wir ſahen einen treflichen Waſſerfall, die Kaßkade von Arpenaj genannt, die, wie unſer Reiſe-

gefährte versicherte, über 150 Toisen hoch, vom Felsen herabstürzt, sich durchaus, in lauter Staubnebel verwandelt, bis sich das Wasser unten wieder sammelt, in eine Felshöhle fällt, wieder da herausſprudelt, und sich dann als ordentliches Wasser herabgießt ins Thal, und als starker Bach, unter unsern Füßen durchfließt. Ein anderer kleinerer Wasserfall fand sich bei Magland; beide sind zwischen Salenche und Cluse. So wie wir Bonneville näher kamen, wurde das Thal offener, die Gegend lachender, fruchtbarer, reicher. Man sah wieder Weinberge. Unser Reisegefährte litt an Hämmarrhoiden; wir bezeugten und zeigten ihm unsere Theilnahme, und er fülte das so sehr, daß er darauf bestand, wir solten in Bonneville bei ihm den Kaffee trinken, und einen moussirenden Wein kosten. Wir mußten es verſprechen. In Bonneville nahmen wir eine sehr schmuzige, üble Mahlzeit ein, und ich machte mich gleich auf den Weg, zu Mr. St. Amour, so hieß der Mann, und war premier Secretaire de l'arrondissement du Departement de Leman.) Ich fand die Familie noch am Tisch; d. h. den Mann, die

Frau, zwei Töchter und einen Vetter. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen; die zwei Töchter waren schön, die älteste aber wirklich englisch schön, auch unschuldig-freundlich, wie ein Engel. Ich trank Wein mit ihnen, aß von ihren Birnen, ließ mir sie von der schönen Luise St. Amour schälen, Bißkuit in den Wein tauchen; es kamen noch mehrere Herrn vom Departement, um Mr. St. Amour zu bewillkommnen; Luise sang kleine Lieder mit unbeschreiblicher Grazie; wir machten Chorus, die Herren vom Departement auch, — den Friedensrichter mit eingeschlossen. Verschiedene Herren sprachen Deutsch — zum Todtlachen, und der Friedensrichter sang gar ein zärtliches Lied von Höltv, zum — Wiedererwachen. Kurz: es war eine so traute, jovialische Gesellschaft, wie man eine finden konnte, und mir war in der Wallisischen Welt zum Erstenmal durch Menschen wol. Ich hatte gesagt, daß ich auch verheiratet sey, was Luise auch bald werden solte. Wenn ich nun aufbrechen wollte; so kamen die beiden Mädchen, besonders die Verlobte, an meinen Stul, hielten mich bei den Schultern fest, und sagten: „O cher marié,

donnez nous encore cinq minutes, encore un moment!“ mit einem ſo unſchuldig-heiteren Weſen, daß man ein Glacier oder ein torrent noir hätte ſeyn müſſen, um zu widerſtehen. Endlich kam mein Freund mit dem Wagen, um mich abzuholen; Alle begleiteten mich hinunter, und wir fuhren ab.

Abends um halb neun Uhr kamen wir in Genf an, nachdem wir eine Zeitlang vorher, den lieblichen Genfer See wieder erblikt hatten.

Hundert und sechster Brief.

Wandulf an Aeone.

Grenzau.

Ich habe Sie lang' auf Antwort warten lassen, liebe Aeone; zwei Briefe von Ihnen liegen unbeantwortet vor mir, zwei für mich interessante Briefe. Aber was soll ich zu meiner Entschuldigung sagen? Wenn man durch Geschäfte abgestumpft wird, so harret man auf eine recht ruhige, heitere Stunde, und findet man diese nicht gleich, so verschiebt man seine Antwort von einem Tag zum andern, weil man abgestumpft und ohne Stimmung nicht antworten mag. Darüber gehen Wochen hin; und die gute Stunde kömmt immer nicht. Am Ende muß man sich doch entschließen, eine Stunde zu nehmen und — sich selbst zu stimmen, was man freilich früher hätte thun können und sollen. Aber immer gut, daß Sie einmal, wenigstens für kurze Zeit erfuhren, wie

es thut, wenn unſere Freunde für uns geſtorben ſind; wenn kein Laut von ihnen hörbar iſt, ſo wenig, wie aus jener Welt. Mögen Sie es immer wiſſen, daß ich Ihr ehemaliges, ſo unverzeihlich-langes Stillſchweigen nicht vergeſſen, und daß ich mir es in meinen toleranteſten Stunden, nur durch eine Art von Seelenſchlaf erklären kann.

Die Auszüge aus unſeres Edelwalds Tagebüchern haben mich ſehr intereßirt. Wie ſich darin der gute Menſch, überall abſpiegelt! Mit welchem Blik er auf die Natur und die Menſchen ſieht! Wie er überall das Gute findet! Wie ihm überall die Gottheit erſcheint! Wirklich, wenn man ihn nicht kennte; man würd' ihn aus dem Tagebuch kennen lernen. Daß Sie über die Reiſe nach Chamouny ängſtlich wurden, begreif' ich recht gut. Indeß war im Grund nichts zu ängſtigen, da man ihm keine Verwegenheit zutrauen konnte. Die Maulthiere gehen auf ſolchen Bergen ſo ſicher, daß man ſich ihnen ganz anvertrauen kann. Freilich ſchaudert man vor den Wegen, ſo lange man dieſe Thiere nicht kennt: aber wer ſie öfters gebraucht hat, der überläßt ſich ihrer Vorſicht

und ihren festen Tritt mit Ruhe. Vielleicht möchte mancher Unerfahrene denken, Edelwald hätt' Ihnen die ängstliche Reise nicht beschreiben; von seinem Fieberanfall in Chamouny aber gar nichts sagen sollen. Vielleicht haben Sie es selbst gedacht. Aber Sie hatten unrecht. Edelwald kennt das Herz eines liebenden Weibes besser. Kommt ja Alles darauf an, daß sie voll n Glauben an das Wort ihres Gatten behalte, daß sie wisse, er verschweig' ihr auch aus Schonung, schlechterdings nichts. Hätte sie einmal diesen Glauben verloren: so wäre sie immer während jeder Abwesenheit, in tödtlicher Angst, fürchtete alle mögliche Gefahren, weil sie nicht wüßte, welche sie zu fürchten hätte. Die Phantasie, einmal mit Schreckbildern erfüllt, ist und wirkt schrecklich, wenn sie ganz freien Spielraum hat, und durch keine positive Wirklichkeit beschränkt wird. Edelwald that und thut also sehr wol, daß er Ihnen auch das schreibt, was Sie für den Augenblik ängstigen könnte, besonders, wenn es vorüber ist. Jezt wissen Sie, daß es vorüber ist, und daß er Ihnen Alles erzählt, was ihm begegnet. Ihre Phantasie kann nicht um-

herschweifen, in dem Bezirk dessen, was ihm begegnen könnte.

Daß Ihr Eduard seine jüngere Schwester unterrichten will, find' ich sehr gut, so wol für das Geschwister-Verhältniß, als für seine eigene Geistesbildung. Nie lernt man etwas gründlicher, als wenn man es Andere lehren muß. Nie wird uns selbst, eine Sache klarer, als wenn wir sie Anderen klar machen wollen. Nie fülen wir die Lüken und Unvollkommenheiten unseres Wissens besser, als wenn wir diese Lüken bei Anderen ausfüllen sollen. Dabei haben Kinder manchmal so ein eigenes Talent, zu und mit Kindern zu reden, daß diese sie besser als irgend ein Erwachsenes verstehen. Rousseau hatte darum nicht unrecht, wenn er fordert, der Erzieher solle nicht viel älter seyn, als der Zögling, wenn wir nur viele fünfzehen, sechzehenjährige Knaben-Jünglinge hätten, die selbst erzogen wären. Außerdem knüpft es so ein eigenes, neues Band zwischen Geschwistern, wenn das Eine giebt und das Andere empfängt; und das Band wird geistiger, wenn etwas Geistiges gegeben und empfangen wird. Ist es ja auch das schönste Ver-

hältniß, in das sich Menschen mit Menschen sezen sollen, in das sich Gott mit Menschen gesezt hat! Ich sah ältere Töchter, die ihre jüngere Geschwister pflegten, beschäftigten, erzogen, und in der Folge wie Mütter, von diesen geehrt und geliebt wurden. Denken Sie an das schöne Gemälde von Göthes Lotte im Werther. Lassen Sie also immer ihren Eduard an seiner Schwester unterrichten; nur leiten Sie ihn, daß er ordentlich, mit Nachsicht und Liebe unterrichte. Machen Sie sein Eyrgefül rege, durch die wiederholte Bemerkung, daß nur der ein guter Lehrer sey, der die Aufmerksamkeit zu erhalten wisse, bei dem die Kinder gern lernen. Der Knabe, der unterrichten will, fült sich schon etwas, und will nicht halb thun, was er thut. Besonders seyen sie ihm Vorbild, wie man deutlich machen, wiederholen, Aufmerksamkeit erhalten, Geduld und Nachsicht üben müsse. Das: „behandle einen Andern, wie du behandelt zu seyn wünschest," liegt tief in dem menschlichen Gemüth, selbst in dem kindlichen.

Ihre Thorilda ist ohne Zweifel ein interessantes, genialisches Wesen, kann aber eben

darum, für Sie gefährlich werden, wenn Ihr Zutrauen und Ihre Liebe zu ihr, zur Reife kommt, wie es allen Anschein hat. Solche weibliche Genies, oder „Kraftma deln, akademische Kraftfrauen," wie sie Richter nennt, müssen einen sehr ausgebildeten Verstand, viel gesunde Vernunft, reife Urtheilskraft, und was die Hauptsache ist, religiösen Sinn haben, sich durch ihn leiten lassen, sonst sind sie ein Verderben des Manns, und aller ihrer Umgebungen. Ob Thorilda das Alles hat, kann ich zwar nicht bestimmen: aber ihre Religiosität fließt mit dem Schönheitssinn so zusammen, oder vielmehr: sie nimmt diesen Sinn so ganz für Religiosität, daß sie kaum nach etwas Höherem streben wird. Und das ist doch durchaus nöthig, wenn von Religiosität die Rede seyn soll. Was nicht vom Geschöpf zum Schöpfer, von der Erde zum Himmel, von dem durch Kunstwerk dargestellten, und dem, das Kunstwerk darstellenden Geist, zu dem Schöpfer dieser Geister heraufsteigt, oder heraufführt, ist nicht Religion, wenn man nicht mit Worten spielen will. Wer sich nicht aus der Vielheit sinnlicher Verhältnissen sammelt und erhebt zu dem Unsinnlichen,

Uebersinnlichen, der wird zerstreut, zerstükt, zerfasert in der Sinnlichkeit, er bleibt ein, mehr als alle andere, freies, aber doch sinnliches Thier, das sich nicht zur wahren Humanität erhebt. Selbst Jesus wäre nicht der, der Er uns ist, wäre nur ein, — freilich über alle andere, hoch erhabener, — aber doch ein Göze, hätt' Er nicht Alles auf das Urwesen bezogen, Alles von dem Urwesen her, und zu dem Urwesen hingeleitet, das Er mit dem populärsten, menschlichsten und für das Gemüth interessantesten Namen: Vater bezeichnet. Alle Irreligiosität von jeher, war Leben, Weben und Sattseyn in der Creatur. Alle Religiosität von jeher: nicht gesättigt von der Creatur, Leben und Weben in Gott, oder wenigstens, Sehnsucht nach einem solchen Leben, mit mehr oder weniger Bewußtseyn. Sinn für Schönheit, Dichtersinn, schließt Religiosität nicht aus. Fenelon, Klopstok, Lavater waren auch Dichter, und Stolberg ists. Aber Kunstwerke können dem Religiösen das nicht seyn, was sie dem bloßen Aestheriker sind. Auch das vollendetste Kunstwerk, das, als ein bis in die kleinsten Theile wol verbundenes Ganze — wie man jezt

wol sagt, — dem Leztern das würdigste Symbol des, vom Göttlichen Geiste durchdrungenen Alls, — welch ein todtes beschränktes Sinnbild ist es dem Christen, gegen das hohe, geistige, Alles ersezende Symbol einer persönlichen Gottheit, Christus? Das geheimnißvolle Hell, dunkel der Religion mag nicht ohne Reiz bleiben für den Dichtergeist, für den Schönheitssinn, da es der Einbildungskraft allerdings ein unermeßliches Feld öffnet: aber es ist ihm auch nur Stoff für diese Einbildungskraft, wie jede andere Mythologie; es dringt nicht in sein Gemüth ein, wird nicht Prinzip seines Lebens, also nicht Religion. Der Fromme, der allein seinen Weg verfolgt, wird darum nicht leicht ein Dichter; der Dichter wird, allein auf dem seinigen, nicht fromm. Tausend Menschen sind ohne Schönheitssinn, ohne Dichtersinn, religiös geworden; gewis die Meisten. Tausend Menschen mit ausgebildetem Schönheits- und Kunstsinn, und gar Manche mit hohem Dichtergeist, waren nicht religiös; vielleicht die Wenigsten, ob ich gleich gerne zugebe, daß ihre Religiosität, wenn sie einmal lebte, auch durch diesen Geist und Sinn, noch genährt wurde, und ihn

verklärte. Es ist etwas Tieferes, Allgemeineres, es sind angeborene, nur oft nicht aufgeregte und entwikelte Bedürfnisse, die den Menschen zu Religion hinleiten, ihm Erkenntniß des Höheren, Unendlichen, und seines Verhältnisses zu dem Unendlichen, zur dringendsten Angelegenheit seines Herzens machen. Doch; das wissen Sie, so gut wie ich. War es ja schon manchmal der Gegenstand unserer Unterredungen!

Mein Rath wär' also: wenn Ihnen der Umgang mit Thorilda interessant bleibt, woran ich zweifle, weil sie viele schöne Anlagen zu haben, auch vielseitig gebildet zu seyn scheint, und weil ich Ihren weiten Sinn für alles Schöne und Gute kenne: so vermeiden Sie wenigstens alle Unterredungen über Religion. Halten Sie fest, was Sie haben, was Ihnen bisher Sporn zum Guten war, und Ruhe Ihrem Gemüth einflößte, es kann Ihnen durch eine scharfsinnige, beredte Freundin leicht etwas davon genommen, aber nicht leicht etwas Besseres gegeben werden. Möge sie Ihren Schönheitssinn nähren, läutern, erhöhen; Ihr Heiliges behalten Sie für sich. Man muß sich nicht

von allen Seiten berühren, weil man ſich von einigen berührt. Oft ſtößt man ſich zurük, wenn man ſich zu vielſeitig berühren will. Doch; ich ſehe aus den Antworten, die Sie ihr gaben, daß Ihr geſunder Menſchenverſtand, Sie ziemlich auf dem rechten Weg erhielt. Bleiben Sie dabei und bei dem, was Sie als belebend und beßernd erfuhren. Sicherer können Sie ja nicht gehen!

Von Ihres Edelwalds Reiſetagebuch werd' ich wol nichts mehr erhalten. Da er das äußerſte Ziel ſeiner Reiſe erreicht hat; ſo eilt er gewis auf Flügeln der Sehnſucht und Liebe zurük, und nach einigen Wochen ſeiner Zurükkunft beſuch' ich Sie. Leben Sie indeß ſo gut, wie Sie können.

Hundert und siebenter Brief.

Külthal an Theophan.

Lindenfeld.

Freuen Sie sich, theuerster Mann; eines Menschen, der mit seinem Schifflein, auf den Wogen einer stürmenden See herumgeworfen, fast alle Hofnung sich zu retten, aufgegeben hatte, und der nun Land sieht — wenigstens sieht! Wie ist es doch so anders, wenn das Herz glauben möchte, nach beruhigendem Glauben sich sehnt, weil es diesen Glauben und diese Ruhe bedarf! Die Bibel ist mir sehr lieb geworden; ich wünsche herzlich, daß Alles darin wahr seyn möchte; daß ich sie ganz so nehmen könnte, wie sie sich giebt! Und Manches kann ich auch schon so nehmen. Der Charakter und die Handlungsart Jesus zieht mich unbeschreiblich an; besonders, wenn ich mich in jenes Zeitalter, und unter die Menschen denke, auf die Er wirken solte und wirkte. Dazu hat

mir besonders Heß geholfen, dessen sämtliche Schriften mir ein Buchhändler sogleich schaffen mußte. Ihm hab' ich schon viel zu danken und werd' ihm noch mehr verdanken. Besonders seh' ich jezt selbst einen schönen Zusammenhang in den Erzälungen der Bibel, — eine Erziehungsgeschichte, die mir unbeschreiblich interessant ist. Gar Manches, in der Gesezgebung der Juden in ihrer Geschichte, was mir sonst Thorheit, oder wol gar Unsinn schien; in Manchem seh' ich sogar eine tiefe Weisheit und ein so kräftiges Bildungsmittel, wie wir nach so manchen tausend Jahren, in unseren Gesezgebungen keins haben. Welche Belebungsmittel der Humanität, in jener frühen Zeit, bei jenem rohen Volk, daß Tagelöhner, Sklaven, und auch die Armen, gewisse Rechte hatten, auf denen sie bestehen, bei deren Verlezung sie klagen konnten, daß die Polizei darüber wachen mußte, wenn die Rechte eines Thiers gekränkt wurden! Die Erziehungsgeschichte Abrahams, Jakobs, Josephs, wie interessant! wie menschlich und wie göttlich! möcht' ich sagen. Kurz: Alles, was nicht ins Wunderbare fällt, trägt mir so ganz das Gepräge der Wahrheit und der

Weisheit, daß ich es tief verehren muß, blos als Geschichte von den Führungen der Provi-denz. Und auch das Wunderbare — kann ich wenigstens, als ein mir unbegreifliches Dunkel, respektiren; es empört mich nicht mehr. Ich begreife sogar, daß etwas der Art nöthig war, wenn man den hohen Versprechungen Jesus glauben solte. Wer wolte sich darauf verlassen, daß Jemand sagte, er könne in allen Fällen helfen, wenn er nirgends half; er könne alle Bedürfnisse befriedigen, wenn er Alle in seinen Umgebungen unbefriedigt ließ? Wer wolte ei-nem Menschen glauben, daß er in enger Ver-bindung mit der Gottheit und einer höheren Welt stehe, wenn er nichts thäte, was von dieser Verbindung zeugt, was kein Mensch, oh-ne diese Verbindung thun kann? Gewis war es also nicht überflüßig, nicht zwellos, wenn Jesus solche Thaten that. Außerdem seh' ich allerdings nicht, wie diese Wunder erdichtet seyn konnten, da sie so öffentlich, manchmal vor den Augen seiner Feinde geschahen, da ei-nige sogar von diesen, ordentlich untersucht wurden, und da dieß die, gewis ehrlichen Ge-schichtschreiber, bald nach dieser Zeit und in je-

ner Gegend ſchrieben, alſo ihren Erzälungen leicht widerſprochen werden konnte und ihnen gewis widerſprochen werden wäre, wenn man es gekönnt hätte. Das Alles weiß ich nicht zu widerlegen: nur das Fremde, allen unſeren Erfahrungen Widerſprechende, iſt mir noch auffallend. Ich kann mich nicht hinein finden. So weit bin ich indeß, daß ich Jeſus weder für einen Schwärmer, noch für einen Betrüger halten kann; und eben ſo wenig für einen Menſchen, der ſich des Leichtglaubens und Aberglaubens bediente, zu Erreichung eines guten Zwecks. Sein moraliſcher Charakter, wie er ſich in der ganzen Erzälung ausſpricht, zeigt ſo viel Geradheit und Offenheit, daß man wol ſieht, bei Ihm habe der Zweck nie die Mittel geheiligt. Was Er von ſeinem Tod und deſſen Zweck ſagt, war mir der ärgſte Anſtos, und iſt es zum Theil noch. Mir iſt und bleibt es empörend, daß ein Unſchuldiger einen ſolchen Martertod ſterben ſolle, damit die Schuldigen nicht als Schuldige angeſehen würden, was ſie doch waren und blieben. Auch muß ich offenherzig geſtehen, daß es mir ſo ſchien, als ob es für viele Menſchen, ſolcher bedeutenden Anſtalten

nicht bedürfe, weil sie gethan haben, was sie konnten, und Gott, der sie zu so schwachen, reizbaren Wesen schuf, ihnen gewis verzeihen wird, wenn sie gegen ihren Willen manchmal fehlten. Ich will Ihnen sogar nicht leugnen, daß ich mich selbst unter diese Menschen rechnete, und keinen Vermittler bei Gott nöthig zu haben glaubte. Freilich, seit ich die Rede las, die der scharfe Sittenlehrer auf einem Berge hielt, und mir's so seyn ließ, als ob Er sie zu mir gehalten hätte, hab' ich diesen Wahn aufgeben müssen; denn ich konnte mir nicht verbergen, daß mein Gewissen, dem Allem Beifall gab. Aber das Mittel, wodurch der Mensch wieder Gottes Gunst erhalten soll, scheint mir noch immer, höchst sonderbar, und der Glaube daran, sogar einschläfernd, also sittenverderblich. Doch; es hat mir auch Manches widersinnig geschienen, was mir jezt ganz weise und zweckmäßig erscheint. Ich lasse also auch diese Lehre an ihren Ort gestellt, bis mir mehr Licht darüber wird.

Wie heilig sind mir dagegen alle Winke, Aussichten und Darstellungen von jenem Leben, als einer Fortsezung des jezigen, von der Aus-

ſicht, daß dort die guten Menſchen ungeſtört von anders Geſinnten, zuſammen leben, wirken und genießen ſollen, daß man die wiederfinden werde, an denen hier unſer Herz hieng; daß man in Verbindung kommen werde, mit den Edleren, Auserwälten der Menſchheit! Als ob man dem, von Hunger und Durſt Verſchmachtenden, einen köſtlichen Labewein gereicht hätte, ſo war mirs, als ich las, daß jener reiche Lüſtling, und jener arme Dulder ſich dort noch gekannt haben; daß Jeſus ſeinen Freunden, bei jenem lezten, rührenden Liebesmal darauf winkt, ſie würden dort ſo traulich zuſammen ſeyn, wie ſie damals zuſammen waren: daß Er jenes Himmelswort zu dem hochherzigen, hochglaubigen Miſſethäter ſprach: du findeſt mich dort wieder, in jenem glüklichen Land! So darf ich ja auch erwarten, meine Hella wieder zu finden, die mein Herz mitgenommen hat und es ewig behalten wird. So werd' ich ja auch noch ſo ruhig werden, wie meine Adelheid durch ihren feſten Glauben iſt, ob ſie gleich ihren Verluſt tief fült. Zwar dacht' ich mir ſchon vorher Manches, warum wir dort unſer Ich, und unſere Erinnerungskraft behalten, unſere Geliebs

ten wieder finden, und ſie auch dort lieben müßten. Ohne Fortdauer unſeres Ich, unſerer Individualität, ohne Erinnerung an unſer jetziges Leben, wäre keine Vergeltung möglich; wir würden ſie nicht als Vergeltung, als Folge unſerer ehemaligen Sinnes- und Handlungsart empfinden, ſie würd' alſo ganz ohne Zweck ſeyn. Und ohne Vergeltung, — was wäre der Menſch, was wäre Gott? Aber erinnern wir uns unſerer Handlungsart; wie nicht auch unſerer Geliebten, unter und mit denen und für die wir lebten? Könnten alle Bilder unſeres ehemaligen Seyns in uns aufbewahrt bleiben, wieder hervortreten können, und die lebendigſten, mit allen Andern zuſammenhängenden, alle Andere Verklärenden, wären verloſcht auf immer? Und wenn wir ſie noch in uns tragen, werden wir uns nicht nach den Geliebten ſehnen, ſie aufſuchen in dem weiten Raum der Schöpfung? und ſie uns nicht? Und wenn wir einander ſuchen, werden wir uns nicht finden? Der, der uns ja dort ſeelig machen will, wird Er uns nicht auch die höchſte Seeligkeit gewähren, — Liebesgenuß mit unſeren Geliebten? Das ſchien mir oft höchſt wahrſcheinlich

und mein Herz erhob ſich dieſe Wahrſcheinlichkeit zu Gewißheit. Aber gerade dieſer Einfluß meines Herzens machte mir die ganze Schlußfolge wieder verdächtig. „Was man wünſcht, glaubt man ſo gern' und ſo leicht!" ſagt' ich mir. „Wir haben hier gar keinen Begriff von unſeren Anſichten und unſerer Empfindungsart in einer höheren Welt, ſo wenig ſich das ungeborne Kind, einen Begriff von ſeinen Anſichten und ſeiner Empfindungsart machen könnte nach der Geburt, wenn es auch Bewußtſeyn hätte. Wer weiß, ob wir dort noch wünſchen, was wir hier wünſchen; ob uns dort das noch beglücken kann, was uns hier beglückt; ob uns die Gottheit und die Menſchheit, das verfloßene und das bevorſtehende Leben, nicht ganz anders erſcheint, wie hier, wo wir von ſinnlichen Eindrücken abhangen, wo unſere geiſtigſte Senſationen nicht ganz rein von ſinnlichen ſind." — Eine Menge ſolcher Zweifel kamen mir, und umwölkten mir die ſchöne Ausſicht. Ach! es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen dem Grad der Gewißheit, bei dem man ſich beruhigt, wenn man ohnehin noch ruhig iſt, und zwiſchen dem, der uns genügt, wenn wir Gewiß-

heit bedürfen, wie Luft, — um fortleben zu können. Schon iezt hab' ich mehr Zutrauen zu einem Ausspruch des Jesus, der mir so tief in das Gemüth redet, und mein Inneres auf eine so eigene, Einzige Art bewegt, als zu all meinen Vermuthungen und Schlüssen, die mir vorher so viel galten. Von dem weiteren Forschen in der Bibel, von Heß, oder anderen Schriften, die Sie mir vorschlagen, und von Ihnen, verehrter Mann, erwart' ich nun noch mehr Aufschluß und Gewißheit, nach der sich mein Wesen unbeschreiblich sehnt. Sobald es Ihnen Ihr Amt und Ihre Zeit erlaubt, sagen Sie mir wieder ein gutes, belehrendes, stärkendes Wort. Es soll nicht vergebens geredet seyn.

Hundert und achter Brief.

Theophan an Külthal.

Brukholm.

Nein; nicht von mir, oder irgend einem andern Menſchen erwarten Sie Aufſchluß und Gewisheit, lieber, theurer Mann; ſondern von ſich ſelbſt, von ihrem eigenen Nachdenken und von der Bibel. Sie wiſſen genug, um aus ſich ſelbſt, noch mehr zu lernen. Sie ſind zu weit gegangen, um ſtehen zu bleiben. Wer einmal auf dem rechten Standpunkt ſteht, aus dem die Bibel angeſehen werden muß, der ſieht ihre Wahrheit, ihren Werth, ihre Göttlichkeit bald ein, oder er fült ſie an ſich ſelbſt. Der wahre Standpunkt ſind die tiefen, unleugbar in uns liegenden, und durch nichts befriedigten geiſtigen Bedürfniſſe. Kennt man ſie nur durch Andere, durch Geſchichte, Biographieen, oder durch Menſchen um ſich her; ſo ſieht der Verſtand ein, was man an ihr hat. Legt ſich

aber ein ſolches Bedürfniß in uns ſelbſt; hat man um ſich her geſucht, wie und wo es befriedigt werden könnte, und hat nichts gefunden, und findet die vollſte Befriedigung in der Bibel, ſo bald man ihr glaubt: dann bedarf es oft keiner weiteren Gründe. So wie manche Menſchen durch den Verſtand empfinden wollen, was nichts taugt; ſo denkt man, möcht' ich ſagen, durch ſein Herz. Man glaubt der Bibel um ſeines Herzens willen, um der Ruhe, der Zuverſicht, des Muths willen, den ſie ihm eingeflößet hat. Freilich darf es bei Ihnen nicht dabei bleiben, und Niemand ſolte ſich damit begnügen. Man muß ſich deutlich bewußt ſeyn, warum man ihr glaubt, wenn der Glaube feſt und unwandelbar ſeyn ſoll. Aber man geht mit ganz anderem Ernſt und Intereſſe an die Unterſuchung; man läßt ſich durch Unbegreiflichkeiten, Scheinwiderſprüche, ſelbſt durch Scheinwiderſinnigkeiten nicht leicht irren; man hält ſich mehr an die lichte, faßliche, auf unſer Gemüth vortheilhaftwirkende Seite, die man gefunden hat. Man ſieht auf die Bibel, wie auf einen Freund, dem wir ſchon viel verdankten, an dem wir viele

edle, herrliche Seiten kennen, der aber noch manchmal, auf eine uns unbegreifliche Art handelt. Man denkt: es wird ſich wol aufklären! Ich kann wol warten! In dieſem Fall ſind Sie jezt; und gewis denken Sie auch ſo, und ſprechen nicht zu voreilig ab, über das, was Ihnen noch dunkel oder gar widerſinnig ſcheint.

Nur über die Eine Lehre, woron die Reden Jeſus und die Briefe ſeiner Geſandten voll ſind, über den Zwek und die Wirkungen des Tods Jeſus, mög't ich Sie auf den rechten Standpunkt führen, auf dem Sie mir noch nicht zu ſtehen ſcheinen. Denken Sie vorerſt nicht daran, daß Jeſus oder die Apoſtel uns durch ihre Vorſtellungsarten, auch nur einen Wink haben geben wollen, wie eigentlich der Tod Jeſus zu unſerer Entſündigung habe wirken können, und gewirkt habe. In dieſen Vorſtellungsarten kann ſo etwas nicht liegen, — derade darum, weil ſie ſo mannichfaltig ſind. Was eigentliches Löſegeld iſt, kann nicht zugleich eigentliches Opfer ſeyn; was eigentliches Opfer iſt, kann nicht zugleich Leben geben. Offenbar ſind es Bilder, um jeden zu beruhigen, der die Folgen ſeiner Vergehungen auf dieſe

oder jene Art empfindet. Es ſind Vorſtellungsarten für das Herz, und nicht für den grübelnden Verſtand, oder die auf ein Syſtem losarbeitende Vernunft, wie es überhaupt die ganze Lehre iſt. Dem, der ſich entfernt von Gott fühlt, wegen ſeiner Vergehungen, iſt geſagt: du biſt verſöhnt! Es iſt weggenommen, was dich von Gott trennte! Dem, der ſich Sklave der Sünde fühlt und es iſt, gilt das Wort: für dich iſt ein Löſegeld bezalt! Du biſt erlöſet! Dies Evangelium iſt wahr; aber es wird uns verkündigt, um pſychologiſch auf uns zu wirken, um neuen Muth und Dankbarkeit und Liebe in uns zu wirken, gegen den, der uns zuerſt geliebt, und das Koſtbarſte, Einzige, was Er hatte für uns hingegeben, und gegen den, der ſein Leben, auf eine ſo ſchmerzliche, ſchmähliche Art, aus Liebe zu uns, hingegeben hat. Für den, der es glaubt, ſind dieſe Folgen unausbleiblich, wenn er nur noch ein Menſch iſt; daher auch die ganz unleugbare Wirkung, die durch Verkündigung dieſer hohen Gottesliebe, auf Tauſende der roheſten Menſchen erzeugt worden iſt. Liebe durch Liebe erzeugt, durch Liebesthat und Liebesopfer, in dem

rettungsloſeſten Elend, Liebe und Sehnſucht, ganz für den zu leben, der ſo liebte, das iſt der Geiſt dieſer Lehre und eigentlich der Geiſt des ganzen Chriſtenthums. Könnte das wol träge machen? Hat Liebe das je gethan? Und was iſts, wenn ein Unſchuldiger ſich für Schuldige, wenn Einer ſich für Alle freiwillig aufopfert? Iſt das nicht mehr geſchehen? Geſchieht es nicht noch jezt? Warum rühmt man Cokles, Codrus, Regulus und findet ihre Handlung edel; warum denn bei Jeſus nicht? Oder ſoll es uns gleichgültiger gegen ſittliche Vergehungen machen, wenn ihre Folgen nur getilgt werden konnten, durch den Tod eines ſo erhabenen Weſens, wie uns Jeſus erſcheint? Würden wir etwa ihre Peſtartigkeit tiefer fülen, wenn ſie uns Gott geradezu, ohne eine weitere Anſtalt vergeben hätte? Fragen Sie ſich das Alles; halten Sie ſich an die Vorſtellungsart der Bibel, daß Gott aus Liebe, den Geliebteſten hingegeben habe für die Menſchen; daß Jeſus freiwillig geſtorben ſey, ein Opfer zu werden für Menſchen; daß Er ſich in innigſter Verbindung gefült habe, mit unſerem Geſchlecht, ſo daß Er mit ihnen fallen mußte,

oder ſie gehoben wurden mit Ihm und durch Ihn; und dann überlaſſe ich es Ihrem eigenen ruhigen Nachdenken, ob dieſe, ſo unausſprechlich wolthätige, ſo allmächtig auf den ganzen Menſchen wirkenden, ſo allmächtig ſein Inneres für den Willen des Jeſus, alſo für die reinſte Sittlichkeit belebende Lehre, bei allen ihren ganz begreiflichen Dunkelheiten, noch etwas Widerſinniges habe. Und glauben Sie auch jezt noch, ſie nicht zu bedürfen für ſich; gewis haben Sie zu-viel Liebe für arme Verführte, durch Leidenſchaft, Temperament und Umſtände hingeriſſene Menſchen, als daß Sie ihnen nicht ein Evangelium gönnen ſolten, das ihrem Gewiſſen Ruhe geben und den göttlichen Lebensfunken in ihnen, wieder mehr anfachen kann. Leben Sie wol, und Gott geb' Ihnen bald Gewisheit und Ruhe.

Hundert und neunter Brief.

Aeone an Wandulf.

Werdan.

Wandulf; ich habe meinen Edelwald wieder! Hören Sie's? mein Edelwald iſt wieder zurük gekommen. Von dem ſteilen Rigi, aus den gefährlichen Alpenwegen, von dem ſchrklichen Col de balme, erlöſet von den Schwänzen der Maulesel und dem Fieber in Chamouny und aus allen Gefahren, die ich nicht weiß, friſch und geſund in meinen Armen, an meinem Herzen, in meinem Herzen. — Doch; da war er ja vorher auch ſchon. Es iſt ein Jubel im Haus, als ob wir aus einem großen Elend erlöſet worden wären. Und war dann auch ſeine Entfernung kein Elend? — doch; ich weiß heute weiter nichts, als das Eine; ich habe keinen andern Gedanken, keine andere Empfindung, als die: mein Edelwald iſt wieder da! Damit mögen Sie auch vorlieb nehmen. Man kann es auch. Nicht wahr? Nächſtens mehr.

Hundert und zehenter Brief.

Reone an Wandulf.

Werdau.

(Sechs Tage hernach.)

Jezt hab' ich Ruhe genug in mir, um Ihnen mehr von Edelwalds Zurükkunft zu ſagen. O! es kann viel davon geſagt werden; denn es iſt eine ganze Geſchichte.

Und doch iſt das am Unbedeutendſten, was man ſagen kann. O, Wandulf! Das Wiederſehen! Wo giebts ein Wort für deſſen Seeligkeit! Blos in dem Geſicht der Liebenden, ſich Wiederſehenden, in ihren verklärten, vergeiſtigten, durch Wonne der Liebe ver — verherzigten Augen, mögt' ich gerne ſagen, wenn es deutſch wäre; — nur da kann ſich etwas ausdrüken, von der Empfindung. Blandau, der zweite hieſige Beamte, der mit mir und den Kindern nach Brügge gefahren war, und in der Ferne zuſah, hat, wie er ſagt, eine

Skizze von unſerer Zuſammenkunft gezeichnet. Sie mag recht brav ſeyn; denn er iſt ein gemüthlicher Zeichner. Aber was ich in Edelwalds Auge ſah, das drükt kein Kraïon und kein Pinſel aus. Bei dem Wiederſehen ſieht man mit anderen Augen, hört mit anderen Ohren, fült mit einem andern Herzen, oder vielmehr: das nemliche Herz fült mächtiger, als es je vorher gefüle hatte. Wir kennen den Geliebten, ſeinen Werth, ſeine Herrlichkeit, wie wir ſie nie kannten, und wir kennen uns ſelbſt nicht. Uns iſt eine neue Offenbarung geworden über ihn, und ein neues Leben in uns. Wenn es den Auferſtandenen, die ſich wiederfinden, dort noch beſſer iſt; ſo ſind es freilich „Freuden, die noch nie in eines Menſchen Herz gekommen ſind", wie irgend Jemand in der Bibel ſagt; denn ſchon dieſe faſſet das Herz kaum.

Doch; was ſollen Ihnen alle dieſe elenden Worte, und Wendungen, die man nur häuft, weil man die rechten nicht finden kann, weil es keine rechte giebt. Laſſen Sie mich hübſch proſaiſch erzälen.

Edelwald hatte mir von Baden aus, geſchrieben, daß er an einem beſtimmten Tage

dort abreisen und mir jeden Ort bestimmt, wo er über Nacht bleiben werde. Darauf gründete ich einen Plan des Entgegenkommens, der Ueberraschung, einen Wonne- und Jubelplan, der mir schon einen Vorschmak der Wiedersehensherrlichkeit gab. Ich theilt' ihn den Kindern mit, und sie jubelten jeden Tag und den ganzen Tag darüber. Eduard legte schon am Morgen des vorhergehenden Tags, alle seine Kleider zurecht; es war ihm, als würde die Zeit schneller kommen, wenn er sich früher fertig machte. Mir selbst wars nicht viel anders; denn bei allen recht menschlichen Freuden werden wir wieder Kinder. Auch dieses Himmelreich gehört ihnen. Wandulf, das Entgegengehen ist eine langsame Himmelfahrt, so wie das Begleiten von Geliebten eine langsame Höllenfahrt. Endlich erschien der Tag. Wir fuhren sehr früh von hier aus. Unser Kutscher (gewöhnlich Großknecht genannt) hatte sich zu einem Postillon, und unsere vier beste Ackerpferde, zu einem Postzug best-möglichst ausstaffirt. Blandau hatte mich schon den Tag vorher gefragt, ob er nicht die Freude haben könne, den Herrn Oberamtmann auch zu empfan-

gen; und als er meine Verlegenheit bemerkte, — Sie können denken, daß ich nicht gern' einen Dritten zwischen uns haben wolte — hatt' er gleich hinzugesezt, daß er von Brügge aus, nach Göttingen reisen wolle, um einige Freunde zu besuchen. Der Amtsdiener hatte mich um die Erlaubniß gebeten mitzufahren, weil uns doch unterwegs — etwas zustoßen könnte. Das Kindermädchen fand ihre Gegenwart auch sehr nöthig, weil ich mich doch mit Leny nicht abgeben könne, wenn der Herr Oberamtmann angekommen seyen. Ich verstand sie Alle, und nahm sie Alle mit. Wer glücklich ist, beglückt auch gern. Vor Brügge, in den schönen Anlagen des Postmeister, auf der Anhöhe, die sich an der Landstraße herzieht, wolten wir ihn empfangen. Eine solche Szene gehört ins Freie, unter Gottes Himmel. Dort stiegen wir aus. Wir warteten und warteten; die Kinder konnten es kaum erwarten, und ich war auch ein Kind. Endlich, nach manchen Reisewagen, in denen er nicht war, kam Einer, in dem er' war, — wirklich war. Mein scharfes Aug entdekt' ihn bald, und Eduards lauter Ruf: „der Vater! der Vater!" und der Domestiken

Geſchrei zeigte mir bald, daß ihn auch die Uebrigen erkannt hatten. Er war allein; ſein Freund war in Frankfurt geblieben. Wir lieſſen den Wagen nahe heran fahren, und nun riefen wir: „Edelwald, Vater, Herr Oberamtmann“ und ſtürzten Alle hervor. Das war ein Empfang! — Edelwald war entzükt, aber ſprachlos. Ich hörte ſein Herz laut pochen, und füli' es, als ich an ſeinem Hals hieng. Eduard hatte ſich an ihm hinaufgeklettert, und lag wirklich an ſeiner Wange, das Kindermädchen hatte die Kleine auf den Arm genommen, weil ſie unaufhörlich rief: „heb' mich herauf.“ Sie hatte die andere Wange in Beſiz. Blandau ſtand beſcheiden, in einiger Entfernung, der Amtsdiener rieb den Hut zwiſchen den Händen, in einer Stellung, als wenn er in der Kirche betete, und der Kutſcher war vom Pferd geſtiegen, hatte den Hut unter dem Arm, und inſtinktmäßig, die Leitriemen in der Hand behalten. So näherte er ſich der Gruppe, und die Pferde lenkten um, ihm nach, als wolten ſie ihren Herrn auch bewillkommen. Ach Gott! wie war mir! Wie wars uns Allen! — So wird es uns einſt ſeyn!

Wiederfinden, Wiederſchauen,
Derer, die des Todes Grauen,
Die des Vaters Wille ſchied;
Wiederfinden, Wiedergrüßen,
Innig's Herz in Herz zerfließen,
Deine Wonne ſingt kein Lied.

Wie tief fule' und fül' ich die Wahrheit dieſes Worts! Wir frühſtükten in dem ſchönen Boſket, ſezten uns in die Wagen und fuhren zurük. In Werdau mußten wir ausſteigen, damit die Leute Edelwalds Hand drüken, ſchütteln, küſſen, oder wenigſtens, zu küſſen verſuchen konnten. Was iſt es doch, wenn ein Menſch geliebt wird und Zutrauen einzuflößen weiß! Er iſt der Einzige Regent; denn er regiert nicht über Sklaven durch Furcht, ſondern über freie Menſchen, wie man allein über ſie regieren kann. Ich leg' Ihnen noch ein Stük aus Edelwalds Tagebuch, und einige allgemeine Bemerkungen bei, die er, beſonders in der Schweiz, gemacht hat. Leben Sie ſo wol, wie wir. Das iſt viel gewünſcht!

Morgenfahrt, von Konstanz nach Stein am See.

Ja, diese Fahrt muß einen eignen Abschnitt haben, wie sie auch Einzig in ihrer Art war. Der Weg führt fast immer an dem Zellersee, und am Rheinufer durch den schönsten, fruchtbarsten Theil des Thurgau. Man fährt durch lauter volle Obstbäume, die zum Theil über die Landstraße hinaus, zum Theil in dem See gestützt sind, mit ihren Zweigen in den See oder Rhein hängen. Zur Rechten ist der Zellersee, die Insel Reichenau; (2 Stunden lang und 1600 Einwohner) das unaufhörlich in das Hellgrüne, Azurblaue und Violet spielende Wasser, die schönen und besonders diesen Morgen so treflich beleuchteten Ufer mit den vielen Dörfern, reichen Feldern, Weinbergen; zur Linken romantische Felsenparticen mit Weinreben angebaut, darüber Tannenwälder, die durch ihren

dichten Schatten einladen; die alten Schlösser Mamre, Salenstein und Sandek, die auf den Höhe, äußerst kühn liegende Hohentwiel, und Steinerklinge, die man vor sich sieht, und im Hintergrund die blauen Gebirge des Schwarzwalds — das Alles gesehen, gefühlt, genossen, in einem offnen Wagen, umfächelt von kühler, herrlicher Morgenluft; — es hob und spannte und elektrisirte nicht, es versezt in eine so ruhige milde Stimmung; ich schmiegte mich so sanft, und doch so warm an den Busen der Natur; war so vertraut mit ihr, und sie mit mir, daß es schwerlich auf hohen Bergen, und bei großen Naturszenen, einen reineren, stilleren Genuß geben kann. An den großen Aussichten könnt' ich mich übersätigen, und nicht, was der Mensch genießt, sondern, was er verdaut, das nährt ihn. Dieser Genuß ermüdet nicht, er stärkt. Ich besinne mich kaum, daß die bloße Natur mir so wol gemacht hätte, als diesen Morgen. Ach! sie ließ sich auch in der pomphaften Schweiz zu einem schwachen Erdensohn herab, wie sich ein Gott herabläßt; und sprach mit ihm, traulich und menschlich, wie Gott mit den Menschen sprach. Und ich ver-

ſtand ſie, koſete mit ihr, und mir war's, wie dem Elias, der in dem ſanften Wehen, Gottes Stimme gehört hatte.

Ich ſah die treflichen Folgen von zwekmäßiger Jugendbildung, und auf welchem natürlichen Wege ſie geht, und wie ſie von den einfachſten Menſchen ausgeführt ward. Ich ſah, wie ſich Kopf und Herz im ſchönſten Verhältniß entwikelten; wie die jungen Menſchen richtig denken lernten, weil man ſie im richtigen Anſchauen übte, daß ſie richtiger dachten, weil ſie inniger fülten, und inniger fülten, weil ſie richtiger dachten. Und wie manchmal hätt' ich alle Väter und Mütter herbeiführen, und ihnen ſagen mögen: O! bildet doch von der früheſten Jugend an, an Euren Kindern. Benuzet doch ihre Wißbegierde, ihre Sinne, ihren Nachahmungstrieb, um ſie richtig ſehen, genau beobachten und beſtimmt bemerken zu lehren. Mütter; gebet ihnen Anſchauung von Liebe, damit ſie lieben; übet ſie im Vertrauen, damit ſie vertrauen lernen. Und ſo leitet ſie zur Religion, die ja nichts anders als Vertrauen und Liebe zu dem Vater im Himmel;

leitet sie zu Christenthum, das ja nichts anders, als Vertrauen und Liebe zu Christus, dem sichtbaren Stellvertreter dieses Vaters ist.

Ich sah die schönste, lieblichste, und die größte, erhabenste, schauerlichste Natur, in den mannichfaltigsten Abwechselungen und Abstufungen, und meine Seele wurde hinauf gehoben zu ihrem Schöpfer. Ich dankt' Ihm für alle diese Herrlichkeit, und für die Gelegenheit sie zu sehen, und besonders für diesen Sinn, für dies Herz, das sie verstehen und empfinden kann. Und ich dacht' an Dich, meine Aeone! Aber wie manchmal, auch wenn ich gerad' in der erhabensten, größten Natur, die rohesten Menschen fand, hätt' ich Manchen hinführen, und ihn aufmerksam darauf machen mögen, wie wenig die bloße Natur den Menschen zur Religion leiten, wie wenig sie ihm Offenbarung, Unterricht von Gott ersezen kann. Doch wie manchmal, wenn Naturherrlichkeit mich durchbebte, wenn ich mich so seelig fülte, und doch zugleich so fromm; da empfand ich auch, wie die Natur noch so ganz anders auf den Menschen wirkt, als die Kunst, wie sie den Men-

ſchen, der Gott ſchon kennt, zu Gott erhebt; wie ſie ihm Gott vergegenwärtigt, und wie er dann wandelt im Angeſicht Gottes. Ich hätt' alle meine Bekannte hinführen mögen zu jenen Bergen und Seen, und zu jenen lieblichen Thälern, damit ihr Herz eingeſtimmt hatte in des heiligen Dichters Ausruf: „Herr, wie ſind Deine Werke ſo groß und viel! Alles iſt mit Weißheit geordnet! die Erde iſt voll Deiner Güte.“ O! wenn ich ſah, wie die ungeheuren Naturkräfte gelenkt und im Zaume gehalten werden von dem Allmächtigen, daß ſie nicht zerſtören, da ſie jeden Augenblik zerſtören könnten, wie dieſe Eismaßen und Felſen an Orte hinfallen, wo ſie wenig oder gar nicht ſchaden können: dann blikt' ich hinauf zu dem Allmächtigen, und traut' es Ihm kindlich zu, daß er auch zu der alleszerſtörenden Gewalt ſagen werde: „bis hieher und nicht weiter!“ Und ich hätte ſo gerne Jeden hingeleitet, zu eben dieſem Glauben. Oft ſah ich, wie grüne, treffliche Bäume aus trokenen Felſenritzen herausgewachſen waren, in der Erde keine Nahrung fanden, ſondern allein durch die Blätter, aus der Luft, gleichſam vom Himmel genährt wurden. Und

wie wurde mir's da so lebendig, daß der Mensch nicht allein vom Brode lebt, sondern von jedem Worte Gottes; daß, wenn auch dem Tiefgedrükten alle Erdenstüzen entzogen werden, daß er doch Stüze, Nahrung, Belebung findet, von oben herab, und bessere als ein Anderer bei Menschen finden kann. Und ich hätt' alle Tiefgedrükte, Verlassene hinführen mögen zu diesen Bäumen.

Ich hörte in mehreren Kirchen jenes, mit Wundern der Natur gesegneten Landes, einen einfachen, vierstimmigen, und so wolklingenden, harmonischen Gesang, daß mein Geist dadurch mächtig erhöhet, und mein Herz geöffnet und belebt, daß mein ganzes Wesen auf die wolthätigste Art gestimmt wurde, zum Anhören dessen, was der Prediger sagte. Und offenbar wirkte der Gesang ähnlich auf die ganze Versammlung. Eine feierliche Stille herrschte durchweg, während des Vortrags. Fast alle Augen waren auf den Prediger gerichtet; und schon unter dem Gesang floß manche Thräne, die von Rührung des Herzens zeugte. Du denkst Dir leicht, daß ich auch an diese Kirche,

auch an unſere Gottesverehrung dachte. Wenn wir doch auch einen ähnlichen Geſang, wie dieſe unſere Brüder hätten! Was ſie ſo wohlthätig zum Anhören der Predigten ſtimmt, würde ja auch uns ſtimmen! Was ihr Herz in Bewegung ſezt, würde ja auch uns nicht kalt laſſen. Wir haben ja ein Herz, ſo gut wie jene! Was ihnen möglich war, muß ja auch wol uns möglich ſeyn, wenn wir es recht und anhaltend wollen. Ich nahm mirs vor, als Beamter dazu mitzuwirken, ſo viel ich kann.

In manchen Kirchengebeten jenes Landes, hört' ich am Schluß ein Wort, das meinem religiöſen Sinn wol that. „Betet für mich," ſprach der Prediger; „ich will auch für Euch beten!" Dies erinnerte mich an die Fürbitten der Chriſten für einander, an ihre natürliche Entſtehung, an ihren Geiſt und ihre Folgen. Mich dünkt, nichts iſt natürlicher, als daß wir bitten für die, die uns nahe und lieb ſind. Wenn wir ſehen, daß ſie etwas bedürfen; wenn wir es ihnen gerne geben mögten und es ihnen nicht geben können; — wenn uns der Gedanke kommt, ſie könnten wol verlieren was ſie ha-

ben, und wir doch nicht im Stande ſind, es ihnen zu ſichern; ſo müßten wir ja gar keinen Glauben an das Gebet, oder keinen Glauben an Gottes Macht und Liebe haben, wenn wir nicht für ſie beteten. Aus der Liebe zu Andern, aus dem Gefül ihrer Bedürfniſſe, und eigner Ohnmacht, aus dem Glauben an Gott, als erhörenden Vater, fließet natürlich Fürbitte. Wenn ich für einen Geliebten nichts mehr thun kann, und einen Gott kenne, der Alles kann; ſo erhebt ſich mein liebendes Herz ganz von ſelbſt zu dem Gebet: gieb Du ihm doch, was ich ihm nicht zu geben vermag! Und eben ſo natürlich iſt es, daß man Andere um ihre Fürbitte bittet. Wenn man ſo Manches bedarf, was nur Gott geben kann; wenn man weiß, daß Er es dem glaubigen Gebete geben werde; und ſeine Schwäche, ſeinen Kleinglauben fült, wie drängt es uns da, jemand um ſeine Fürbitte zu bitten, den wir für ſtärker und glaubiger halten, als wir ſelbſt ſind! — Dieſe innere Gemeinſchaft vor Gott, dieſer Geſchwiſterſinn hat denn auch die geſegnetſten Folgen für den Chriſtenſinn. Er fließt aus Vertrauen, und nährt Vertrauen; fließt aus Bruderliebe, und nährt

Bruderliebe. Fürbitte knüpft es feſter, das wolthätige, geiſtige Band, das zwiſchen Chriſten und Chriſten, zwiſchen Chriſten und Chriſtus ſeyn ſoll. Aber m. L. wir müßten auch von Herzen für Andere beten, wenn wir zur Fürbitte aufgefordert werden. Dies geſchieht bei jeder öffentlichen Gottesverehrung. Wir ſollten nicht unſere Aufmerkſamkeit darauf richten, für wie Viele und für Wen wol gebetet werde, ſondern ſelbſt für ſie beten, mit chriſtlicher Bruderliebe und chriſtlichem Sinn. Wir ſollten es nicht dabei bewenden laſſen, Andere zur Fürbitte für uns aufzufordern; ſondern ſelbſt für uns, und unaufgefordert, aus freiem Triebe der Liebe, auch für Andere beten! Sonſt entfernen wir uns von Gott; ſonſt gewöhnen wir uns an den Wahn, daß Andere etwas für uns thun könnten, was wir ſelbſt doch thun ſollen. Die Gemeinde ſolte nicht blos ihre Prediger auffordern, für ſie zu beten; ſie ſolt' auch für die Prediger beten; denn warlich! ſie bedürfen Weisheit, Kraft, Muth und Leben, um es recht zu führen ihr Amt. Aber wir ſolten auch nicht blos Fürbitte für Andere thun, ſondern auch Andere

um ihre Fürbitte erſuchen. Es ſcheint einen gewiſſen Vorzug voraus zu ſetzen, wenn man für den Andern bittet. Es iſt, als erwarte man eher Erhörung, wenn man ſelbſt betet, als wenn der Andere bete. Bittet man alſo Andere nie um ihre Fürbitte; ſo wird man leicht zum Stolz verleitet, der allen Chriſten, ſinn tödtet. Nein, beides muß zuſammen ſeyn. Im Gefül unſerer Gleichheit vor dem Erhabenen, muß der Chriſt ſagen: „bitte du für mich; ich will auch für dich bitten.“

Ich ſah Menſchen, die kein Familienband und kein anderes Band zuſammenhielt, und die doch ſo innig feſt mit einander verbunden waren, die ſich ſo herzlich liebten, ſich ihres Zuſammenſeyns ſo innig freuten, Freud' und Leid ſo treu miteinander trugen, wie es die nächſten Verwandten, die wärmſten Freunde ſonſt nur thun. Und dies Band war nichts anders, als Liebe zu Jeſus und zu ſeinem Evangelium. Auch mich ſchloſſen ſie gleich in ihren Kreis, ob ich gleich keinen unter ihnen kannte; ſie nahmen mich mit einer Liebe auf, die auch meine Liebe belebte, und ich fülte meinen Chriſten,

ſinn durch ſie geſtärkt und belebt, wie er ſelten durch etwas Aeuſſeres belebt worden iſt. O! dacht' ich, wenn doch die warmen Chriſtusverehrer an allen Orten, ſich ſo zuſammenhielten, ſich ſo verbänden in Liebe, und ſich gemeinſchaftlich ſtärkten in ihrem Chriſtenſinn! Wenn ſie doch auch, wie jene Leute zuſammen kämen, die Bibel beſſer zu verſtehen, und ihr eignes Herz, und den Weg zu ihrer Beſſerung, und die mancherlei Irrwege, die davon abführen! Es wäre ja da von Sektenweſen nicht die Rede! Die Chriſten könnten verſchieden denken über manche einzelne Wahrheit des Chriſtenthums. Nichts Aeuſſeres dürfte ſie bezeichnen und auszeichnen. Nur Vertrauen und Liebe zu dem Herrn; nur brüderliche Liebe müßte ſie verbinden! Weit davon entfernt, einen gewiſſen Dünkel in ſich zu nähren, als ob ſie etwa beſſer als Andere ſeyen, müßte der ächte Geiſt der Demuth ſie täglich mehr belehren: Weit davon entfernt, ihr Chriſtenthum in eine gewiſſe Empfindelei zu ſetzen, und darüber unthätig zu werden, müßten ſie ſich ſtärken in dem Triebe, zu wirken, dieweil ihr Tag iſt, ſo wie ihr Herr, treu zu brauchen ihre Zeit,

ihre Kräfte und jede Gelegenheit, ſo wie Er. Gewis würde dadurch ihr Chriſtenſinn, und ihre Liebe zu dem Großen, Einzigen gewinnen, die der Grund aller Sittlichkeit des Chriſten ſeyn ſoll!

Hundert und elfter Brief.

Maydorf an Edelwald.

Frankfurt.

Du wirſt jezt ſchon längſt wieder bei Deiner Aeone ſeyn, und Dich von den Ermüdungen der Reiſe, in ihren Armen und an ihrem Herzen erholt haben. Ich treibe mich noch unter fremden Menſchen herum, ſehne mich aber herzlich nach Weſen, die mir näher ſind. Und doch reut es mich nicht, bis jezt hier geblieben zu ſeyn. Nicht nur des Theaters willen, wiewol es ziemlich gut iſt. Auch nicht wegen der Geſellſchaften, ob ich ſie gleich weit gebildeter und geiſtreicher finde, wie ehemals. Aber ich habe Einer Feierlichkeit beigewohnt, die mich mehr intereßirte, als alle Luſt-, Sing- und Trauerſpiele, die man auf einem Theater geben mag. Es war die Todtenfeier eines reichen Kaufmanns, Namens Bernard, in Offenbach, einem ſchönen Fleken, eine halbe Stunde

von hier, über dessen Wolthätigkeit, Dienstfertigkeit und thätige Menschenliebe nur Eine Stimme war. Sie wurde nicht acht Tage, sondern ein Jahr nach seinem Tode gefeiert, und mit einer Rührung gefeiert, als ob er erst gestern gestorben wäre. Dabei war die Feier äußerst anständig und zweckmäßig. Das kleine, meist durch seinen Betrieb erbaute Theater, das durch die Todtenfeier zugleich eingeweiht werden solte, war schwarz dekorirt. Eine weiße Aschenurne stand in der Mitte, auf einem Postament; in dem Hause herrschte eine Todtenstille. Es wurde von Freunden und Freundinnen des Seeligen, eine, von dem bekannten Tonkünstler Andre rührend komponirte Kantate gesungen, die auf Alle, die den Edlen gekannt hatten, mächtig wirkte, und sogar auf mich, dem er unbekannt war. Jezt trat ein schwarzgekleideter, ältlicher Mann, (ich hörte, es sey ein angesehener, ausländischer Geistlicher) langsam und feierlich auf, und redete. Ich habe durch die dritte, vierte Hand, eine Abschrift der Rede erhalten, und lege sie Dir bei. Wie er sprach, weiß ich warlich! nicht. Ich hörte nur, daß er mit der tiefsten Rührung sprach,

und allgemeine Rührung erregte, wozu freilich schon Alles durch den Anlaß selbst, und durch die Kantate gestimmt war. Auch mich stekte die allgemeine Rührung an. Meine Thränen floßen häufig; aber ich sage Dir, mir ist bei allen Freudenfesten nicht so wol gewesen, als bei diesem — Thränenfest. Zum Schluß wurde noch das bekannte:

„ Auferstehʼn, ja auferstehʼn wirst du mein Staub“ —

vierstimmig und mit sanfter Rührung gesungen. Ich vergaß, zu sagen, daß fast die ganze Gesellschaft schwarz gekleidet, gewißermaßen in Trauer war. Die Wittwe war, wie natürlich, nicht gegenwärtig; sie soll aber eine ansehnliche Summe für die Armen, an die Unternehmer geschikt haben, was ganz im Geist ihres verklärten Gatten war.

Es ist wirklich ein, in seiner Art Einziger Genuß, wieder einmal von einem Manne zu hören, der wirklich in unserer Zeit gelebt und so gehandelt hat. Daß er den Armen jährlich eine beträchtliche Summe widmete, will ich ihm nicht zum Verdienst anrechnen; denn er war sehr reich. Aber wenn er Kinder er-

ziehen ließ, so sah er selbst nach, ob sie gut verpflegt und erzogen wurden; wenn er für Kranke, Arzt, Arzenei und gesunde Kost bezalte; so war er manchmal selbst in der Krankenstube, und fragte nach der Verpflegung; wenn er junge Handwerker unterstüzte, so untersuchte' er auch, ob sie ordentlich arbeiteten, haushielten und die Unterstüzung gut anwendeten. Das ist eigentlich die wahre Wolthätigkeit! Dabei war es ihm nicht genug, Leiden zu lindern, Mangel zu stillen, fortzuhelfen denen, die nicht fortkommen konnten. Es lag ihm eben so sehr an, Freude zu machen, seinem nahen und ferneren Kreis und dem ganzen Publikum. Da scheut' er keine Mühe; da konnt' er selbst mit arbeiten, daß ihm der Schweiß ausbrach. Und da hatt' er eine Gewandheit, eine Anstelligkeit, wie wenig Andere. Man hat mir davon eine Menge Anekdoten erzält, die Alle von dem Einen Sinn zeugen, wol zu machen, rings um sich her. Auch wurd' er so allgemein geliebt, daß fast Alles aus dem Flecken, Juden und Christen, seiner Leiche folgte, und kaum von dem Grabe wegzubringen war, als die Sturmgloke Feuer

verkündigte. Im Innern des Menſchen iſt doch immer etwas, das Edelſinn und Menſchenliebe ſchäzt; ſelbſt der Unedle, der Egoiſt ſchäzt ſie, und das iſt allverſtändlicher Wink, wozu wir organiſirt ſind.

Baillot, Eſplandins Reiſegefährte, iſt von Paris zurük gekommen, und hat mir mit ſichtbarem Schmerz erzält, wie tief ſich Eſplandin in Ausſchweifungen ſtürze, welche Summen er verſchwende, und wie er immer mehr, den Sinn für das Große und Schöne verliere, der ihn ſonſt ſo zierte, ihn vor jeder groben Ausſchweifung bewahrte, und wirklich ſein guter Genius war. Auch dieſer Genius wendet ſich von ihm. Schon auf unſerem Durchflug durch die Schweiz bemerkt' ich, daß ihn kein Naturreiz mehr anzog. Wenn die paradieſiſchſten, erhabenſten Gegenden vor uns lagen; ſo ſagt' er wol: „pittoreſk! gut gruppirt!" oder ſo etwas; aber bald gähnt' er Alles an, und ſchimpfte über die üblen Wege und das ungemächliche Fuhrwerk. Der ſchönſte Waſſerfall erinnert' ihn an eine Flaſche guten Champagner, und jede Exkurſion von der großen Straße, ſo viel Genuß ſie auch gab, welche himmliſche Ausſichten

sie auch darbot, machte ihn übler Laune, weil er kein ordentliches dejeuner à la fourchette bekommen konnte. Ich war seiner Gesellschaft herzlich müde, so unterhaltend er sonst ist. In Genf lebt' er wieder auf. Da gabs Theater, Theaternymphen und andere, Consommés, feine Liquörs und Champagner. In Paris bestimmt' er den Vermittag zum Besuchen der Kunstwerke, und wir besuchten sie gemeinschaftlich. „Am Morgen nähren wir den Geist, der Rest des Tags ist für den Körper," sagt' er. „So will es die Natur!" Aber seine Natur wolt' es bald anders. Die feinen Soupers, denen er beiwohnte, die er zum Theil selbst gab, verzogen sich so tief in die Nacht, daß er spät aufward, langsam frühstückte, also noch später ausgieng. Ermattet, mußt' er sich bald in einem Kaffeehaus restauriren, und so wurde wenig und immer weniger gesehen. Ich mußte mich von ihm trennen und meinen Kurs allein machen. Nur von Zeit zu Zeit traf ich ihn noch im Musée Napoleon oder im Theater. Doch beklagt' er sich jedesmal, daß wir uns so wenig sähen, und gab mir einige Rendesvous, in einem Kaffeehaus. Ich hörte, daß

er meist ein Theater besuche, das man nicht um des Schauspiels willen besucht; einige Landsleute sagten mir am Ende gar, daß er eine Schauspielerin unterhalte; sein Aussehen zeigt wenigstens den bon-vivant, oder vielmehr den mal-vivant kenntlich genug. Auf der Reise sagt' er mir, daß er einen Kreditbrief auf 20,000 Livres habe: aber diese müssen längst durchgebracht seyn, und ich begreife nicht, woher er das Geld zu Befriedigung seiner Lüsternheit und Eitelkeit nehmen mag. Wirklich solte man die gute Amala vor dem Lüstling warnen, der gewis nicht auf halbem Wege stehen bleibt, sondern ein völliger Wüstling wird. Sinnlichkeit und Eitelkeit, denen man sich überläßt, verderben den Menschen von zwei entgegengesezten Seiten. Eine frißt immer das an, was die andere gesund läßt, und wenn sie ihr Werk vollendet haben, so steht ein ausgemachter Taugenichts da. Wirklich sollte man die gute, unschuldige Amala vor diesem Menschen warnen, der kaum vor fünf sechs Jahren ihrer werth war, da ihn seine Sinnlichkeit nur manchmal überwältigte, und es jezt durchaus nicht mehr ist. Man müßt' ihr bestimmt voraus sagen,

daß er ſie unglüklich machen werde; und ich würd' es gewis thun, wenn ich ſie perſönlich kennte. Ob Du es thun wilſt, muß ich Dir überlaſſen. Wenigſtens weißt Du, daß Dein Wort gewis etwas bei der guten Seele gilt.

Rede

zur Erinnerung an das Leben des Menſchenfreunds Peter Bernard, in Offenbach, geſprochen am Jahrsabend ſeines Tods.

Es war auch ein Abend — ach! eine ſo finſtere, nur durch das Licht der Religion zur Nothdurft erhellete Nacht, da den Schwachen eine Stüze, den Rathloſen ein Rathgeber, den Betrübten ein Tröſter, den Freudedurſtigen ein Freudenſchöpfer, da den Freunden ein Freund, den Feinden — nein! Er hatte keinen Feind,

— da den Menſchen ſeines ganzen Kreiſes, ein Freund, da uns unſer Bernard entrükt ward. Ja; entrükt mußt' Er uns werden. Wir hätten Ihn nicht hingegeben. Ach! wär' Er uns zu erhalten geweſen; hätt' Er nicht einen höhern Plan mit Ihm und mit uns gehabt, der allweiſe Menſchenerzieher: Das öffentliche und leiſe Flehen, das Gebet, das ſich in Worte ergießt, und das oft innigere, das ſich in einem Blik zum Himmel, in einem Händeringen, in einem herausgepreßten Seufzer, in einer ſanften aus dem Auge zitternden Thräne ausſpricht; — das allgemeine Flehen von Menſchen aller Klaſſen, und Denkungsarten, und Stände, von Juden und Chriſten, und Nicht-Chriſten — es hätt' Ihn uns erhalten. Entrükt wurd Er uns. Wir begreiffen's nicht, wie wenn Jemand plözlich verſchwänd' aus unſerer Mitte. Wir konnten ſo wenig glauben, daß Er todt ſey, der ſo ganz Lebendige, als hätten wir nie etwas von einem Tode gehört. Aber Er wurd' entrükt, entrükt zu höherm Wirkungskreiß, höherm Genuß, höherm Leben. Dieſe nach einem Jahre noch gleich ſtarke, dieſe nie verlöſchende Liebe

in unſeren Herzen, iſt uns heiliges Pfand, daß er lebt, daß Er lebt. Eine aufgelöſete Körpermaſſe liebt man nicht; und das Herz weiß wol, was es will, wenn es liebt, oft beſſer als der Kopf, wenn er denkt. Ja, edler Verklärter, du hörſt uns, du ſiehſt und verſtehſt die Thränen, die wir dir nachweinen; daß wir nicht dich beweinen, ſondern uns. Du verſtehſt das Andenken gerührter Liebe, das heut' in ſo vielen lebt, die dein Blik erheitert, deine gebende Hand geſegnet hat. Dir entgeht ſie nicht, die wehmüthig-dankbare Erinnerung eines Manns, dem du auch ſo manchen Beweis deiner thätigen Liebe gabſt.

Aber dabei muß es nicht bleiben; durch bloße Worte, Rührung, Thränen, muß Bernards Andenken am wenigſten gefeiert werden. Von ſeinem ſchönen Leben rührend reden und ſingen, ſich das Herz in Bewegung ſezen oder ſezen laſſen, ſo eine Denkfeier wäre ſeiner nicht werth. Bei ihm war nichts, bloß Wort, Empfindung, Thräne. Alles wurde zur That. So muß es auch bei uns ſeyn. An ihm haben wir geſehen, was Dienſtfertigkeit, Gefälligkeit, Wolthätigkeit, mit Einem Wort, Hu-

manität, Menſchenliebe vermag, und was ſie wirkt; wie freiwillig, allgemein und dauernd ſie iſt; die liebevolle Verehrung, die man dieſer Tugend darbringt. Noch lebt das Andenken dieſer Tugend in uns, wenn auch der Menſch, der ſie übte, uns nicht mehr ſichtbar iſt. Im Gegentheil! Er lebt ein ſchöneres Leben. Die Perle der Tugend, auf den ſchwarzen Sammtgrund des Grabs geſtikt, zeigt ſich in ihrer ganzen Reinheit, in ihrem ganzen Werth, Nachahmung ſeiner Humanität ſey alſo der wahre Zwek dieſer Gedächtnißfeier, der ächte Beweis unſerer Dankbarkeit und Liebe zu Ihm. Wir können nicht Alles, was Er konnte; aber wir können viel, wenn wir nur und ganz ſo wollen, wie Er, und unſere Kräfte ſo brauchen wie Er. Jede Ihm nachgeweinte Thräne ſey denn befruchtender Thau für den ſchönen Baum der Humanität, deſſen Wipfel ſich über die Wolken hebt. Wie wir uns vereinigten zur Feier ſeines Todes; ſo wollen wir uns vereinigen zur thätigen Feier ſeines Lebens! Sein Gedächtnißfeſt ſey ein Bundesfeſt zu thätiger Menſchenliebe, im weiteſten Sinn des Worts.

Sicher macht Ihm das große Freude. Sicher dankt Er uns einſt dafür, als für die ſchönſte Frucht ſeines Lebens. Denn — Bernard lebt ja! Und, wir ſehen Ihn wieder! Wie aus einer unſichtbaren Welt tönt es uns herüber, gerad' an dieſem Tage: *)

Auferſteh'n wirſt du, mein Staub: ja, auferſteh'n. Und unſer Herz ſagt: Amen.

*) Es war der Oſtertag.

Hundert und zwölfter Brief.

Edelwald an die Fräulein Amalia Lindow.

Werdau.

Ich bin nicht so glüklich, Ihnen, meine gnädige Fräulein, genau bekannt zu seyn. Vielleicht haben Sie Mühe, sich aus Hannover her, des Manns zu erinnern, der sich gewöhnlich in dem Br— und W—ischen Zirkel fand, und Ihnen einmal, entzükt von Ihrem ausdrukksvollen Spiel, eine neue Beethoven'sche Sonate gab, die Ihren Beifall in so hohem Grad erhielt. Indeß weiß ich genug von Ihnen, von Ihrem zarten Sinn, und von der heiligen Tiefe Ihres Gemüths, um mich für Sie zu interessiren, für die Glükseeligkeit Ihres Lebens.

Ja; glauben Sie mir: es ist von nichts Geringerem die Rede; nichts Geringeres zu verlieren, sind Sie in Gefahr.

Sie sind, wie ich höre, im Begriff, sich

mit dem Major Esplandin zu verbinden, der jezt in Paris ist. Man sagt sogar, daß der Ehekontrakt schon gemacht worden sey, eh' er die Reise nach Paris angetreten habe. Ich kenne diesen Esplandin seit vielen Jahren. Er hat viele liebenswürdige und manche achtungswerthe Eigenschaften; die lezteren, wenigstens gehabt; denn ich muß Ihnen sagen, Gnädige, daß er sich sehr zu seinem Nachtheil verschlimmert hat. Das Gellert'sche:

Freund; wer ein Laster liebt, der liebt die Laster Alle

ist bei ihm — zwar noch nicht ganz in Erfüllung gegangen, aber es ist sicher auf dem Weg, erfüllt zu werden. Sie, mit Ihrem Herzen verstehen zwar gewis nichts von dem heillosen Zusammenhang der Laster, kaum etwas, von dem, sich immer fester knüpfenden Zusammenhang der Tugenden. Der Prinz Ligne sagt mit Recht: s'il en coute, pour etre vertueux, on est bien mal né; und das ist wirklich Ihr Fall nicht. Aber eben deßwegen wird es Ihnen schwer halten, etwas Uebles von Anderen zu glauben, und am wenigsten, von dem, den Sie lieben. Einem Wesen, dem das

Gute, ſo natürlich, wie das Athmen iſt, muß dieß nothwendig auch von Anderen erwarten. Und doch iſt es wahr, was ich von Eſplandin ſagte. Er hat ſich ſeiner Sinnlichkeit und Eitelkeit ganz hingegeben; er wird Sie ſicher unglüklich machen, — Sie, mit Ihrem zarten Sinn, mit Ihrem weichen, ſanften Gemüth, mit der Liebe im Herzen, die „Alles glaubt, Alles hofft, Alles duldet.“ Eine andere, männlich-feſtere, im Nothfall ſich widerſezende, imponirende, wol gar drükende, vielleicht nicht, oder weniger. Ich kann dieß voraus ſagen, mit einer Wahrſcheinlichkeit, die an Gewisheit gränzt; denn ich kenne Eſplandin genau. Wir haben miteinander in Göttingen ſtudiert; er war mein Freund, ohnerachtet ſeines Leichtſinnes, der' oft auf eine unleidliche Art ausbrach. Er war offen, redlich und hätte viel für ſeine Freunde gethan, thats auch wirklich manchmal. Alles gieng indeß leidlich gut, ſo lang' er ſeinen Leichtſinn, ſeinen Hang zu Ausſchweifungen und ſeine Eitelkeit noch nicht vertheidigen wolte: aber üble Lektüre und der Umgang mit ein Paar angenehmen Wüſtlingen brachten ihn dahin, daß er ſeine Lieblingsnei-

gungen zu Maximen einer ſogenannten Lebens-philoſophie erhob, und ſeinen Hang zu Ausſchweifungen als weſentlich in der menſchlichen Natur begründet, ſich ſelbſt vorzuſpiegeln ſuchte. Er war eigentlich ein abgeſagter Feind vom Heiraten, ſo wie von jeder ernſten, dauernden Verbindung, die ihm in der Folge Zwang anlegen könnte. Aber ſeine Hülfsquellen waren erſchöpft, reichten wenigſtens nicht mehr hin; die ſchöne Amala zog ihn, den Kenner des Schönen, an; die ſanfte, übergute Amala ließ ihn keinen Zwang fürchten, und die reiche Amala verſchafft' ihm Mittel, nach ſeiner Weiſe zu leben, d. h. ſeine Eitelkeit und Sinnlichkeit zu befriedigen. Daß dieß ſein Plan war und iſt, davon hab' ich die unumſtößlichſten Beweiſe in Händen, von denen ich aber nur im äußerſten Nothfall Gebrauch machen kann und werde. So etwas verdienen Sie aber nicht, meine Gnädige. Es würde Sie höchſt unglücklich machen, wenn Sie ſich einſt, und zu ſpät, davon überzeugten, daß es Eſplandins Plan geweſen ſey. Wie wenig reine Gegenliebe Sie außerdem, von einem ſolchen Manne zu erwarten haben, das bedenken Sie

ſelbſt. Indeß kann ich Ihnen nicht zumuthen, daß Sie mir dieß Alles auf mein bloßes Wort glauben, da Sie mich ſo wenig kennen. Ich ſchlag' Ihnen alſo einen Verſuch vor, bei dem Sie nicht verlieren und viel gewinnen können. Schreiben Sie Eſplandin, man verkenne ihn ſo ſehr, weil er ſchon vor ſeiner Reiſe nach Paris, auf einen Ehekontrakt beſtanden, und Sie dazu vermegt habe, ihm Ihr ganzes Vermögen zu verſchreiben. Ihre Verwandten, beſonders Ihr Onkel, der geneigt ſey, etwas ſtreng zu urtheilen, halten dieß für Eigennuz. (Er hat ſich wirklich darüber ſehr bitter geäuſſert.) Sie ſeyen zwar weit davon entfernt, ſo etwas von ihm zu glauben. — Sie können und werden hier Ihr Herz reden laſſen. — Allein es ſchmerze Sie doch gar ſehr, daß man ſo von ihm denke; daß er nur den geringſten Schein von etwas haben ſolle, was ihm ſo fremd ſey. Sie bäten ihn alſo, Ihnen eine ſchriftliche, vorzeigbare Erklärung zu ſchicken, daß er dieſe Stelle des Ehekontraktes, als nicht geſchrieben anſehe, und es Ihnen überlaſſe, etwa nach Einem oder ein Paar Jahren, über Ihr Vermö-

gen zu disponiren. Ist er das, wofür Sie ihn halten; so wird er den Antrag gleich und gern' annehmen. Er ist es seiner Ehre schuldig. Es muß ihm höchst wichtig seyn, bei Ihrer angesehenen Familie und besonders bei Ihrem redlichen, allgemein geachteten Onkel aus einem so erniedrigenden Verdacht zu kommen. Nimmt er indeß den Vorschlag doch nicht an, und macht Einwendungen dagegen; so wissen Sie, Gnädige, woran Sie sind. Wenigstens können Sie es wissen. Denn gewis würde jeder Mann von Ehre, und der Sie liebt, ihn mit Freude annehmen, und nicht auf einer, auch so ganz ungewöhnlichen vorläufigen Bedingung bestehen.

Ohne Zweifel haben Sie est Nachricht von Esplandin, aus Paris. Ich habe deren auch, durch seinen Reisegefährten erhalten, die mir aber sehr mißfallen und mich in meiner Ueberzeugung befestigt haben, daß er Sie nicht glüklich machen werde. Doch; ich will heute weiter nichts sagen. Wenn Sie den vorgeschlagenen Versuch machen; so wird sich Manches finden, und ich werd' entweder noch Manches sagen müssen, oder nichts mehr sagen

wollen, ſondern Ihnen blos Glük wünſchen zu einer Verbindung, von der die ganze Glükſeeligkeit Ihres Lebens abhängt. Ich empfehle mich Ihrer Nachſicht, und bitte Sie nur, meine gute Abſicht nicht zu verkennen.

Hundert und dreizehenter Brief.

Amala Lindow an den Herrn Oberamtmann Edelwald.

Kaſſel.

Sie haben mich durch Ihren Brief recht erſchreckt, und recht böſe gemacht, und am Ende doch in Verlegenheit geſezt. Ich dachte Anfangs, Eſplandin ſey wieder krank geworden. — Er war wirklich eine Zeitlang krank in Paris. — Als ich aber las, was Sie mir Uebles von ihm ſchreiben, da ärgerte ich mich über die Bosheit der Menſchen, die einen Mann, wie Sie, ſo etwas bereden konnten. Doch als Sie mir gar von unleugbaren Beweiſen redeten; da wußt' ich wirklich nicht, was ich denken ſolte. Gut und edel iſt mein Eſplandin; das weiß ich ſo gewiß, daß mich nichts in der Welt bewegen könnte, das Gegentheil zu glauben. Ach! wenn Sie ſeine Briefe läſen; ſo würden Sie allen Ihren Beweiſen nicht mehr

glauben. Er wolte die Kunſtſchäze in Paris noch kennen lernen, wolt' einige Kunſtwerke zu Verſchönerung unſerer künftigen Wohnung kaufen, was ihm auch gelungen iſt, und wozu ich ihm einige Wechſel habe überſenden laſſen, wolte zugleich die perſönliche Bekanntſchaft einiger großen Generals machen und dann, zurükkommen, in meine Arme und an mein Herz. Auch wär' er ſicher ſchon zurük, wenn ihn nicht ein Fieber und der Handel um einige Kunſtwerke, die er noch zu erlangen hofft, zurükgehalten hätte. Als ich es in Ihrem Brief las, daß er mich um meines wenigen Vermögens willen heiraten wolle, wurd' ich ganz roth vor Schaam und innerer Empörung. Nie hat er darnach gefragt, wie viel ich habe; und nachdem wir ſchon verlobt waren, wunderte er ſich höchlich, daß ich noch ein Gut in der Wetteran beſäße. Er hatte gar nichts davon gewußt. Den Ehekontrakt hab' ich durch einen Advokaten aufſezen laſſen, den er mir auf mein Bitten empfal, und der Artikel von den wechſelſeitigen Vermächtniſſen hab' ich eigentlich veranlaßt. Wir hatten oft davon geſprochen, daß ein liebendes Ehepaar Alles gemeinſchaftlich ha-

ben und beſizen ſolle, und daß ein getheiltes Intereſſe mit der Einheit der Herzen nicht beſtehen könne, über die Eſplandin ſo treflich ſprach. An einem Morgen kam er zu mir und brachte mir ein förmliches Teſtament oder wie man es nennt, daß ich ſein kleines Gut in Weſtphalen, wenn er früher als ich ſtürbe und wir kinderlos blieben, ganz von ihm erben ſolle. Ich fand es natürlich, das Nemliche zu thun, und ihm nicht nachzuſtehen; ich fragte den Advokaten um Rath und er entwarf mir den Artikel, ganz nach meinem Sinn. Sehen Sie, das iſt die ganze Geſchichte. Wie man darin nun einen ſo groben Eigennuz finden kann, das mögen Sie ſelbſt entſcheiden; denn man ſagt ja allgemein, ſie ſeyen ein ehrlicher und gerechter Mann.

Was Sie aber bewegen haben mag, mich ſo ernſtlich vor Eſplandin zu warnen, oder mich wol gar dahin zu bringen, daß ich mein Verſprechen zurükziehen ſolle. Das begreif' ich nicht. Hat Sie Eſplandin beleidigt, oder haben Sie einen andern Freund. — Nein; ich ſchäme mich, das auszudenken. Gewis ſind Sie durch irgend Jemand getäuſcht worden;

und die unumstößlichen Beweise — Nein; ich mag Sie nicht auffordern, mir sie vorzulegen, weil ich ihnen doch nicht glauben würde. Lieber will ich den Vorschlag eingehen, den Sie mir machen; blos um Sie zu überzeugen, daß Esplandin weit edler denkt, als Sie Alle glauben. Ich will ihm schreiben, man verkenne ihn; man halt' ihn für eigennüzig; man schreib' es seinem Eigennuz zu, daß er mich zum Vermächtniß meines ganzen Vermögens an ihn, bewogen habe, und das sey mir unerträglich. Ich bitte ihn also, mir eine Erklärung zu schiken, daß er durchaus davon keinen Gebrauch machen, sondern das Alles für nicht geschrieben angesehen wissen welle, sobald ich es Anders wünsche. Seine Antwort sollen Sie selbst lesen, und dann sehen, welch einen Schaz ich in diesem edlen Herzen besize. Wirklich mußt' es aber ein Mann von dem allgemein-guten Ruf, wie Sie seyn, um mich zu einen solchen Schritt zu bewegen, den mir mein Esplandin vielleicht gar übel nehmen kann. Allerdings könnt' er es, wenn er nicht eine so herzensgute Seele wäre. Wie man sein Freund gewesen, und jezt nicht

mehr ſeyn kann, das begreif' ich nicht. Leben Sie wol, und empfehlen Sie mich unbekannte Ihrer Aeone, die ſo gut ſeyn ſoll, die alſo gewis nicht ſo ſtreng über meinen Eſplandin urtheilt, wie Sie.

Hundert und vierzehenter Brief.

Hugo an Wandulf.

Lilienfeld.

Wie mächtig doch Muth auf den Menschen wirkt! Was doch der Mensch kann, wenn er nur fest glaubt, er wird' es können! Hätt' unsre evangelische Besserungsmethode auch nur das Eine Belebungsmittel, daß dem, nach Besserung sich Sehnenden, volle Vergebung und volle Hülfe, und die volle Liebe des Allvaters versinnlicht, also voller Muth in ihm gewekt wird; so überträfe sie schon darum alle Andere, die man je vorgeschlagen und versucht hat. Sie solten jezt meine Selane sehen. Sie hatte gefehlt, sich vernachläßigt, fülte ihren Fehler, wurde darüber muthlos, und vernachläßigte sich immer mehr. Ohne Muth hätte sie nie anders werden können. Wegen ihrer Vernachläßigung glaubt' sie meine Liebe verloren zu haben, hatte die Hoffnung aufgegeben, sie je wieder zu

erlangen, und so bemüht sie sich auch nicht mehr darum. Wär' ich ihr nicht zuvorgekommen mit Liebe, wir wären uns immer ferner, fremder worden, und sie wäre herabgesunken zu einem gemeinen Weibe, ich vielleicht zu etwas noch Aergerem; denn unser ehelicher Verhältniß ist der Boden, der jeden Keim von Sittlichkeit und Unsittlichkeit in uns nährt, je nachdem Einer hineingepflanzt ward. Keine Religiosität kann den Menschen erheben über ein Mißverhältniß in der Ehe, und ein Mensch muß schon sehr verdorben seyn, wenn er durch ein glükliches Ehe- und Familienverhältniß nicht besser wird.

Doch; was treib' ich mich mit Ihnen in diesen Allgemeinheiten herum? Von meiner Selane wolt' ich reden, und von unserem jetzigen Verhältniß, das mich sehr glüklich macht. Selane thut nicht nur Alles, wovon sie ahnet, daß es mir wol machen könne, — und sie ahnet immer feiner; — sie übt sich immer mehr in Allem, was unsere müßige Stunden besser ausfüllen, womit sie mich angenehm unterhalten kann. Wie sie immer etwas Interessantes zu erzälen, und mich dann darüber zu fragen

weiß. Wie sie dann nach und nach, mehr aus mir heraus lokt, und mich nach und nach in ein belebtes Gespräch verwikelt, ohne daß ich mir bewußt bin, wie ich hinein kam! Alle Weiber haben eine gewisse Feinheit und bemerken leichter, wie wir. So hat sie denn auch bald bemerkt, daß man Andere besser unterhält, wenn man sie reden macht, als wenn man selbst redet; und daß wir Männer besonders, gerne belehren mögen. Sie läßt sich denn recht gutmütig belehren, fragt und zeigt sich dabei mit ihrer ganzen Kindlichkeit; die Stunden schwinden mir wie Minuten und sie lernt Manches, was zum Umtausch von Ideen nöthig ist.

Nur in einem Stük fehlt ihr noch die volle Kindlichkeit; sie ist zu ängstlich. Sie wagt nicht, mir viel zuzumuten, — weil sie mir nicht genug zutraut, — so sag' ich; oder weil sie nichts verdient, — so sagt sie. Sehr leicht fürchtet sie, mir etwas nicht recht zu machen; studirt mit einer gewissen Besorgtheit seinen Geschmak, und verliert darüber nicht selten den feinen, weiblichen Takt, der sicherer leitet, als alles Studiren, den wir kaum durch alles Nachdenken und alle Kombinationen zu

erſezen vermögen. Wir haben ſchon manche Unterredung darüber gehabt; ich hab' ihr geſagt, daß mir Alles äußerſt zuwider ſey, was dem Betragen gegen einen allgebietendem Sultan ähnele, daß ſie ſich in ihrem Wirkungskreis frei bewegen könne und ſolle, und daß mich nichts angenehmer überraſche, als wenn etwas veranſtaltet werde, was ganz das Gepräge ihres Sinns trage. Wir ſind übereingekommen, es ſey Ein Hauptquell von der Langeweile in dem Leben der Großen, daß ſich Alles nach ihrem Geſchmak und ihren Winken richte, daß ſie nur ſich ſelbſt fragen dürften, um zu wiſſen, was geſchehen werde rings um ſie her; daß ſich Niemand und nichts in ihrer Nähe frei bewege, ſie alſo durch keine Originalität, nicht einmal durch eine Individualität überraſcht werden könnten, was doch zu den pikanteſten geiſtigen Genüſſen gehört. Ich las ihr ſogar einmal die Szene aus Don Carlos, wo der Markis Poſa, dem Tyrannen Philipp, ſeine, nie in das Ohr und die Seele eines Philipps gekommene Anſichten über Völkerregierung und Völkerwol vorträgt. — Ja, Wandulf, von ſolchen Sachen darf ich jezt meiner Selane

reden, — und wo das Neue, Unerwartete, Unerhörte, ſogar einen Tyrannen anzieht und intereſſirt. Sie ſolte daraus ſchließen, wie wol ſo etwas einem Manne thun müſſe, der — kein Tyrann ſey. Wirklich ſchloß ſie auch ſo, hatte gewis den beſten Vorſaz, kindlich-glaubender und kühner zu werden. Aber über kurz oder lang ſinkt ſie wieder in ihre alte Aengſtlichkeit, in die Beſorgniß, mir etwas nicht recht zu machen, mir zu mißfallen, weil ſie mir Einmal mißfallen habe. Kein Kleid, kein Hut, kein Kopfputz wird gewält, ohne daß ich es wale; kein Mittag- oder Abendeſſen wird eingerichtet, keine Landpartie wird geordnet, ohne daß ich es thue. Sie fürchtet, mich durch irgend etwas zu überraſchen, weil ſie nicht wiſſe, ob ſie die rechte Ueberraſchung treffen werde. Mag ich ihr auch hundertmal ſagen, daß ich ſchon dadurch angenehm überraſcht werde, wenn ich ſehe, daß ſie mich angenehm überraſchen wolle; daß ſie meinen Geſchmak hinlänglich kenne, um zu wiſſen, was mir angenehm ſey, und nur durch ihre Aengſtlichkeit verhindert werde; daß ich den groſsten Theil meiner Freude an etwas verliere, wenn ich vor-

her bestimmen solle, was und wie es mir Freude machen solle: sie fül: das Alles wol, aber meist wird sie dadurch noch ängstlicher. Ich fürchte doch immer, ihr tiefes Reuegefül wird etwas Geknktes, Zerdrüktes, in ihr-zurükgelassen haben, was mir unbeschreiblich weh thun würde, weil sie so gut ist, und ich sie so sehr liebe. Auch ist dieß blos die Ursache, warum ich Ihnen davon schreibe. Ich fül', daß es an mir ist, ihr ihren vollen Muth, und jene Kühnheit des Glaubens zu geben, die so wol thut, wodurch man sich, mehr als durch Alles, geehrt fült, und ich ahne, daß ich bisher nicht die rechten Mittel gewählt habe. Rathen Sie mir doch, lieber Wandulf. Sie haben die Menschenkenntniß, besonders die Kenntniß des weiblichen Herzens, die mir noch fehlt. Ich werd' Ihren Rath pünktlich befolgen. Meine Selane weiß dießmal nicht, daß ich Ihnen schreibe; ich hab' also auch keinen Auftrag von ihr an Sie. Daß Sie ihr indeß ewig theuer seyn werden, das wissen Sie.

Hundert und fünfzehenter Brief.

Wandulf an Hugo.

Grenzau.

Freilich haben Sie es mit dem beſten Willen verkehrt angefangen, lieber Freund, um Ihre Selane freier, glaubiger, feſter zu machen, um ihr Zutrauen zu ſich ſelbſt zu geben. Sie haben ihr viel davon vorgeredet, daß und warum ſie nicht ſo ängſtlich ſeyn ſolle; und davon ſchwindet keine Aengſtlichkeit. Sie haben ihr geſagt, daß man bei dem Vorausgeſehenen, Vorausbeſtimmten, wenig Freude habe; daß daher die Langeweile der Großen rühre u. dgl. Lieber; konnte das Selanen ihre ängſtliche Beſorgniſſe nehmen? Sie ſind dadurch vermehrt worden und mußten vermehrt werden. Aengſtlichkeit iſt eine Krankheit des Gemüths, alſo zu ſagen: ſey nicht ängſtlich! iſt eben ſo, als ob man den Kranken ſagen wolte: ſey nicht krank! Man muß Heilungsmittel brauchen, und nicht

viel Worte von der Aengſtlichkeit machen, oder, wo möglich, gar keins. Sezen Sie alſo Ihre Selane in den Fall, daß ſie handeln muß, nach eigener Wahl und allein nach ihr. Aber laſſen Sie Ihre Abſicht nicht merken. Dringende Geſchäfte von Ihrer Seite, wie kleine Reiſe oder Abweſenheit, drängen von andern Seiten, ſo daß in dieſer Zeit etwas entſchieden, gewält, veranſtaltet werden muß, mögen ſie zum Handeln nach eigener Einſicht, Anfangs zwingen. Wenn dann gewält, oder das Nöthige veranſtaltet iſt; dann geben Sie vollen Beifall; bezeugen Sie Ihre Freude darüber, daß gerade ſo gewält, Alles gerade ſo veranſtaltet worden ſey. Laſſen Sie das öfters kommen, und ſicher wird ſie Ihrem Geſchmak und Urtheil mehr zutrauen. Geben Sie ihr auch manchmal einen Auftrag, etwas für Sie zu thun, zu beſorgen, zu ordnen, wezu Sie ſelbſt keine Zeit hätten, wenn Sie auch Zeit genug haben. Erlauben Sie ihr dabei keine Frage, keine Bitte um Leitung, weil Ihnen das doch immer Zeit raube. Sagen Sie ihr vorher, daß ſie es gewis gut beſorgen, und nach Ihrem Sinn ordnen werde; und — ſin-

den Sie es auch so, wenn es eingerichtet und geordnet ist. Es ist weit wichtiger, daß Ihre Selane selbstständig werde, daß sie sich etwas zutraue, als daß diese oder jene Kleinigkeit eingerichtet und geordnet werde, ganz nach Ihrem Sinne.

Denn freilich — ich bin ganz Ihrer Meinung — kann leicht, nach jener Revolution in dieser weichen, ohnehin etwas schlaffen Natur, etwas Geknktes, Zerdrüktes zurükbleiben; und das wäre nicht gut. Wer sich nichts zutraut, der kann und ist nichts. Die Kräfte, die man nicht in sich kennt, hat man nicht; es ist wenigstens eben so gut oder so übel, als hätte man sie nicht. Sie würden also am Ende, Alles einrichten und anordnen müssen, weil Selane nichts anzuordnen wagt; und das ist peinlich für einen Mann, sezt ihn vielleicht manchmal in üble Laune, die dann die Aengstlichkeit auf der andern Seite wieder vermehrt. Außerdem hat die ängstliche Geschäftlichkeit bei einem weiblichen Wesen, so etwas Reizloses, Langweiliges; man vermisset das freie Bewegen, den — lassen Sie michs so nennen — den evangelischen Sinn im häuslichen Leben, so

peinlich; man ahnet ſo wenig Glük und Freude bei dem Andern, ſo lang' er unter dieſem Joch des Geſezes ſeufzt, daß man ſelbſt darüber, Glük und Freude verliert. Und endlich kann der kein rechtes Zutrauen zu Andern faſſen, der kein Zutrauen zu ſich ſelbſt hat. Wenn der gewöhnliche Mißtrauiſche, den Grund ſeines Mißtrauens in Andern ſucht, die er durch ſein gelbſüchtiges Auge anſieht; ſo ſuchen ihn ſolche Menſchen in ſich ſelbſt, da ſie ſich gar keinen Werth zutrauen, da ſie nicht glauben können, daß es möglich ſey, aus ihnen etwas zu machen, an ihnen etwas zu haben. Und ſo viel edler auch dieſer lezte Grund ſeyn mag; die Wirkung iſt nicht gut, wenn ſie das Zutrauen zu Andern ſchwächt, ohne das keine innige Verbindung beſtehen kann. Alſo thun Sie Alles, um dieſen Dämon zu verbannen, der im häuslichen Leben ſo wenig wie im Chriſtenthum taugt, ein ſo beſcheidenes, demütiges, wol gar frommes Anſehen er ſich auch geben mag.

Hundert und sechszehenter Brief.

Aeone an Wandulf.

Werdau.

Ich muß Ihnen, lieber Wandulf, von einem schönen Fest erzälen, das wir unseren und mehreren andern Kindern veranstaltet haben, und das mir so viel Freude, wie irgend Einem von den Kindern gemacht hat. Maythal, meines Edelwalds Reisegefährte war einige Tage vorher angekommen; er ist unerschöpflich an Einfällen, um Freude zu machen, Hoffnung zu erregen, zu täuschen, und wieder zu erregen, Freuden zu verlängern, und dem Geringsten, eine Art von Interesse zu geben. Ihre (ein schöner Knix!) Ihre treue ergebene Dienerin soll auch nicht ganz, ohne diese Naturgabe seyn. Edelwald weiß so zu wälen, daß das Nüzliche, Belehrende immer mit dem Erfreuenden verbunden ist. Ich hatte so manchen geheimen oder lauten Wunsch der Kinder belauscht,

und ſo waren wir gehörig ausgerüſtet, um ihnen ein rechtes Feſt zu geben und uns mit ihnen. Ein Paar Tage vor Weihnachten fuhren wir nach Hannover, um dort einzukaufen; und wir brachten wirklich einen ganzen Apparat zuſammen. Schwimmende Enten mit eiſernen Schnäbeln, die man durch ein Magnetſtäbchen hinzog, wohin man wolte; eben ſolche Fiſche, ein Paar laternes magiques, ein Mikroſkop, ganze Puppen-Familien mit Mann, Frau, Kindern, und Domeſtiken, Häuſer für ſie, mit den nöthigen Appartements, einen Kramladen, zu dem ich ſchon viel geſammelt hatte, und noch Einiges einkaufte, ein arkadiſches Schäfergärtchen, Halliſche Schachteln mit allerlei bleiernen Thieren, eine Noahs-Arche, um ſie darin anzubringen, bewegliche Männer, Weiber und Mädchen, kleine Bilderbücher, Schreibtafeln, Geräthſchaften zum Nähen, Striken, Zeichnen; Honigkuchen, geſundes Zukerwerk, Käſtchen von allerlei Art, und ich weiß nicht, was uns noch Alle auffiel. Schon einige Wochen vorher hatt' ich Brieftaſchen, Menagéreau Chemiſetten, Puppenkleider und allerlei Kleinigkeiten gemacht; und ſo war der Vor-

rath beisammen. Maythal hatte die Idee, wir wolten die Kinder noch mit etwas überraschen, was sie nicht erwarteten, da sie ein Christgeschenk allerdings erwarteten. Am Abend vor dem Christfest wurd' ihnen also ein gewöhnliches Christgeschenk bereitet; mit dem, durch Wachslichter beleuchteten Baum, mit vergoldeten Nüssen, Zukerwerk und Obst behängt. Eduard und Lotte bekamen ihre nüzliche, lehrreiche, lange brauchbare Spielsachen, Eduard dabei ein neues Matrosenkleid, was er sich gewünscht hatte, und Lotte eine Art von türkischem Kleid, was ich so gern' an kleinen Mädchen sehe. — Früher hatte Eduard ein Husarenkleid gewünscht, was er in Hannover gesehen hatte: allein ich lenkt' ihn ab davon, weil ich durch nichts Aeußeres, Glänzendes, zu einem Stande reizen mag, der sich durch äußeren Glanz und inneres Elend auszeichnet. — Auch alle andere Kinder, etwa zehen, erhielten etwas, was ihnen Freude machte. Sie mußten im nächsten Zimmer warten, und konnten es kaum erwarten, bis Alles bereitet war. Das Zimmer war stark beleuchtet, und nun wurde mit der Schelle ein Zeichen gegeben, daß sie hereinkommen durf-

ten. Sie kamen nicht; sie stürzten herein. Geblendet von der Herrlichkeit der vielen Lichter, wußten sie nicht, wo sie sich zuerst wenden, was sie zuerst ansehen, anfassen sollten. Der ganze Charakter der Kinder trat hervor. Eduard glühte im ganzen Gesicht, und starrte die für ihn bestimmten Herrlichkeiten eine Zeitlang an, eh' er sie berührte. Aber er vergaß über den Gaben, die Geber nicht. Mit funkelnden Augen kam er zu Edelwald und zu mir, umarmt' uns und — konnte kaum sein: „ich danke," herausstammlen. Lony hüpfte immer vor ihren Geschenken herum, nahm Eins nach dem Andern in die Hand, besah's von allen Seiten, zeigt' es den andern Kindern, versuchte ein Chemisetchen, wolte gleich die kleinen türkischen Hosen anziehen, traf aber bald wieder auf die Schafe und die arkadischen Schäfer und Schäferinnen, machte neue Entdekungen in dem Vorrath des Puppenanzugs, im Kramladen und überall. Einige lebendige Kinder jubelten laut, andere stillere standen erstaunt und entzükt eine Zeitlang da, ohne etwas anzurühren. Einem armen Mädchen, dem nie von so etwas Schönem geträumt hatte, standen die

Thränen in den Augen, es kam auf mich zu, reicht' mir die Hand und ſagte: „Ach Gott! iſt das für mich?“ So genoſſen die Kinder mit Freude ihre Chriſtgeſchenke und wir die Freude der Kinder. Uns war ſo wol wie ihnen. Nachdem dieß genoſſen war, veranſtaltet' ich nach und nach, etwas Dämmerung, und man ſchwebte eine weiße, verſchleierte Figur herein, ſtellte eine Schachtel für mich hin und ſchwebte fort. — Es war mein Kindermädchen, das ſich ſo verkleidet hatte. Die Kinder fuhren Alle auf, mit einem lauten Schrei; das gieng über all ihr Erwarten und Denken, da ſie ihre Chriſttagsgeſchenke ſchon erhalten hatten. Es wurden wieder Lichter herbeigeholt; auf der Schachtel ſtand: „den guten Kindern in des Oberamtmanns Haus;“ die Schachtel wurde geöffnet. Hier fand ſich nun eine unzälige Menge großer und kleiner Päkchen, Alle verſiegelt, und Alle mit einer Ueberſchrift. Und was enthielten ſie? Brauchbares und Unbrauchbares, Dinge, worüber man ſich freute und worüber man lachte; Ridicule's und Entenpfoten; Menageren und Erbſen; Zwiebeln zum Wolgeruch, und geröſtete Gerſte

als Kaffeesurrogat. Die Innschriften waren zum Theil komisch, zum Theil lehrreich. Ein etwas eitles Mädchen bekam einen Ridicule mit der Innschrift: „trags, aber werd' es nicht;" ein anderes eine Menagére, und auf dem Päkchen stand: „verdiene du den Namen, den es trägt." Ein Päkchen mit einem silbernen Fingerhut, war bezeichnet mit: „Nadelbändiger;" und ein Nadeltüssen mit Nadeln, mit: „Es sticht nach Innen." Einige Bohnen Kaffee waren überschrieben: „Je theurer, je süßer!" Ein ältliches Frauenzimmer, Mutter eines gegenwärtigen Mädchens, hatte einmal geklagt, daß sie so früh' ihre Mutter verloren und nie ein Christtagsgeschenk bekommen habe. Auch für sie war ein Päkchen da, mit der Ueberschrift:

Ward dir, als Kind, auch nicht dies Kinderglük auf Erden;
So soll dir heute noch, ein Christgeschenkchen werden.

In dem Päkchen war ein niedliches Brieftäschchen. Auch Edelwald und Maythal erhielten ihr Theil. Ich hatte heimlich etwas für sie, in die Schachtel geschoben. Maythal bekam ei-

ne Zeichnung unſeres Flekens mit der umliegenden, ſchönen Gegend, und unſerem Wohnhaus, von unſerem zweiten Beamten, recht hübſch in Sepie gezeichnet. Edelwald, die Geßneriſche Memorabilien der Zeit, in die ich alle Geburtstäge unſerer Freunde und Freundinnen, alle ſchöne, genußreiche Tage, ſeit unſerer Bekanntſchaft, und ſelbſt die, eingezeichnet hatte, die ich nur aus ſeinen Erzählungen kannte. Aber Edelwald hatte mir auch etwas eingeſchoben, — ich begreife noch nicht, wie? — eine kleine Uhr an einem goldenen Kettchen. Auf dem niedlichen Schächtelchen ſtand: oben: „Auf dem Herzen zu tragen," und unten: „Von außen die Gabe, inwendig der Geber." Auch von Maythal fand ſich etwas, nemlich ein niedlicher Ring von Federn, wie ſie Hettlinger in Schafhauſen macht.

O! Wandulf, was iſt doch ein Chriſtfeſt! Als ob auch uns ein Engel erſchienen, und uns leiſe und doch Leib und Seele belebend zurief: „Ich verkündige Euch große Freude. Euch iſt heut' ein Heiland geboren." Jedes Chriſtgeſchenk iſt ein Abendmal für Kinder; Erinnerungszeichen an den großen Freudeſchöpfer,

Pfand ſeiner Gaben und ſeiner Liebe. So wie ſich ein Chriſtfeſt naht, treten meine Kinderjahre lebendig vor meine Seele. Ich ſehe den Baum mit den vielen Lichtern, und die goldenen Früchte daran, und die ſchön-gekleidete, rothwangiche Puppe und die Spielſachen, und die neuen Kleider, die ich zwar ohnehin bekommen hätte, die aber als Chriſtgeſchenke noch einmal ſo ſchön waren, und die Freude meiner Mutter. Ich höre das Jubeln meiner Geſchwiſter, und ſinge die frohen und frommen alten Liedermelodieen: „Vom Himmel hoch, da komm ich her! — Nun kommt der Heiden Heiland!“ innerlich oder vielmehr: ſie werden mir vorgeſungen, von meiner Phantaſie und meinem Herzen. Ich werde wieder zum Kind, zum frohen, guten Kind, wenn ich meinen Kindern Chriſttagsgeſchenke bereite. Mir wird beſchehrt, indem ich beſchehre.

Nein; nie ſolte man dieſe chriſtliche Sitte abgehen laſſen; die hohlherzigen Verſtandsmänner mögen ſagen, was ſie wollen. Wär's auch nur, um uns einen lichten Punkt zu bereiten, auf den wir in jedem Jahr hinſehen, eine Anhöhe, auf der wir in unſere ſchöne, poetiſche

Kinderjahre zurükbliken können. Jedesmal auf das Christfest wird es dann den Menschen so wol. Man wird froh und fromm zugleich. Und so ists recht; so soll ja der Geburtstag dessen gefeiert werden, der die Menschen fromm und froh machen wolte, und auch Viele schon gemacht hat.

Ich bitte Sie nicht um Verzeihung wegen meiner kindischen und kindisch-weitläuftigen Erzälung. Mir ist wol dabei worden, wie einem Kind, als ich sie hinschrieb; und es könnt' Ihnen ja eben so werden, wenn Sie sie lesen. Hat sie keine Wirkung gethan; so sollen Sie am nächsten Christfest eine ganz ordentliche Bescherung haben, und der Baum mit den Lichtern soll nicht vergessen werden.

Hundert und siebenzehenter Brief.

Amala Lindow an den Herrn Oberamtmann Edelwald.

Kassel.

Sehen Sie nun wol, daß ich mich in meinem Esplandin nicht betrogen habe? Ich schrieb ihm gleich, nachdem ich Ihnen geschrieben hatte, wie sehr man ihn verkenne; daß man ihn für eigennüzig halte, und vorgebe, er hätte mich zu dem Ehekontrakt und zur Vermächtniß meines Vermögens beredet. „Ich weiß wol," sagt' ich, „wie unwahr das ist; denn ich hab' es Ihnen fast aufgedrungen, da Sie mir Alles vermacht hatten: aber ich kann es schwer tragen, daß man so schlecht von Ihnen denkt. Ich mögte, daß die ganze Welt wüßte, was ich in Ihnen gefunden habe." (Wirklich begreif' ich's oft selbst nicht, wie ein Mann von seinen Werth, auf eine so unbedeu-

tendes Mädchen fallen konnte, wie ich bin.) Kurz: ich sagt' ihm Alles gerade heraus. (Wie konnt' ich anders?) Man habe mich aufgefordert, ihn auf die Probe zu sezen, ob er wol den Ehekontrakt vernichten, oder mir eine schriftliche Versicherung geben werde, daß das Vermächtniß null und nichtig seyn solle, so bald ich wolle. Mir war indeß sehr bange, als der Brief abgegangen war. Ich fürchtete, er möge es übel nehmen; manchmal dacht' ich, es müsse ihn aufbringen, und in schwachen Stunden kam mir gar der Gedanke, er könne wol den ganzen Kontrakt zerreissen, und unsere Verbindung mit ihm. Denn was für reizende Mädchen wird er in Paris und auf der Reise kennen gelernt haben! Und welche könnt' ihm widerstehen? Ach! und dann wär' ich sehr unglüklich gewesen. Aber es kam ganz anders. Ich hatt' ihn gebeten, mir bald zu antworten, und wirklich erhielt ich Antwort, sobald es möglich war. O! Sie solten den Brief lesen, wie er die edelsten Gesinnungen athmet; wie er von Zärtlichkeit gegen mich überfließt! Wie er selbst meinen Reichthum (so nennt er es) verwünscht, weil er dadurch in einen solchen Verdacht habe kommen können. (Wirklich hätte ich

in diesem Augenblik selbst lieber arm seyn mögen.) Ich würde Ihnen den Brief selbst schicken, wenn ich mich nicht schente, weil er so voll Schmeicheley ist, die nur ein so hochliebender Mann, wahr finden kann. Bei dem Brief lag eine feierliche Versicherung, daß die Donation durchaus ungültig seyn solte, so bald ich in seiner Gegenwart, vor Zeugen erkläre, daß es mein Wille nicht mehr sey. Nur um das Eine hat er mich gebeten, das Papier nie aus meinen Händen zu geben, was ich auch gewiß nie thun werde. O! ich werde nie Gebrauch davon machen. Hätt' es nur Werth für Esplandin; ich wolte mich blos deßwegen freuen, etwas zu besizen, um es in seine Hände zu geben. Zugleich giebt er mir die angenehme Hofnung, daß er bald zurükkommen werde, wenn ich ihm noch 2000 Dukaten durch Wechsel schiken wolte, die er nöthig habe zu Bezalung einiger Kunstwerke, die durch einen Engländer etwas hoch im Preiß hinauf getrieben werden seyen. Ich habe denn sogleich Anstalten dazu gemacht, und ihm den Wechsel geschikt. Bald werd ich ihn also wieder sehen, und an seiner Seite, an seinem Herzen, unbeschreiblich glüklich seyn.

Hundert und achtzehenter Brief.

Edelwald an die Fräulein Amala Lindow.

Werdau.

Ich begreif' es, theure Amala, daß Sie getäuscht werden, daß Esplandins Versicherung und Brief, Ihnen jeden Zweifel genommen haben würde, wenn auch einer in Ihre, mit allem Argen unbekannte Seele hätte kommen können. Aber ich beklag' es herzlich; denn Sie werden nichts destoweniger getäuscht. O! er weiß sehr gut, die feine Regel, daß Sie niemals Gebrauch von seiner Entsagung machen werden, als bis es vielleicht zu spät ist. Dabei bedingt er sich aus, daß das Papier nie aus Ihren Händen kommen solte; und kennt Sie zu genau, um sicher zu seyn, daß Sie es Niemand geben, vielleicht gar, Niemand zeigen werden. Kein väterlicher Freund von Ihnen, kann also Gebrauch davon gegen

ihn machen. Was wagt er denn dabei, da der Ehekontrakt in seinen Händen ist? Er hat Sie nur noch sicherer gemacht, und kann Geld bergen, so viel er will, denn man weiß, daß er durch den Ehekontrakt, Herr Ihres ansehnlichen Vermögens ist. In Paris hat er sich übrigens wenig um Kunstwerke bekümmert, und noch weniger, solche gekauft. Ohne Zweifel wird er einige schlechte Copien und nachgemachte Antiken mitbringen, und sie für kostbare Originale ausgeben. Das viele Geld, das er durch Sie und ohne Sie erhielt, hat er verschwendet in Ausschweifungen, die sich kein rechtlicher Mensch, und noch weit weniger, der Bräutigam einer Amala Lindow erlauben sollte. Das Alles weiß ich sicher, und durch seinen Reisegefährten, der zurükgekommen ist, und sich in Paris ganz von ihm getrennt hat. Ich weiß es voraus, daß Sie mir nicht glauben, daß Sie mir böse seyn werden: aber ich muß es doch sagen, und thue es, weil ich muß, weil der redliche Mann nicht auf die Wirkung seines Warnens, sondern nur auf das sehen darf, was recht und gut ist. Ich bin bereit Ihren Widerwillen zu tragen: aber es kommt sicher eine Zeit, wo sie mir danken

werden. Und ich hoffe, nicht zu ſpät. Sobald Eſplandin zurük iſt, werd' ich ſelbſt nach Caſſel gehen, und mit ihm, Aug' im Auge reden. Bleibt mir dann kein anderes Mittel übrig, ſo muß ich Gebrauch machen von dem, was Ihnen unleugbar beweiſet, welche Grundzüge der Mann hat, dem Sie Ihr Herz gegeben haben und Ihre Hand geben wollen, und der Keines von beiden werth iſt. Ich darf ſo beſtimmt reden, weil ich mir bewußt bin, daß mich nichts als die reinſte Liebe zu Ihnen, zu einer guten reinen Seele leitet.

Hundert und Neunzehenter Brief.

Amala Lindow an den Herrn Oberamtmann Edelwald.

Caſſel.

Ich habe Ihren empörenden Brief erhalten, gelesen, und ſchike ihn hierbei wieder zurük. Wär es mir möglich, einem Mann von allgemein gutem Ruf, böſe Abſichten zuzutrauen; ſo würde ich ſehr übel von Ihnen denken. Das thue ich nicht; ich will vielmehr glauben, daß Sie es gut mit mir meynen. Allein da ich das Gegentheil von allem dem weiß, was Sie mir ſagen; ſo ſind Ihre Warnungen eben ſo überflüſſig, als unnüz. Und da es der Verlobten Eyplandins nicht anſteht, herabwürdigende Aeußerungen von ihrem Verlobten zu hören oder zu leſen: ſo muß ich Sie bitten, mich mit allen ſchriftlichen und mündlichen Warnungen zu verſchonen. Sie werden es mir nicht verdenken,

wenn ich Ihre Briefe unerbrochen zurükſchike, und meinen Leuten ſage, daß ich für Sie nicht zu Hauſe ſeyn wolle.

Nachſchrift.

Das war wol zu hart, was ich in der erſten Empfindung geſtern geſchrieben habe. Verzeihen Sie mirs. Allein ich bitte Sie dringend, mir nichts mehr gegen Eſplandin zu ſchreiben, und auch um ſeinetwillen oder meinetwillen nicht hieher zu kommen. Sie könnten mir nur wehe machen, und es könnte Ihnen doch nichts helfen. Ich bin Eſplandins Verlobte, Eſplandin iſt gut, und ich bin feſt entſchloſſen, ſeine Gattin zu werden.

Hundert und zwanzigster Brief.

Adelaide B. an ihre Tochter Rosalie Grambold.

Holdheim.

„Alter schüzt vor Thorheit nicht!“ sagt sonst das Sprüchwort, und wir sehen freilich oft genug, wie wahr es ist. Indes hat es mich doch diesmal davor geschüzt; denn hätt' ich mich nicht recht deutlich an mein Alter erinnert; ich wäre fähig gewesen, eine große Thorheit zu begehen. Du weist die Verirrung des guten, warmen Solten, und erinnerst dich noch ohngefähr, was ich ihm geschrieben habe. Der Brief wirkte nicht gleich so, wie er wirken solte. Er kam zurük, und wolte am folgenden Morgen schon zu mir, wurde aber abgewiesen. Er kam mehrmals, und bat mich am Ende dringend, in einem Billet, ihm nur noch Eine Zusammenkunft unter vier Augen zu gestatten. Es hätt' eine, meiner un-

wilrdige Furcht verraten, wenn ich es ihm abgeschlagen hätte. Ich bestimmt' ihm also den folgenden Morgen um eilf Uhr. Mein ganzes Wesen, bis auf den Anzug war matronenhaft. Er wollte mir wieder von der Wärme seiner Liebe reden, aber ich verbat mir das so ernstlich, daß er sich ganz ganz, und sich nur auf seine vorigen Versicherungen bezog. Jetzt stellt' ich ihm denn die Torheit einer solchen Verbindung noch einmal ernst vor, und versicherte ihn am Ende, daß von so etwas durchaus nie mehr die Rede seyn dürfte, wenn ich nicht allen Umgang mit ihm abbrechen und ihn für meinen Ruhestörer halten sollte. Das Letzte wirkte. Die Tränen traten ihm in die Augen; er stand auf, und sagte: „Nein, das will ich nicht werden. Das haben Sie nicht an mir verdient." — „Sein Sie ein Mann!" sagt ich nun noch, reicht' ihm die Hand, und so ging er. Nach diesem Auftritt sah ich ihn nur in meiner gewöhnlichen Gesellschaft, ließ ihn auch wol einladen, wenn ich außerdem noch Jemand bei mir sah. Hier lernt' er auch die liebenswürdige und hoher Liebe fähige Emma Klarfeld kennen. Lange hatt' ich das liebe Mädchen ins Auge gefaßt, und mir selbst gesagt,

ſie ſey doch noch eins von den Weſen, das einen Mann glüklich machen könnte. Und eben ſo ſah ich Sofian an. Ich muß dir ſogar geſtehen — und warum ſolt' ich nicht? — daß ich mich fünfzehn bis zwanzig Jahre jünger wünſchte, als er ſo innig gerührt, von mir umfangen war. Es iſt weder durch Ausſchweifungen, noch durch Libeleien abgeſtumpft, hat vielmehr noch die volle Energie des Herzens, die das liebedurſtende, an Seel und Leib geſunde Mädchen bedarf. Er hat eine feine Bildung und einen wahren Ekel vor allem Gemeinen, wo es ſich auch irgend finden mag. Seine Figur iſt männlich ſchön, und ſeine Kenntniſſe ſind bekannt. Die beiden Menſchen ſchienen mir ſchon längſt für einander geſchaffen; aber natürlich ließ ich keins von beiden, etwas davon merken. Nichts wirkt zwekwidriger, als die Aeußerung, daß man die Idee haben, zwei Perſonen zuſammen zu bringen. Alle Unbefangenheit ſchwindet gleich. Der Entwikelungsprozeß der Liebe wird geſtört. Die Jungen fühlen ſich in einer Beengung, in einem Zwang, der das ſtille, langſame Aufkeimen der Liebe hindert. Gewiß ſind ſchon eine Menge Verbindungen zerſtört worden, gerade durch das, wodurch man

sie befördern wolte. Das Einzige, was eine weise Vermittlerin thun kann, ist das, daß sie zwei Personen Gelegenheit giebt, sich kennen zu lernen, sich von ihrer interessanten Seite zu zeigen und zu berühren, und dann still beobachtet, was es auf beide wirkt. Man muß sich aber sorgfältig hüten, sie aufmerksam zu machen, auf die ersten Stralen der Liebe, die sich zeigen. Auch vor diese Morgenröthe tritt sonst gleich eine Wolke, die den ganzen Tag trüben kann. Man muß nichts zu sehen scheinen, alles ruhig gehen lassen, bis der Mann es sich selbst gesteht, daß er liebe, und das Mädchen an seiner Befangenheit merkt, daß es die Liebe erwiedere, oder gar fürchtet, daß es zuerst und allein liebe. dann verschafe man dem Jüngling Gelegenheit, seine Liebe zu erklären, und suche das Vertrauen des Mädchens in Anspruch zu nehmen, dringe aber keinem Theil ein Bekenntniß ab, sondern warte bis sich die Herzen von selbst ergießen. Die zarte schöne Blume wird in ihrem ganzen Wachsthum gestört, oft zerstört, wenn man sie mit groben Händen oder auch nur durch einen Hauch, vor der Zeit öffnen will. Läßt man sie sich selbst entwikeln in einem guten Clima,

dann öffnet ſie ſich langſam, gleichſam ſchüchtern, aber ſchön. So hab' ich's auch bisher mit der lieben Emma und mit Soltan gemacht. Sie ſingt mit vielem Ausdruk, Soltan ſpielt den Flügel mit vieler Fertigkeit und innerem Leben, ſingt auch von ganzem Herzen und ganzem Gemüth. Ich ließ jedes allein und beide zuſammen ſingen, übernahm auch manchmal eine dritte Stimme, ſo gut es noch gehen wolte. Andrè in Offenbach hatte mir neue Muſik zum durchſehen geſchikt; beide mußten ſie mit einander einſtudiren, und thaten es gerne. Sie übten ſich im Ausdruk des Zarten, Lieblichen, und er gerieth immer beſſer. Einſt am Abend, da beide nur noch allein geblieben waren, ſtieß er in einem meiner Muſikbücher, auf das bekannte: „Beglükt, beglükt, wer die Geliebte findet.“ Er ſang und ſpielt' es mit einem Ausdruk' den nur das bewegte, liebte Herz eingeben kann. Und als er an die Strophe kam:

„Die Liebenden ſind ſchon zu beſſer'n Zonen,
Auf Flügeln ihrer Lieb' erhöht;
Empfangen ſchon des Himmels goldne Kronen
Eh' ihr Gewand von Staub verweht.
Sie kümmern ſich um keine Erdengüter,
Sind ſich die ganze, weite Welt,

Und ſpotten dein, du ſtolzer Weltgebieter,
Vor dem Europa niederfällt.

da brach ſein ganzes Feuer aus. Das höchſte Entzüken lag in ſeiner Stimme, in ſeinen Augen, die nur manchmal einer verſtohlner Blik auf Emma warfen, und in ſeinem ganzen Weſen. Emma wurde roth und ſichtbar verlegen. Ihr war's, als ſänge er ihr alles, als ſey ihr Herz verraten. Ich wußte nun, woran ich mit Soltan war, und auch faſt, wie es mit Emma ſtand. Gewißer wurde ich über ſie, als ſie die ſchöne Schiller'ſche Geiſterſtimme der Thekla ſang:

Wo ich ſey, wo ich mich hingewendet *)

denn als ſie an die Stelle kam: „Hab' ich nicht geliebet und gelebt?" — ſtokte ſie, und ihre Bruſt flog. Aber als beide gar das Duett aus Axur ſangen:

Hier, wo die Frühlingslüfte —

und an die Stelle kamen:

Zu unſrer Wonne Gnüge
Uns einzig dieſes Herz —

*) Bekanntlich war es Antwort auf die Anfrage an den Dichter, was aus ſeiner Thekla im Wallenſtein geworden ſey.

da bebten die Stimmen, der Athem ſtokte. Sie hatten ſich geſagt, daß ſie ſich liebten, ohne ſich etwas ſagen zu wollen. Es war ein köſtlicher Augenblik für mich; denn Soltan mit ſeinen glühenden, liebedürſtenden Herzen wäre ſehr unglüklich worden, wenn Emma ſeine Liebe nicht hätt' erwiedern können. Jezt will ich dem guten Soltan Gelegenheit geben, mich allein zu ſprechen, ich will ihm das Bekenntniß ſeiner Liebe erleichtern, weil er ohne Zweifel, wegen meiner ſo ſchnell eingetroffenen Vorausſagung, etwas in Verlegenheit ſeyn wird. Dann will ich mit Emma reden, und ich denke, es wird alles gut gehen. Ihre Vormünder werden nichts gegen die Verbindung haben, weil Soltan in einem allgemein guten Ruf ſteht, und eine Familie ſehr gut verſorgen kann. So werd' ich denn noch den hohen Genuß haben, das Glük von ein Paar guten Menſchen befördert, wenigſtens dazu beigetragen zu haben. Sage mir doch, wie es dir nach meiner Abweſenheit geht, und in welchen Verhältniß du mit deinem Grambold lebſt. Du kannſt denken, wie ſehr es mich intereſſirt, und daß mir nur das noch zu meiner vollen Zufriedenheit fehlt.

Hundert ein und zwanzigſter Brief.

Edelwald an Wandulf.

Werdau.

Wie doch mancher gute Menſch zum Unglük beſtimmt zu ſeyn ſcheint! Sie wiſſen die unglükliche Verbindung, in die ſich die trefliche, nur zu ſchwache und charakterloſe Amala Lindow mit dem Wüſtling Eéplandin eingelaſſen hat. Er hat in Paris ohne Ziel und Maas ausgeſchweift, hat dem leichtgläubigen Mädchen mehrere tauſend Louisd'or abzuſchwäzen gewußt, hat ſich ihr ganzes Vermögen verſchreiben laſſen, und jezt iſt ſie — ſeine Gattin. Ich habe ſchon einige Schritte gethan, um ſie vor dem Unglük zu bewahren. Ich habe ſie gewarnt, habe ſie verſichert, daß die unläugbarſten Proben von Eéplandins niederträchtigem Plan in meinen Händen ſeyen; habe ſie zu einem Schritt bewogen, den aber die gute, ſchwache Seele nur

halb gethan, und wodurch der ſchlaue Eſplandin ſich in ihrem Vertrauen nur noch feſter geſezt hat. Indeß hofft' ich die Verbindung wenigſtens zu hindern, wenn ſie auch die Paar tauſend Louisd'or verlieren mußte. Ich hatte nemlich beſtellt, daß mir ein Freund ſogleich von Eſplandins Ankunft Nachricht geben ſolle. Ich wolte dann ſeine eigene Briefe zu mir nehmen, in denen er mir ſeinen ganzen Plan auf Amala oder vielmehr auf ihr Geld, ohne Scheu vorlegt, und ſeine Lebensphiloſophie vorträgt, nach der es an den Fingern abzuzälen iſt, daß Amala unglüklich werden muß. Ich wolte ſie ihm erſt allein vorlegen, und ſehen, ob er nicht freiwillig von einer Verbindung mit dem unſchuldigen Schaaf abſtehen wolle. — Vielleicht hätt' ich ihn durch ein Verſprechen, ihn noch einige tauſend Thaler von Amala zu verſchaffen, dazu gebracht. — Im äußerſten Fall wolt' ich aber die Briefe der guten Amala ſelbſt vorlegen, Eſplandin auch mit ihrer Auslieferung an Amalas Onkel bedrohen, und ſo die Verbindung hindern. Aber der ſchlaue Eſplandin iſt dieſem allen zuvorgekommen. Ohne Zweifel hat ihm Amala geſchrieben, daß ich ihr mit unläugbaren Beweis

sen von seiner Denkungsart gedroht habe, hat sich seiner Briefe erinnert, und nun leicht gefunden, daß er vor seiner Verbindung mit Amala nicht mit mir zusammentreffen dürfe. Was thut er also? Er bittet Amala von Paris aus, ihm bis Frankfurt entgegen zu kommen, aber Niemand etwas davon zu sagen. Indeß weiß er sich die nöthige Trauungserlaubniß zu verschaffen, am Abend kommt Amala an, und am folgenden Morgen um zehen Uhr sind sie getraut. Mein Freund in Cassel schreibt mir, daß Esplandin und Amala, als Ehepaar zurükgekommen seien. Was ist nun zu thun? Eine so eben angefangene Ehe zu stören, die vielleicht doch, trez aller vorgelegten Beweise, besonders bei Katholiken, nicht getrennt werden kann? Soll ichs geschehen lassen daß Esplandin Amalens Vermögen durchbringt, sie auf einem einsamen Gut schmachten, und am Ende gar mit ein Paar Kindern sizen läßt? Ein Mensch, der so schnell versank, ist zu allem fähig. Rathen Sie mir, lieber Wandulf. Ich weiß, Sie haben auch einmal so ein unschuldiges Schlachtopfer der Lüsternheit gerettet. Ich bin in großer Verlegenheit, und erwarte Ihre Antwort sehnlich.

Hundert zwei und zwanzigſter Brief.

Wandulf an Edelwald.

Grenzau.

Warlich! es iſt Schade um Amalens ſchönen Glauben an menſchliche Lieb' und Treue, daß er ſo arg getäuſcht werden ſoll, was ſie doch früher oder ſpäter ſelbſt finden wird. Das wird dieß ſchwankende Rohr ganz kniken und zur Erde beugen, da dieſer Glaube der einzige feſte Theil ihres Weſens iſt. Ich höre auch, ihr Onkel hat noch einen Verſuch machen wollen, ſie von Eſplandin abzubringen, ob er gleich ſeinen grenzenloſen Leichtſinn und ſeine Ausſchweifungen bei weitem nicht all' kennt. Aber durch die ſchnelle Heirat in Frankfurt, iſt der ſchlaue Roué allem zuvorgekommen. Jezt, lieber Edelwald, iſt nichts mehr zu machen; wenigſtens vorerſt nichts. Die Ehe iſt geſchloſſen und durch Alles, was Sie ſagen und beweiſen mögen, wird

ſie nicht getrennt. Amalen könnten Sie vielleicht die Augen öffnen; aber ſie könnte nur ſehen, um ſich namenlos unglüklich zu fülen. Wer nicht heilen und helfen kann, der ahme der Natur nach, die dem Schwindſüchtigen ſeinen ſichern Tod verbirgt, und ihm durch die wolthätigſte der Feen, die Hoffnung, bis ins Grab begleiten läßt. Freilich wird Amala einmal erwachen und fürchterlich erwachen; allein bis dahin hat ſie doch ſüß geträumt. Warum wolten Sie ihr auch dieſen Traum noch nehmen; das einzige Wolthätige, was ihr noch wird? Bis dahin hat ſich vielleicht auch ſo viel ergeben, daß man ernſte Maasregeln gegen den Wüſtling nehmen kann. Ich rathe alſo, ruhig zu bleiben, und eine beßere Zeit abzuwarten. Kann es Gott zulaſſen; ſo müßen wir es auch, da all unſer Eingreifen mehr ſchaden als nüzen kann. Es zeugt von einem höchſt irreligiöſen Sinn, wenn man thut, als ſey eine Sache ganz verloren, ſobald Menſchen nicht mehr helfen können. Nie ſteht es beßer, als wenn Gott allein helfen kann; und nie kann man ruhiger ſein. Leben Sie wol.

Hundert drei und zwanzigster Brief.

Wandulf an Edelwald.

Grenzau.

Ich vergaß neulich, Ihnen eine Frage zu beantworten, die Sie schon vor einiger Zeit an mich thaten, und die Ihnen sehr am Herzen zu liegen schien; oder die Wahrheit zu sagen, ich vergaß sie nicht ganz, dacht' aber, Sie würden nach einiger Zeit von selbst daran zurükkommen, und mir die Frage nicht mehr thun. Da Sie mich aber durch Freund R. haben erinnern laßen; so muß ich freilich antworten. Aber denken Sie wirklich noch im Ernst daran, Ihre Lony von der Mutter weg, aus dem väterlichen Haus in eine Pension zu thun? Und warum? Weil Ihre Aeone nicht Zeit genug hat, sich mit ihr zu beschäftigen, weil sie dann versäumt werden und verbauren könnte? Verbauren unter den Augen Ihrer Aeone und den Ihrigen?

Verſäumt werden, im ſiebenten Jahr, da das Kind eigentlich nur ſeine Sinne üben, Glauben und Lieben, und ſein junges Leben genießen ſoll? Kaum kann ich glauben, daß Sie das ernſtlich fürchten. Die bloße Gegenwart der Mutter iſt im ſiebenten Jahr mehr werth, als der beſte Unterricht der beſten Lehrerin; und wenn das Kind in Gegenwart der beſchäftigten Mutter ſpielt, ſo lernt es mehr, als es von einer Genlis oder Rudolphi lernen könnte. Ueberhaupt iſt das väterliche Haus das einzige Klima, in dem ein Kind, in den Jahren der Kindheit, gedeihen kann. Ein Mädchen, das noch eine Mutter hat, kann faſt an keinem andern Ort gedeihen. In dieß verſchloßene Beet hat der weiſe Gärtner die zarten Pflanzen geſäet, daß ſie da erſt eine gewiße Konſiſtenz erhalten und dann mit Sicherheit in das freie verpflanzt werden. Jedes fremde Erziehungshaus, iſt ein Treibhaus, in dem man Sonnenwärme durch Ofenwärme erſezen will, aber nicht erſezt. Allerdings giebt es Fälle, wo weibliche Erziehungsanſtalten nothwendig, alſo auch wolthätig ſind. Haben Mädchen ihre Mütter frühe verloren; iſt die Mutter ſo kränklich, und die Zahl der Kinder ſo gros,

daß ſie ihre Töchter ſchlechterdings vernachläßigen muß, — ich ſage: muß; oder wäre ſie ſo wenig Mutter, daß in den Kindern durchaus, weder Zutrauen noch Liebe aufkeimen kann: ſo muß freilich in einem fremden Haus, durch fremde Perſonen das geſchehen, was unter den vorliegenden Umſtänden, im väterlichen Haus nicht möglich iſt. Man läßt ſich ja auch wol fremde Zähne einſezen, wenn die eigenen fehlen. Aber dieſe Surrogate wirken und ſind meiſt, wie die Kaffeeſurrogate. Es iſt Alles, nur kein Kaffee. Die Mutter, die nicht ſelbſt ihr Kind ſtillen kann, muß freilich eine Säugamme nehmen: aber wenn auch der Körper des Kinds genährt wird, ſo gut wie durch die Mutter, ſein Herz wird nicht durch Liebe genährt, wie es die Mutter thut. Und nun gar, unſere gewöhnliche weibliche Bildungs- oder vielmehr Verbildungsanſtalten! Es ſind Finanzſpekulationen von pfiffigen Frauenzimmern, die keine Männer gefunden haben, und ſich gern ein Kapitälchen für ihr Alter ſammlen möchten. Dieſem Zwek gemäs wird auch das ganze Weſen oder Unweſen eingerichtet. Möglichſt hohe Penſionen, und höchſt ſpärliche Koſt. Mancherlei für den äußern Glanz,

und wenig für den innern Werth. Die Mädchen lernen etwas Zeichnen, Stiken, ein Paar Sonaten klimpern, einige unverſtandene italieniſche Arien mechaniſch herſingen, machen einen Cours d'histoire, de Geographie et de Mythologie, ſo weit das angeſchafte Heft der Madame l'institutrice oder das Zuſammengeſchriebene eines brodſuchenden Privatlehrers reicht, lernen niedlich franzöſiſch tanzen, ſich puzen, minaudiren, radotiren, kokettiren, beſonders aber fertig franzöſiſch plaudern, was in unſeren Tagen das Weſentliche der weiblichen Erziehung iſt. Von den nothwendigen weiblichen Kenntnißen, Bekanntſchaft mit den menſchlichen, beſonders dem kindlichen Körper, und einer guten, darauf gebauten Diätetik, Bekanntſchaft mit den, im weiblichen Kreis vorkommenden Natur- und Kunſtprodukten, von Fertigkeit im Nähen, Fliken, Stopfen, und Führung eines Haushalts, iſt nicht die Rede. So etwas iſt zu bürgerlich, zu gemein. Nicht zu Hausfrauen, zu guten Müttern, ſondern zu Hofdamen werden die Mädchen erzogen; zum Aufſehenmachen, zum Glänzen, nicht zum ſtillen häuslichen Leben. Solt' Ihre Lony etwa auch ſo etwas werden?

Nein, laſſen Sie ſie immer noch lange bei der Mutter. Sie werde vorerſt eine gute Tochter, eine gute Schweſter, ein gutes Mädchen; ſie lerne Leſen, Schreiben, Rechnen, ſie bilde ihr Denkvermögen aus, durch Erzälungen, Peſtalozzi'ſche Uebungen, kleine Aufſäze, und ihr Herz, durch das ſchöne Verkehr der Liebe, das zwiſchen Aeltern und Kindern, beſonders aber zwiſchen Mutter und Tochter beſteht. Sie übe ſich im Nähen und Striken, helfe der Mutter in ihren häuslichen Geſchäften, oder wähne nur, ihr zu helfen, damit ſie Intereße dafür bekomme. In ruhigen Abendſtunden zeichnet ihr die Mutter wol etwas leichtes vor, lehrt ſie die Taſten und Noten auf dem Klavier kennen; übt ihre Finger, ihre Stimme, und ihr Ohr nach der ſo zwekmäßigen Nägeli'ſchen Vorſchrift, wekt und bildet ihren religiöſen Sinn durch bibliſche Erzälungen und eigenes Vorbild in Andacht und Verehrung alles deßen, was heilig iſt; das Franzöſiſche wird nach und nach auch geübt — Ihre Aeone ſpricht es ſo fertig und rein, — und wenn der gute Saame denn recht aufgegangen, wenn das Gute zur Gewohnheit worden iſt: dann ſchiken Sie ſie auf ein Jahr oder einige,

nach Hannover zu einer Freundinn, oder nach Heidelberg zu der mütterlichen Rudolphi, oder nach Karlsruh, zu der kinder- und menschenfreundlichen Graimberg, oder nach Frankfurt in das Engelmannsche Institut, um dort völlig ausgebildet zu werden. Was ich nemlich vorhin von den gewöhnlichen Pensions gesagt habe, trifft diese drei Institute nicht, und ohne Zweifel, auch nicht manche andere die ich weniger kenne. Die Mädchen werden wie in einer guten Familie erzogen und zweckmäßig unterrichtet. Sie werden in jeder weiblichen Arbeit geübt, müßen sich abwechselnd der Haushaltung annehmen; über dem Innern wird nicht das Aeußere, und über dem Aeußeren nicht das Innere versäumt. Dort wäre sie gut aufgehoben. Aber immer die ersten Jahre im väterlichen Hause, unter den Augen und am Herzen der Mutter. Sie reden mir auch von Kloster- und sagenannter Herrnhutererziehung. Sie hat unleugbar viel Gutes, was in andern Instituten fehlt. Die Mädchen werden entfernt gehalten von der Welt, ihre Eitelkeit wird nicht genährt, so wenig wie ihr Hang zu sinnlichen, rauschenden Vergnügungen, dem Gift aller Häuslichkeit.

Durch ſanfte religiöſe Eindrüke wird auf ihr Herz gewirkt. Könnten die Menſchen bleiben in dieſer einfachen ruhigen Welt, wo es einen Tag wie den andern zugeht, und der Sonntag ſich nur durch weniger Arbeit und mehr Andachtsübungen auszeichnet; iſt auch nichts in ihnen, oder wird nichts aufgeregt, das ſie heraustreibt; gehen ihre Neigungen nicht zu Leidenſchaft über, ſondern ihr Weſen bleibt von Natur in einem gewißen Gleichgewicht; ſo kann eine ſolche Erziehung ſehr gut wirken, wie ſie es denn auch ſchon oft gethan hat. Ein ſolches Weſen erhebt ſich nicht über das gewöhnliche: aber es wird vollendet in einer glüklichen Mittelmäßigkeit. Das Mädchen bleibt ein züchtiges, beſcheidenes Mädchen, wird eine folgſame Gattin, eine treue Verpflegerin ihrer Kinder und eine ordentliche, arbeitſame Hausfrau. Sie trägt, was getragen, entbehrt was entbehrt, und thut, was gethan werden muß, bleibt dabei freundlich und ſanft. Wirklich iſt das Alles, was unſere gewöhnlichen Männer bedürfen, und weit mehr, als ſie verdienen. Aber kommen dieſe ſo erzogene Mädchen wieder in die Welt, in den Strudel von Weltvergnügungen und Weltzerſtreuungen; ſo

fallen ſie deſto tiefer hinein, und verſinken leicht darin, weil alles für ſie den Reiz der Neuheit hat, und weil die plözliche Veränderung meiſt mit den Jahren der höchſten Reizbarkeit zuſammen trifft. Oder ſind es ſehr reizbare, feurige Weſen, mit reicher Phantaſie und vielbedürfendem Herzen; ſo erhalten ſie ſich mit Mühe in ſolchen Erziehungsinſtituten. Ihre Phantaſie fliegt heraus in die Welt, verſezt ſich in andere Lagen und an dem Verhältniße, die ihrem Ideal von Lebensgenuß mehr zuſagen, und ſie leiden darunter, weil ſie nicht ganz und ſelbſt heraus können. Dem Strom ihrer Leidenſchaften iſt ein Damm, gerade vorgebaut. Die Flut ſteigt, bricht endlich durch und zerreißt den Damm, der ihr im Wege ſtand. Ich ſah Beiſpiele davon, die wol Schauer erregen konnten. Eh' ein Jahr vergieng, war ein ſolches Mädchen gerade das Gegentheil von dem, was ſie vorher wenigſtens im Aeußeren geweſen war, und was ſie hätte werden ſollen. Kein in der Welt erzogenes Mädchen war ſo kokett, und ſo lüſtern nach rauſchenden Vergnügungen, als gerade ſie. Nein, das allbekannte:

Où peut on être mieux,
Qu'au sein de sa famille, —

paßt auf Niemand ſo gut, als auf Mädchen.

Da haben Sie mein Votum in wenig Worten.

Hundert vier und zwanzigster Brief.

Hugo an Wandulf.

Lilienfeld.

Ich bin mit Selane in Holdheim, bei der achtungs- und liebenswürdigen Adelaide B. gewesen, wohin ich sie schon lange, zu bringen gedachte, und wir haben einige sehr glükliche Tage bei ihr zugebracht. Soltan ist mit der angenehmen Emma Klarfeld verheiratet; beide scheinen sich innig zu lieben, und betrachten Adelaide als ihre Mutter. Sie hat die ganze Heirat gestiftet, oder vielmehr die Menschen einander näher gebracht, von denen sie ahnete, daß sie sich einander glüklich machen würden.

An dem Tage da wir ankamen, hatte sie Gesellschaft und auch ein Duzend französischer Offiziere bei sich. Aber wie sie sich hier in der Würde einer teutschen Frau zu erhalten wußte! Sie sprach französisch mit denen, die keine an-

dere Sprache verſtanden, aber es war ein Elſaßer dabei. Mit dieſem ſprach ſie immer teutſch, ob ſie gleich ihr franzöſiſch ſehr gut und fertig redet. Es war nicht daran zu denken, daß die Unterhaltung allgemein franzöſiſch werden konnte; denn Adelaide ſprach mit ihrer übrigen Geſellſchaft teutſch, wenn nicht einer der Offiziere gerad' in das Geſpräch verwikelt war. Sie hatte bald dieſer, bald jener etwas zu ſagen, was ſie intereßirte, worüber ſie gemeinſchaftlich lachten, oder worüber ſich mehrere wunderten; ſie zeigt' ihnen einige neue teutſche Bücher, die ſie bekommen hatte, unter andern den treflichen Aufſaz von Stolberg über unſere Sprache, im vaterländiſchen Muſeum. Kurz die Offiziere mußten in dieſen Stunden alle wünſchen teutſch zu können; und wenn es alle teutſche Weiber ſo machten, gewis würden viel' Franzoſen teutſch lernen, ſo wie wir alle franzöſiſch lernen müßen, wenn wir nach Frankreich gehen wollen. Ueberhaupt hört' ich Manches von ihrer Art, die franzöſiſchen Offiziere zu behandlen, das gewis allgemeine Nachahmung verdient. Sie bleibt ganz bei ihren teutſchen Sitten und die Franzoſen müßen ſich fügen. Sie ißet um ein Uhr,

wie vorher, und die Offiziere, die sie zum Essen bittet, müßen um eben diese Stunde kommen, kommen auch gerne. Ihre Küche ist gut, aber teutsch. Nur manchmal läßt sie eine Schüßel auf französische Art bereiten. Morgens nimmt sie gar keine Besuche, und Nachmittags nicht vor fünf Uhr an. Sie dauren höchstens bis neun Uhr. Wenn die Herren dann nicht gehen, so empfiehlt sie sich ihnen, und sagt, ihre Stunde sey gekommen. In ihren vertrauten Zirkel kommt kein Fremder. Jezt sind sie schon daran gewöhnt. Uebrigens unterhält sie ihre Gesellschaft sehr angenehm, sorgt auch dafür, daß sich gute Gesellschaft bei ihr findet, und ist äußerst höflich gegen die Offiziere. Solten es nicht alle unsere Weiber so machen? Sie können den gesellschaftlichen Ton angeben, und dürften ihn von keinem Fremden angeben lassen. Wenn wir selbst unsere Nationalität nicht ehren, wie können wir wollen, daß Fremde sie ehren? Wenn wir unsere Sitten so leicht gegen fremde vertauschen, müßen die Franzosen nicht einen schlechten Begriff davon bekommen, durch uns; — sie, die ohnehin, so wie die Engländer geneigt sind, alles zu verachten, was nicht bei ihnen einhei-

misch ist? Und was das Schlimste ist: werden wir nicht durch Annahme fremder Sitten und einer fremden Sprache uns selbst fremd werden; nicht aufhören Teutsche zu seyn? denn hat uns aber kein fremder Monarch und kein fremdes Volk unsere Nationalität genommen, sondern wir selbst. Und wir werden doch nie Franzosen werden, sondern ein unseeliges Mittelding, das zum Teutschen zu frivol und zum Franzosen zu unbehülflich ist. Teutschen und Franzosen werden wir unausstehlich seyn. Nirgends wird dieß Verleugnen eigner Sitten und eigner Sprache weiter und lächerlicher getrieben als in den sogenannten höheren Ständen. Dort ist es gemein, unanständig, sogar unhöflich, mit seines gleichen teutsch zu reden; nur wenn man mit einem bürgerlichen, zu dem Zirkel nicht gehörigen Menschen redet, wird das Teutsche gebraucht, als ob das Französische für ihn zu vornehm wäre. Könnten alt Adliche, oder Fürsten sich selbst mehr entehren und ihre ächtteutsche, auf ihre Teutschheit stolze Vorfahren, und die ehrwürdige Nation zu der sie gehören? Es giebt Nationen, die für alle heilige Gegenstände eine eigene Sprache haben. Will man etwa für die

Sprache der franzöſiſchen Nation auch ſo eine Art von Heiligkeit erobern? Gut; es wäre faſt das Einzige, was ſie noch zu erobern hätte, das Einzige, was ihr in einer gewiſſen Periode fehlte. Aber warum unſere Fürſten und unſer Adel, gerade die Werkzeuge dazu ſeyn müßen, das ſeh' ich gerade nicht ein. Doch, ſie bleiben ſich auch hier gleich, daß ihnen das Fremde Alles, und das Einheimiſche Nichts gilt. Sind ſie ja zu Manchem, Werkzeuge geweſen, worüber ſie jezt erſtaunen!

Ein andermal — es war an einem Sonntag Abend — fragte ſie ein Offizier, wie es ihr möglich geweſen ſey, dieſen Morgen bei der Kälte ſo lange in der Kirche auszuhalten, und was man nur ſo lange da mache? Er erfülle auch les devoirs de sa religion; das hieß: er gehe in die Meße; aber das daure nicht lange. Man würde allgemein ſehr unzufrieden ſeyn, wenn einer ihrer Geiſtlichen einen Gottesdienſt ſo lange hinziehen wolle. Dieß gab Anlaß zu einem Geſpräche über Religion, Kultus, Gleichgültigkeit gegen beides und über den Unterſchied zwiſchen dem proteſtantiſchen und katholiſchen Kultus. Der Offizier, der ſo gefragt hatte, war

ein ganz gemeiner, schlecht-unterrichteter Katholik. — Man findet deren viele, die von andern Seiten gebildet, und nur von dieser sehr vernachläßigt sind. — Er sah das Messehören für eine Art von Kour an, die man Gott zu machen habe; glaubte, alle Pflichten seiner Religion erfüllt zu haben, wenn er die äußerlichen Kirchengeseze beobachtete, d. h., wo möglich, alle Tage eine Messe hörte, zu gehöriger Zeit beichtete und sich absolviren ließe. Adelaide sagte ihm, daß sie nicht um Gottes, sondern um ihrer selbst willen zur Kirche gehe; daß sie dort für alles Gute neu erwärmt und belebt würde; daß sie belehrt würde, über manchen Punkt der Religion, der ihr noch nicht klar genug sey, und erinnert würde an manche Pflicht, die sich bei ihr in Schatten gestellt hätte. Davon verstand aber der Franzose kein Wort. Nur das Wort: Belehrung (instruire) fiel ihm auf. „Ach! die Lehre! „sagt' er, „diese ist für das Volk! Sie denken doch nicht, daß Ihnen so etwas nöthig sey, — à une Dame, si bien instruite!" — Adelaide versicherte ihn, daß sie das noch sehr bedürfe, und jeder Mensch, wie sie glaube; —

„auch Sie" sezte sie freundlich hinzu. Und wenn man auch Alles wisse, was in der Predigt gesagt werde; so denke man nicht an Alles. Darum sey es nötig, daß es uns vergegenwärtigt werde, damit es uns überall hin begleite, uns in stetem Andenken bleibe. „Das würde sehr langweilig seyn," meinte der Offizier; aber unsere Freundin widersprach ihm sehr ernsthaft. „Man hat nur Langeweile bei dem was uns nicht interessirt. Und wie solte das uns nicht interessiren, was die Würde des Menschen ist, ohne das er ein fein-sinnliches Thier wäre, was ihn zum Menschen macht? „Glauben Sie mir," fuhr sie fort, „ich habe keine glüklichere Stunden, als wenn ich mich entweder in der Kirche, oder in meiner Einsamkeit, zu dem Unendlichen erheben, mich mit meiner hohen Bestimmung beschäftigen, und die Erde mit ihren Erbärmlichkeiten vergessen kann." — „Ich bewundere diese Erhabenheit, ohne sie erreichen zu können. Wenn man indeß ein ehrlicher Mann (honnête homme. Die Franzosen sagen mehr damit, als der Teutsche ausdrükt) ist, und seine Pflichten erfüllt" — „Das Erste ist sehr wenig, und das zweite

sehr viel. Und eben um das Lezte zu können, ist es nöthig, sich oft an seine höhere Bestimmung zu erinnern, und an den, der uns diese Pflichten vorschrieb, und sich zu stärken in dem Zutrauen, daß Er, wie ein guter Vater, uns nur das Gute vorgeschrieben und nur das Schädliche uns verboten habe. Jemand sagen, er solle nur seine Pflichten erfüllen, brauche sich aber mit nichts Religiösem zu beschäftigen; das kommt mir gerade so vor, als ob man von Jemand fordere, er solle den ganzen Tag arbeiten, brauche aber nicht zu essen. „Also die Kirche, ein diner?“ — fragte der Hauptmann etwas spöttisch. „Ein Genuß allerdings!“ erwiederte Adelaide. „Ich habe übrigens eine zu hohe Meinung von Ihnen, mein Herr, um zu denken, der Almanac des gourmands verzeichne alle Ihre Genüsse. Doch,“ lenkte sie ein, „die Unterredung wird zu ernsthaft für eine Theevisite, ich wol' Ihnen nur offen mein Bekenntniß über diesen Gegenstand ablegen. Gehts jezt Ihrem Freund besser? — Es war ein anderer Hauptmann, der an einer Lungenentzündung sehr krank lag. — Der Of-

fizier war ernſthaft worden und antwortete ihr ehrerbietig.

Noch einmal: wenn doch alle Damen ſo wären, die Anſpruch auf Weltton und feine Lebensart machen können! Wenn ſie doch Alle, bei gegebener Gelegenheit, das Heilige in Schuz nähmen, gegen Menſchen, denen nichts heilig iſt; oder die es in etwas Mechaniſchem, Aeußerem ſuchen, wo es nie ſeyn kann! Solcher Menſchen, wie der Hauptmann, giebt es, jezt beſonders noch in allen Kirchen, auch unter den Katholiken, Tauſende, die nur von einem mechaniſchen Kirchengehen, oder einer ſolchen Meſſe hören, und von der Lehre nichts wiſſen wollen; bei denen auch nur das Erſte: das Heilige, alles Andere aber nur die Lehre heißt. Wenn doch jene ächt religiöſe Katholiken, — Werkmeiſter, Dereſer, Brunner, und beſonders der edle, aufgeklärte Weißenberg durchdrängen mit dem, was ſie ſchon ſo oft wünſchten, daß der ganze Kult nicht in dem, für das Volk unverſtändlichen Latein, ſondern in der allverſtändlichen Mutterſprache gefeiert würde, daß eine kurze Predigt oder Homilie, zwiſchen der Meſſe gehalten würde, da-

mit Jeder genöthigt wäre, die Predigt auch mit anzuhören, wenn er seine Messe ordentlich aushören wolte! — Und wenn wir Protestanten doch wieder abkämen von der unseeligen und unsinnigen Gleichgültigkeit gegen alle öffentliche Gottesverehrung, durch die man auch von aller Religiosität abgekommen, und auf eine Moral reduzirt worden ist, von der man erhaben genug spricht, die aber Niemand ausübt, und ausüben kann. Die Aufklärlinge, die sich unaufhörlich bemühten, in der Kirche zu beweisen, daß es auf den Kirchenbesuch gar nicht ankomme, und das zu einer Zeit, als man ohnehin schon nicht viel daraus machte, die also ihre Zuhörer mit vielem Scharfsinn und mit großem Eifer, aus der Kirche herauspredigten, haben nun ihren Zwek über ihr Erwarten erreicht. Ihre Kirchen, sind leer worden, haben zum Theil ganz eingehen müssen; sie sind erschroken, als sie die Früchte ihrer Saat waren, — nicht darum, weil den Menschen nun alles Religiöse entbehrlich würde, sondern hauptsächlich, weil auch sie es wurden mit ihm. Man hat nun wieder ausrotten wollen, das mühsam gesäete Unkraut; aber Un-

kraut vergeht nicht leicht. Man hat Preise gesezt, auf die Beantwortung der Frage: wie man die Menschen wieder zum Besuchen des öffentlichen Gottesdienstes bringen könne? Man hat geheizte Kirchen, Musik, theatralische Abwechselungen und Dekorationen, — ich weiß nicht, was Alles vorgeschlagen; aber Alles vergebens. Es ist eingetroffen, was Voltaire plump, aber wahr genug sagt: „un lavement trop chaud, rejaillit souvent au néz de celui, qui l'à donné!“ Erlauben Sie mir, noch plumper hinzuzusezen: besonders, wenn es Jemand gegeben wird, der ohnehin an der Diarrhe leidet.

Aber auch nun kein Wort mehr über das, woran ich so oft denke, worauf mich die treffliche Adelaide gebracht hat, und was gewis auch Ihnen wichtig ist. Wollen wir unsere Nationaleigenthümlichkeit erhalten; so ist es durchaus, auch schon um deßwillen nöthig, daß wir fest halten an unserer Religion. Gewis haben die Teutschen, das ächt Religiöse, zum Himmel Erhebende, am reinsten aus den Urkunden des Christenthums geschopft und dargestellt. Davon zeugen die Schriften unserer christlichen Theolo-

gen, viele unſerer Erbauungs- Geſang- Gebet bücher, Katechiſmen, wenn man ſie mit denen von anderen Nationen vergleicht. Hier finden ſich in unſerer Nation die meiſten [illegible] klärten Chriſten. Dieß Heiligthum ſollen wir feſt halten. „Wir haben den beſten Theil erwält. Wenn wir ihn nicht ſelbſt wegwerfen, ſo kann er nicht von uns genommen werden.“

Leben Sie wol.

Hundert fünf und zwanzigster Brief.

Külthal an Theophan.

Brukholm.

Gewis werden Sie ſich mit mir freuen, verehrter Mann, wenn ich Ihnen ſage, daß ich meine Ruhe wieder gefunden, und im Chriſtenthum gefunden habe. Dieſe tiefe Uebereinſtimmung mit meinen innerſten Bedürfniſſen und Wünſchen, mit der leiſen, oft überhörten, aber nie ganz zu beſchwichtigenden Stimme meines Gewiſſens; und die, mit jedem ruhigen Forſchen ſich vermehrende Ueberzeugung, daß die Natur den nemlichen Gang gehe, wie er in der Bibel vorgezeichnet iſt; daß ſich das Gute und Boſe, im Einzelnen und im Ganzen, ſo entwikele, wie ſich die Pflanzen der Erde entwikeln, worauf Jeſus ſo manchmal in ſeinen Parabeln winkt; die Einſicht, daß die Bibel uns die Räthſel in unſerem Herzen wie in un-

seren Schikſalen löse, daß also die Natur, die Bibel und unser Inneres, eigentlich nur drei Zeugen seyen, die uns im Wesen einerlei verkündigen, — diese Uebereinstimmung, die sich besser empfinden, als beschreiben läßt, hat am Meisten zu meiner Ruhe beigetragen. Besonders war es die Besserungsmethode des Christenthums, die Paulus so klar entwikelt, deren Anpassendes auf den Menschen ich so klar einsah und so lebendig fülte, die mich in meinem Glauben befestigt hat. Die Wahrheiten:

Gesez allein bessert nicht, im Gegentheil reizt es den, zur Freiheit geschaffenen Menschen, dagegen zu handlen; —

Allein wenn man seine Rechtmäßigkeit nicht bezweifeln kann: so wekt es das abgestumpfte Gewissen, bringt also zur Erkenntniß seines Verfalls; —

Muth ist nöthig, wenn Kräfte zur Besserung aufgeregt werden sollen, und volle Vergebung begangener Fehler macht Muth; —

Aller Gedanke an eigenes Verdienst muß um so mehr wegfallen, je größer Gottes Gnade ist. Nur dann, wenn dieser Gedanke ganz wegfällt, wird die Besserung rein in ihrem

Grunde. Aus reiner Dankbarkeit und Liebe ſoll nemlich die Beſſerung fließen. Jeder Wahn von eigenem Verdienſt vermindert aber die Größe der Wolthat, folglich auch die Größe der Dankbarkeit und Liebe. Stolz und Eigendünkel wird auch, gerade durch die Größe der Wolthat, leicht rege in dem Menſchen, wenn er denkt, er habe ſie verdient. Und das iſt Gift aller Sittlichkeit. —

Die größte Wolthat wekt natürlich, Dank, Zutrauen und Liebe; —

Der Menſch thut am leichteſten etwas, auf das Wort eines Weſens hin, das ſich ſeine Dankbarkeit und ſein Zutrauen erworben hat.

Nichts regt ſo ſehr alle unſere Kräfte auf, wie Liebe. Der Menſch kann und iſt mehr als je, wenn er liebt. —

ſind ſo tief in der menſchlichen Natur begründet, daß man dieſe Natur ableugnen muß, wenn man ſie leugnen will, daß man aufgehört hat ein Menſch zu ſeyn, wenn man ſie nicht in ſich empfindet. Und auf dieſe Wahrheiten iſt doch offenbar die chriſtliche Beſſerungsmethode gebaut. So iſt ein großer Theil des Menſchengeſchlechts gebildet worden; und ſo können noch jezt Einzelne

Menſchen gebildet werden. Wer nun das wirklich glaubt, was ihm die Evangelisten ſagen, wer ſich ſelbſt kennt, wer es fühlt, was er ſeyn ſolte, was er iſt, und was er bedarf, der wird ſicher auch die hohe Wolthat fühlen, die ihm durch die Erſcheinung, den Gang und Ausgang Jeſus ward. Und ſo wird alles auf ihn wirken, wie es berechnet iſt, und wie es ſchon auf ſo viele tauſend Menſchen gewirkt hat. Adelheit gab mir vor einigen Wochen die Halliſche „neuere Geſchichte von den Miſſionsanſtalten zu Bekehrung der Heiden in Oſtindien, die ganz das Gepräge der Wahrheit tragen, und ich bin wenig er-ſtaunt, als in meiner Ueberzeugung beſtärkt worden, daß die evangeliſche Beſſerungsmethode, ganz auf die menſchliche Natur berechnet ſey.

Zwar kann ich nicht leugnen, daß ich mir manche Zweifel noch nicht löſen kann, und daß manche Bücher der Bibel für mich durchaus ungenießbar ſind. So weiß ich gar nicht, was ich aus der ſogenannten Offenbarung Johannes, und noch weniger, was ich aus dem hohen Lied Salomons machen ſoll. Die Erſtere ſcheint mir in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, und das Lezte würd' ich eher einem Wieland oder Roſt,

als einem biblischen Schriftsteller verzeihen. Aber meine Adelheit, mit der ich mich jezt auch über solche Gegenstände, ganz offen unterhalte, brachte mich neulich halb im Scherz, auf den Gedanken, der mir wenigstens meine Unwissenheit darüber, erklärt. „Ißest du ja auch keine Zukerwurzel," sagte sie, „darum hat sie doch Gott wachsen lassen!" Ja, denk' ich seit dieser Zeit, nicht Alles ist für Alle, und soll für Alle seyn. Jede Pflanze zieht den Saft aus der Erde, der gerade sie nährt, jedes lebende Wesen genießt das, aus der reichen Natur, was ihm angemeßen ist, was seine Bedürfnisse befriedigen kann. Nicht Alles ist auch zu Allen Zeiten genießbar, weil alles erst seine Reife haben muß. Es kann eine Zeit geben in der die Offenbarung Johannes den Christen das wichtigste Buch wird. Jezt ist sie mir nichts, ob ich gleich einzelne treffliche Stellen, Warnungen und Trostsprüche darin finde. Und mag am Ende das hohe Lied Salomons und die Offenbarung Johannes in die Reihe der heiligen Schriften gehören oder nicht, das ändert nichts an dem System der Christenthumslehren; und sie sinds doch eigentlich, die meine geistige Bedürfnisse befriedigen, die mir meine Ru-

he wieder gegeben, deren Verluſt mir durch nichts erſezt werden konnte. Ich kann alſo wol warten und will warten, bis mir über Alles Licht wird. Und wird mirs auch nicht ganz, ſo will ich zufrieden ſeyn, mit dem, was mir ward. Ich denke, der Schöpfer meines Augs wird am beſten wiſſen, wie viel Licht es vertragen kann. Uebrigens ſind' ich es ganz wahr, was ich neulich in Lichtenberg las: „das neue Teſtament iſt ein Autor classicus, das beſte Noth- und Hülfsbüchlein, das je geſchrieben worden iſt; daher man jezt auf jedem Dorf der Chriſtenheit, einen Profeſſor angeſezt hat, dieſen Autor zu erklären.“

An meiner Adelheid hab' ich erſt jezt meinen rechten Schaz gefunden. Das Allerheiligſte ihres Weſens hat ſich erſt jezt vor mir geöffnet, konnte ſich mir auch nicht eher öffnen; und ich begreife daß man ſich erſt dann genau recht berührt, wenn man ſich von der religiöſen Seite berührt. Die religiöſe Liebe heiligt erſt jede andere; die feierlichſte, die himmliſche Copulation eines Ehepaars, iſt erſt dann vertilgbar, wenn Mann und Weib, in ihrem Chriſtenglauben und in ihren Chriſtenhoffnungen Eins ſind. Das hab'

ich erfahren. Ehemals mußten Sie, verehrter Mann, meiner Adelheid, von dieſer heiligſten Seite näher ſeyn, als ich, das war ſehr natürlich. Jezt weiß ich, daß ich ihr von allen Seiten der nächſte bin. Und mir nur deſto näher und lieber, weil ſie weiß, daß mir ihre Ruhe bei dem Verluſt unſerer Hella, den erſten Impuls zu meiner Sinnesveränderung gegeben hat. Sie ſieht ſich als ein Werkzeug in der höheren Hand an, um mich zum Chriſtenthum zu leiten, den Chriſtenglauben, die Chriſtenruhe alſo, die mir ward, als ein geiſtiges Kind, das ihr Gott gab. Und wir wißen ja, wie ſehr eine Mutter ihr Kind liebt. Kurz: ich bin ſehr glüklich, und von dieſem Glük verdank' ich vieles auch Ihnen und Ihrer weiſen Leitung, die mich auf den rechten Standpunkt ſtellte, von dem unſere Religion betrachtet werden muß. Ihr Herz lohnt es Ihnen ſchon jezt und wird es Ihnen einſt noch mehr lohnen. Mit dieſem Gefül leben Sie wol.

Hundert sechs und zwanzigster Brief.

Edelwald an Wandulf.

Werdau.

Ich schreib' Ihnen dießmal mit betrübtem Herzen, lieber Wandulf. Nicht um Meinetwillen; denn wir alle sind, Gott sey Dank! gesund; und weiter fehlt uns nichts, um glücklich zu seyn. Aber ich war in Cassel, wohin mich ein Geschäft und mein Herz trieb, um zu sehen, wie es der guten verblendeten Amola gehe. Ach! meine Ahnung war nur allzurichtig gewesen; der Taugenichts Esplandin macht sie unglücklich und wird sie noch weit unglücklicher machen. Ich sage nichts davon, daß sein Aufwand bei weitem die Einkünfte übersteigt, daß fast alle Capitalien aufgezehrt oder aufgekündigt, daß schon ansehnliche Summen auf die Güter geborgt sind, das Uebel möchte wol nicht so ganz groß seyn. Wenn Esplandin ärmer würde; so könnt' er

vielleicht eher auch beßer werden. Aber er vernachläßigt Amala schon auffallend, so auffallend, daß sie, troz ihres unbegränzten, noch immer festen Zutrauens zu ihm, es doch bemerkt und darunter leidet. Ich fand sie mager blaß und sehr gedrükt, ob sie es gleich durchaus nicht Wort haben wolte. Indeß bemerkt ich bald, welchen Ausweg ihre Gutmüthigkeit genommen hat, um Esplandins Vernachläßigungen, die sie sich nicht mehr verbergen kann, in Verbindung mit seinem edlen Charakter und seiner Liebe zu sezen. Sie giebt sich selbst die Schuld. Bitter klagte sie mir, daß sie so wenig sey; daß sie das große, vielseitige Wesen ihres Esplandins nicht ausfüllen könne; daß er eine Gattin von weit mehr Talenten und Reizen haben müße, wie sie. Das Herz blutete mir, als ich solche Klagen aus dem Munde des Engels hörte, der, unerachtet des nagenden Grams, der sein Inneres verzehrt, doch noch an Reizen Alles übertrift, was ich in Cassel sah, nach dem alle Lüstlinge gelüsten, und den alle Edle verehren; dessen Blik immer an dem Auge des Unwürdigen hängt, um, wo möglich, hier einen Wunsch zu lesen, eh' er ihm zum Bewußtseyn kommt. Esplandin verbirgt sich vor

mir, meidet mich, so viel er kann, affektirt aber immer noch die alte Freundschaft und Vertraulichkeit, die ich jedoch mit der größten Kälte erwiedere, wie natürlich. Ich weiß, daß er mit den ausgelaßensten jungen Leuten in der Stadt, Umgang hat, und mit ihnen allein. Er hat sich, etwas entfernt und abgelegen von besuchten Gegenden, ein Landhaus gemietet, wo, wie man mir sagte, Orgieen gefeiert werden, so üppig und schamlos, wie sie je unter der heil- und schamlosen Regentschaft des Herzogs von Orleans gefeiert wurden, die ausschweifendsten Mädchen aus der Stadt werden dorthin geholt; ja man sagte mir, Esplandin habe noch einige aus Paris verschrieben, deren Bekanntschaft ihm dort lieb geworden sey. Ich stellte mich, als wüßte ich nichts von der Natur und dem Zweck dieser Versammlungen, und bat Anfangs Esplandin, mich bei seinen Bekannten einzuführen; er wich aber auf mancherlei Art aus, und einmal wurden sie gar nicht gehalten, weil er nicht mehr auszuweichen wußte. Ich bemerkte ihm, gleich nach meiner Ankunft, daß ich seine Amala abgemagert, blaß und gedrükt fände. Er gab das, mit einer besorgten Mine zu, sagte mir aber

dabei, daß sie, nach der Aerzte Meinung, Landluft bedürfe, daß ihr Geist sich nur in einer schönen Natur erhebe, daß er sie darum, gleich mit dem Früling, auf eins ihrer Landgüter führen wolle; es thue ihm nur weh, daß seine Hofstelle (er hat sich zum Kammerherrn machen lassen) ihn abhalte, immer bei ihr zu seyn, u. d. gl. Ich antwortete ihm, daß sich Amala in der Einsamkeit, ohne ihn, gewis nicht erholen werde, da er mir ja selbst gesagt, wie sehr sie ihn liebe; daß die Gegend um Cassel, gewis die schönste sey, in der man irgend leben könne; daß er ihr eine Wohnung, nahe an Napoleonshöhe mieten soll, da er immer bei ihr seyn, und seinen Hofdienst doch versehen könne. In das alles wolt' er aber nicht eingehen, weil es seinem Lebensplan entgegen war. Ich glaube nicht, sagt' er, wie lästig ihr fast jede Gesellschaft sey; wie viel trauriger sie immer nachher werde; wie wenig ihre Gesundheit das lange Nachtwachen vertragen könne, das doch in einer Residenz, in der Nähe eines glänzenden Hofs unvermeidlich sey. So hatt' ich ihn denn, wo ich ihn haben wolte, nemlich, ihn dahin zu bringen, daß ich Amala mit nach Werdau in

meinen Familienkreis nehmen dürfe. Schon vorher hatt' ich mich mit ihrem Arzt beredet, der mir ganz beistimmte, daß ihr Veränderung des Orts und der Luft, nicht nur heilsam sondern nöthig sey, weil er sonst ein schleichendes Fieber befürchte. So war alles vorbereitet, um Amalen selbst, den Vorschlag zu thun. Ich habe bisher alles angewendet, um ihr Vertrauen wieder zu gewinnen, das ich durch meine starke Aeußerungen gegen Esplandin ziemlich verloren hatte. Ich hatt' ihr die innigste Theilnahme gezeigt, habe nichts gegen Esplandin gesagt, hatte nur ihren Gesundheitszustand, und ihre daraus entstehende Gemüthsstimmung bedauert; nur meine Verwunderung geäußert, daß ich ihn nicht öfter bei ihr finde. Uebrigens hatt' ich ihr all die liebevolle Achtung bewiesen, die sie in so hohen Grad verdient. Vielleicht mogte sie selbst, ohne es sich zu gestehen, dunkel ahnen, daß ich damals, als ich ihr abrieth, nicht ganz unrecht gehabt haben möge. Kurz: als sie auch mit ihrem Arzt gesprochen hatte, entschloß sie sich, obgleich mit schwerem Herzen, mit mir zu reisen. Ohnerachtet alles verstellten Ernstes und affektirter Traurigkeit, bei Esplandin, blikte doch die

Wahrheit so stark durch, daß das Herz der überguten Amala, dadurch warlich nicht leichter werden konnte.

Sie ist also jezt bei mir, und fült sich glüklicher wenigstens heiterer, bei meiner lieben Aeone, als ich sie in Cassel sah. Mir bangt vor der Zeit, wo ich selbst ihre Heiterkeit wieder trüben muß. Denn lieber Wandulf; wenn Sie mich nicht anders überzeugen; wenn ich es durchsezen kann, so soll Amala nie wieder zu Esplandin zurükkehren.

Hören Sie meine Gründe!

Esplandin brachte von Paris einen, wie es schien, noch ganz jungen Mann mit, der ein Paar Jahre in Teutschland leben, teutsch lernen und noch eine Zeitlang bei seinem Freunde zubringen wolte. Es ist ein sehr schöner, feiner, gewandter, und äußerlich sehr gebildeter Jüngling. Eine Zeitlang lebt' er in Esplandins Haus, in der Folge bezog er hier ein sehr schönes, geschmakvolles Hotel garni, schafft' sich Equipage und Bedienten an, gab nicht selten zu Eßen, und lebte überhaupt auf einem großen Fuß. Esplandin bringt ganze Tage bei ihm zu, auch wol Nächte, wenn ein Souper, — wie er

ſagt — zu lange dauerte, und er ſeine Amala nicht ſtören mochte. Manchmal machten ſie auch ländliche Exkurſionen zuſammen, die mehrere Tage dauerten. Aeone nahm ihn Anfangs ſehr freundlich auf, in der lezten Zeit aber, behandelte ſie ihn mit kaum zu verbergender Verlegenheit, und mit unbezwinglichem Widerwillen. Dieſer junge Menſch iſt nichts mehr und nichts weniger, als eine Tänzerin, die Eſplandin in Paris unterhalten hat, und die er auch hier noch unterhält. Amala ſcheint ſo etwas zu vermuthen, iſt aber zu gewißenhaft und zu gut, um weiter nachzuforſchen, und dies iſt die eigentliche Urſache des geheimen Grams, der an ihrem Herzen und Leben nagt. Eben dieſer ſich verbergen wollende und doch überall hervorblikende Widerwille, gegen einen ſehr artig, feinen, mit ausgezeichneter Achtung ſie behandelnden jungen Mann, den Eſplandin ſeinen Freund nannte, und wie ſeinen innigſten Freund behandelte, bei einem ſo guten Weſen, wie Amala iſt, die alles vergöttert, was Eſplandin achtet, und ſich für Alles intereßirt, was er nur einmal mit Wolgefalken anſieht, war mir unbegreiflich, und brachte mich zuerſt auf den Ge-

danken, ob es nicht eine Art von unwillkürlicher Eifersucht bei Amala sey. Ich beobachtete den jungen Menschen genau, und fand in seiner Gestalt, manchmal auch in seinem Benehmen, so manches weibliche, ich spürte manchmal einen verstohlnen Blik zwischen Esplandin und dem Jüngling auf, wie man eben keinen auf einen Freund wirft, und endlich traf ich beide einmal des Morgens auf dem Sopha, in einer so vertraulichen Stellung, daß mein Verdacht die höchste Wahrscheinlichkeit bekam. Indeß wo ich meiner Sache gewis seyn, nahm mir also einmal den alten Bedienten auf mein Zimmer, der mit Esplandin in Paris gewesen war, und dessen Treue mir Amala so oft gerühmt hatte. Ich sagt' ihm auf den Kopf zu, ich wiße gewis, daß Esplandins guter Freund ein Mädchen sey, das er liebe; ich drang in ihn, er solle mir sagen, wer sie sey, ob Esplandin sie nicht aus einer Familie entführt, sie nicht unglüklich gemacht habe. Wenn dieß der Fall sey; so könne man schwerlich helfen, sey es aber eine Person, die sich freiwillig an Esplandin hingegeben habe; so könne vielleicht Rath geschafft, und der Engel Amala von ihrem schweren Kum-

mer befreit werden. — „Könnte das ſeyn?“ — brach der treue Menſch aus mit Thränen in den Augen. „Ach! der verdiente einen Stul im Himmel, der unſere engelsgute gnädige Frau wieder froh machte, wie ſie ſonſt war.“ Jezt erzält' er mir alles; auch daß die Dirne, neben all ihrer Verſchwendung, ſich noch Geld ſammle, ſich große Geſchenke machen laße, und den Herrn ausziehen werde, wie ſie es ſchon mehreren gemacht habe. Er bat mich um Gotteswillen, ihn nicht zu verraten, und ich verſprach es der treuen Seele, werd' es auch gewis halten. Geben Sie mir nun nicht recht, Wandulf, daß Amala nicht wieder zu Eſplandin zurük darf, — der Engel nicht zu dem Satan? Gewis thun Sie das! Aber nun rathen Sie mir, wie ich es anfangen, ob ich Amala langſam vorbereiten, ihr geheimes Mistrauen gegen Eſplandin, das gewis in ihr iſt, nähren, und ſie allmälich zu dem Entſchluß bringen ſoll, ſich von ihm zu trennen; oder ob ich ſchnell zufahren, und ſie auf einmal überzeugen ſoll, daß ihr hochwerther Eſplandin — aus einem Lüſtling, ein Wüſtling, und aus einem Wüſtling ein verblendeter Böſewicht worden iſt. Schreiben Sie mir bald,

wenn Sie alles reiflich geprüft haben. Ich ſehne mich unbeſchreiblich nach der Zeit, wo ich feſt entſchloßen bin, wie ich handlen ſoll.

Leben Sie wol.

Hundert ſieben und zwanzigſter Brief.

Wandulf an Edelwald.

Grenzau.

Schrecklich, wohin dieſer Hang, ſeine Begierden zu befriedigen, die Menſchen führen kann! Wir kannten dieſen Eſplandin als einen biederen offenen, freimüthigen, dabei recht kräftigen oft edel handelnden Mann, unfähig, eine Unwahrheit zu ſagen, ſich zu verſtellen, hinter dem Rüken eines Freundes oder irgend eines Menſchen, gegen ihn zu handeln. Die beſten, edelſten Männer ſucht' er auf, und gefül ſich auch nur in der Geſellſchaft der beßeren Weiber. Ein Durſt nach Vergnügungen war in ihm, und es wurd' ihm ſchwer, ſich ein Vergnügen zu verſagen. Aber was iſt nun aus ihm geworden! Ein Böſewicht, der mit Ruhe, Glük und Leben eines treflichen Mädchens ſpielt, — eines Mädchens, das ihn unbeſchreiblich liebt, alles

für ihn thut und hingiebt. Sie mordet er langsam, schrecklich und vorsäzlich, blos um seine Wollust, seine Sinnlichkeit zu befriedigen, lügt, betrügt, sucht alle seine Freunde zu täuschen, heuchelt ihnen, und giebt alles einer schlauen Cokette hin, die ihn auslacht, und weggeht, sobald sie ihn bis aufs Hemd ausgezogen hat.

Sie haben recht Edelwald! Nein, in die Klauen dieses Menschen oder Unmenschen muß Amala nicht wieder kommen; sie muß gerettet werden, weil sie noch zu retten ist. Sie fülen indeß wol selbst, daß sie erst von ihrer eigenen Gutmürigkeit, von ihrem felsenfesten Glauben — ich möchte sagen gerettet werde, ehe man sie von Esplandin retten kann. Dieß ist aber möglich. Sie haben Esplandins Briefe noch in Händen, die von seinem Plan auf Amala unwiderruflich zeugen. Suchen Sie sich eben solche Gewisheit zu verschaffen, daß Esplandin ein Mädchen mit von Paris gebracht habe, daß er mit ihr lebe, daß er ihr Vermögen mit ihr durchbringe, und sie wird sich retten lassen. Amala scheint mir sehr gut, aber nicht schwach. Wo ein so fester Glaube ist; wo man gegen alles Zureden seinem Glauben so ruhig folgt: da

iſt keine Schwäche ſondern Kraft. Es wird ſchwer halten, Amala zu überzeugen, daß Eſplandin ein Böſewicht ſey. Iſt ſie's aber einmal überzeugt, ſo wird ſie eben ſo feſt in ihrem Entſchluße ſeyn, ſich von ihm zu trennen, wie ſie bei einem andern Glauben, feſt in dem Entſchluß war, ſich zu verbinden mit ihm. Haben Sie ſich alſo einmal die Zeugniße von Eſplandins ſchändlicher Behandlung eines liebenden Weibes verſchafft; dann zögern Sie nicht. „Gießen Sie ihr den Tropfen Geiſt nicht in einen Eimer voll Waſſer," wie Odoardo ſagt. Bereiten Sie nicht lange vor, ich fürchte ſie iſt ſchon vorbereitet genug, ſondern reißen Sie ſie, wo mög'ich, in einer Stunde aus der Ungewisheit. Es giebt keinen peinlicheren Zuſtand, als Ungewisheit über etwas, wovon unſer Glük und unſere Ruhe abhängt. Die ärgſte Gewisheit iſt erträglicher. Und iſt Amala gewonnen; dann muß gleich auf Scheidung geklagt werden. Man muß alle Papiere vorlegen, die Beweiſe für das ehebrecheriſche Leben Eſplandins und über ſeine ſinnloſe Verſchwendung beibringen, und von den Gütern noch retten, was zu retten iſt. Ich hoffe, Amala hat ſie noch in Händen,

Esplandins Schrift, daß er Verzicht auf das Geschenk ihrer Güter thue, so bald sie es wollte. Jezt macht sie Gebrauch davon. An dem Urtheil des Richters ist nicht zu zweifeln; und so ist sie den Taugenichts los, der ihr ganzes Vermögen verzehrt, sie arm und kränklich verlaßen hätte, und auf ein anderes Abentheuer ausgegangen wäre. Sie haben dann gewis ein sehr gutes Werk gethan. Sorgen Sie für alle nöthige Beweise, ehe der Sturm losbricht, der schreken aber auch die Luft reinigen wird.

Hundert acht und zwanzigſter Brief.

Adelaide B. an Roſalie Grambold.

Holdheim.

Sagte dir denn dein Inneres nichts, als du meinen Rath begehrteſt, ob du nicht deine Aemilie zu einer Heirat mit dem reichen, aber, wie du ſelbſt ſagſt, etwas abgelebten Harthaus bereden ſollteſt? Fühleſt du nicht, ehe du es hinſchriebſt, wie mein Rath ausfallen werde? Man ſieht, daß du nie liebteſt, oder nur oberflächlich geliebt haſt, wenn du die Liebe einen Rauſch nennſt, der bald vorübergehe, und uns meiſt noch Kopfweh hinterlaſſe. Man ſieht, daß deine ehemalige Heftigkeit, dein Steifſinn, der Deſpotismus gegen deinen Mann, ſich unvermerkt in einen Deſpotismus gegen dein Kind verwandelt hat, weil du einen frevelhaften Eingriff in ihre heilige Freiheit machen wilſt. Ja; es iſt nichts anders. Deine Aemilie iſt ein

freies Weſen, ſo gut wie du, weil ſie, ſo gut wie du, ein Menſch iſt. Die ſechszehen Jahre, die du älter biſt, machen ſie nicht zur Sklavin, und dich zur Deſpotin; und dein Verhältniß, als Mutter, eben ſo wenig. Wäreſt du Mutter, ſo würdeſt du die Freiheit deiner Tochter reſpektiren, und nicht ihre Neigungen zwingen wollen, die kein Menſch auf Erden zwingen kann, alſo auch nicht ſoll. Du würdeſt ſie nicht zwingen Heuchlerin zu werden, gegen den Mann, den ſie vor Andern ehren, dem ſie ihr volles Zutrauen geben ſoll. „Ich will ſie nicht zwingen," ſagſt du, „ſondern ihr nur zureden, und ihr vorſtellen, was zu ihrem Glük dient." — Als ob Zureden einer Mutter, nicht der ärgſte Zwang wäre, den man gegen eine gute Tochter anwenden könnte! — Es lautet hart, wenn man es ſagt, aber es iſt wahr: durch dieß Zureden wilſt du ſie zwingen, das Unmögliche ſich zur Pflicht zu machen. Ihre Pietät gegen dich, wilſt du zum Kapzaum brauchen, um ſie — laß michs gerade ſagen — in eine Hölle zu reiten, aus der ſie nur durch den Tod erlöſet werden kann.

„Du wilſt ihr vorſtellen, was ihr Glük

ſey!“ — Du — ihr? Weißt du denn, was das Glük deiner Aemilie iſt? Weiß ſie es ſelbſt, wenn ſie nicht ihr Herz befragt? Ein reichliches Auskommen, ein gutes Wittum, macht es das Glük des Herzens, das Einzige, was dieſen Namen verdient? Kann nicht das Herz ſchmachten und verſchmachten bei allem äußeren Ueberfluß, und ſind nicht, wer weiß, wie viele tauſend Herzen verſchmachtet, und viele tauſend Mädchen an einer unglüklichen Liebe, oder wie die Engländer ſehr menſchlich ſagen, an einem gebrochenen Herzen geſtorben? Und wenn ſich deine Aemilie auch in ihr Schikſal fügt, alſo nicht poſitiv-unglüklich wird, kannſt du ſie ſchadlos halten, durch einen warmen Ofen, und höchſtens ein Paar farbenloſe Landſchaftszeichnungen, für den Früling der Liebe, den ſie genießen konnte, zu genießen berechtigt war? Wird nicht dieſer entbehrte Früling, dieſer froſtige Avril gegen einen blühenden May, mit ſeinem Einfluß das ganze Lebensjahr verderben, ſo daß keine Traube häuslicher, im Herbſt des Lebens erſt recht erquikender Freuden, zur Reife kommen kann? Hoher Liebesgenuß im Früling des Lebens, ſtält

gegen die Leiden, die noch kommen können, wie voller Frülingstrieb in den Pflanzen, gegen Insekten schüzt. Wie wird deine Aemilie die Lasten des ehelichen Lebens tragen, wenn sie seine Freuden nie geschmekt hat? Nichts veredelt mehr, als Liebe, die sich mit Pflichtgefül einen darf. Das Heiligste im Menschen fließt mit Liebe zusammen, erhält durch Liebe seine Schwungkraft, um sich zu erheben zu dem Unendlichen, der die Liebe heißt. Und du wolest dem Kind deines Bluts und Herzens, dieß Veredlungs- und Erhebungsmittel, zur Sünde machen? Zu Gift solt' ihm dieser Lebensbaum werden, der in sein Paradies gepflanzt war, da es doch nicht gesündigt hatte? Ja, zu Gift, Rosalie? Liebte deine Aemilie jezt schon, so muß sie, als würd' es den Tempel in der Asche legen, dieß stille, heilige Feuer in sich auszulöschen suchen, das sie, wie eine Vestalin bewahren solte. Liebt sie noch nicht, bist du sicher dafür, daß sie später, den Mann findet, den sie lieben, vielleicht allein lieben kann? Und wenn sie ihn findet; wie wird und muß sie ihr Leben durchtrauren, durchwachen, durchkämpfen, wie man in gewissen Kopfkrankheiten

gegen das natürlichste Wirkungs- und Heilmittel, den Schlaf, wählen und kämpfen muß? Welchen Versuchungen ist sie ausgesezt, durch ihr Herz, durch das heiligste Gefül, was in einem Menschen erregt werden kann? Und diesem, lebenslang dauernden Bewachen, Kämpfen, Trauren, diesen mächtigen, für innerlich gesunde Menschen gerade schwersten Versuchungen wolltest du deine Aemilie aussezen, blos damit sie — beßeres Brod zu eßen, schönere Kleider anzuziehen habe, vielleicht, statt ihre Füße zu brauchen, in einem Wagen fahren könne? Nein, Rosalie, das kannst und wirst du nicht.

Wie? wenn nun deine arme, hingeopferte Aemilie wirklich ein Opfer würde, sich überwinden wolte und nicht könnte, und sich abhärmte, und eine wolthätige, vielleicht von ihr herbeigesehnte Schwindsucht ihr Herz frei machte für eine andere Welt, wo keine Mutter und kein Vater mehr durch zärtliches Zureden desporziren, bist du sicher, daß dir dein Gewißen nicht den fürchterlichen Namen: Kindermörderin, in die Ohren und ins Herz ruft, und du nun, wie einst Kain, keine Ruhe mehr findest auf Erden, und wie Makbet den blutigen Dolch, so die todten-

blaße, abgezehrte Gestalt deiner Aemilie immer vor dir siehst, wie sie den Tod an ihrem Herzen heransteigen fült, und dir die Hand reicht, und ohne Worte sagt: „Ich hab' ausgelitten!“? Nein Rosalia, das kannst und wirst du nicht.

Du sagst mir, gar viele Ehen aus Neigung seyen unglüklich und gar manche aus Convenienz seyen glüklich. Das mag seyn und ich selbst kenne solche Beispiele. Aber welche Menschen sind es, die auf diesem Wege unglüklich oder glüklich wurden? Und unter welchen Umständen wurden sie es? Die Unglüklichen täuschen sich entweder in Hinsicht ihrer Neigung; wähnten zu lieben, und liebten nicht. Aber ein Theil war vorher verdorben durch Koketterie, Liebelei oder Ausschweifungen. Und die sogenannten Glüklichen sind Menschen die zu keiner eigentlichen Liebe fähig, eben eßen und trinken, wirtschaften und spielen, sich amusiren und fortvegetiren, die Jedermann hätten heiraten können wenn ihnen Gelegenheit dazu, in der Ehe hätte werden können. Die beßeren Weiber unter ihnen, dehnen die Flitterwochen zu Flittermonaten aus, bis sie ein Kind haben, das denn ihr ganzes Liebesbedürfniß befriedigt und ihnen jede an-

dere Glükſeligkeit erſezt. Geſezt alſo auch, dieß könnte geſchehen, es wär' ein möglicher Fall; wolteſt du denn Ruhe und Glükſeligkeit deiner Tochter auf ein ſo fürchterliches Hazardſpiel ſezen, auf ein Spiel um Leben und Tod? Nein Roſalie; das kannſt und wirſt du nicht.

Was dein Grambold ſagt, Liebe ſey ja ohnehin nur ein kurzer Rauſch, den man nicht verſchlafen aber wegarbeiten müße, eine Kongeſtion nach dem Herzen, die man ohne großen Widerſtand, durch das Mittelſalz des Spotts ins Gleichgewicht bringen könne, oder durch eine külende Aderlaß heilen müſſe. — Das alles zeigt nur, daß er Liebe nie kannt', alſo gar nicht urtheilen dürfe, ſo wenig wie der, ohne Augapfel geborne, von den Freuden und Leiden reden muß, die man durch die Augen genießen kann.

Daß von dieſer Heirat, das Glük die Ruhe Eures Alters abhänge; daß doch ein Kind ſchuldig ſey, auch etwas für das Glük ihrer Aeltern zu thun, da ſie ſo viel für es gethan haben — Roſalia ich bitte doch, rede mir keine Sylbe mehr davon. Es empört mein Inneres, ein Kind zu haben, das ſo etwas ſagen kann. Ich be-

ſchwöre dich, kein Wort darüber deiner Aemilie zu ſagen, wenn du wilſt, daß ich je dein Angeſicht wieder ſehen ſoll. Wie? das nennſt du etwas für Euch thun, wenn dein Kind das ganze Glük ſeines Lebens hingiebt? Und das könnte für Euch ein Glük ſeyn? Das könnt' Euch Ruhe geben? Nur ein böſer Geiſt könnt' Euch ſo ein Glük, ſo eine Ruhe bereiten und er würde hohnlachen, wenn er Euch das Aqua toffana eingerührt und eingegeben hätte. Mit ſolchen Zinſen hätte nie ein Erzwucherer einen Bedrängten zu Grunde gerichtet, wie Ihr Aeltern Eure Tochter zu Grunde richten würdet, für die Sorge und Koſten ihrer Erziehung. Ihr würdet jenen Götzendienern gleich, die ihre eigene Kinder dem Moloch opfern, — auch um Ruhe zu haben für ihr Inneres.

Nein, ſo kann Grambold, ſo kann meine Roſalie nicht handeln.

Laſſet Eurer Tochter völlig freie Wahl. Ihr ſelbſt, Eure Anſicht darf dabei gar nicht in Betrachtung kommen; denn nicht Ihr ſollt mit dem Manne leben, ſondern ſie. Gebet ihr Zeit, den Mann kennen zu lernen, ſorget aber vielmehr, daß ſie ihn von allen Seiten kennen

lernt. Zeiget ihr weder Verdruß noch Traurigkeit, wenn sie sich zurükzieht, Harthaus muß wissen, daß Aemilie nicht bezwungen und nicht beredet werden soll. Und so laßet es seinen Weg gehen, und Ihr könnet ruhig seyn, wie er ausgehen mag. Eure Mutter wird es auch seyn; nie aber wenn Ihr durch Zureden in das Schiksal Eurer Aemilie eingreifet, die mir so lieb ist.

Hundert neun und zwanzigster Brief.

Hugo an Wandulf.

Lilienfeld.

Mit meiner Selane geht es jezt recht gut. Sie hat mehr Glauben an meine Liebe zu ihr, oder vielmehr an sich selbst. Sie hat mehr Muth, etwas für sich und für mich zu thun, ohne mich vorher zu fragen. Ihr Geist und Sinn ist freier geworden. Aber eine gewisse Gesezlichkeit schleppt sie doch noch immer nach. Ich meine nicht jene Pünktlichkeit in häuslichen Geschäften, die für eine gute Hausfrau unentbehrlich ist; auch nicht jene genaue Aufsicht auf Kleinigkeiten, die es nicht weniger ist: aber dieß ängstlich besorgte Wesen, wenn etwas nicht geht, wie es gehen solte; diese Verlegenheit, wenn etwas Unerwartetes eintritt, wodurch eine andere Einrichtung, auch nur in Kleinigkeiten nöthig wird; dieß Schwanken und Zweifeln über

daß Beste was jezt zu thun sey, — ich gesteh' es — das will mich oft ungeduldig machen, und legt mir oft einen Zwang auf, der mir lästig ist. Ich darf keinen Freund unvermuthet zum Essen bringen, keine Gesellschaft vorschlagen, die etwa schon Morgen kommen solte; ich darf von keiner neuen Einrichtung reden, so klein sie auch seyn mag, ohne sie in die grösste Verlegenheit zu sezen. Nicht, als ob sie so abgeneigt wäre, mir einen Gefallen zu thun. Nichts weniger. Sie sorgt für meine Bequemlichkeit, und muntert mich auf zu allem, was mir Vergnügen machen könnte, ohne das Geringste für sich zu wollen. Aber ein gewisser Familiengeist, nach welchem alles so bleiben soll wie es vorher war, verbunden mit der Aengstlichkeit, nicht gleich zu wissen, wie man sich bei einem unerwarteten Fall haben und einrichten könne, was wol am besten sey, — das macht ihr alles Neue, was kommt, oder von mir vorgeschlagen wird, zu einem Leiden. Dazu kömmt noch die Furcht vor Fremden meinen Bekannten, daß sie für diese nicht gebildet genug sey, daß sie viel von ihr erwarten und dann das Erwartete nicht finden werden, was sie auch so verlegen, beson-

ders bei auswärtigen Besuchen macht. Oft geht es weit beßer, wenn der Besuch nur einmal da ist, und die Unterhaltung sich angeknüpft hat. Sie findet dann, daß die Fremden auch nicht lauter Genies sind, und daß sie auch noch einen Kopf hat. Wird sie dann frei, so kann sie oft durch ihren Wiz sehr gut unterhalten. Aber trift sichs, daß die Fremden sich hauptsächlich an mich halten, oder über Gegenstände reden, über die sie sich nicht einzulassen wagt; dann wird sie stumm und dem Scheine nach untheilnehmend, was mich sehr in Verlegenheit sezt. Ich sagte vorhin, sie habe mehr Glauben an sich selbst. Das ist jedoch nicht uneingeschränkt richtig. So weit es die Berührung mit mir und mit unseren gewöhnlichen Bekannten betrifft, ist ihr Glaube beträchtlich gewachsen. Aber so bald sie in Berührung mit Fremden kommt, wol gar mit solchen, die schon einen gewissen Namen haben; dann ist dieser Glaube noch so schwach wie er vorher war. Doch; es ist mit allem diesen ein liebes Weib, das mich sehr glüklich macht. Mag sie doch mit mir auch Manches zu tragen haben, was ihr vielleicht schwerer als mir wird!

Eigentlich wolt' ich Ihnen von etwas Anders reden! In unserem Aprilsäkulum, in dem man immer auf einen Früling wartet, weil es so viele Stürme und Veränderungen giebt, das aber auch wol eine Novemberperiode seyn kann, die zu einem starren und erstarrenden Winter führt, ist es, wie Sie wissen, so weit gekommen, daß sich die Moden bis auf Staatsumbildungen erstreken, wo man bald eine Kegelform, die unten recht breit und oben recht spiz ist, bald eine Pyramide, die sich langsamer zur Spize erhebt, bald die Figur einer Säule vorzieht, die unten und oben gleiche Breite hat, auf alle Fälle aber zufrieden ist, wenn sich die Figur nur auf dem Papier hübsch regelmäßig ausnimmt, doch im Grund einen babyloniſchen Thurm baut, bei dem sich nicht nur die Sprachen, sondern auch die Geschäfte verwirren, und der — nicht bis an den Himmel reicht.... Was ich doch sagen wolte! — Man kann warlich! von dem schnellen Wechsel unserer Umbildungen und Verbildungen nicht einmal schreiben, ohne selbst verwirrt zu werden. — Ja; in unseren Zeiten sind die Aufmunterungen

an die Tagsordnung gekommen.*) Bienen-, Baum-, Vieh- und Kinderzucht, Kleebau-, Hopfen-, Tabak-, Runkelrüben- und Schulhäuserbau, Kinder-, Eltern-, Gatten-, Gottes- und Menschenliebe soll aufgemuntert werden — durch Geld oder Medaillen. Es ist freilich traurig, daß dieß allseitige Aufmuntern, vorausesezt, es schlummere Alles, was wirklich nicht ganz geleugnet werden kann. Was aber wieder Hoffnung giebt, ist die große Hoffnung, die man von diesen Aufmunterungen zu haben scheint. Man fürchtet nemlich offenbar, daß die Konkurrenz der, einer Aufmunterung Würdigen oder Bedürftigen, zu groß werden möge, und hat deßwegen mit weiser Vorsicht erklärt, daß man nur im Militärstand Verdienste um den Staat haben, und daß nur Adliche, als Getreue des Staats anerkannt werden können. Mit Recht glaubt man, dabei nichts für den Staat zu verlieren, da man aus langer Erfahrung weiß, daß die übrigen Stände nicht

*) Man sieht, daß dieser Brief in einer längst verflossenen Zeit geschrieben ist, und nicht von Teutschland redet.

A. d. H.

leicht ſchlummern, alſo nicht ermuntert zu werden brauchen. Dieſe Einrichtung verdient alſo nicht den Tadel, den ſich manche Aufmunterungsſüchtige darüber erlauben; denn alle Prämien und Aufmunterungen werden nicht beſtimmt, wenn Jemand ſie ſchon verdient hat, ſondern, damit man ſie verdienen möge. Man will jezt blos ſicherer gehen, und giebt ſie, damit man ſie einſt verdiene. Weiſe Regierungen haben es immer ſo gemacht; denn noch erinner' ich mich, daß ich als kurzſichtiger Jüngling einmal fragte, warum man' bei einem elenden Weg, doch Chauſſeegeld bezalen müſſe, wurd' aber ſogleich belehrt, daß man es eben darum bezale, damit der Weg gebeſſert werden könne; eine Maasregel, deren finanzieller Vortheil mir auch ſehr einleuchtete.

Nun will die Regierung Vorſchläge haben, wie man häusliche Tugend, kindliche Pietät, ſtilles Verdienſt, beſonders des weiblichen Geſchlechts, aufmuntern könne, das ihr, auch zu ſchlummern ſcheint. Es iſt von Ausſteuern, Roſenfeſten und Prämien aller Art die Rede. Ich habe meine eigene Gedanken dabei, traue mir ſelbſt aber nicht recht, und bitte Sie da-

her, mir Ihre Meinung zu ſagen. Thun Sie's aber bald, weil ich das Gutachten ſo geſchwind wie möglich, vom Hals und vom Herzen haben möchte.

Hundert und dreißigster Brief.

Wandulf an Hugo.

Grenzau.

„Wenn doch alle Weiber nur den Fehler dieſer Selane hätten!“ So ſprach es unwillkührlich in mir, lieber Freund; als ich ihren Brief geleſen hatte. Immer bleibt es ein Fehler, oder vielmehr eine Schwachheit, Kleinheit, ein häusliches heimiſches Weſen, ſich nie aus ſeinem gewohnten Zirkel herauswagen zu wollen, vor Allem zurükzubeben, was anders kommt, als es alle Tage iſt: aber ich bin ſicher, die Männer leiden weniger unter dieſer Kleinheit, als unter Manchem, was als Größe bewundert wird. Werden Sie alſo nicht ungeduldig, wenn Ihnen die wunderliche Aengſtlichkeit manchmal läſtig wird, was ich wol glauben will. Der Wolſtand, die Freundſchaft, die feinere Humanität kann es manchmal erfordern, Menſchen bei ſich zu ſehen, die mancherlei äußerer

dentliche Arbeiten im Hauſe nöthig machen. Sagen Sie es mit Ruhe, mit kurzen Winken auf die Gründe. Wegängſtlen dürfen Sie ſich die Sache natürlich nicht laſſen. Sie würden ſo den Wolſtand, die Freundſchaft, die feinere Humanität beleidigen. Verfallen Sie alſo nicht in die Schwachheit mancher Männer, die um des lieben Friedens, oder vielmehr um ihrer geiſtigen Gemächlichkeit willen, Alles im Hauſe gehen laſſen, wie es geht, wenn auch Wolſtand und noch höhere Pflichten darunter leiden ſollten. Das wäre ja nicht männlich; und konnt' im Grund Ihrer Selane ſelbſt nicht gefallen, wie denn das Unmännliche keinem Weib gefällt. Nein; Sie beſtehen auf Ihrem Sinn: aber ſanft ſey die Art, wie Sie darauf beſtehen. Selane iſt gut; Sie werden von ihr geliebt; alſo wird ſie nicht trozen, noch weniger mauſen. Sezen Sie alſo voraus, daß die Einrichtung gemacht werden müſſe, und bereden Sie ſich nur mit ihr, über die beſte Art, wie es geſchehen könne. Ueberlaſſen Sie Manches, Ihrer freien Wahl, oder geben Sie ihr nach, wenn es nichts Weſentliches betrifft. Ich bin ſicher, daß ſie weniger ängſtlich, in der Aus-

führung seyn wird, als in der Verstellung davon. Billigen Sie der Ausführung, wo Sie es mit Recht können, und es wird mit der Zeit besser gehen. Kommen Fremde zu Ihnen, oder überhaupt Männer, denen Selane eine höhere Bildung zutraut, mit denen sie keine Unterhaltung fortsezen zu können wähnt; so thun Sie Alles sie ins Gespräch zu ziehen. Lenken Sie es auf etwas hin, worüber sie gut und gern redet. Haben sich Fremde einmal mit ihr eingelassen; dann ist das Eis schon gebrochen; Alles kommt in Gang und Raimund wird oder bleibt verlegen. Selane verdient auf alle Fälle, daß Sie ihr Muth machen, und sie immer sanft behandlen, wenn auch Ihre Ungeduld manchmal gereizt wird.

Ueber die sogenannten Aufmunterungen möcht' ich eigentlich kein Wort sagen. Schon längst haben sie mich angeekelt oder empört. Durch Geld zu Menschenrettung oder Menschenliebe ermuntern, heißt die Leute auf einen Mistwagen zum Olymp erheben wollen. Wer sein Leben wagt, und eines Andern Leben rettet, um zwanzig Gulden oder zwanzig Louisd'or zu verdienen, den solte man gleich in ein

Tollhaus einſperren; wer es thäte, um ſich ei-
ne Medaille zu verdienen, der hat ſich ſelbſt an
einen moraliſchen Pranger geſtellt, von dem er
ſich ſo leicht nicht losarbeiten wird. Und that
er's aus Mitleid, aus inneren Drang; muß er
nicht innerlich empört werden, wenn man ihn
durch ein Paar elende Goldſtücke belohnen will;
belohnen, da ihn ſein Herz, ſein Bewußt-
ſeyn, über alles Geld der Erde erhebt? Recht,
daß der Staat ſolche Menſchen ſchäzt, daß der
Regent ihnen ſeine Werthſchäzung zu erkennen
giebt. Aber er ſoll ſie nicht entehren, durch
Bezahlung; er ſoll nicht den demütigenden Ge-
danken in ihm weken, als halt' ihn ſein Fürſt
für eine ſo feile Seele, die ſich für eine Hand-
lung der Menſchlichkeit ablohnen ließ. Er gehe
zu ihm in ſein Dorf, in ſein Wohnhaus, mit
der Obrigkeit des Orts, oder laße ihn zu ſich
kommen, auf die Parade, auf den Schloßplaz,
an einen öffentlichen Ort; er drüke ihm die
Hand, und bezeug' ihm ſeine Freude, wieder
einen braven Mann in ſeinem Lande zu ken-
nen. Er geb' ihm ſein Bild, und laß' ihn
ſelbſt malen zu einer Sammlung braver Män-
ner, zu denen ein eigener Saal beſtimmt iſt,

in dem ſich das Miniſterium oder der geheime Rath verſammlet. Das wird beſſer wirken, als eine, für Rettung eines Menſchenlebens beſtimmte Taxe, und wenn ſie auch höher als zwanzig Gulden wäre. Ich ſah einſt, daß der Schulviſitator in Ligtheim, einen Schullehrer öffentlich, in Gegenwart aller Aeltern und Kinder umarmte, und der Schullehrer mit ſeiner ganzen Familie fülte ſich geadelt für immer, weil der Schulviſitator im allgemeinen Anſehen ſtand. Nur durch hohe Achtung, durch Liebe belohnt man Liebe und Menſchlichkeit, wenn anders ein Fürſt ſie zu belohnen im Stande iſt.

Ja, man mag durch Prämien zu gewiſſen Zweigen der Induſtrie aufmuntern, die der Staat für vortheilhaft hält, wiewol evidente und allbekannte Beweiſe von den Vortheilen dieſer Induſtriezweige immer die beſte Aufmunterung ſind. Aber etwas Inneres, Menſchliches Heiliges ſoll man nie belohnen, dazu ſoll man durch keine äußere Vortheile ermuntern wollen, wenn man es nicht zu einer Waare herabwürdigen, und das Heilige mit Koth beſudeln will. Gold iſt auch Koth, und beſudelt mehr als jeder andere.

Aber nun gar — ſtille häusliche Tugend, Kinder- Aeltern- Geſchwiſterliebe hervorziehen, zur Schau ſtellen, lobpreiſen, belohnen, das iſt ein Beginnen, das kein Satan ſcharfſinniger hätte ausdenken können, um das Menſchengeſchlecht in ſeinem verborgenſten Keim zu verderben, um auch dahin Gift zu bringen, wohin es auf keinem andern Weg kommen konnte. Eine ſtille Tugend will man recht zur Schau ſtellen, damit es mehr ſtille Tugenden gebe! Einen Sinn, deſſen größter Werth darin beſteht, daß man ſeinen Werth ſelbſt nicht kennt, will man wecken, durch eine Anſtalt, bei der er dem ganzen Lande bekannt werden muß! Ob man es nicht auch in die Landeszeitungen wird einrüken laſſen, wenn Jemand andächtig gebetet hat, um die Landeskinder zur Andacht zu ermuntern! Sicher welken die Roſen des ſchönſten Mädchens, an dem Tag', da ſie als Roſenmädchen gekrönt wird. Auf landesherrlichen Befehl ſezt man feierlich in der Kirche, eine Knoſpenraupe an die ſchönſte Roſenknoſpe des Mädchens, das als Roſenmädchen ausgerufen wird, die denn, ihrer Natur nach, die Knoſpe zerſtört, daß ſie nie eine Roſe werden kann. Es iſt uns

begreiflich, daß man dies nicht einsieht. Das Mädchen, das bisher seine kranken Aeltern verpflegte, seine Geschwister versorgte, an öffentlichen Vergnügungen wenig Theil nahm, auf seinen guten Namen hielt, und dabei nichts anderes zu thun glaubte, als was recht sey, was jedes ordentliche Mädchen thun würde, die wird jezt hervorgezogen, schön geputzt, im Triumph zur Kirche geführt, öffentlich andern zum Muster vorgestellt, mit Rosen bekränzt, und erhält die Glükwünsche von allen denen, die sie zu verehren gewohnt waren. Muß denn das Mädchen nicht eitel und thöricht werden? Wird sie nicht mit einer gewissen Verachtung auf andere Mädchen herabsehen, die nicht so zur Kirche geführt, gelobt, gekrönt und beglükwünscht wurden? Muß sie nicht verderben, wenn sie kein Engel ist? Würde sie es nicht, wenn sie auch ein Engel wäre? Stolz bringt auch Engel zum Fall. Und die übrigen Mädchen, — welcher Neid wird in ihnen aufgeregt werden! Mit welchen scheelen Bliken werden sie die gekrönte ansehen, die vorher nicht beßer, nichts anders war, als sie! Statt befruchtenden Regens, hat man einen Mehlthau in die Gefilde des Dorfs fallen

lassen, der alle Insekten entwikelt und alle Blüten verdirbt. Und wie werden die Folgen seyn! Jedes Mädchen im Dorf wird sich jezt bemühen, die gute Tochter, die gute Schwester — nicht zu seyn, sondern zu machen, — nicht um seine Pflicht zu erfüllen, nicht aus gutmütiger Liebe, aus schönem Instinkt, sondern um auch einmal gekrönt zu werden. Wie wird man intrikiren, wie vielerlei Bestechungen versuchen, um eine gekrönte Schwester oder Tochter zu haben, oder um selbst gekrönt zu werden!

Ich kannte ein schönes tugendhaftes Mädchen, die ihre Tugend aufopferte, um als die Tugendhafteste gekrönt zu werden.

Der Prinz von Ligne sagt: „die Philanthropie (die bekanntlich einmal in Frankreich alle positive Religion ersezen solte) oder vielmehr die Philanthropomanie (die Menschenliebelei nicht) ist eine sonderbare Erfindung. Ist denn ein griechischer Name eine Sekte, sind Versammlungen und Schriften nöthig, um seinen Nächsten zu lieben?“ Ich möcht' auch sagen: die Rosen-

feste, oder vielmehr die Schirlingsfeste sind eine sonderbare Erfindung. Ist denn ein Zug in die Kirche, eine Lobrede, eine Krönung nöthig, um seine kranke Aeltern zu verpflegen oder für seine verwaiſete Geſchwiſter zu sorgen? Wer ſtärkende Arzneien bedarf, um ſeine häusliche Geſchäfte zu verrichten, der iſt ſehr ſchwach; und wär' er es nicht, ſo wird er's durch die Arznei.

Will eine Regierung wirklich häusliche Tugend, und mit ihr häusliches Glük befördern; ſo ſorge ſie für gute Beamte, Prediger, und Schullehrer. Nicht für Prediger, die in eine Zeitphiloſophie eingeweiht, oder neben ihrer eigentlichen Religionswiſſenſchaft, noch gute Oekonomen, Pomologen, Bienenwärter, Halbärzte oder etwas der Art ſeyn ſollen; ſondern für ächt religiöſe Männer, die wahres Chriſtenthum, ohne Schulformen, einfach und herzlich, nach der Bibel lehren, und feſt glauben, was ſie lehren und thun, ſich beſtreben, nach dem, was ſie glauben; die den Saamen der Religioſität in die jungen Gemüther ſtreuen und durch Wachſamkeit über Sitten ihn pflegen, die Betrübten tröſten, Kranken zureden und Sterbende

bende hinüber begleiten bis an die Pforten jener Welt; die sich durch ihr ganzes Wirken und Leben, Zutrauen bei ihren Gemeinden zu erwerben wissen, und dieß Zutrauen zu nichts anders brauchen, als zur Beförderung der Religiosität, also wahre Pastoren, Hirten ihrer Heerden sind, Priester Gottes und Christus, und dessen Stellvertreter in ihrem Kreis. Nicht für Beamte, die blos Prozeße entscheiden, sich mitunter auf eine feine Art, bestechen lassen, ihr Ansehen durch Despotismus gelten machen, die Strafkassen füllen, die Berichte ordentlich einschiken, und sich vor ihren Obern außer Verantwortlichkeit erhalten, sondern für Männer, die in Hinsicht des Herrschens das sind, was die Pfarrer in Hinsicht des Herzens sein sollen; die väterlich über Gesundheit, Wolstand, und Sitten ihres Amtsbezirks wachen, die Unordentlichen zur Ordnung weisen, die Nachläßigen anspannen, die Fleißigen, Guten aufzeichnen, Prozeße vergleichen oder abkürzen, und mit ernster Festigkeit gesezliche Ordnung erhalten, damit es den Pfarrern desto leichter werde, durch Vertrauen und Liebe, Sittlichkeit und Religiosität zu befördern. Der Staat sorgt für Schullehrer, die, nicht

roh, aber nicht überbildet und noch weniger verbildet, die höchste Ehrfurcht vor Sittlichkeit und Religiosität im Herzen haben, und aussprechen in ihrem ganzen Wesen, die selbst vom Geist der Liebe beseelt, sich die Liebe der Kinder zu erwerben wissen; die Respekt haben, vor der kindlichen Natur, und den Kindern Respekt einzuflößen verstehen, vor der menschlichen; die Bibelkenntniß und Naturkenntniß genug haben, um in die Kinder aus Natur und Bibel, die ersten Keime der Dankbarkeit, des Zutrauens, der Ehrfurcht und Liebe zu Gott, zu pflanzen; die übrigens nicht mit neuen Lese-, Schreib-, Rechen- und Sekundarmethoden prunken, sondern alles auf das Einfachste und Natürlichste betreiben, sich von ihren Pfarrern leiten lassen, durch das alles aber ihr Ansehen bei den Aeltern der Kinder, gründen und erhalten. Diese Männer, die wahren Stützen des Staats, halte man in Ehren, verschaffe ihnen ein sorgenloses Auskommen, wenn auch darum fünfzig Pferde weniger im Marstall — müßig stehen, ein Dutzend Kammerherren und Kammerjunker weniger müßig gehen, ein halbes Dutzend Geheimräthe weniger müßig sitzen, oder ein Paar hundert

Gardiſten weniger müßig herumreiten, wenn auch die Maskeraden, die Opern und Hoffeſte weniger glänzend ſeyn müßten. Der Regent ſelbſt ſey Vorbild jeder häuslichen Tugend, und ſorge dafür, daß es auch die Erſten des Hofs und des Staats ſeyen, und was die Hauptſache iſt,

er zeige Ehrfurcht vor Religion und ihren würdigen Verkündigern

vor dieſem Quell, aus dem die häuslichen Tugenden und jede andere von ſelbſt, rein und lauter fließen, dann wird es keiner Roſenfeſte und keiner Medaillen, und keiner Art von Reizmitteln bedürfen, die ohnehin nur eine Rolle ſpielen, zu einer Maskerade ermuntern, von der nichts als Erſchlaffung zu erwarten iſt.

Jede Regierung, der das Wohl des Staats am Herzen liegt, wird hierin das herrlichſte Mittel zur wahren religiöſen Bildung finden.

Hundert ein und dreißigster Brief.

Aeone an Wandulf.

Werdau.

Ich muß Ihnen doch von einer Geisteshypochondrie erzälen, die meinen Edelwald befallen hatte, von der er aber nun glüklich geheit ist, und — ohne Ruhm zu melden, — durch mich. Es war eine gar komische Geschichte. Manchmal mußt' ich bei Seite gehen, um zu lachen, weil ich vor Edelwald nicht lachen durfte, da er die Sache so sehr ernsthaft nahm, und darum war mir manchmal auch ganz weh dabei, weil doch wirklich seine Ruhe gestört zu seyn schien. Sie wissen, daß Thorilda von B—z noch in unserer Nähe lebt. Am folgenden Tag, als Edelwald zurükgekommen war, machte sie uns einen Besuch. Sie betrachtete Edelwald von unten bis oben, brachte ihn auf Gespräche über mancherlei Gegenstände, ließ ihn erzälen

und urtheilen, widersprach ihm, sagt' ihm hier und da etwas Angenehmes, behauptete die tollsten Sachen, beharrte darauf oder gab nach, wie es ihr einfiel, kurz: sie begukte seinen Kerl, sein Herz, seine Festigkeit, so wie sie seine Augen, seine Nase, seine Figur begukt hatte. Flüchtig, im Weggehen sagte sie mir: „es scheint etwas an deinem Edelwald zu seyn.“ Edelwald schien indeß eben nicht sehr erbaut von ihr. „Ein sonderbares Geschöpf!“ sagt' er als sie weg war. „So viel Talent, Scharfsinn und Bildung, und Alles mißbraucht, um ja nicht liebenswürdig zu seyn!“ — „Das wollen wir sehen!“ antwortete ich; denn sie kann wirklich sehr liebenswürdig seyn. Sie kam öfter, stritt sich mit mir und Edelwald, oft hartnäkig mit ihm; gab aber am Ende meist nach. Edelwald behauptete seine ganze Männlichkeit gegen sie. Einst, als sie anfieng, ziemlich frei über Religion, besonders über christliche zu sprechen, sagt' er ihr ganz ruhig, aber schneidend ernst, das Christenthum sey ihm heilig, wie Jedem, der es kenne; wer darüber disputiren möge, der zeige eben dadurch, daß es ihm noch nicht heilig sey. Er lasse jedem

Menſchen gerne ſeine Ueberzeugung; allein man ſolle ihm auch die ſeinige laſſen, und das nicht zum Gegenſtand des Spottes machen, was ihm Gegenſtand ſeiner tiefſten Verehrung ſey. Er werde nicht einmal von Friedrich II., (er iſt ihr Abgott,) in ihrer Gegenwart, leichtſinnig reden, ob er gleich über Manches leichtſinnig geredet und geſchrieben habe, was weit mehr Verehrung verdiene. Dieſe feſte Männlichkeit gefiel ihr. Sie kam faſt täglich und endlich fand auch Edelwald Geſchmak an ihrem Umgang. Wir beſuchten ſie zuſammen, Edelwald auch wol allein. Wir machten Muſik, laſen, urtheilten, plauderten; es kam endlich ſo weit, daß es uns Beiden gar nicht recht war, wenn Therilda nicht zu gewöhnlicher Zeit kam, oder wir abgehalten wurden, zu ihr zu kommen. Ich fand nichts natürlicher als das; auch daß Edelwald lieber mit uns, auch wol mit Therilda allein, ſpazieren gieng, und nicht mehr ritt. Indeß rieth ich ihm manchmal, ſein Pferd müſſe ihn von Reichswegen abwerfen, wenn er ſich wieder darauf ſetze, weil er gar nicht mehr reite. Ich würd' es am Ende wol ſelbſt noch reiten müſſen, wenn ich nicht zu ſehr Weib,

und das Reiten kein ſo männliches Beginnen wäre. Ich lacht' ihn aus, wenn er Abends gegen ſechs Uhr, wo Thorilda gewöhnlich kam, unruhig in der Stube auf- und abgieng. „Iſt ſie nun nicht doch, dir zum Troz liebenswürdig worden?“ fragt' ich dann einigemal. Und nun gieng mit Edelwald eine ſichtbare Veränderung vor. Er war zurükhaltend und betreten in Thorildas Gegenwart, vermied ſie augenſcheinlich, ritt, wenn wir gehen wolten, und gieng, wenn wir zu Haus blieben. Er wurde verlegen, wenn ſich ihm Thorilda näherte, wie ſie in ihrer Unbefangenheit, immer gethan hatte, und näherte ſich ihr nie, wie ehemals. Schwer war er zu bewegen, ein Terzett mit uns zu ſingen; zu einem Duett mit ihr brachte man ihn kaum mehr. Anfangs nekt' ich ihn, nach meiner unlöblichen Gewohnheit, ſagt' ihm mit Lachen, daß ſich alle Phaenomene eines Verliebten an ihm zeigten, daß ich ihn aber nicht loslaſſen, ſondern feſt genug halten werde. Verſtehen Sie mich, mir kam kein Gedanke daran. Thorilda iſt ein Weſen, mit dem man ſich gern' unterhält, die man intereßant findet, deren Umgang man ſuchen, ſich zum Bedürfniß

machen, die aber ein Mann nicht lieben kann aus dem einfachen Grund, weil ſie kein Weib ſondern ein etwas fein-gegliederter Mann i Weibskleidern iſt. Ich kenn' eine Meng Mannsperſonen, in Aemtern und Würden, di weniger Mann ſind, als Thorilda. Ich kan alſo auf den Gedanken, Edelwald glaube Eifer: ſucht in mir zu ſehen. Ich ſagte kein Wort, aber ich zeigt' ihm, daß mir kein Gedanke dar- an gekommen war. Ich ließ ihn mit Thorilda allein, ſo oft es angieng, lud ſie bei jeder Ge legenheit ein, veranſtaltete ihnen einſame Spa ziergänge, und war, wenn beide zurükkamen in meiner roſenfarbenſten Laune. Ich gab ih Gelegenheit, jedes Talent gelten zu machen wozu ſie ſich dann auch eben nicht zwingen ließ Aber Edelwald wurd' immer verlegener, ängſt licher, und vereitelte meine Abſicht meiſt. Da war's alſo nicht. Auch bat er mich am End dringend, ihn mit Thorilda nicht ſo zu peini gen. Ich fragt' ihn, ob er denn ihren Um gang nicht mehr gern habe, und er geſtand mir, daß das der Fall nicht ſey. Ich drang liebevoll in ihn, und endlich kam es heraus, daß er fürchte, ſie moge ihn nur zu ſehr in

tereßiren. Das war's alſo! der gute, ehrliche Edelwald, fürchtet eine Untreue an ſeiner lieben Aeone zu begehen; er hielt ſein Intereße an Thorildens intereßanten Umgang für aufkeimende Liebe, und wolte ſich, wie ein Tugendheld zurükziehen. Mogt' ich ihm ſagen, was ich wolte; er glaubte mir nicht. Ich nahm mir alſo vor, ihn gründlich von dieſer hypochondriſchen Flurre zu heilen, ihn durch ſein eigenes Gefül zu überzeugen, daß ihm ſeine Aeone noch weit unentbehrlicher als Thorilda ſey. Ich ließ mich durch eine Freundin nach Hannover einladen, zu einer Zeit, da ich wußte, daß Edelwald mich nicht begleiten konnte. Ungerne ſah er's, aber ich that, als merkt' ich es nicht. Ich reiſete ab, — auf einige Tage nur, wie ich ſagte. Thorilda empfal ich' meinen Edelwald, während meiner Abweſenheit, zu unterhalten; und ſie würd' es gethan haben, wenn ich es ihr auch nicht empfolen hätte. Sie kam alſo regelmäßig am Abend; denn unter ihre Unweiblichkeiten gehörte auch dieſe, daß ſie von aller Verlegenheit Edelwalds nichts bemerkte, die er freilich auch ſorgfältig vor ihr zu verbergen ſuchte. Als die Paar beſtimmte Tage

herum waren, schrieb ich ihm, daß meine Freundin mich gar zu gerne, noch acht Tage bei sich zu behalten wünsche; daß sie sich nicht recht wol befinde, und durch meine Nähe erheitert würde. (Daß diß leztere wahr war, versteht sich.) Edelwald antwortete mir, daß es ihm zwar leid sey, mich zu missen; daß er es aber meiner Freundin nicht versagen dürfe. — Von Thorilda kein Wort! — Nach acht Tagen schrieb ich noch einmal, daß mich herzlich nach Haus, zu ihm und den Kindern verlange; daß mich aber meine Freundin gar zu dringend gebeten habe, nur noch einige Tage zuzugeben; ich habe den Muth oder die Härte nicht gehabt, es ihr bei ihren Leiden abzuschlagen. — Edelwald antwortete nicht, kam aber am folgenden Tag selbst. Er versicherte mich, es sey ihm unerträglich worden, mich so nahe zu wissen, und mich doch nicht zu sehen. Ueberall hab' es ihm gefehlt, und er wolle die wenigen Tage lieber hier zubringen, und mich zurück begleiten. Ich bezeugt' ihm meine Freude über seine Anhänglichkeit, sezt' aber hinzu, daß ich mich gewis nicht würde haben bereden lassen, wenn ihm Thorilda nicht Gesellschaft geleistet hätte.

„Ja," sagt' er, „wenn du auch da bist; dann hab' ich sie gerne um mich, unterhalte mich gerne mit ihr, und kann ordentlich verlangen auf die Stunde, wenn sie kommt. Aber als du weg warst, wars ganz anders. Ich hört sie nicht recht an, und mogte ihr nicht viel widersprechen. Es war, als wenn mir mit dir das Band fehlte, das uns zusammen hält. Wirklich hätt' ich selbst geglaubt, sie sey mir mehr, als sie mir wirklich ist." — „Also fürchtest du doch nicht mehr, daß sich eine Liebe zu ihr, in deinem Herzen anspinne?" — Ich hieng an seinem Hals, mit vollem Erguß meiner Liebe, als ich dieß sagte. Und nun bekannt' ich ihm den ganzen Zwek meiner Reise, die Ursache meines Zögerns, Alles. Ich bemühte mich, ihm seine eigene Empfindung zu erklären; daß er an dem Umgang, an dem vielseitig-gebildeten Geist, an der Originalität Thorilda's Geschmak gefunden, sich in gewissen Stunden, nach diesem Umgang gesehnt habe, wie sich manche Menschen um sechs Uhr Abends nach einer Parthie Ombre sehnen; daß dabei aber noch eine dritte Person, ich z. B. nöthig sey, wie zum Ombre; daß man überhaupt,

manche Perſonen nur durch oder vermittelſt einer Dritten, recht genießbar finde, wie die Quinte zur Terzie und Oktav angeſchlagen werden muß, um einen Akord zu machen, oder wie man manche Landſchaften nur bei Mondſchein recht intereßant finde, oder Hakert'ſche Trankparenten, blos von hinten erleuchtet, in einem verfinſterten Zimmer. Daß man Thorilda als Menſchin intereßant finden, aber nie als Weib lieben könne. Es fiel ihm Anfangs auf. Sein männlicher Stolz ſchien etwas beleidigt. Als ich ihm aber alles entwikelte; daß unſer häusliches Glük durch ſeinen Wahn hätte geſtört werden können; was Thorilda von ihm gedacht haben müſſe, wenn er ſich noch merklicher, endlich auch ihr merklich, von ihr zurükgezogen hätte, daß ſie am Ende ſelbſt hätte glauben müſſen, was er ſich eingebildet habe; daß mein Zureden und Vorſtellen fruchtlos geweſen ſey: daß ich eben kein anderes Mittel habe ausdenken können, ihn zur Ueberzeugung ſeiner immergleichen Liebe zu mir zu bringen, und zur Ruhe. Da erkannt' er das Wohlthätige meines Heilmittels, und ſeit der Zeit iſt alles gut. Nur eine gewiſſe Schaam vor mir iſt ihm zurükgeblieben, und ein gewiſſes

Mißtrauen in seine Menschenkenntniß, was ich nicht leiden mag, was auch noch weg muß. Nie muß sich ein Mann vor seiner Frau schämen, dünkt mich; nie muß er irre werden an sich selbst, nie die Zuversicht verlieren, die dem Mann in hundert Fällen unentbehrlich ist. Manchmal ist mir's deßwegen so, als hätt' ich's nicht thun sollen, wenigstens wolt' ich das heroische Mittel nur dem Weibe rathen, das der Liebe ihres Mannes ganz sicher ist, und eben so sicher, daß sein Stolz nicht allzutief gekränkt werden könne, daß seine Liebe noch größer sey, als sein Stolz.

Unsere gute Amala ist jezt in einer Krise, die alles entscheiden muß. Ihr Inneres ist sehr krank, wie das Aeußere bei jeder Krise. Sie fühlt, daß sie alles verlieren werde, wenn sie ihren Glauben verliert, und doch — aber Edelwald wird Ihnen nächstens darüber schreiben.

Hundert zwei und dreißigste Brief.

Amala, geborne Lindow, an Theophan.

Werdau.

Meine mütterliche Freundin, Adelheid Külthal, hat mir so viel Gutes von Ihnen gesagt, ehrwürdiger Herr, Ihre Briefe, die sie mir vorlas, und der würdige Herr Oberamtmann Edelwald, mein Beschüzer und hoffentlich mein Retter, haben es so ganz bestätigt, daß ich in meiner Bedrängniß meine Zuflucht zu Ihnen nehme, und mir, mit vollem Vertrauen, Ihren Rath erbitte, in einer Sache, von der das Glük und die Ruhe meines Lebens, vielleicht aber auch mein eigenes Heil abhängt.

Ich bin seit zwei Jahren an einen gewissen Major Esrlandin verheirathet, einen sehr liebenswürdigen Mann, den ich für sehr gut hielt, der aber nicht ganz gut ist, wenigstens nicht

gut an mir gehandelt hat; von dem ich glaubte, er liebe mich, der mich aber nicht liebte, vielleicht nicht lieben konnte, und nur mein liebendes Herz befriedigen wolte. Ich quäle mich sogar noch manchmal mit dem Gedanken, daß er vielleicht gut geblieben wäre, wenn er eine liebenswürdigere Person als mich gefunden hätte, daß er vielleicht aus Verzweiflung sich in ein Gewirr von Lustbarkeiten geworfen habe. Freilich zeigen seine Briefe an den edlen Edelwald, schon vor seiner Verbindung mit mir, daß er — Nebenabsichten dabei gehabt habe, die nicht edel waren; daß er schon damals entschloßen war, nach Paris zu reisen. Freilich hat er in Paris viel Geld gebraucht, und man sagt mir allgemein, daß die Kunstsachen, die er mitgebracht, nicht viel werth seyen — Aber was thut das? Ist es ja nur Geld, das mich nicht glüklich macht, ohne das ich aber recht gut, glüklich seyn könnte. Indeß bin ich mir bewußt, daß ich ihn treu und redlich geliebt, daß ich an seine Redlichkeit wie an Gott geglaubt habe. Und noch jezt — ich wäre weit ruhiger, wenn er mir gleichgültiger wäre. Noch jezt will mir's oft nicht in meinen Sinn, daß er es nicht red-

lich mit mir gemeint haben solte. Daß er mich indeß nicht mehr liebt, vielleicht nie geliebt hat, dessen bin ich zu gewiß, weil er — eine andere liebt, und mit von Paris gebracht hat. Weiter etwas darüber zu sagen, kann ich nicht über mich gewinnen; Herr Oberamtmann Edelwald wird Ihnen bestimmtere Kunde geben.

Sie werden daraus sehen, daß ich mich von ihm scheiden lassen muß, wenn ich nicht mein ganzes Vermögen — doch, das wäre noch das Wenigste! — wenn ich nicht das Glük und die Ruhe meines Lebens verlieren will. Das seh' ich selbst ein. Allein ich muß das alles verlieren, aufopfern, und bin bereit dazu, so bald die Scheidung von unserer Kirche verboten, also vor Gott unrecht ist. Lieber hier eine kurze Zeit unglüklich, wo mir doch kein Glük mehr werden kann, als dort. — Ich habe Sie als einen Mann kennen gelernt, der ungescheut die Wahrheit sagt, wenn er gefragt wird, wenn sie auch den Fragenden noch so hart auffallen solte. Sagen Sie mir also auf Ihr Gewissen, wenn Sie Herrn Edelwalds Brief gelesen haben, ob ich mich nach den Gesezen unserer Kirche scheiden lassen darf, oder nicht. Ich weiß wol, daß

manche Lehrer unserer Kirche behauptet haben, Scheidung sey erlaubt: aber das wird mich nicht beruhigen. Sagen Sie mir, was die Vorschrift der Kirche ist, durch sie redet Gott zu mir; ihr will ich folgen. Entscheidet sie, daß ich in Verbindung mit Esplandin bleiben soll; so will ich ihn zwar durch meine Gegenwart nicht belästigen, sondern ihn ungestört leben lassen, mit der Person, die er liebt, und die er sich ohne Nebenabsichten gewält hat. Aber ich werde mich immer als seine Gattin betrachten, ihm mein Vermögen überlassen, und nur so viel behalten, als zu meinem Unterhalt und zu den kleinen Wohlthaten nöthig ist, die ich schon seit mehreren Jahren einigen armen Familien bestimmte; ich werde den Rest meines Lebens in einem Kloster, oder ganz abgesondert von der Welt zubringen und Gott danken, daß ich noch hier büßen kann, für die Eitelkeit, zu glauben, daß ein Mann von Esplandins hohem Geist und Genialität, an einem gutmütigen aber unbedeutenden Mädchen alles finden könne, was sein Wesen bedarf.

Ich erwarte mit Sehnsucht Ihre Antwort.

Hundert drei und dreißigster Brief.

Edelwald an Theophan.

Werdau.

Ich lege Ihnen, verehrter Mann, hier einen Brief von einem der besten kindlichen Wesen bei, das sich je an einen Mann mit ihrem ganzen Herzen gehängt hat, und von ihm getäuscht worden ist. Es ist ein ehemaliger Bekannter von mir, der Major von Esplandin, dem sie Herz, Hand und Vermögen hingegeben und der sie um das alles betrogen hat. Da er jedes Jahr mehr ausgab als einnahm, und Lust hatte, noch weit mehr auszugeben: so baut' er einen Finanzplan auf das Vermögen des guten Mädchens, das ziemlich ansehnlich ist, und er that dies um desto lieber, da er sie kennen gelernt, und sie ihm gefallen hatte. Auch ihre gutmütige Kindlichkeit, Bescheidenheit, ihr prätensionsloses Wesen, paßte ganz in seinen Plan. Er machte sich

mit ihr bekannt, und wurde bald von ihr geliebt, da er sehr liebenswürdig ist. Sie verlobten sich; er wußt' es so einzuleiten, daß sie ihm gleich im Ehekontrakt, ihr ganzes Vermögen schenkte, und nun gieng er nach Paris, wo er sich allen Ausschweifungen überließ, 80,000 Livres durchbrachte, und dafür ein halbes Duzend schlechte, wol durchgeschwärzte Copieen von guten Originalmalern mitbrachte, die ihn etwa 800 Livres gekostet haben können, die er aber für die Originale ausgab. Zugleich brachte er eine Tänzerin mit, die dort ausgedient, die er unterhalten, und die ihn zu fesseln gewußt hatte. Sie war als Mann verkleidet, um keinen Verdacht zu erweken. Eine Zeitlang hatt' er sie im Hauf' unter dem Titel seines Freundes; bald wurd' ihr aber ein Haus mit allem Zubehör eingerichtet, und dort ungeheuer verschwendet. Amala vernachläßigte er ganz; ich erfuhr dies alles, als ich nach Cassel kam, sah des armen verlassenen Weibes Gram, und beschloß, sie zu retten, wozu ich schon vorher einige mißlungene Versuche gemacht hatte. Aus Esplandins, Amalens und meinen Briefen, die ich Ihnen beilege

können Sie das Nähere sehen*). Sie lebt bei mir, weiß alles, sträubte sich Anfangs, zu glauben was sie doch schon in Cassel befürchtet hatte, daß Esplandin nemlich mit einer andern Person lebe, und sowol vor, als nach ihrer Verheirathung, mit ihr in dem nemlichen Hause gelebt habe. Indeß mußte sie sich überzeugen, durch Esplandins eigene Briefe, durch das, was ich selbst gesehen habe, und durch die feierliche Aussage eines alten ehrlichen Bedienten, der mit in Paris gewesen war, dort das ganze Leben mit angesehen, und den Mitleid mit der Engelsseele Amala dahin gebracht hatte, alles zu eröffnen. Esplandin hat neulich die Unvorsichtigkeit gehabt, ihn wegen einigen Vorstellungen aus dem Dienst zu jagen. Jezt ist sie überzeugt, daß sie sich von ihm scheiden lassen könne, und sich von ihm scheiden lassen müße, wenn sie auch nur etwas von ihren Vermögen retten, und nicht die ganze Ruhe ihres Lebens, einem Elenden aufopfern wolle. Nur hat sie noch Gewissensskrupel, ob sie es auch nach den Gesezen der Kirche dürfe. Sie ist fromm, hält also fest an

*) Sie finden sich alle in diesem Bande.

diesen Gesezen. Ihr bisheriger Beichtvater, ein strenger aber noch etwas unaufgeklärter Mann, der ihr vermutlich die Scheidung widerraten hätte, hat zum Glük aus andern Ursachen, ihr Zutrauen verloren; Sie sollen ihr also raten. Was dies seyn wird, weiß ich vorher, da ich Sie kenne; ich sag' also kein Wort darüber: aber erwägen Sie das wie, bei dieser ängstlich gewissenhaften, für das, was recht und gut ist, alles aufzuopfern willigen Seele. Sie verdient, recht beruhigt und glüklich zu werden, was sie, so bald der wunde Flek in ihrem Herzen geheilt, und ihr Glauben an Menschen, oder vielmehr, an sich selbst wieder gehörig gestärkt ist, sehr leicht werden kann.

Ich empfehle Ihrer Weisheit und Fürliebe diese Sache, die mir sehr am Herzen liegt, und meiner Aeone fast noch mehr als mir.

Hundert vier und dreißigster Brief.

Adelheid Külthal an Theophan.

Lindenfeld.

Seit uns der Verlust unserer Hella ersezt ist, seit ich meinen Oswald heranwachsen sehe, hat sich manches in meinem Inneren entwikelt was mich manchmal besorgt macht, als steh' es nicht recht mit mir, was ich deßwegen Ihnen, als meinem freigewälten Beichtvater beichten muß. War vorher mein Gewissen nicht so zart, oder bin ich jezt ängstlicher — ich weiß es nicht — das weiß ich aber, daß mir die Skrupel nicht kamen, die mich jezt manchmal quälen. Ich habe nemlich gegen Oswald, durch den uns Hella ersezt ward, eine ganz andere Art von Empfindung, wie gegen die Kinder meines Mannes. Mir ists, als sey mein Herz in ihn übergegangen; als sey er eigentlich mein wahres Ich. So

ist mirs mit den andern Kindern nicht. Ich habe sie alle herzlich lieb; aber es ist eine mehr gewöhnliche Liebe. Sie sind so kein Theil von mir selbst. Sie sind mir fremder, ferner, als Oswald. Diese Sehnsucht bis er erwacht und seine Blike auf mich wirft; diese Wonne bei dem Betrachten seines Schlafs; diese Seligkeit, wenn er meine Liebe durch ein Lächeln erwiedert — er lächelt aber auch wie ein Engel! — wenn er mich mit seinen kleinen Händchen streichelt, von dem Arm seiner Wärterin zu mir hinreicht; nein! diese empfand ich bei Külthals Kindern nie! Solt' ich auf dem Wege seyn, eine Stiefmutter gegen sie zu werden? Und was soll ich thun, um es zu verhindern? Ich bin darum ängstlich bei ihrer Behandlung und Erziehung. Besonders wag' ich nicht Unarten an ihnen, scharf zu tadeln oder gar zu bestrafen. Ich fürcht' immer, hart zu seyn gegen sie. Es muß weit gehen; denn mein Külthal hat mich schon darüber zur Rede gestellt, und mich aufmerksam darauf gemacht, daß mir die Kinder nicht mehr so pünktlich folgten, wie ehemals. Wirklich ist es auch so. Sie thun zwar am Ende, was ich

haben will, allein ich gebe ihnen gute Worte, frage sie, ob sie mich nicht mehr liebten; Amilie natürlich die weichste thut es dann gleich, und Franz, etwas mehr Starrkopf, bleibt nicht zurük. Allein es geht doch nicht alles mehr auf einen Wink. Manchmal dünkt mich, es sey nicht recht und ich müßte mein volles Mutteransehen wieder gelten machen, was Külthal gleich herzustellen weiß, wenn er gegenwärtig ist. Aber dann bedenk' ich doch auch, daß Gehorsam aus Liebe der edelste Gehorsam ist, daß die Kinder also besser werden, wenn ich ihren Gehorsam erbitte als wenn ich ihn erzwinge. Ruhig bin ich aber bei der ganzen Sache nicht, und bitte Sie deßwegen um Ihren Rath. Aus Delikatesse mag ich meinem Külthal meine Empfindungen nicht ganz entwikeln, eben weil alle doch seine Kinder sind. Ich will recht handeln, das wissen Sie, ich möcht aber auch das Mittel wissen recht zu empfinden; dazu bedarf ich Ihrer Leitung.

Külthal ist wol, ruhig, und glüklich, wie man nur bei festem Vertrauen auf Gott seyn kann. Grüße von ihm bring' ich Ihnen aber

nicht, weil er von meinem Brief nichts weiß; und ich werfe mir das ſo wenig vor, als ob ich heimlich wegen eines Geburtstagsgeſchenks an Sie geſchrieben hätte. Wenn ich im Reinen mit mir ſelbſt bin; dann iſt — der Geburtstag vorbei, dann ſoll er's ſchon erfahren.

Hundert funf und dreißigster Brief.

Theophan an Adelheid.

Brukholm.

Eine der edelsten Damen, die ich je kannte, eine Schwester, wie es wenig Schwestern, eine Freundin, wie es wenig Freundinnen, eine Stiefmutter, wie es wenig Mütter giebt, sezte mich einmal in große Verlegenheit, als von den Provinzialnamen der bekannten Blume: Je länger je lieber und Stiefmütterchen die Rede war. Bei einer Stiefmutter hatt' ich nie an sie gedacht; ich schmälte deßwegen sehr darüber, daß man den ersten schönen Namen in den zweiten häßlichen verwandelt hätte. „Ist denn eine Stiefmutter so etwas übles?" fragte sie ruhig. Wie ich erschrak, können Sie denken. Indeß sagt' ich ihr ehrlich, wie es zugegangen sey; daß ich mir bei einer Stiefmutter, wie sie selbst denke. Erst später fiel es mir ein, daß

ſie beides ſey; ich glaube, ich hätt' es ihr ſonſt auch geſagt.

Dieſe Anekdote ſoll Ihnen, meine theure Freundin, nur ankündigen, daß ich über Ihre Aengſtlichkeit gelächelt habe. Daß mich dieß aber nicht abhalten wird, Sie ernſtlich zu beruhigen, das wißen Sie. Wäre ja das ein harter Menſch, der eine Aengſtlichkeit bei einem Andern nicht achtete, weil er ſie für grundlos hält. Sie quält ja darum den Aengſtlichen nicht weniger!

Mutter können ſie denen nie werden, die nicht Ihre leiblichen Kinder ſind. Es iſt nur eine Redensart, wenn man dieß von irgend Jemand ſagt, die die Kinder nicht geboren hat. Stiefmutter iſt alſo ein widerſprechender Begriff. Das Wort Mutter muß immer allein ſtehen, die Mutter iſt ſo einzig in der Natur, wie Gott. So wenig man Stiefgott: ſagen kann; ſo wenig ſolte man Stiefmutter ſagen. Nie können ſie alſo das, für andere Kinder empfinden, was ſie für ihre eigene empfinden; das liegt in der weiblichen Organiſation; und ſich vorwerfen, daß man nicht Stiefkinder wie eigene lieben kann, iſt eben ſo thöricht, als ob man

ſich ängſtigen wolte, daß man mit dem Ohr nicht ſehen, oder mit der Naſe nicht hören kann. Ehe eine Frau Kinder hat, kann ſie indeß, die Kinder ihres Gatten, auf eine Einzige, nach ihrer Meinung, nicht zu übertreffende Art lieben, wenn ſie ihren Gatten liebt. „Wer liebt den, der Andere geboren (oder gezeugt) hat, der liebt auch die, die von ihm geboren (oder gezeugt) ſind.“ So ſagt der große Virtuoſe der Liebe, Johannek. Ein Kind des geliebten Manns iſt auch wirklich das Beſte, Höchſte, nach dem Mann, für ein edles Weib. Aber es wird anders, wenn ſie ſelbſt Kinder bekommt. Ein neuer Sinn wird in ihr geöffnet; ein neues Leben entwikelt ſich. Was ſie jezt empfindet, kannte, ahnete ſie ſelbſt nicht in ſich. Es iſt eine Fülle des Geiſtes über ſie ausgegoſſen, wie über jene Chriſten am Pfingſtfeſt. Man ſtaunt ſie an, und ſie ſich ſelbſt, wie jene. Ihr Kind iſt ein Weſen, das ihr angehört, wie Niemand; ſie iſt mit ihm zuſammen gewachſen, wie mit Niemand. Das iſt heilige Organiſation der Natur, und wehe dem Menſchen, der etwas dazu oder davon thun, der dieſe Einzige Empfin-

dung noch auf ein anderes Wesen leiten wolte. Es wäre Sünde, wie es nur Abgötterei ist, und im Grund auch Abgötterei. Ihr leibliches Kind liebt die Mutter, ohne es zu sagen, ohne es zu wollen. Sie mögte es lieben, und wenn diese Liebe Sünde wäre. Jezt muß sie sich sagen: die Kinder deines Gatten müssen auch deine Kinder seyn; du liebst sie auch, obgleich mit einer andern Liebe; du mußt sie behandlen wie dein leibliches Kind. Jezt tritt Pflicht ein; aber Pflicht, die durchaus nicht als kalte Pflicht erscheinen darf. Sie muß Natur werden, muß die Stelle jener Einzigen Mutterliebe ersezen, so weit sie ersezt werden kann. Mit weiser Milde hat die Natur dafür gesorgt, daß sich die Mutter vorbereiten kann auf diese Pflicht; hat sie ihr erleichtert durch Liebe zu den fremden Kindern, zu der ihr Herz schon gewohnt war, ehe sie eigene Kinder hatte. Jezt wissen und werden die Stiefkinder nie merken, daß sie Stiefkinder seyen; daß es noch eine andere Art von Mutterliebe gebe, als die, die man gegen sie äußert.

Nie also breche sie vor ihren Stiefkindern aus, jene einzige, heilige Zärtlichkeit, die sich

allein gegen ein leibliches Kind ergießen kann. Der Hoheprieſter unſeres Herzens darf überhaupt nicht, als ſolcher erſcheinen vor andern Prieſtern. Allein geht er ins Allerheiligſte; kein gemeiner Prieſter iſt Zeuge. Drükend iſt es immer für die, die uns nahe ſind, und zu den Nächſten zu gehören glauben, wenn ſie es ſehen, wie viel nähere Weſen wir haben; und warum ſolten wir ſie drüken? Viel weniger wird es ein edles Weib denen thun, die ja keine andere Mutter haben als ſie!

Ein Anderes wär' es mit erwachſenen Töchtern. Ich ſage: Töchtern; denn erwachſene Söhne muß nie eine Mutter allein erziehen, vielweniger eine Stiefmutter. Ihnen iſt der Unterſchied nicht immer zu verbergen; das Verhältniß wird unnatürlich, peinigend, wenn man ihn immer verbergen wolte. Den Unterſchied aber empfinden laſſen, ohne ſich zu erklären, wär' eine Art von Härte, könnte wenigſtens ſo mißdeutet werden. Mit ihnen rede alſo die Stiefmutter offen, doch mit der Zartheit und Schonung, die dem edlen Weibe natürlich, alſo leicht iſt. Sie ſag' ihnen, daß ſie nach der Natur des Menſchenherzens nicht Al-

lek das für sie empfinden könne, was sie gegen leibliche Kinder empfinde; daß sie ihnen also nicht leibliche Mutter sey, aber wie eine leibliche Mutter an ihnen handlen welle. Und das halte sie auch. Unpartheyische Gerechtigkeit, herzliche, sich immer gleichbleibende Gutmüthigkeit, gewissenhafte Treue kann unbeschreiblich viel ersezen. Ich kenn' eine Frau, die Stieftöchter, erwachsene Stieftochter bekam, und auch noch eigene Kinder, deren Stieftochter noch dazu, durch Zöglinge der Hölle, gegen sie eingenommen waren, und dadurch das Zutrauen dieser Töchter so gewann, ohne alle Kunst, blos durch ihre Redlichkeit, Güte und Liebe, daß man lange in dem Hause seyn konnte, ohne einen Unterschied zwischen den Kindern und Geschwistern zu bemerken, daß Alle die Mutter liebten, wie eine leibliche Mutter, und alle Geschwister sich unter einander, wie leibliche Geschwister. Das kann und wird sicher auch Ihr Fall seyn, wenn Sie sich nur ohne Aengstlelei und Klügelei überlassen Ihrem gesunden Herzen und gesunden Verstand, und der höheren Leitung, die Ihnen so heilig ist.

Aber seyen Sie ja nicht gelinder gegen Ihre Stiefkinder, als Sie gegen Ihre eigene seyn würden; nicht gelinder oder vielmehr schwächer, als Sie vorher waren. Dann wären Sie eine arge Stiefmutter, blos um keine zu scheinen. Nun; so fest Sie bisher auf Ihrem Wort bestanden haben; so fest bestehen Sie auch jezt darauf. So wenig Sie vorher Gehorsam erbeten, erschmeichelt haben: so wenig thun Sie es jezt. Ein erbetener Gehorsam ist kein Gehorsam. Die Liebesbeweise der Kinder müssen nicht erbettelt werden, sondern sich von selbst ergeben. Gehorsam der Kinder ist kein Liebesbeweis, sondern heilige, unerläßliche Pflicht. Bei dem unerwachsenen Kind hängt es oft von seiner Laune ab, ob es Liebesbeweise gerade jezt geben will; aber Gehorsam darf von keiner Laune abhängen. Gehorsam muß ein Theil seiner sittlichen Organisation werden, wie Athmen ein Theil seiner physischen ist.

Leben Sie wol und grüßen Sie mir zu seiner Zeit, Ihren Kulthal.

Hundert sechs und dreißigster Brief.

Theophan an Amala, geborne von Lindow.

Brukholm.

Mit der innigsten Theilnahme hab' ich Ihren Brief, meine Gnädige, und Edelwalds weitere Nachrichten gelesen. Nur der Allreiche, der Alles ersezen kann, darf so viel nehmen, als Ihnen genommen ist; und nur einem allweisen Vater, der nur weh thun kann, um wol zu thun, vermag man es zuzutrauen, daß Er diese schmerzende Wunde an Ihrem Herzen zu einem Reinigungs- und Veredlungsmittel für Ihr ganzes Wesen, nöthig gefunden habe. So wie es Menschen giebt, die zu Helden im Handlen für das Gute gebildet werden; so giebt es andere, besonders Personen Ihres Geschlechts, die Heldinnen im Dulden werden sollen. Indeß ist Ihnen noch bei Weitem nicht Alles genom-

men. Sie haben noch eine lange Reihe von Jahren vor sich, in denen Sie wirken und genießen können, und eine noch weit längere Ewigkeit, in der Wirken und Genuß Eins ist, zu der uns Alles Erdenwirken und Erdenduld den und aller Erdengenuß bilden soll. Ohne Hinblik auf sie wäre freilich manches Menschenleben, ein unauflösliches Räthsel, und ich getraute mir nicht, eine Vorsehung zu behaupten, nicht einmal die Kraft, sie zu glauben. Aber jezt ists anders. „Frage mich nicht, schuldloser Unglüklicher (wenn du in diesem seltenen Fall bist)" — so sagt ein gehaltreicher und tiefreligiöser Schriftsteller — „auf deinem Sterbebett, mit gebrochner Stimme: wo dann deine Vorsehung sey? — Schreitet hinter zu großem Glük die Nemesis strafend: so geht sie auch hinter zu großem Unglük belohnend. Siehe nur, so mußt du sie sehen."

Doch; so weit sind Sie noch nicht. Ich möcht' Ihnen vielmehr sagen: Leben Sie nur; handlen Sie entschlossen, und Sie werden die vergeltende Vorsehung erbliken, noch in diesem Leben.

Ich ſchäze Ihren Sinn, der lieber Alles dulden, das Glük und die Ruhe des Lebens aufopfern, als unrecht thun, und die Geſezze der Kirche übertreten will. So denkt eine ächte katholiſche Chriſtin. Was ſie als heilig bekennt, muß ihr auch heilig ſeyn; und dem, was ihr heilig iſt, muß alles Andere nachgeſezt werden. Aber die Kirche verbietet Ihnen in dieſem Fall nicht, ſich Hülfe zu verſchaffen; Vernunft und Chriſtenthum befiehlt es Ihnen vielmehr. Sie dürfen ſich ſcheiden laſſen; ſo müſſen Sie es auch.

Nur das iſt ein von Gott auferlegtes Leiden, was wir geduldig tragen müßen, wenn wir ohne Unrecht, ſchlechterdings nichts thun können, uns davon zu befreien. Können und dürfen wir etwas thun; ſo müßen wir's auch; ſo gewis wir Arznei nehmen müßen, um uns von einer Krankheit zu heilen, oder richterliche Hülfe ſuchen müßen, wenn man uns ungerechter Weiſe um unſer Vermögen bringen will. Sie würden das Glük und die Ruhe Ihres Lebens morden, wenn Sie ſich von dem Wüſtling Eſplandin nicht ſcheiden ließen; und das

ist auch ein Selbstmord, ein Selbstmord der ärgsten Art.

Denn, meine Gnädige, weder Jesus, noch die Apostel, noch unsere Kirche verbieten eine Scheidung, in Ihrem Fall: vielmehr wird gänzliche Scheidung ausdrüklich erlaubt.

Sie wissen, wie sich unser Herr über die Scheidungen ausdrükt. Freilich schränkt er sie sehr ein; aber, wenn der Mann oder das Weib durch Untreue die Ehe selbst gebrochen hat, dann sezt Er voraus, daß man sich scheiden dürfe. Und daß Er nicht zu der Obrigkeit, sondern zu dem Gewissen rede, das zeigt die ganze Rede deutlich genug.

Die Tradition, oder die, auf uns gekommene Meinung der Kirchenväter, der Kirchenversammlungen, und der Päpste, stimmt ebenfalls für die Scheidung in dem angegebenen Fall. Hören Sie nur einige Thatsachen.

Drei Kirchenversammlungen, die man für allgemeine Konzilien hielt, die also das höchste Ansehen in der Kirche hatten, erlaubten den morgenländischen, doch wie den abendländischen im Glauben vereinigten Christen, die Lösung des Ehebandes, wenn wichtige Ursachen da seyen.

Die lezte dieser Versammlungen nahm sogar den, gegen alle Ehescheidungen schon gefaßten Beschluß wieder zurük. Sechs Jahrhunderte lang erlaubten christliche Kaiser solche Ehescheidungen, und gaben Erlaubniß, sich wieder zu verheiraten, ohne daß die wachsame, für Glaubensreinheit so besorgte und damals noch so mächtige Kirche, je mit einem Wort widersprochen hätte.

Vier und zwanzig Kirchenversammlungen oder Päpste, als Päpste, wo ihr Urtheil für entscheidend gehalten wird, erlaubten die Ehescheidungen aus wichtigen Ursachen, und eine zweite Heirat; vier ohne solche Heirat, und einmal wurde die zweite Heirat abgerathen. Zwölf Kirchenväter waren für die Scheidung mit einer zweiten Heirat, sieben dafür, ohne zweite Heirat, alle aber dafür, wenn Ehebruch bewiesen war.

Die Kirchenversammlung zu Trident, erklärt sich nicht gegen die Scheidungen, sondern läßt die Sache unentschieden; sie vertheidigt sich nur gegen die Neuerer, die behaupten, man irre sich (das hieß damals so viel, als: man falle in eine Ketzerei) wenn man lehre, daß Ehescheidung ganz unerlaubt sey. Schon war der Be-

schluß entworfen, daß der von der Kirche verwor-
fen seyn solle, wer behauptete, durch Ehebruch könn-
ten vollzogene Ehen ganz aufgelöst werden. Als
man der Versammlung aber vorstellte, daß so
viele Kirchenversammlungen, in diesem Fall' er-
laubt hätten, daß auch sehr viele unter dem rö-
mischen Papst stehende griechische Katholiken dieß
bisher, allgemein für erlaubt gehalten hatten,
so wurde der Beschluß dahin abgeändert, daß
nur diejenigen von der Kirche verworfen werden
sollten, die anders Denkende eines Irrthums oder
einer Ketzerei beschuldigten. Sie sehen, man
wolte über die Sache selbst nicht entscheiden, aber
auch verhüten, daß nicht über strenger oder
ängstlicher denkende, ein Verwerfungsurtheil ge-
sprochen wurde. Es war also mehr ein Intole-
ranzverbot, als ein Verbot der Ehescheidungen.
Hatten die tridentinischen Väter, die Auflöslich-
keit der Ehe für einen Glaubensirrthum gehalten,
so hätten sie es geradezu erklären müssen, und
auf keine Vorstellungen achten dürfen. Sie hät-
ten sich erklären müssen, wie sie sich fast un-
mittelbar vorher gegen die Scheidungen, aus
Ursachen der Ketzerei, wegen Beschwerlichkeit des
Zusammenlebens, oder wegen Entfernung des

Einen Theils erklärt, und solche Scheidungen geradezu für verboten erklärt hatten. Daß sie es nicht thaten, zeigt klar, daß sie hierin nichts entscheiden wolten.

Seit sechs bis siebenhundert Jahren wird freilich die Wiederverheiratung nach einer Scheidung verboten; allein in dem Fall', der Sie getroffen hat, die Scheidung selbst, oder Trennung von Tisch und Bett erlaubt. Und seit Weckmeister, Ruppert, Socher und mehrere unserer angesehensten Theologen, diesen Gegenstand untersucht und Gutachten darüber ausgestellt haben, werden auch wieder Verheiratungen nach einer rechtmäßigen Scheidung, von der Kirche erlaubt.

Was wäre nun die Folge davon? die Tradition ist nicht einstimmig, was sie doch nach den Grundsäzen unserer Kirche seyn muß, wenn sie eine Glaubenslehre begründen soll. Im Gegentheil! wolte man auf die Mehrzal der Beschlüsse sehen; so wäre sie offenbar für die Scheidung in wichtigen Fällen, und für die zweite Ehe sogar. Die Lehre gehört also zur veränderlichen Kirchendisziplin; und es gilt, was unser heilige Augustin so wahr sagt: „Im Nothwendigen sey

Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in allem Liebe.“

Sie sehen, meine Gnädige, ich kann es sicher auf mein Gewissen nehmen, wenn Sie sich scheiden lassen, was auch im Napoleonischen Gesezbuch, sobald Beweise vorgebracht werden, ohne Anstand geschehen wird. Lassen Sie also Ihre Freunde, alle dazu nöthige Schritte thun, und ich weiß, daß Sie nach einiger Zeit Ihre verlorne Ruhe, und statt eines scheinbaren Glüks, ein wahres finden werden.

Lassen Sie mich Ihrem ferneren freundlichen Andenken empfolen seyn.

Hundert sieben und dreißigster Brief.

Edelwald an Wandulf.

Werdau.

Ich habe wegen Amala noch einen harten Kampf bestanden; aber ich hoffe, den lezten. Esplandin war hier, mit zwei seiner Freunde oder vielmehr, seiner Orgiiengesellen. Zum Glük, daß er so spät gekommen ist, daß ihn sein Leichtsinn erst jezt etwas fürchten ließ. Gewiß hätt', er sonst das übergute Wesen, noch einmal getäuscht und bethört. Jezt, als sie von allem überzeugt war, als sie die Beweise seiner Untreue, nicht blos aus dem Munde des alten treuen Kaspars gehört, sondern in Händen hatte. — Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen schon sagte, daß der alte Mann mehrere Billets von der Tänzerin an Esplandin, und von ihm an sie, aufbewahrt und mir gegeben hatte — jezt kostet es Mühe, sie fest zu erhalten. Ich mußte sie

immer fragen, ob ſie denn noch einmal ein agneau, ein bebis, eine imbecille ſeyn wolle. — So hatten beide ſie immer genannt — ich mußte ihr Stellen aus Eſplandins Brief vorleſen; ihr alles friſch ins Gedächtniß rufen, die plumpe Betrügerei mit den ſchlechten Copieen, ihr immer wieder auftiſchen, um ſie zu ſtärken in ihrem Entſchluß. Aber ich muß auch ſagen, daß Eſplandin alle Rollen mit der größten Gewandheit ſpielte und zu ſpielen wußte. Durch die Rolle des Reuigen hätt' er ſie beinahe wieder bethört. Nachdem er nemlich alles angewendet hatte, um Amala zu überzeugen, daß man ihm Unrecht thue, daß er ſich freilich Leichtſinn vorzuwerfen habe, und Verſchwendung, daß er aber in ihrer Nähe und durch die reine Athmosphäre ihres Weſens, ſchon ſolider geworden ſey, und es gewis ganz werde; daß er ihr nichts habe verſagen wollen, und blos deßwegen dieſe Entfernung zugegeben habe; daß er ihre Entfernung nicht länger habe tragen können; daß er mit den Gemälden blos ſey betrogen worden und was dergleichen Windbeuteleien und Schmeicheleien mehr waren; und als dieß vergebens war, weil ihn Amala nie allein, ſon-

dern nur in meiner Gegenwart sprach, und weil ich immer eingriff, sobald ich eine Schwäche an ihr merkte: so kam er an einem Morgen, ganz in dem Costume und mit dem Wesen einer männlichen Maria Magdalena, wie sie fast von allen Malern gemalt wird. Er war so reizend wie möglich, und schien von Schmerz zu Boden gedrükt, so sehr wie möglich. Den Ehekontrakt und mehrere Briefe hatt' er bei sich; seine beide Reisegefahrten und Mitspieler kamen mit ihm. Er machte seine Confessions, mit einer Natürlichkeit und Wahrheit, die dem besten Schauspieler Ehre gemacht hätten. Auch macht' ich einigemale Mine zu applaudiren, und es wäre wirklich dazu gekommen, wenn es die Schonung der tiefgebeugten Amala erlaubt hätte. Er sagte denn unter andern, daß er durch eine Cokette sey bethört worden; daß er allerdings einer Amala nicht werth sey, indeß alles zurüknehmen und gut machen wolle. Hier gab er ihr den Ehekontrakt zurük. Er verdiene die Güte nicht, die sie darin für ihn geäußert habe, wolle deßwegen auch keinen Gebrauch davon machen. — Der schlaue Vogel wußte wol, daß er dadurch nichts verliere; er mußte ahnen, daß sich Amala

ohnehin seiner Erklärung, ihr ihn zurükzugeben, sobald sie es verlange, bedienen werde, um ihn für null und nichtig zu erklären. Durch scheinbare Großmuth hatt' er die gute Seele schon einmal bethört; er hoffte das zweitemal die nemliche Wirkung. Der Cokette, die ihn bisher bestrikt, hab' er in diesem Briefe, den er mir hinreichte, förmlich entsagt, und hier auch (er legt' einen andern Brief vor mich hin) das Hotel, das sie bewohne, aufgekündigt. Er selbst sey Willens, auf sein Landgut in Westphalen zu gehen, wenn es ihm Amala überlassen wolle; dort wolle er den Rest seines Lebens, still mit dem Landbau sich beschäftigen, und die Menschen um sich her glüklich zu machen suchen. Von seinen beiden bisherigen Gefährten habe' er sich auch getrennt, weil er auch durch ihren Umgang verführt worden sey. Die beiden Vereinbarten waren erstaunt und empört über Eduards Monolog. Sie redeten ihm zu, er soll' es doch nicht zu weit treiben. Die Französin möchte er allerdings fortschiken, da es der gnädigen Frau unangenehm sey; aber es sey doch unsinnig, sich in eine Wüste zu vergraben; das werde die gnädige Frau selbst nicht wollen. Sie spot-

teten über ihn, riethen ihm, einen Sak ſtatt Uniform, und Aſche auf den Kopf, ſtatt eines großlokichen Titus. Sie baten Amala, ihn doch wieder zum Verſtand zu bringen, ſie allein könne es. Schon lange hätten ſie einen ſolchen Ausbruch gefürchtet; er habe ſchon mehrere ſolcher melankoliſcher Anfälle gehabt, habe dann ſo viel von Amala geſprochen. Man müßte für einen Arzt ſorgen, der ihm eine tüchtige Aderlaß verodne, um ſein Blut zu verdünnen u. ſ. w. Auch ſie ſpielten ihre Rolle meiſterhaft. Eſplandin beſtand aber darauf, ſie ſollten ihn ſogleich verlaſſen; auch er wolle noch heute abreiſen, was auch aus ihm werden möge. Er begehre gar nicht, daß Amala ihn begleite. Das verdiene er nicht. Wenn er nur ihre Verzeihung erhalte. Amala war ſehr bewegt; ſie bebte und ihr ſanftes Auge ſchwamm in Thränen. Sie hat mir in der Folge geſtanden, daß ſie auf dem Punkt geweſen ſey, ihm die Hand zu reichen, und ſich völlig mit ihm auszuſöhnen. „Er bereut ja alles!“ habe ſie ſich gedacht. „Er will ja alles gut machen was er kann. Da vergibt Gott ja; ſolt' ich nicht vergeben?“ Immer, als ſie ſchon Eſplandins Leichtſinn nicht blos geahnet

sondern gekannt habe, sey ihr der Gedanke so lieb gewesen, vielleicht durch ihre Liebe, ihn zu bessern. Der gefährlichste Wahn, der aber bei unschuldigen, mit der Welt unbekannten Mädchen ziemlich gewöhnlich ist; da sie doch wissen, wenigstens von Erfahreneren sich belehren lassen könnten, daß ein Wüstling keine Liebe fühlt, nie liebt, nicht einmal an reine Liebe glaubt; daß er also nicht durch Liebe, sondern nur durch hohe Schiksale und durch Religion, wenn er deren noch fähig ist, gebessert werden kann. Ich merkte etwas von ihrer Stimmung, und fürchtete diese schwache Weichheit, die Esplanden so oft und arg mißbraucht hatte. Natürlich glaubt' ich also auch eingreiffen zu müßen. Ich faßte den Heuchler bei seiner Heuchelei. „Die Verzeihung des guten Wesens will ich Ihnen wohl bewirken" — sagt' ich; „und da Sie weiter nichts wollen, so werden Sie auch ohne Zweifel, gleich in die Scheidung einwilligen, die schon eingeklagt ist; und in Amala's Erklärung, daß sie den Ehekontrakt mit der Schenkung ihres Vermögens zurüknehme, wozu Sie ihr von Paris aus die Freiheit gegeben haben." Wie ein Blizstral durchbebt' es ihn. „Ist das wirklich so, Amala? fuhr er auf, und

ſtürzte auf Amala los. „Wollen Sie eine Unwahrheit aus ihr herausſchreken?“ ſagte ich, und trat dicht bei ſie. „Dadurch wird doch die Sache nicht anders. — Laſſen Sie es Eſplandin aus Ihrem eigenen Munde hören, daß ſchon geſchehen iſt, wozu er ſich ſelbſt verdammt hat.“ „Ja Herr von Eſplandin,“ ſagt' Amala bebend. „Sie haben mich zu dem Schritt gezwungen, und man hat mirs zur Pflicht gemacht,“ — Jezt erſchien er in ſeiner wahren Geſtalt. „Das haſt du gethan, Teufel,“ ſtürzt' er wütend heraus. „du arbeiteſt ſchon lange an meinem Verderben, Erbſchleicher. Amalens Güter wilſt du ſchluken, aber noch vorher ſoll dich der T— holen!!“ Er ſprang auf mich zu, einer ſeiner Helfershelfer ebenfalls, der andere rannte zur Thüre hinaus, vermuthlich um Piſtolen zu holen. Es war aber ſchon für alles geſorgt, weil man einen ſolchen Auftritt erwarten mußte. Die Piſtolen hatt' ich in Verwahrung bringen laſſen. Den abgeſchwächten Eſplandin ſtieß ich ſehr leicht zurük, daß er hinter ſich taumelte; Amala gab ich einen Wink zu entfliehen, ſie rettete ſich in ein nahes Kabinet, und riegelte ſich ein. Den Spiesgeſellen hielt ich mir, obgleich mit Mühe,

mit der einen Hand vom Leib, und mit der andern zog ich die Klingel. Der Amtmann mit drei rüſtigen Amtsdienern trat herein, wie ich es beſtellt hatte. Eſplandin hatte ſich aufgerichtet, ſeinen Getreuen ließ ich los; es ſchien alles friedlich zu ſeyn. „Haben Sie doch die Güte, Herr Amtmann,“ — ſazt' ich nun vorlig, denn ich war auf meine Rolle ganz vorbereitet, — „den Reiſewagen der Herren vorfahren zu laſſen. Sie wollen in dem Augenblicke abreiſen. Ihr wartet, ob die Herrn noch etwas einzupaken oder zu beſtellen haben.“ Wirklich hatt' Eſplandin, um die Komödie täuſchender zu machen, den Reiſewagen aufpaken und anſpannen laſſen. Konnt' er ja leicht wieder abgeſpannt und abgepakt werden. Kurz: die Herren hatten keine andere Wahl, als — ſich öffentlich beſchimpfen zu laſſen, oder davon zu fahren. Sie wälten das Lezte, ſtiegen zähneknirſchend in den Wagen, nachdem Eſplandin noch den Wunſch geäußert hatte, Aeonen zu ſprechen, — vermuthlich, um auch bei ihr noch einen Verſuch zu wagen, was ich aber ablehnte, ob ihm gleich Aeone gewiß die derbe Wahrheit geſagt haben würde. So war denn Amala die Taube von dem Geyer be-

freit, der bisher von ihren Lebenssäften gezehrt hatte.

Freilich hatten wir Anfangs viel mit ihren Skrupeln zu thun; — ob sie nicht doch zu hart gewesen sey? Ob Esplandin sich nicht hätte bessern können, wenn sie ihn wieder aufgenommen hätte? Ob er jezt nicht zur Verzweiflung gebracht werde? Ob er nicht zu einem Selbstmord fähig sey? Wir suchten sie auf alle Art zu beruhigen, die Hauptsache bewirkte aber der treffliche Theophan, der ihr auch die Skrupel über die Ehescheidung benommen hatte. Hauptsächlich hat er sie überzeugt, daß ein schwacher Wüstling, wie Esplandin, zu einem Selbstmord keine Lust habe, so lang' es noch Austern, Champagner und feile Dirnen gebe, und keinen Muth, wenn er auch mit Hausmannskost verlieb nehmen müsse, und das Laster ihn verlassen habe. Sie will also jezt dem Prozeß seinen Lauf lassen der ohne Zweifel sehr bald zu ihrem Vortheil entschieden werden wird. Zum Besten Esplandins hat sie indeß noch einen Plan im Kopf, den sie mir zu entdeken — sich ohne Zweifel scheut. Mag sie ihn dann immer ausführen. Reich wird sie ohnehin nicht bleiben; und was

ſoll ihr auch der Reichthum, da ſie auf dem Land' ganz in der Stille leben will, und überhaupt ſo einfach zu leben gewohnt iſt?

Mir iſts, wie nach einem ſchweren Gewitter, das ſich recht ausgetobt hat. Es lag mir wie Blei auf der Bruſt: jezt athme ich freier, auch meine Aeone und wir alle.

Leben Sie wol; wir thun es jezt auch.

Hundert acht und dreißigster Brief.

Edelwald an Wandulf.

Werdau.

Amalas Ruhe ist doch noch einmal, und zwar ziemlich heftig erschüttert worden. Esplandin hat sich ein Gutachten von einem beschränkten unwissenden katholischen Geistlichen erkauft, nach welchem jeder Katholik verdammt ist, von der Kirche, wenn er sich scheiden läßt. Er führt viele Stellen aus den Kirchenvätern an, und einzelne Beschlüße von Konzilien, auch Stellen aus der Bibel, in denen der ehelose Stand wegen der damalig für die Christen so beträngten Zeit, angerathen wird. — Als wenn es der guten Amala um das Wiederverheirathen zu thun wäre! — das alles ist aufgestuzt mit einer Kapuzinerrede über den Leichtsinn und die Ruchlosigkeit der Welt; daß Katholiken nicht mehr katholisch seyen, allerlei Sitten, Gebräuche und

Behauptungen von den Kezern annähmen, die doch von der Kirche längst verdammt seyen, u. s. w. Es ist das elendste Gewäsch' was man lesen kann. Was aber den tiefsten Eindrnk auf Amala machte, ist die, vermuthlich von Esplandin selbst angegebene Deklamation, wie schändlich es für ein Weib sey, wenn sie ihren Mann öffentlich beschimpfe; sie, die jede seiner Schwächen und Fehler vor der Welt verbergen solte. Ich bemerkte, daß dieser lezte Vorwurf sie tief kränkte, und vielleicht, so wie ich ihren Charakter kenne, immer kränken würde. Da ich nun ohnehin mit Grund ahnete, daß sie etwas für das künftige Schikfal Esplandins thun wolle, und da ich Esplandin genug kenne, um überzeugt zu seyn, er werde jeden Vorschlag annehmen, der ihn aus einem für ihn so fatal gewordenen Handel ziehen könne: so ließ ich Amala durch Acone den Vorschlag thun, sich mit Esplandin zu vergleichen, ihm eine gewisse Summe jährlich auszusezen, und dann sich mit seiner Bewilligung nach der vorgeschriebenen Form, von ihm scheiden zu lassen. Jezt lebte Amala von neuem auf, denn nun waren ihre geheimsten Wünsche erfüllt; jezt kam sie von Esplandin los, auf eine

Art, die ihrem weichen Sinn angemessen war. Ich schrieb also deßwegen an Baillot, und erhielt gleich Antwort, daß Esplandin zu allem bereit sey, weil ihm allgemein gesagt worden war, daß er den Prozeß nicht anders als verlieren könne. Amala bestimmte ihm also jährlich 800 Thaler so lange er lebe; Esplandin mußte dagegen allen Ansprüchen auf ihr Vermögen entsagen, und allen Ansprüchen auf sie selbst; mußte versprechen, sie nie wieder zu sehen, um ihre Ruhe nicht weiter zu stören. Er gieng alles ein. Anfangs wolt' er zwar, statt der jährlichen 800 Thaler, ein Capital von 16,000 Thalern haben, — ohne Zweifel, um es auch noch in wenigen Jahren zu verzehren: aber auf meine Vorstellung, daß er dann am Ende doch nichts mehr haben werde, blieb sie bei ihrem Anerbieten, und der Vergleich ist geschlossen. Jezt wird die Ehescheidungsklage wegen Ehebruch zurükgenommen, und beide Theile übergeben eine Erklärung, daß sie sich freiwillig scheiden wolten. Freilich muß nun noch ein Jahr gewartet werden. Aber Amala ist so vergnügt, wie sie vorher nie war, als sie in vier Wochen die völlige Scheidung mit Sicherheit erwarten

konnte. Und nun hoff' ich zuverläßig volle Ruhe für das gequälte Herz. Sie will sich in das liebliche Haus einmieten, in dem die unglüte Thorilda eine Zeitlang gelebt hat. Dieß bizarre Wesen, das überall Glükseligkeit ahnet, wo es nicht ist, und nirgends auf die Dauer Glülselig-keit findet, weil es sich überall hin selbst mitbringt, ist in die Schweiz gegangen, wo sie jezt auf dem Riga hausen soll. Auf dem Vesuv solte sie ihren Wohnsiz aufschlagen, das wär' ein passender Ort für sie.

Hundert neun und zwanzigster Brief.

Adelheit Külthal an Theophan.

Lindenfeld.

Vorgestern ist denn unsere Lina wirklich mit dem braven Löwenstein getraut worden. Ich hab' ihr alles vorgestellt, was bei der Verbindung mit einem Witwer, der noch eine Mutter, eine Mutterschwester und zwei Kinder hat, und mit einem Adelichen aus einer sehr guten alten Familie zu bedenken ist; sie hat auch alles wol überlegt, hat die Personen, mit denen sie leben, und die Kinder, für deren Erziehung sie sorgen muß, kennen gelernt; ich habe den Mann selbst auf alles aufmerksam gemacht, was ihn einst bei seiner Familie in Verlegenheit sezen, oder ihm gar Verdruß zuziehen könnte. Die Kinder haben aber unserer Lina so wol gefallen; der Mann hat so etwas herzliches, biederes; ist so gebildet, natürlich also auch über die verjähr-

ten Adelsthorheiten so ganz weg; Mutter und Tante haben Lina so freundlich empfangen, daß sie sich entschlossen hat, dem edlen Mann ihre Hand zu geben. Noch vor einem Vierteljahr glaubte weder Külthal noch ich, daß sich Lina jemals verheiraten werde. Die jungen Männer, die sie kannte, mißfielen ihr durchaus. Entweder waren sie verdorben, oder trugen die Zeichen der Verderbenheit sichtbar an sich. Dafür hatte nun Lina einen Ekel, der unbezwingbar war. Es kostete ihr viel, so einem Menschen nur den Arm zu geben; sie mied alle Bälle, auf denen sie nicht vom ersten bis zum lezten Tanz, mit bekannten Personen engagirt war, blos um nicht einem solchen Siechling die Hand geben zu müssen. Bei rohen Jünglingen, die sich denn in allen Ständen, besonders aber unter den Offiziers nicht selten finden, war's ihr, wie sie sagte, als ob sie in einer Stube seyn müsse, in der immer Knelle r geraucht würde. Oft bemerkte sie auch bei solchen, die besser schienen, daß sie keinen Respekt vor einer Weiblichkeit hatten, vielleicht gar keinen Glauben daran; und schon daraus ergab sich's ihr, mit welchen Weibern sie bekannt gewesen waren. Das Mädchen

hat darin einen sehr sichern Takt. Dem unverdorbenen Jüngling ist jede reine Weiblichkeit heilig; er ahnets auch bald, wo sie sich findet. Hat er diesen Sinn nicht mehr, so ists ein sicheres Zeichen, daß er unter versunkene Weiber und schlaue Coketten gerathen sey, und an ihnen den Maasstab des weiblichen Geschlechts genommen habe. Am unleidlichsten war's ihr, daß auch die bessern Männer, blos auf das Aeußere achteten, blos von sinnlichen Reizen angezogen und bethört wurden, und nicht einmal von der höhern, eigentlichen Schönheit, von dem Abdruk des göttlichen im Sinnlichen. Sie hörte nie reden von dem Ausdruk eines Gesichts, von der Anmuth, Sanftmuth, Holdseligkeit, die sich hier oft so einzig und unverkennbar abdrükt, sondern blos von einer schönen Haut, einem wolgeformten Arm, einem alabasternen Hals, der von den Weibern so oft und so weit wie möglich produzirt und präsentirt wird. Es ist nichts weniger als Neid bei unserer Lina; denn sie ist mehr schön als häßlich, und hat selbst gar manche Schmeichelei über solche Reize erdulden müssen. Da hatte sie sich denn eine recht schöne Wachsbüste in Lebensgröße angeschaffe,

die gemeiniglich in ihrem Zimmer, auf ihrer Chiffoniere ſtand. Auf dieſen Kopf wies ſie auch oft die Herrn hin, die ihr etwas Schönes über ihre Haut oder ihren Teint ſagten. Sie foderte Jeden auf, ob der Teint an der Wachsfigur nicht noch reiner, weißer und ſchöner ſey, als bei irgend einem Mädchen in der Gegend. Freilich ſchämten ſie ſich dann, ſo etwas Plattes geſagt zu haben. Kurz: Külthal und ich, glaubten ſicher, ſie werde ſich nie verheiraten. Sie hen dies aus ein Paar Verſen, die ihr mein Külthal, in unſerer beider Namen, auf ihren lezten Geburtstag gemacht hat. Mit älteren Männern machte ſie ſich indeß immer gerne zu ſchaffen, beſonders wenn ſie noch Geiſt und Leben hatten, und wenn ſie keine Launen an ihnen bemerkte, die ſie nicht ausſtehen kann. Neulich traf ſie ein ſolcher übellauniger Menſch, ein ziemlich bejahrter Hageſtolz über den lettres et pensées des geiſtreichen Prinzen von Ligne an. Unter andern Grillen hat er auch die, die franzöſiſche Literatur der teutſchen vorzuziehen, ob er gleich keine von beiden recht kennt, und ohne Zweifel eben deßwegen. Er wunderte ſich ſehr, daß er es noch nicht kenne, bat ſich's aus und

blätterte darin. Unter andern traf er auf die Stelle: „L'humeur est comme la mauvaise herbe, qui mange tout, et empêche tout ce, qui est bon en plantes et semences, de se produire, de se reproduire et de profiter. Toutes les bonnes qualités des gens les plus aimables sont interceptées c'est, comme s'ils n'en avoient point.“ Er ward etwas betreten, und sagte: der Prinz mag wol sehr satyrisch seyn, und legte das Buch weg. Doch; das alles war's ja nicht, was ich Ihnen sagen wolte! Man kommt so leicht ins Plaudern, wenn man sich mit einem Vertrauten, mündlich oder schriftlich unterhält. Fragen wolt' ich Sie, ob Sie es nicht bedenklich finden, daß Lina sich mit einem Adelichen, aus einer uralten Familie verheiratet hat, was sie etwa thun kann, um der Familie nicht widrig zu werden und sich keinem Verdruß auszusezen. Es fällt zwar weniger auf, weil auch die erste Frau des edlen Löwensteins, eine Predigerstochter war: aber ich hörte doch, die Mutter hätte sehr gewünscht, daß er sich jezt mit einer Person von Familie — wie man's nennt — verbinden möchte. Dieser gescheiterte Plan möchte doch manchmal

weh thun. Was mir aber hauptsächlich am Herzen liegt, ist die Erziehung von Löwensteins Kindern. Bisher sind sie größtentheils von der Großmutter und Großtante er- oder vielmehr verzogen, wenigstens verweichlicht, und nicht an pünktlichen Gehorsam gewöhnt worden. Löwenstein will dieß durchaus geändert wissen. Aber es wird schwer halten, den großmütterlichen und großtantlichen Einfluß zu hindern, da beide im nemlichen Haus wohnen und bisher auf die Kinder gewirkt haben, oder vielmehr — was bei Großmüttern häufig der Fall seyn soll, von den Kindern auf sich haben wirken lassen. Rathen Sie mir doch, was ich ihr rathen, wie sie dies schwere Geschäft anfangen soll.

Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß der Vater von Löwensteins erster Frau, ein alter, würdiger Mann, der die Verbindung mit meiner Tochter sehr gewünscht und befördert hat, unter eigener und allgemeiner Rührung, das Ehepaar getraut hat. Ich lege Ihnen ein Stük aus seiner Trauungsrede bei, weil ich weiß, wie sehr Sie sich für alles in unserer Familie interessiren; und auch noch eine Parabel, die er unserer Lina an ihrem vorlezten Geburtstag

ſchikte, und die er jezt für eine Weißagung erklärt.

Leben Sie wol und antworten mir bald.

Unſerer Lina

an ihrem Geburtstage

im Dezember.

Freundlich lächelt uns der Tag entgegen
Der uns eine liebe, gute Tochter gab.
Und mit Recht! Er brachte Liebesſegen,
Unſerer Jugend Wonne, unſres Alters
Stab.

Veilchen duften uns an ſeinem Morgen,
Nachtigallen lullen uns am Abend ein;
Dieſe Töne, denen wir jezt horchen,
Müßen wol der Herzen leiſes Echo ſeyn.

Sind's ja Töne zarter Aeltern-liebe,
Die ſich aus dem Herzen heut' ergießt,
Die mit mächtig regem, heil'gem Triebe,
Bis zum reichen, milden Lebensſchöpfer fließt.

Hoch willkommen dann mit deinem Segen;
Früling geht mit dir, in unſern Herzen auf,
Laut pocht unſer Herz, dir, Tag, entgegen;
Frohen Abſchnitt machſt du uns im Lebenslauf.

Frühlingsleben gieß' in ihre Seele,
Pflanz' ein Paradies um ihre Phantaſie;
Jede Herzenswärme, ſie vermäle
Sich mit ihrer Treue, und ſie ſcheiden nie!

Neuer Frohſinn wird ihr, der von Gott gegeben,
Einen Himmel in ſich ſchaff't und reift und trägt,
Der uns Roſen ſtreut in's Winterleben
Und auf hartem Lager, ſanft in Schlaf uns legt.

Neuer Glaube werd' in ihr geboren,
An die Vaterliebe, die ſie weiſe führt;

Glaube, keine Stunde sey verloren,
Wie man ohne sie kein Haar vom Haupt
verliert.

Wie er werde, ihr Beruf im Leben,
Einem Gatten, oder Aeltern, Glük zu seyn;
Möge sie, dem Vater still ergeben,
Sich des göttlichen Berufes ewig freu'n.

Auch der Abend ihres reinen Lebens
Sey ihr heiter wie der heut'ge Tag es ist,
Blüten bringen Früchte! du blühst nicht ver-
gebens,
Wenn du Freudeschöpf'rin eines Menschen
bist.

Stellen
aus
Löwensteins und Linas
Trauungsrede.

Im Blik auf Gott, der Menschen zu Menschen führt, und Menschen durch Menschen segnen will, ward auch diese Handlung vorgenommen, die Menschen mit Menschen verbindet. Amen.

Ja; hier steh' ich vor Euch Geliebte; um sie öffentlich und feierlich zu bestätigen, die Verbindung, die Eure Herzen geschlossen haben, durch Leitung dessen, der jedes unserer Schikksale in seiner Hand hat. Was mir dabei vor der Seele schwebt; was sich meinem Herzen zuerst aufdrängt, und aufdrängen muß; das wisset Ihr, ohne daß ich es sage. Ihr verstehet diese Thränen, ohne daß ich sie deute. Ihr wisset, daß es keine Thränen des eigentlichen

Schmerzes ſind; ſondern Thränen einer rührenden Erinnerung, an die Verklärte, die dir, mein Sohn nahe war, die dir wie mir gewiß nahe bleiben wird, dort, wo keine Verbindung der Liebe einer andern im Wege ſteht, wo jede den Genuß der andern erhöhet. — Warum ſolt' ich nicht davon reden, da mein Herz voll davon iſt; da Ihr es doch wiſſet, daß es davon voll ſeyn muß. An ſie erinnert mich ja Alles! Dieß vor Euch ſtehen, dieſe Handlung, dieſe Reize, und — die rührendſte Erinnerung! — dieſe Kinder, ihr Ebenbild im Aeußern und im Sinn! Warum ſolt ich die Empfindungen zurükpreßen wollen, in das Herz, wohin ſie ſich bei dieſer Gelegenheit, doch nicht ganz zurükpreßen laſſen, da das Zurükpreßen ſo unnatürlich wäre, und hier ja wol nicht Pflicht ſeyn kann? — Nein; laßt michs ausſprechen, was mir doch jezt ſo lebendig vor dem Gemüth' iſt: So ſtand ich vor acht Jahren, vor dir, mein Sohn, um dich mit der zu verbinden, die Tochter meines Herzens, wie meines Bluts war, und es ja wol ewig ſeyn wird. Ich legte Eure Hände in einander — ach! ich dachte nicht auf ſo kurze Zeit! — Doch warum dieß Ach? Sie hatte ja

ein Herz voll Liebe, und gieng hin, in das Vaterland der Liebe. Sie hat den Sohn ihres Herzens und Leibes bei ſich *); gewiß iſt ihr vergönnt, thätig zu ſeyn für die künftige Glükſeligkeit ihrer Geliebten. Und ſo kann ſie warten, bis ſie ſich Alle um ſie her verſammlen, und ſeelig ſind mit ihr!

Ihr verſtehts ja wol! — ich würde nichts davon ſagen, wenn ich es Euch nicht zutraute. — Dieſe Erinnerung hält mich nicht ab, den innigſten Theil zu nehmen, an Eurer Glükſeligkeit. O! dann würd' ich dir ſchlecht gleichen, verklärtes Kind, das in anderer Vergnügen, ſchon hier ſeine Glükſeligkeit fand, und es jezt gewiß noch mehr finden wird, — dort, wo das Klima ſelbſtloſer Liebe iſt.

Ihr verziehet mich ja wol! Erinnerung an die Verklärte kann mich nicht abhalten, Euch zu erinnern, an die Verpflichtungen in Eurem neuen Stande. Sie wird und muß ja die Herzen öffnen, in die Stimmung ſezen, in der jedes gute Wort tiefer in das Herz fällt. Die Thränen, die wir ihrem Andenken weinen, ſind

*) Unſer guter Louis.

wie warmer Gewitterregen, der das Land erweicht, das nun mit mehr Erfolg geſäet werden kann. Ich denke, dieſe Erinnerung wird das heiligen, was ich ſage; wird es mehr in Verbindung ſezen mit jener Welt, die die größten Verpflichtungen nöthig macht. Die, an die ich denke, an die mich Alles erinnert, bemühte ſich ja, gut zu ſeyn; und lebendiges Andenken an ein gutes Weſen erleichtert uns das Gutſeyn; beſonders wenn es wegging von dieſer Erde! Gehört ja auch dieſe Rükſicht zu dem Geiſt des Abendmals, das der Edelſte einſezte zu ſeinem Gedächtniß! —

Ihr verſtehet mich ja recht! Dieſe Erinnerung wird mich nicht abhalten, Segen herabzubeten auf Eure Ehe! Sie wird mich noch mehr ermuntern, es zu thun. Weiß ich ja gewiß, daß auch ſie meine verklärte Tochter, es in dieſer Stunde thut, wenn ſie weiß, was jezt geſchehen ſoll.

Und ſo trokne ich denn meine Thränen! Sie ſollen wenigſtens ſanft fließen, und ſich gleichartig vermiſchen mit den Freudenthränen die Ihr weinet! Ich will thun was in dieſer Stunde geſchehen ſoll.

Du, meine Tochter übernimmst heute noch eine Pflicht, die an sich schon nicht leicht ist, und in diesem Verhältniß allerdings noch schwerer wird — du wirst Mutter zugleich, indem du Gattin wirst. Schon von heute gehen deine Mutterpflichten an; und gegen Kinder, die keine leibliche Kinder von dir sind. Ich kenne deinen guten Willen, dein Herz gegen diese Kinder. Jedes Zutrauen, das du ihnen abgewonnen hast, thut meinen Herzen unaussprechlich wol! Aber doch laß dirs in dieser heiligen Stunde ins Herz rufen: Du versprichst Muttertreue für diese Kinder, indem du deinem Gatten Treue versprichst. Seine Kinder müßen deine Kinder seyn, wenn er dir recht lieb und nahe ist. Deine Kinder, die du nicht blos gütig behandelst, sondern auch leitest zum Guten, mit allem Ernst der Liebe. Deine Kinder denen du nicht blos kein Leid thust, deren Kopf und Herz du wol thust durch Weken ihres Vertrauens und ihrer Liebe! Deine Kinder, auch wenn du selbst Kinder haben wirst! Vergiß nie, daß Gott dir auch diese Kinder zuführte indem Er dir deinen Gatten zuführte. O! sey ihnen Mutter, im schönsten, edelsten

Sinne des Worts; und Gott wird dein Vater seyn. Der Vater ihrer verklärten Mutter bittet dich öffentlich und feierlich darum, in dieser heiligen Stunde. Er würde dich beschwören, — käme dies Menschen zu! Sey ihnen Mutter und ihre verklärte Mutter wird dirs einst vergelten, mit grenzenloser himmlischer Liebe.

Das Veilchen im Blumengarten

für

Lina Külthal

an ihrem Geburtstage.

Der König eines schönen Landes, das die besten Geschichtsschreiber so gerne beschreiben und die besten Dichter so gerne besingen, hatte sich einen Garten anlegen lassen, in dem die schönsten, ausgesuchtesten Blumen blühten. Da prangten

Tulpen, Rosen, Nelken in mannichfaltiger Pracht. Orangenbäume, Akazien und Tulpenbäume erhoben ihr Haupt, weit über alle Blumenbeeten weg. Der König mocht' eben allerlei im Garten sehen. Auch ein Veilchen hatt' er hineinpflanzen lassen, von lieblichem Duft.

Er ließ jetzt den Garten öffnen; Fremde traten herein. Die Rosen, die Nelken, die volle Hortensia fiel ihnen in die Augen. Sie sahen an der schlanken Akazie, an dem runden Orangenbaum und den hohen Tulpenbaum herauf. Das verborgene Veilchen entdekten sie nicht. Gerne hätt' es der Gärtner manchmal in ein schönes Gefäß neben die Nelken gestellt: aber der König wollt' es nicht. „Nein," sagt' er, „das wäre ja, als ob es eine Nelke seyn wolte! Wer ein Veilchen sucht, sucht es nicht auf einem Gestell; und wer keins sucht, soll es auch nicht finden". Indeß wurde mancher Rosenstok durch die Blumenliebhaber zerstört, manche Nelke abgerissen, manche volle Hortensia wol gar gestolen. Die Zweige der Akazienbäume lagen zerknikt unter dem Stamm. Die geraubten Blumen prunkten auf Hüten und am Busen; am Abend waren sie welk. Indeß wurde das Veil-

chen ſorgſam begoſſen, der Gärtner liebt' es. Selbſt der König hatt' es ſchon einigemal begoſſen, an einem ſchwülen trokenen Sommerabend. Denn er liebte was im verborgenen wächſt. Auch hatt' er ein Maiblümchen und ein Je länger je lieber in ſeine Nähe pflanzen laſſen, damit es nicht unter lauter Gras ſtände; und es war, als freut' es ſich der Nähe. Die kleinen Zweige der Blumen wuchſen durcheinander. Manchmal kamen Knaben und hätten es getreten, oder aus Muthwillen gepflükt: aber der Gärtner hatt' es mit einem Zaune verwahrt. Sie konnten es nicht erreichen.

Eines Abends brachte der König einen Naturfreund in ſeinen Garten, den er lieb hatte. Sie giengen durch die Roſenſtöke und Nelkengeſtelle durch, bewunderten ihre Schönheit und ließen ſich auf einer einfachen Bank nieder. Bald entdekte der Naturfreund das Veilchen und labte ſich an ſeinem Duft. Keine Hand hatt' es noch berührt; kein unreiner Hauch hatt' ein Blätchen geſchrumpft. Geſund war es, als wär' es erſt geſtern aufgeblüht. „Dürft' ich es in meinen Garten verſezen?“ fragte der Naturfreund. „Ja, ſchon deßwegen,“ antwortete

der König, „weil du es nicht blos pflüken wilſt. Doch muſt du den Gärtner fragen. Er hat es gepflegt; billig daß er auch gefragt wird, ob er es entbehren welle.“ Der Gärtner wurde gefragt. „Ja,“ ſagt' er, „dir gönne ichs, weil du es fandſt.“ Er grub es aus, mit einem Stük des gewohnten Lands; es wurd' in den Garten des Naturfreunds verpflanzt. Dort fand es einen guten Boden. Sonnenſchein und Regen wechſelten ſchön ab. Knöspchen entwikelten ſich zu Knospen: Knospen zu Blüten. Lange hinaus in den Herbſt erhielt es ſich Friſch. Zwar welkt' es auch im Winter; aber im Früling blüht es herrlicher auf. Es iſt kein Sommergewächs.

Blühe liebes Veilchen blühe,
Wie das Veilchen blühen ſoll;
Himmelsthau recht in dich ziehe,
Er bekömmt den Veilchen wol.

Gärtner liebt dich und begießet
Sorgſam und mit Liebe dich;
Heute, liebes Veilchen fließet
Wol ein ganzer Strom auf dich.

Deiner Lieben manche, haben
Sich verſammelt um dich her;
Du erhältſt Geſchenk und Gaben,
Als ob heut' ein Feſttag wär'.

Und der König! — Er blikt Segen
Heute freundlich auf dich hin;
Er verſpricht, dich ſelbſt zu pflegen,
Wenn ich Gärtner nicht mehr bin.

Den Naturfreund wird er bringen,
Wenn es eben Niemand denkt;
Dann wird man Te deum ſingen,
Dem, der alles weislich lenkt:

Hundert und vierzigſter Brief.

Theophan an Adelheid Külthal.

Brükholm.

Herzlich wünſch' ich Ihnen und Ihrer ſanften Lina Glük zu der Verbindung mit Löwenſtein. Ich kenn' ihn. Er iſt adelich, nicht blos durch ſeine Vorfahren, ſondern durch ſich ſelbſt. Auch ſeine Mutter nnd Tante ſind gute Menſchen. Fürchten Sie alſo nichts davon, daß die beſcheidene, prätenſionsloſe Lina, in eine altadeliche Familie geheirathet hat. Lebte ſie in einer Reſidenz, wo ein Hof iſt; ſo könnt' es in manchen Lagen etwas drükendes haben, daß ſie, ein bürgerliches Mädchen, mit einem alt Adelichen verbunden iſt. Und doch giebt es Höfe, wo man nur fragt, ob ein: Von, vor dem Namen ſteht, mögen die Aeltern geweſen ſeyn, was ſie wollen, wo man zufrieden iſt, wenn Jemand ein: Von vor ſeinen Namen zu ſezen, alſo ſich ſelbſt zu adeln, frech und verächtlich genug iſt; ja wo

man ledige Frauenzimmer in die Hofgeſellſchaften aufnimmt, wenn ſie gut ausſehen, und etwas Rechts auf ihren Puz wenden blos pour meublér le bal, wie ſich der Adel dabei ausdrükt. Auf dem Land oder in kleinen Städtchen kommt man von dieſer Seite in gar keine Verlegenheit. Weil nicht Adel genug da iſt; ſo muß er ſich wol mit dem Bürgerſtand vermiſchen; er würd' oft eine jämmerliche Rolle ſpielen, wenn er es nicht thäte. Ueberhaupt muß ich Ihnen, liebe Freundin, zwei Bemerkungen machen, die Sie, wenig Ausnahmen abgerechnet, immer beſtätigt finden werden. Der gute, alte Adel iſt, in der Regel, nicht auffallend ſtolz auf dieſen Adel. Er ſucht ſich meiſt andere Vorzüge zu erwerben, die mehr perſönlich ſind. Wie die beſſeren Fürſten weiß er, daß ihm ohnehin jeder Vernünftige, die nun einmal hergebrachten Vorzüge willig einräumen wird, ohne daß er nöthig hätte, ſich durch ein ſtolzes, verächtliches Benehmen lächerlich zu machen. Der ältere Student oder Offizier iſt nicht mehr ſo eitel auf ſeinen Degen. Er läßt ihn weg, wo es irgend angeht. Nur der Fähndrich oder der junge Student ſieht ſich nach ſeinen

Degen um, und thut ſtolz gegen Jeden, der keinen trägt; nur der parvenu hat ſeinen neuen Adel immer im Kopf' und in der hochgehobenen Naſe. Und dann kommt es auch darauf an, wie es um Geiſt und Herz des Adels ausſieht. Iſt er gebildet, ſo wird er natürlich ſeines Gleichen ſuchen, d. h. gebildete Menſchen, mit denen er Ideen wechſeln, ſich über intereſſante Gegenſtände, Schriften, Muſikalien, Kunſtwerke, Begebenheiten unterhalten, mit denen er leben kann. Rein iſt ihm jede Geſellſchaft, in der ſich lauter gebildete Menſchen befinden, und wenn es auch größtentheils bürgerliche wären. Unrein jede, in die ſich ungebildete einmiſchen, und wenn ſie alle ſechszehen Ahnen hätten. Ganz anders iſt freilich der Fall bei ungebildetem Adel. Er will ſich doch durch etwas auszeichnen; das kann nur der Geburtsadel ſeyn. Mit gebildeten Menſchen kann er nicht leben, mag alſo auch nicht. So ſucht er ſich dann Perſonen aus, mit denen er leben kann. Das kann wieder nur der Adel ſeyn, oder vielmehr der ungebildete Theil des Adels; denn die gebildeten ſind ihm noch drükender, weil ſie den einzigen Vorzug, worauf er ſtolz iſt auch haben, und noch andere, die ihm fehlen, und weil ſie gegen den beſchränkten esprit de corps der Kaſte, auch mit andern gebildeten Menſchen umgehen, und ſich mit andern Dingen unterhalten, als er. Wenn daher nur je-

mand von Adel ist, einen anständigen Aufwand macht, Whist, Boston oder l'Ombre spielen, tanzen, essen und trinken kann; so gehört er in ihren Zirkel und zu ihres Gleichen, denn weiter können und thun sie ja auch nichts. Das alles ist in seiner Ordnung; und man muß solche Gesellschaften nicht anders ansehen, als wie Spiel-, Trink-, Eßklubs, wie geschlossene Gesellschaften, zu denen man nicht gehört. Man würde sich selbst davon ausschließen, wenn man nicht ausgeschlossen wäre. Sie denken doch nicht, daß ich gegen den Stand eingenommen sey, wie es so viele bürgerliche sind. Ich würde mir nie verzeihen, über eine so große Menge Menschen einerlei, und noch dazu ein übles Urtheil zu fällen, wenn ich auch lauter gemeine Menschen darin kennte. Aber es ist gerad' umgewendet. Viele der trefflichsten Menschen, die ich kenne sind aus diesem Stande. Mit Adelichen steh' ich in Verbindung, wie mit sehr Wenigen meines Standes. Aber diese denken über den adelichen Pöbel, gerade wie ich, und urtheilen oft schärfer über ihn, als ich, weil sie ihn genauer kennen. Außerdem weiß ich, daß es einen Raths-, Geistlichkeits-, Kaufmanns-, Krämers-, Reichthumsstolz giebt, der oft noch weit unleidlicher ist als der Adliche.

Also die Verbindung mit einem Adlichen ist nicht bedenklich; kann bei einem Mann wie

Löwenſtein, und bei ſeiner Mutter, nie bedenklich werden.

Aber mit der nahen Verbindung zwiſchen Mutter, Tante und Schwiegertochter verhält es ſich etwas anders. Schwerlich wird ihnen doch Ihre Lina ganz nahe kommen; ſchwerlich ſie von den meiſten und wichtigſten Seiten berühren. Dazu iſt Alter Erziehung, und ſo viel ich weiß ſind auch die Charaktere zu verſchieden. Und was ſich nicht ganz berühren kann, muß ſich nicht zu nahe berühren. Sehr hätt' ich alſo gewünſcht, daß Ihre Lina mit Löwenſtein nicht mit ihnen zugleich in einem Hauſe lebten. Das hätten Sie, liebe Freundin, auf alle mögliche Art hindern ſollen. Man ſieht ſich freundlicher, wenn man ſich nicht immer ſieht. Man iſt ſich mehr, wenn man ſich nicht immer etwas ſeyn will oder ſoll. Und dann dieſe älteren Weiber, die bisher alles regiert haben, nach ihrem Sinn, und nun zuſehen ſollen, wie alles geht, nach einer Anderen, Jüngeren Sinn; die bisher an den Kindern erzogen oder verzogen haben, nach ihrer Weiſe, und es ruhig ſollen geſchehen laſſen, wenn ſie gebildet werden nach einer ganz andern Weiſe; das kann ſchwerlich ohne Verdruß und Reibungen abgehen. Und Ihre Lina wird doch nicht wie eine Kostgängerin im Haus leben, ſondern Hausfrau und Mutter ſeyn wollen, was auch ihre heilige Pflicht iſt. Da wird es mit einem wolgemeinten, unmaasgebli-

chen Rath anfangen, deſſen Befolgung man aber ſicher erwartet. Man wird von längerer Erfahrung, von der Weisheit unſerer jungen Weiber, von alter und neuer Zeit reden, und ſich in die neue Zeit und die neuen Verhältniße nicht fügen wollen. Man wird dem Sohn und Neffen, Winke geben, und ſeufzen und ſich gekrankt finden, wenn er ſie nicht achtet. Man wird ermahnen, warnen, predigen, und die gute Lina wird als die verſtockte Sünderin erſcheinen müſſen, bei der alles Ermahnen, Warnen und Predigen vergebens iſt. Ich ſeze nemlich voraus, daß Lina die Ermahnungen nicht befolgen kann, ohne ihre Pflichten als Mutter und Hausfrau zu verlezen. Und davon bin ich wenigſtens in Hinſicht auf Erziehung der Kinder, zum voraus überzeugt. Nie oder ſelten hat eine Großmutter ihre Enkel gut erzogen, und wenn ſie auch ihre Kinder zu erziehen wußte. Die weiche Schwäche, Beſorgtheit, Stumpfheit, die dieſem Alter angemeſſen iſt, auf der einen; und die Scheue vor allem Geräuſch, vor allem, was Unordnung verurſacht, Umſtände macht, dieſer Gewohnheitsmechanismus, nach welchem jeder Stul da ſtehen muß, wo er immer ſtand, und alles gehen muß, wie es ſeit dreißig Jahren gieng, auf der andern Seite, das engt die Kinder zu ſehr ein, und giebt ihnen zu viel nach, macht ſie ſo abwechſelnd zu Deſpoten und Sklaven, verleitet ſie ſo oft zu Ungeduld und Ver-

ſtellung, verkümmert oder verpeſtet ſo früh, ihren jugendlichen Frohſinn, daß das die vernünftigſten Großmütter ſind, die ſich mit Erziehung gar nicht mehr abgeben, ſondern ihren Enkeln und Enkelinen blos Liebe zeigen, allenfalls eine Stunde mit ihnen ſpielen, und ihnen das Chriſtkindchen etwas ſchönes beſcheeren laſſen. Daran ſolte Lina die Großmutter und Großtante der Kinder auch gewöhnen; und das würde weit leichter gehen, wenn ſie nicht mit ihnen in einem Hauſe wohnt.

Doch; das iſt nun einmal ſo, und wenigſtens vorerſt nicht wohl zu ändern. Was hätt' alſo Ihre Lina zu thun, um als Hausfrau nicht eingeengt zu werden, und ihre Kinder nicht verziehen zu laſſen? Ich will Ihnen und ihr rathen, ſo gut ich zu rathen weiß; wenigſtens werd' ich keinen Rath geben, den ich nicht erprobt gefunden habe.

Was man ſie nicht zu erinnern braucht, iſt, daß ſie beiden, beſonders der Großmutter alle mögliche Achtung und Liebe beweiſet. Beide Weſen müſſen ſehen, daß ſie ihnen das Leben ſo ſüß wie möglich machen, und alles zu ihrem Vergnügen beitragen will. Lina hat viel gewonnen, wenn ſie einmal dieſen Glauben begründet hat. Dann werden ſie ſich weit eher überzeugen laſſen, daß ſie aus Pflichtgefül handle, wenn ſie etwas gegen den großmütterlichen Sinn thut.

Sie muß immer äußerst höflich und voller Attentionen seyn, wenn eins von beiden zu ihr kommt, oder sich in ihrem Zimmer aufhält. Das nehmen alle Leute für Ehrerbietung, und sie mögen es immer dafür nehmen. Solche Gesinnungen gebühren einer Schwiegermutter von ihrer Schwiegertochter. Jene Höflichkeit bringt aber noch einen andern Vortheil. Sie ist das feinste Mittel, um jemand in einer gewissen Entfernung zu halten, manchen Anmerkungen vorzubeugen, und zu ähnlicher Attention zu nöthigen. Wenn Lina z. B. sich immer ungern vor ihnen im Negligé antreffen läßt; wenn sie dann immer um Entschuldigung bittet, und sich in ihrem Kabinet etwas kleidet; wenn sie nie hinauf zu ihnen geht, ohne vorher um Erlaubniß gefragt zu haben; wenn sie um Erlaubniß fragt, ob sie die Kinder mitbringen dürfe, wenn sie immer zum Frükstük, im Garten, zum Spaziergang, zur Theilnahme an einem Besuch einladen läßt: so wird man ihr nicht in jeder Tagesstunde kommen, nicht halbe Tage lang bei ihr sizen, nicht überall mit hingehen, und die Kinder nicht den ganzen Tag bei sich haben wollen. Eine Ehre ist der andern werth, und eine Höflichkeit fordert die andere auf.

In Hinsicht auf die Kinder rath' ich besonders: durch Löwenstein erklären zu lassen, daß er ihre ganze Erziehung, seiner Lina übertragen habe.

Die Kinder nie, oder doch so selten wie möglich, und immer seltener, allein zu der Großmutter gehen zu lassen;
— sie an den pünktlichsten Gehorsam, auf einen bloßen Wink hin, zu gewöhnen;
— nie ihnen etwas, in Gegenwart der Großmutter zu gestatten, was ihnen sonst versagt wird, und auch gegen deren Willen, fest auf ihrem Wort zu bestehen, mit der Entschuldigung, daß sie es schon verboten habe;
— wenn Lina mit den Kindern bei der Großmutter ist, ihre Aufmerksamkeit, von denselben abzuziehen suchen, durch Erzälungen, zeigen von allerlei Arbeiten, Kupferstichen ꝛc.
— zugleich dafür sorgen, daß die Kinder beschäftigt und vergnügt sind,
— sie überhaupt viel bei sich zu beschäftigen, damit sie mit Wahrheit sagen kann, sie versäumten etwas, wenn sie zu oft bei der Großmutter wären.

Ihre Lina hat einen feinen weiblichen Takt; sie wird also ab- und zuzugeben wissen, je nachdem die Empfindlichkeit der Großmutter größer oder geringer ist; sie wird manchmal um Rath fragen über Dinge, die man nach Gutdünken machen kann, aber bei denen sie voraus sieht, daß man das Rechte rathen werde; sie wird der Schwiegermutter und Tante manchmal eine unerwartete Freude machen, sich in allem, wo sie es thun darf, nach ihrem Geschmak richten, und

ſo denk' ich, wird es gut gehen, ohne daß ſie die Pflichten der Mutter oder der Hausfrau zu übertreten braucht.

Sagen Sie Ihrer Lina und Löwenſtein viel Freundliches und Herzliches von mir.

Hundert ein und vierzigſter Brief.

Edelwald an Wandulf.

Werdau.

Endlich iſt unſere gute Amala zur Ruhe gekommen. Sie iſt von Eſplandin, mit ſeiner Bewilligung geſchieden. Sie hat ihn aber äußerſt großmütig behandelt. Eins ihrer Güter hat ſie verkauft, und den Kaufpreis, ſammt einigen Capitalien dazu verwendet, um ſeine Schulden zu bezalen, die ſich auf 100,000 Thaler beliefen. Ihm hat ſie kein Capital ausgeſezt, damit er es nicht verzehre, und im Alter doch darben

möchte. Aber es sind ihm jährlich 800 Thaler angewiesen, womit er ordentlich leben kann, wenn er seine Gage und die Einkünfte seines kleinen Guts in Westphalen dazu nimmt, wovon sie ihm die Schenkungsurkunde natürlich zurükgegeben hat. So bald die Tänzerin, die er unterhielt, diese Maasregeln erfuhr, und daraus abnahm, daß nicht viel mehr bei Esplandin zu holen seyn möchte, ließ sie sich alles von ihm schenken, was er noch an Kostbarkeiten besaß, borgte noch so viel als man ihr borgen wolte, und gieng mit einem jungen Engländer davon, dessen Guineen ihr schon lange in die Augen geglänzt hatten, nahm aber ihren eigentlichen Liebhaber, einen Tänzer mit, der die nemliche Rolle spielen mußte, die sie bei Esplandin gespielt hatte; er stellte ihr Kammermädchen vor. Esplandin mit seinen Helfershelfern eilte ihr nach, aber vergebens; und nun war er in Verzweiflung, nicht über den Verlust seines Gelds, sondern darüber, daß das Mädchen ihn betrogen hatte. Freilich ein schlechtes Zeichen für seinen Verstand, aber ein gutes für seinen Charakter. Kein Mensch ist ganz versunken, wenn er noch an die Treue eines andern Menschen glauben kann. Seine meisten sogenannten Freunde, denen nur seine Tafel, seine Weine und seine Börse lieb war, haben sich jezt von ihm gewendet, da er keine Diners mehr geben, kein Haus mehr machen, keine hundert Louisd'or

in einem Abend verlieren kann. Sie können denken, wie es ihm seyn muß, da ihm mit dem Maas gemessen wird, mit dem er der guten Amala gemessen hatte; da er ärger betrogen ist als sie betrogen ward. Mag er denn vorerst erndten, was er gesäet hat!

Amala dagegen ist ruhig und glüklich. Sie will doch nicht das ganze Jahr durch bei uns bleiben, sondern im Winter nur einige Monate, sonst aber ein schönes, fruchtbares und romantisch-gelegenes Gut bewohnen, das sie im Lippeschen, an der Weser besizt. Die 500 Thaler, die sie sonst auf Verpflegung alter Leute und auf Erziehung armer Kinder verwandte, hat sie auch in Zukunft, und selbst nach ihrem Tode dazu bestimmt; und sie kann es, da ihr nach Abzug aller Abgaben, noch 2500 Thaler Einkünfte bleiben, die bei ihrer mäßigen Lebensart und ihren wenigen Bedürfnissen, völlig für sie hinreichen. Ihre vertrauteste Freundin, Jenny Waldheim hat sie zu sich genommen; beide wollen zusammen leben und eins will dem andern die Augen zudrüken. Die feinsinnige Amala will aber nicht, daß Jenny sie für ihre Wohlthäterin halten, und daß ihr am Zartgefül dadurch vielleicht manchmal wehgethan werden soll. Sie läßt sich also von ihr ein mäßiges Kostgeld bezalen, hofft aber, wie sie Aeonen im Vertrauen gesagt hat, daß sie einst ganz in Gemeinschaft der Güter leben werden. Ihre Be-

ſchäftigungen ſind ſchon jezt gemeinſchaftlich. Jede hat ſich ein Mädchen gewält, das beide erziehen und einſt verſorgen wollen. Die Beſorgung des Hausweſens wechſelt wochenweiſe unter ihnen ab. Auch die — Induſtrieſchule muß ichs ja wol nennen, die ſie mit einigen Mädchen des Dorfs angefangen hat, wird gemeinſchaftlich beſorgt. Sie haben nemlich zwölf der ſittlichſten, ordentlichſten aber ärmſten Mädchen gewält, die ſie im Nähen, Striken, Fliken, auch wol, wenn ſie Talent und Luſt dazu haben, im Feinnähen und Kleidermachen unterrichten. Dabei wird ihnen etwas Gutes vorgeleſen, aus Schmidts oder Ewalds bibliſcher Geſchichte, aus Krummachers Feſtbüchlein, Bekers Noth- und Hülfsbüchlein, aus den Palmblättern und andern guten Schriften. Sie werden um den Sinn mancher Gleichniſſe gefragt, im Singen guter Lieder, nach dem Gehör geübt, zum Auswendiglernen munterer Lieder aufgemuntert, und allmälich ſollen ſie auch zu den Kenntniſſen angeleitet werden, die eine gute Kinderwärterin haben müßte, die aber ſelten eine hat. Der Pfarrer im Dorf, der zum Glük auch eine gute, gebildete Frau hat, unterſtüzt ſie darin. Beide ſind muſikaliſch, ſo wie auch Jenny Waldheim. Daß Anala es im hohen Grad iſt, wiſſen Sie. Dieſe macht denn den Muſikdirektor, und ſtudirt ihnen viel innige Sachen ein, die ſie denn zuſammen ausführen. Im Sommer ſoll Aeone

mit den Kindern einige Monate bei ihnen zubringen; ich komme, so oft es meine Amtsgeschäfte erlauben. Mein Senner macht die zwölf Stunden ganz gemächlich in einem halben Tag. So leben diese zwei gute Menschen ruhig und vergnügt und nicht unnüz für die Welt. Wohlthätige Wirksamkeit ist der beste Balsam für ein wundes Herz.

Ich freue mich unbeschreiblich, daß alles so weit ist, und Sie gewiß mit mir.

Hundert zwei und vierzigster Brief.

Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalia Grambold.

Holdheim.

Der höchste Wunsch, meiner guten kindlichen Emma Soltan ist nun auch erfüllt; sie hat eine Tochter geboren; ein wunderschönes, gesundes liebliches Kind. Was das für eine Freude ist, bei Vater und Mutter! Schon glaubte Emma, sie würde keine Kinder bekommen, und es that ihr

unbeſchreiblich weh. Sogar hatte ſie ſich in den Kopf geſezt, ihr Mann würde ſie weniger lieben, weil er ſich ſo ſehr Kinder wünſchte. Sie fülte ſich unnüz in der Welt. Wirklich darf es auch einem Weib, das ganz Weib iſt, nicht an Kindern fehlen, wenn ſich ihr ganzes Weſen entwikeln ſoll. Das wahre Weib will etwas zu warten, zu pflegen, zu verſorgen haben. Sie muß irgend einem Weſen recht viel Gutes thun, ſich dafür recht aufopfern, um es auch hernach recht lieben zu können. Hat ſie kein Kind; ſo ſucht ſie ſich etwas anders; ſie legt keinen rechten Werth mehr auf ſich; ſie vernachläßigt ſich leicht, wenn ſie ſich nicht den Vergnügungen ergibt, und ſich ſelbſt verliert. So etwas fieng bei Emma ſchon an, wie es bei einem ſo guten Weſen anfangen kann. Schon begann ſie, ihre Bella zu verzärteln, ihr wie einem Kind zu ſchmeichlen. Sie war manchmal mißmutig, und war ſich nicht bewußt warum. Sie fragte manchmal forſchend und ängſtlich Soltau, ob er ſie auch noch ſo lieb habe, wie vorher. Dies alles ward anders, ſo bald ſie Hoffnung hatte, Mutter zu werden. Sie achtete mehr auf ihre Geſundheit, ihre Handlungkart und ihr Herz. Sie war ſich ſelbſt wichtiger, heiliger. Wenn ſie manchmal eine Laune überfiel, die eine phyſiſche Urſache hatte, und Soltau ſie nur aufmerkſam darauf machte, daß ſie Einfluß auf die Gemüthsart des Kindes haben könne: ſo nahm ſie ſich ſo zuſammen, daß die Laune in ganz kurzer

Zeit überwunden ward. Sie, die Zärtliche gegen Witterung höchst Empfindliche, machte sich jeden Tag Bewegung, wie auch die Witterung seyn mochte. Sie tanzt so gerne! Aber kein Bitten und Zureden, selbst die Erlaubniß ihres Mannes konnte sie dazu bewegen, weil er früher gesagt hatte, daß es doch besser sey es zu unterlassen. Aber sie ist dafür belohnt. Ihr Kind ist ein herliches Mädchen; ihr Soltau ist selig, und sie liegt da, wie eine Verklärte. Stundenlang kann Soltau an dem kleinen Kinderbettchen stehen, und dem wachenden oder schlafenden Mädchen zusehen, wie es wacht oder schläft. Neulich brachte er mir ein Wiegenlied, das er in einer solchen Stunde gemacht hatte, das dir zeigen wird, wie wichtig ihm schon jezt das Mädchen ist. Ich leg' dir's bei. Jezt eil' ich aber zu der guten Emma, die mich so gern um sich sieht, und mich überhaupt wie ihre Mutter betrachtet, das ich auch im Herzen bin.

Wiegenlied für Elise.

Heya! Popeya! Was liegt da im Bett?
Sehr nur das Mädchen, so schmuk und so fett!
Siehts nicht so wöhlig und freundlich umher
Gleich, als ob's wirklich das Christkindchen wär!

Wundert ſich ob der buntſchekichen Welt,
Die ihm ſo neu in die Aeugelein fällt;
Thut aber bald ſeine Aeugelein zu,
Kennt noch nichts beſſers als Schlafen und Ruh.

Schlaf du nur, liebliches Mägdelein klein;
Schlaf dich recht tüchtig in's Leben hinein;
Bringſt es wol weiter mit Schlafen und Ruh'n,
Als wir Erwachſ'ne mit Thäteln und Thun.

Wachſt du ja ſelig und frölich dann auf;
Schmekt dir die Mutterbruſt köſtlich darauf;
Nimmſt nur und giebſt nicht, und machſt doch ſo froh;
Das kann O—oos. ſelber nicht ſo!

Wer dich für arm hält, wie irrt ſich doch der!
Kömmt dir ja alles, als flög' es nur her!
Thuſt auch, als habeſt du's ſelber beſtellt!
Reicher iſt warlich kein König der Welt.

Sorglos und harmlos durch's Leben zu geh'n;
Aengſtlich nie vor ſich noch hinter ſich ſeh'n;
Frölich genießen, was heut' Gott beſcheert;
Kindlicher Sinn iſt des Himmelreichs werth.

Will uns die Sorge den Kopf denn verdreh'n;
Wollen wir dir in die Aeugelein ſeh'n;
Bliken ſie dann uns recht liebevoll an,
Sey's uns, als habe Gott ſelbſt es gethan.

Heya! Popeya! Schlaf ruhig und gut;
Sammle zum Leben, Geſundheit und Muth.
Wenn dich die Mutter am Herzen jezt nährt,
Lern' dann auch lieben, wie ſie nur es lehrt.

Verbesserte Manuskripts- und Druckfehler im ersten Band:

7 S.	1 Z.	v. unten,	statt:	durchstaudten,	lies: durchstaudten.
10 S.	7 Z.	—	—	Braun	— Brunn.
11 —	1 —	v. oben	—	der	— denen.
30 —	2 —	—	—	jener	— jener.
44 —	6 —	v. o.	—	beider	— bei der.
45 —	1 —	v. u.	—	müste	— müsse.
166 —	10 —	v. u.	—	Flouretten	— Fleuretten.
168 —	13 —	v. u.	—	Trikondon	— Trikandon
169 —	7 —	v. o.	—	Geran	— Geron.
210 —	7 —	v. u.	—	lustig	— lästig.
213 —	2 —	v. o.	—	klacke	— filesche.
213 —	7 —	v. u.	—	voiselle	— vaiselle.

Im zweiten Band:

22 —	12 —	v. u.	statt:	Otto,	lies: Hugo.
31 —	2 —	v. o.	—	wir	— nie.
33 —	10 —	v. o.	—	können	— zu können.
34 —	5 —	v. u.	—	oder	— aber.
38 —	1 —	v. u.	—	Natur	— Natur.

65 — 12 — v. u. muß Christus weggestrichen werden, den ich sonst nirgends wegstreiche oder wegstreichen lassen mag. Ein Druckfehler ist es wol schwerlich, sondern ein Fehler im Manuskript. Wie er aber hineingekommen seyn kann, da die Idee nicht in meine Seele kam, weiß ich nicht. Ich vermuthe, daß ich erst den Namen dieses größten Menschensohns allein geschrieben, nachher aber ihn hier unschicklich gefunden, die andern Namen dafür dingesetzt, und diesen auszustreichen vergessen habe.

101 S.	1 Z.	v. o.	statt:	unfehlbarste	lies: unbrauchbarste.
103 —	1 —	v. o.	—	dyn	— ihm.
118 —	8 —	v. o.	wird das 2te Wort Wesen weggestrichen.		
164 —	11 —	v. u.	—	Depositur	— Depositär.
165 —	4 —	v. u.	—	Aesitthetik	— Aesthetik.
192 —	7 —	v. o.	—	hie	— die
194 —	11 —	v. u.	—	feinsinnige	— feinsinnliche.
201 —	11 —	v. u.	—	dang	— dann
258 —	1 —	v. o.	—	ihm	— ihre.
278 —	9 —	v. u.	fällt das ? hinter bestimmen weg.		
280 —	3 —	v. o.	—	seinem	— seinem.
282 —	14 —	v. o.	—	Feuer	— Feu'r.
287 —	8 —	v. u.	—	den	— dem.
291 —	11, 12	v. u.	statt meines		— ihres.